


STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

Gesammelte
kleine
historische Schriften

von

G. G. Gervinus.

Karlsruhe,

Friedrich Wilhelm Hasper.

1838.



Vorrede.

Die Sammlung der in diesem Bande enthaltenen Schriften ist zunächst durch eine Aufforderung meines Verlegers veranlaßt. Da diese Aufforderung gerade mit meinen neuesten Schicksalen zusammentraf, die mich entschiedener auf die Schriftstellerei anweisen, so half sie mir um so leichter über den Scrupel weg, daß in der Zusammenstellung der zerstreuten Werkchen eines jüngeren Mannes etwas Anmaßendes liegen könnte. Dieser Scrupel wog ohnehin nicht sehr schwer bei mir, denn einige der hier erneuerten Aufsätze sind mir lieb genug, daß ich sie nicht gerne in den Zeitblättern zerstreut lassen möchte; andere ergänzen oder begleiten meine Schriften über Machiavelli, die aragonische Geschichte und die deutsche Literatur; Alle aber sind mehr oder minder geeignet, den wenigen Freunden, die mein Bildungsgang interessirt und an die ich meine Schreibereien vorzugsweise wenden möchte, das Bild weiter auszuführen, das ihnen meine übrigen Bücher schon deutlich entwerfen. Ich will hoffen, daß auch in diesen zum Theil sorgloser hingeworfenen Arbeiten dieselben Züge erscheinen, die man an mir gewohnt ist, und daß man dasselbe Auge desselben Betrachters der menschlichen und vaterländischen Dinge darin wieder finde.

Wenn ich übrigens so bereitwillig zu der Wiederverbreitung dieser Schriftchen stimmte, so fürchte Niemand, daß dies der erste Schritt zu einer leichtsinnigen Vielschreiberei sein werde,

der ich mich in meiner neuen und freien Lage überlassen dürfte. Ich werde vielmehr immer dahin streben, mühsamer zu schreiben und mit jedem neuen Versuche der formellen und materiellen Geschlossenheit näher zu kommen, die eine klassische Geschichtschreibung verlangt, die unser ganzes Volks- und Bildungs- und Schriftstellerwesen unendlich erschwert, und die meinen gelungensten Arbeiten sehr bedeutend fehlt. Man hat mir Glück zu meiner neuen Muße und keine Rückkehr zu practischer Thätigkeit gewünscht. Dies ist die Meinung von mehr als zweideutigen Freunden, und ich glaube als ächterer Freund zu thun, wenn ich ihnen das Gegentheil auch gegen ihre Neigungen wünsche. Und dies nicht etwa deswegen, weil ich mich selbst so sehr zu der Universitätswirksamkeit zurücksehnte, denn meinen Neigungen, wenn ich diese hören wollte, möchte jener Wunsch nur allzugut entsprechen oder schmeicheln. Ich habe es mit Mißmuth erfahren, (doch ohne zu verzagen), wie viele Beschränkung ein freierer geistiger Sinn der heutigen Brodwissenschaft gegenüber zu leiden hat, und wie sehr geschwunden die Möglichkeit ist, mit Gesinnung und Character auf die Jugend der Universitäten zu wirken, seitdem die Regierungen keine Charactere und keine Gesinnungen mehr wollen. Aber doch bleibt die Universität der einzige Ort, wo sich die Resultate einer Wissenschaft und eines Lebens, wo sich Weisheit und Characterbildung lebendig von Mund und Person fortpflanzen und übertragen können; und wie sehr auch die Empfänglichkeit der Jugend unter den kleinlichen Verhältnissen nachgelassen hat, doch haben wir erlebt, daß unter den geringsten Momenten von größerem Zug auch die größere Empfänglichkeit und der alte edle Sinn wieder auftaucht, an dem wir in unserm jungen Geschlechte nicht gern verzweifeln möchten. Sich zu dieser Jugend herabzulassen, halte ich allemal für besser, als in windigen Zeitungen dem lesenden

Pöbel aufzuwarten; und wer sich zu ihr weise herabzulassen verstehen soll, der grade muß sicher stehn in den höchsten Ergebnissen seiner Wissenschaft, wie er es kaum vor dem gelehrten Publicum braucht. In jedem Fall ist die Beschränkung, die uns die practische Thätigkeit auflegt, geringer als der Nutzen, den sie uns bringt. Denn die Berührung mit der wirklichen Welt hält uns allein frei von thörichten Chimären oder Pedanterien, die von je das Erbtheil der deutschen Schriftgelehrten waren. Wer sich in seiner Wissenschaft sicher und fest weiß, dem wird das Leben nichts anhaben, und nichts die Rücksichten, die er einer practischen Wirksamkeit schenken muß; wer sich aber in dem Gesammtleben seiner Umgebungen sicher und fest fühlt, der wird die Wissenschaft ganz anders fördern, als der sich allein der Wissenschaft gegenüber sieht und sich ganz in sie vergräbt. Diese Umgebungen sind uns wie ein Hebel in die Hand gelegt, mit dem wir das große Radwerk, das man vornehm die Förderung der Menschheit nennt, ganz anders in Bewegung setzen, als wenn wir thöricht versuchen, in die gewaltigen Speichen unmittelbar und mit nackter Hand einzugreifen.

Ich habe bisher in meiner schriftstellerischen Laufbahn ein Glück gemacht, dessen sich jetzt ein bescheidener Mann, der Schul- und Zeitungsfreundschaften verschmäht, in der wissenschaftlichen Literatur nur selten erfreuen kann, seitdem diese durch die picanten Blätteleien unserer dilettantischen Emporkömmlinge in der Art verdrängt ist, daß jetzt selten Jemand ein wissenschaftliches Buch im Ganzen liest und um seiner selbst oder um des Verfassers willen studirt. Es ist möglich, daß ich den guten Eindruck, den ich mit meinen bisherigen Schriften machte, mit der gegenwärtigen Sammlung zum großen Theil zerstöre. Einige anonym gedruckte Aufsätze, die mit Namen von Bedeutung und Ansehn etwas unartig umgehen, erscheinen hier zum erstenmale als

mein Eigenthum. Ich verschmähe, das als Jugendsünde zu entschuldigen, für das ich noch einstehen würde; ich pflege seit einer gewissen Periode nicht ohne Ueberlegung zu schreiben, auch wo ich unbesonnen scheinen könnte, und nicht ohne Ruhe, wo ein Anderer Leidenschaft und Heftigkeit finden würde; ich bin daher auch nicht gemacht, ein peccavi zu singen. Ich bin den Personen gegenüber unbefangen, eben weil ich nichts weniger als leidenschaftlich bin; und ich bin den Sachen gegenüber rücksichtslos, eben weil ich persönlich unbefangen bin. Es sollte mir leid thun, wenn mir Jemand zutraute, es hätte sich in die Erneuerung der historischen Briefe irgend eine Animosität gegen Göttingen eingemischt. Die Göttinger Geschichten konnten mir nur Abscheu gegen Eine Seite einflößen; ich habe dort Vorurtheile, die man außen hegt, abzulegen gelernt, denn es war vorhin unstreitig die deutsche Universität, die noch am meisten dem entsprach, was eine Universität sein sollte. Ich habe dort schöne Tage und liebe Freunde gehabt, an die ich immer zurückdenken werde.

So wünsche ich auch nicht, daß man hinter der Publication der Vorrede zu dem dritten Bande meiner Literaturgeschichte mehr suche, als dahinter ist. Die Leipziger Censur hat sie gestrichen; es wäre auch nichts an ihr verloren gewesen. Sie ist unter den allerfrischesten Eindrücken, da es die Gelegenheit so fügte, hingeschrieben. Ich hätte nun Zeit gehabt, die Empfindungen mit Urtheilen zu vertauschen, aber ich wollte es ausdrücklich nicht. Ich gebe die wenigen Zeilen so, wie sie gestrichen wurden. Denn ich bin nicht gesonnen, mir es wehren zu lassen, über meine Angelegenheiten in meiner Art unter meiner Verantwortung zu reden. Auch schadet es nicht, daß man in Deutschland noch deutlicher, als man schon weiß, erfahre, wie viel dem König von Hannover gestattet ist, selbst der sächsischen Censur

zu verbieten, in derselben Zeit, wo Preußen die Injurien der bairischen nicht hemmen kann.

Unter den Aufsätzen aus den deutschen Jahrbüchern, einer eben so rasch begonnenen als verlassenen Unternehmung, findet sich einer über Reform der deutschen Universitäten, der unter der leichten und durchsichtigen Maske eines Ministerialberichts auftritt. Ich hätte darauf geschworen, daß sowohl unsere practischen Staatsleute wie unsere practischen Schulmänner hinter dem Verfasser nichts als einen gutmüthigen Ideologen vermuthen würden, der von dem Möglichen in Staat und Schule so ziemlich wie ein Blinder von den Farben urtheile. Wie war ich erstaunt, daß der vortreffliche Thiersch, der beides, Schul- und Staatsmann zugleich ist, in seinem neuesten Schriftchen zur Vertheidigung der Universitäten hinter diesem Berichte ein wirkliches und bösliches Attentat auf diese Anstalten sah, und hinter den Berichterstattern etwa durchgefallene Ministerialräthe vermuthete, die nun ihre schlecht bestandenen Plane im Unmuth veröffentlichten. Es wird den wackern Vorkämpfer in jeder humanen Sache trösten, wenn er hier erfährt, daß diese ganze Reform blos in dem betreffenden Departement meines Kopfes discutirt ward, und daß kein anderes Finanzbureau sich dabei zu benehmen hatte, als die Kasse meines Verlegers. Auch mir aber war es kein kleiner Trost, daß ein so wichtiger Mann, obzwar als Gegner, doch an die Möglichkeit glaubt, daß auf einen solchen Entwurf in unserer Zeit irgendwo in Deutschland auch nur ernstlich gedacht werden könne! Nicht als ob ich selbst vielleicht neuerdings die Sache an sich für unmöglich hielte, denn ich bleibe bis aufs Jota bei dem ganzen Inhalt der Reform. Allein so schwarzsichtig bin ich leider, daß wenn ich diesen Plan unserer schwachen und matten Zeit gegenüber, und gegen jene Regiermethode des furchtsamen Zögerns und Probirens

hielt, ich nicht allein darauf gefaßt, sondern sogar darauf aus war, es möchte dieser kecke Entwurf den Anschein einer Satyre gewinnen durch den grellen Contrast des Staats und der Staatsmänner, die darin vorausgesetzt werden, mit denen, die wir jetzt überall um uns sehen.

Die Aufsätze erscheinen bis auf sehr wenige ganz unwesentliche Aenderungen völlig in ihrer ersten Gestalt. Sogar Censurlücken in dem letztgenannten Artikel über die Universitäten ließ ich unausgefüllt; ich bin weit entfernt, diese Gelegenheit, der Censur zum Trotze reden zu können, zu mißbrauchen. Nur daß man in einer ganz schmählichen Sache, wie die hannoversche ist, jede billige Gegenwehr hinderte, dünkte mir zu schmachvoll, um es auch nur bei einer so kleinen Gelegenheit, wie jene Vorede ist, zu ertragen.

Darmstadt, im März 1838.

Gervinus.

Vorrede

zum dritten Bande der Geschichte der deutschen National-Literatur.

Ich überreiche dem Publikum nach einer längeren Unterbrechung den dritten Band meiner Geschichte der deutschen Dichtung. Sein längeres Ausbleiben wird ihn nicht besser gemacht haben. Man wird vielleicht mehr historische Haltung darin finden, als in den frühern Theilen: dieß ist nicht die Folge sorgfältigerer Bearbeitung, sondern größeren Quellenreichthums, bei dem die strengere Form der Geschichte erst möglich wird; es gibt hinfort keine Lücken, welche zur Ausfüllung mit Erörterungen anfforderten, die ohnehin nach dem Anfange drängen, wo sie dem Leser den Standpunkt des Verfassers gewinnen helfen. Hier und da wird man, wie auch schon im zweiten Theile, das Unbedeutende und Unbekannte vielleicht zu viel berücksichtigt finden; allein da gerade die Zeiten, die diese beiden Bände umfassen, bisher ganz vernachläßigt waren, und auch wohl kein Anderer sobald dieses Weges kommen wird, so hatte ich kein Bedenken, mich hier gehen zu lassen. Auch war das Schicksal auffallend günstig für meine Forschungen gestimmt: es hielt mich bis zum Schlusse der zwei ersten Bände in Heidelberg, dem einzigen Orte fast, wo diese zu schreiben möglich

war; es führte mich bei der Ausarbeitung des dritten nach Göttingen, für dessen Gegenstände die dortige Bibliothek wohl mit die reichsten Hülfsmittel bietet; und trieb mich von da in alle Welt gerade bei dem Abschnitte, darf ich sagen, von wo an die Quellen der deutschen Literatur so ziemlich in aller Welt zu finden sind. So sehr nun diese Umstände das Buch begünstigen konnten, so wird der achtsame Leser, auch wenn er der nachsichtigste ist, dennoch finden, daß es diesem Bande, gegen die früheren, an jenem tantino fehlt, che fa tutto. Und dies hauptsächlich darum, weil mir die Liebe zur Sache vor diesen Gegenständen schwand, die, jemehr man sich ihnen hingibt, desto mehr verdummend und Abscheu erregend wirken. Und dann auch darum, weil es mir an der ruhigen Disposition des Körpers und Geistes fehlte. In Amt und Haus wechselten mir innerhalb zweier Jahre Glück und Unglück in dem Maße, als ob ich recht schroff und plötzlich und oft empfinden sollte, wie ärmlich an Hülfe der Mensch, und wie reich an Rath die Vorsicht ist, die uns allein nicht wegstirbt, auch wenn sie uns Vater und Mutter und Bruder auf Einen Schlag dahinrafft.

Zu dem Glücke unstreitig, das mir zu Theil ward, gehört meine Verweisung aus Göttingen und Hannover. In einem Lande, wo sich Immoralität und brutale Gewaltthat auf den Thron setzt, und selbst nur die Maske des Rechtes vorzunehmen nicht für nöthig achtet, in einem solchen Lande ist weder für einen Mann von Gewissen, noch für einen Mann der Wissenschaft eine heimliche Stätte. Wer beneidete wohl die Zurückgebliebenen, oder wer möchte wohl der Verwiesenen Platz einnehmen an einem Orte, wo die unvermeidlich einreißende Demoralisation gleich anfangs so versprechende Früchte trägt, daß wir noch erlebten, wie man die Wahrheit durch Ordonnanz zur Lüge erklärt, wie die Familien in ihren Gliedern unter

sich zerfallen, wie der Bekannte am Bekannten zum Spione wird, wie der Knechtischste und Schlechteste vor dem scheidenden Collegen, dem Ehrenretter seines Landes, nicht den Hut mehr zieht, und wie der Beste, den Familienpflichten in schwere Collisionen mit seinem Gewissen bringen, Meineide schwören und sich damit trösten muß, „daß wir doch nur Hunde seyen." Ich brauche Thatsachen, nicht Phrasen, um einen Zustand anzudeuten, der gleich den Anfang der neuen patriarchalischen Ordnungen bezeichnet, die dort verheißen sind, der unmittelbar auf die ominösen Jubeltage der ehrwürdigen Universität gefolgt ist, die in Masse die jungen Tendenzen auszuscheiden scheint, welche ihr unentbehrlich waren, wenn das neue Jahrhundert mit verjüngenden Kräften beginnen und die Zukunft der Vergangenheit würdig werden sollte. Welche Aussichten für Sittlichkeit und Wissenschaft könnten sich dort doch fernerhin bieten, wo für persönliche Würde keine Achtung mehr ist? Zwar daß der berufene Göttinger Professorenstolz die Demüthigung erlitt, die mancher in jener militärischen Escortirung finden könnte, würde einen, der vom Handwerksstolze frei ist, eher lachen machen; und nur die gutmeinenden Pfleger der Universität, hinter deren Rücken die Execution geschah, konnte sie wohl schmerzen, empfindlicher als selbst die Degradation, der sie sich mit Andern zu fügen für gut fanden. Aber daß der menschliche Werth und die bürgerliche Unbescholtenheit und das wissenschaftliche Verdienst solcher Männer, wie ich unter den Sieben denn doch sechs bezeichnen dürfte, so vergessen werden konnte, dies ist wahrhaft schmerzlich und bedauernswerth. Daß es geschehen konnte, daß ein deutsches Land den Einen Jacob Grimm verletzte, dies ist für Deutschland eine ganz unsägliche Schmach!

Und wenn es dabei bliebe? wenn solche Männer wie die Grimm und Dahlmann mit Gewalt in die Reihen der gewöhn-

lichen Opposition gestoßen und dahin gezählt würden, wohin man schon die Anstifter des Frankfurter Attentats und die Wirth, und die Rotteck so ziemlich zusammengeworfen hat, wer würde dann nicht mit Jammer in die Zukunft sehen, wer nicht sich auf der ganzen deutschen Erde unheimlich fühlen, und ihr den Rücken kehren und sein Gebein mißgönnen? Denn wenn die Grundgesetze der menschlichen Dinge nicht etwa einmal auch beseitigt würden, so müßte es wohl auf diese Weise dahin kommen, daß auch die Schattirungen Bergmann, Mühlenbruch und Schele allmählig dieses Weges wanderten, bis wir denn glücklich Alle Demagogen wären. Wir sind ja in politischen Dingen Kinder, das haben uns Freund und Feind, Regierende und Regierte bei diesen letzten Erfahrungen wieder gründlich beigebracht: allein es gehört doch auch nur Kindesverstand dazu, um einzusehen, daß dieser sarkastische Satz nichts als die ernste traurige Wahrheit sagt, und daß wir auf diesem Wege schnurstracks nach den Umwälzungen hinsteuern, die wir so gerne meiden wollten. Wenn die Revolution, weil und wann sie von oben kommt, legitimirt werden soll, wenn es gutgeheißen und schweigend geschehen lassen wird, daß Recht und Religion mit Füßen getreten werden, mit welchen moralischen und bürgerlichen Gesetzen will man dann den Jacobinismus in Banden halten, nachdem das weltliche und geistliche Regiment die Rechtsbegriffe verkehrt und die Gewissen geirrt hat?

Schade doch, daß wir einmal bekennen müssen, daß der Mangel an einem eigentlichen geistlichen Regimente unter uns Evangelischen auch seine Schattenseite hat. Unsere protestantische Religiosität, ich meine im Wortverstande, unsere (der Sieben) Gewissenhaftigkeit, mit der wir auf gute Rechte in besten Formen hielten, scheint bei unseren protestantischen Religiosen im Hannoverschen Lande am wenigsten Beifall gefunden

zu haben, die uns gerade den Vortritt hätten streitig machen müssen, in einer Angelegenheit, die außer alle politische und juristische Fragen zu stellen ist, über die politisch und juristisch viel zu streiten nur den guten bedächtlichen Deutschen möglich war. So weit ich weiß, so fand sich eben Einer, dem doch der Könige König über Alles ging, und der es ehrlich aussprach, daß wie es auch mit der Gültigkeit der Hannoverschen Verfassung beschaffen sey, dennoch kein König und kein Pabst von einem Eid entbinden könne. Und ich muß zweifeln, ob selbst Gott von einem Eid entbinden könnte, der nicht ihm allein geschworen ist! Was ist nun das für eine Geistlichkeit, die wohl, wenn einer ein verändertes System der Mythologie aufbringt und neuert im Gebiete der Gelehrsamkeit, an jedem Steine rüttelt und Alles in Bewegung setzt, und die nachher gleichgültig schweigend zusieht, wenn mit frecher Hand die Grundfesten der Religion und Moral erschüttert werden? Es ist ja schlimm, wenn die Juristen böse Christen sind; so ists doch schlimmer, wenn selbst die guten Christen zu Sophisten werden. Mit welchem Eifer kämpfen die katholischen Geistlichen (und mit welcher Freiheit wagen sie's selbst in deutschen Blättern) in einer Sache, die *mindestens* problematisch ist, und mit welcher Indolenz ertrugen unsere protestantischen diesen Eingriff der weltlichen Macht in ein Reich, in welchem keine Polizei-naßregel gilt, einen Eingriff, der selbst von Partheinehmern er neuen Regierung öffentlich nicht gut geheißen ward. Mit nmuth sieht man, wie sehr die Kraft der Sittlichkeit hinstirbt, e in den Zuständen Deutschlands bisher für manches Trostlose Staate und im Leben entschädigen konnte. Mir wenigstens ßhagt die Tugend, die nur im Umgehen des Schlechten be-ht, und ich verachte die Religiosität, die nichts weiß als zu den. Ich mag auch, wenn ich mich ernstlich frage, nicht ein-

mal den, dem ängstliche Rücksicht über die Pflichten geht; und ich kenne mich gut genug um zu wissen, daß ich noch strenger urtheilen würde, wenn ich selbst in der Lage gewesen wäre, Rücksichten nehmen zu müssen. Hätte ein jeder dort seine Pflicht gethan, so schützte die gemeinsame Tapferkeit vor der Niederlage der Einzelnen, und wir bösen Sieben hätten dann nicht die Zeichen des Beifalls empfangen, die mir ebenso viele schmerzliche Zeichen davon sind, daß das einfachste Handeln nach Pflicht und Gewissen unter uns auffällig und selten ist. Und wenn denn Einen ein härterer Schlag getroffen hätte, haben wir denn Alle vergessen, daß Gott auch die Sperlinge nährt, die nicht säen und erndten? Doch davon scheinen die Wenigsten eine Ahnung zu haben, wie süß der dürftigere Bissen schmeckt, der mit lachendem Gewissen genossen wird, und wie die äußere Bedrängniß die innere Zufriedenheit steigert und hebt. Mir wahrlich haben diese Tage, die eine Zeit der Noth werden und häusliches Unglück reichlich stiften konnten, und vielleicht sollten, sie haben mir Zeichen der Liebe von Schülern und Freunden gebracht, auf die ich stolzer wäre als auf durchgefochtene Patente, und haben mir Scenen des häuslichen Glücks bereitet, um die mir kein König der Erde seinen ärmlichen Reichthum bieten dürfte.

Darmstadt, am Neujahrstage 1838.

Gervinus.





Veranlaßt durch

Heeren und das Archiv von Schlosser und Bercht.

1832.

Non ego tibi, sed causa causae respondit.
Hieronym.

'Ρᾳστον ἁπαντων εστιν αὑτον εξαπατησαι· ὁ γαρ βουλεται τουθ' ἑκαστος και οιεται. τα δε πραγματα πολλακις ουχ οὑτω πεφυκεν.

Demosthenes.

Historische Briefe.

1.

Ich glaube, mein Freund, Ihren Scherz nur halb, und den Vorwurf, den Sie mir machen, gar nicht zu verdienen; und wenn Sie wollen, daß ich Ihren Brief so gutmüthig hinnehme, so muß ich mich gewöhnen, Ihren Scherz höchstens für einen halben Vorwurf, Ihren Vorwurf aber für bloßen Scherz zu halten. An ein unglückliches Wort, das ich einmal vor Ihnen fallen ließ und auf das Sie mich gleich mit dem Ekelnamen eines literarischen Demagogen begrüßten, knüpfen Sie nun Ihre spöttische Epistel, die mir zu dem ersehnten Ausbruche der Feindseligkeiten auf dem Gebiete unserer historischen Literatur einen beißenden Glückwunsch bringt. Wie kam ich auch dazu, Sie mit einem Ausdrucke zu reizen, der allenfalls in meine früheste Jugend gepaßt hätte, da ich mir's instinktmäßig zum Gesetze gemacht hatte, mir bei meinen Studien in Cultur- und Literarhistorie mit Uebertragung von Epochen aus der politischen Geschichte, mit Analogien für den inneren und äußeren Gang, und mit ähnlichen Hülfsmitteln unter die Arme zu greifen, wie sie ein halbgereifter Verstand bei halben Kenntnissen zu Stützpunkten sucht, die ihm schon dann faßlich sind, wenn noch die Phantasie der Kindheit sich überall gegen die Abstraction wehrt, wenn noch Mangel an Erfahrung ihn die Halbheit seiner

Parallelen nicht erkennen läßt. Diese Jugendformen tragen wir gerne, wie unsere Jugenderinnerungen, in das spätere Leben über, da sie immer große Anschaulichkeit und bis auf einen gewissen Grad auch Wahrheit behalten. So konnte ich denn damals, und möchte wohl auch noch jetzt, Ihrem Hohne zum Trotz, behaupten, daß das revolutionäre Getriebe im geistigen Reich der Deutschen sein Ende noch nicht erreicht hat, und daß Sie im Gebiete der moralischen Wissenschaften noch Explosionen erwarten dürfen, wie sie seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts in den schönen und humanen Wissenschaften Statt gehabt haben, wie sie zwischen Herder und Schlözer in der Geschichte begannen. Und so weit biete ich Ihnen für Ihren Witz, wenn es Ihnen denn so schwer fällt, keine Satyre zu schreiben, die breite Seite meiner Schwächen dar. Denn daß ich es Ihnen nur wiederhole: Sie mögen als ein feinfühlender moralischer Zuschauer bei den Kämpfen unserer literarischen Heroen einen Widerwillen empfinden oder nicht, das bleibt darum doch wahr: wir danken es nur ihnen, daß wir in Zeit von einem halben Jahrhunderte unsere Nation auf die Höhe der geistigen Bestrebungen in Europa gerückt sahen; nur ihnen den glanzvollen Aufschwung aus einer lang hergebrachten dunkeln Beschränktheit, die Deutschland zum Gelächter der Nachbarn machte, wie seine neue Bildung es plötzlich zum Gegenstande der Bewunderung emporhob. Wir dürfen es uns zujauchzen: seitdem die schweizerischen Veteranen gegen die Gelehrtendespotie in Leipzig ankämpften; seit Lessing mit gleicher Gewalt die spießbürgerliche Befangenheit unserer Väter aus dem 17. und 18. Jahrhundert, und die flache Kunst und Philosophie der Franzosen abschüttelte; seit Voß für die Herrschaft der Vernunft im Glauben und Wissen stritt, wird, wenn nicht Söhne und Enkel die Kraft der Eltern abschwören, der Absolutismus königlicher Akademieen und der Oligarchismus unserer Universitätsprofessoren Deutschland vorerst nicht unter das Joch beugen. Sie irren mich auch nicht mit Ihren Autoritäten aus Berlin, aus Bonn und Göttingen. Glauben Sie im guten Ernste, daß eine Zeit wie die unsre, ein Volk wie das unsre

auf die Länge eine Philosophie, die dem Geist unerträgliche Fesseln anlegt, getragen hätte, auch wenn ihr genialer Schöpfer länger gelebt hätte? Oder glauben Sie, daß man sich selbst gegen die Diktatur des römischen Geschichtschreibers, bei der Ueberzeugung, daß seine autokratische Abschließung nur Schaden brachte, aus einem andern Grunde nicht aufgelehnt habe, als weil man die Wissenschaft im Ganzen unter seinen Händen gedeihen sah, weil der Mann mit allen seinen Fehlern in kolossaler Größe eine ruhmvolle Stelle deckte, die auszufüllen geringere Vorzüge auch bei mindern Mängeln nicht im Stande gewesen wären, und weil seine unermeßlichen Kenntnisse und seine tiefe Gründlichkeit gegen alle Stümper und Pfuscher, unter deren Zudrang unsre Literatur von je am meisten litt, ein odi profanum vulgus aufdämmte? Wenn Sie mir aber zutrauten, ich hielte die Reste des Kampfes, der mit dem Göttinger Historiker etwa noch auszufechten seyn möchte, für irgend werth, neben jenen glorreichen Vorkämpfen nur gedacht zu werden, möge er auch welchem Gegner er wolle gegenüberstehen, dann halten Sie mich für fähig, neben Pindar's unsterbliche Olympiasieger Roms Klopffechter zu stellen, unter die sich zuweilen auch ein gekröntes Haupt, nie aber ohne Selbstentwürdigung, mischen konnte. Nur einen Augenblick konnte man den Mann verkennen, der sich in den Kreis der alten Siegerathleten unverdient eingedrängt hatte. Erinnern Sie sich, als ihm einer der Brabeuten, oder wer sonst, mit leichtem Finger auf den Kranz wies und gutmeinend über ein welkes Blättchen scherzte, wie er da auffuhr und sein Verdienst und seinen Kranz zu vertheidigen suchte, den ihm keiner bestreiten wollte, und sich entschuldigend sich beschuldigte! Das war noch würdig, als er mit Selbstgefühl auf die errungene Palme zeigte und ausrief: Das sey seine Antwort auf alles Bekritteln und Bemäkeln. Doch selbst das war zu viel, falls er sich in seinem Besitze sicher wußte. Denn als nun die Kampfrichter, aufmerksam gemacht, aufstanden und nur Miene machten, sein Anrecht auf die Siegerkrone zu untersuchen, als sie nur merken ließen, sie könnten, wenn sie wollten, ihm den ruhigen Besitz gefährden: jetzt tobte

er auf, jetzt verrieth er in allen Zügen, daß ihm kein Recht sei, frei unter freien Männern zu stehen; jetzt vernahmen Sie ja, wie eitel er auf seinen Muth pochte, recht wie jene, von denen der römische Redner sagt: accipere plagam malunt quam turpiter vitare; recht wie jene, die im Augenblick des Falles nicht vergessen, um ihrer Oberen Zufriedenheit zu werben (quam saepe apparet, nihil eos malle quam vel domino satisfacere vel populo. Mittunt etiam vulneribus confecti ad dominos, qui quaerant — quid velint)! Gegen so wenig ebenbürtige Mitkämpfer sollte man nicht die Rhabduchen aufrufen? Oder, um von dem Bilde auf die Sache selbst zurück zu kommen, dünkte es Ihnen einer freien Seele würdig, als der Mann auf thatsächliche Vorwürfe, die gegen Sachen gerichtet waren, die ganz Deutschland interessiren, mit Schmähreden antwortete gegen Person und Persönlichkeit, die Deutschland nichts angehen? Oder war es eines Mannes würdig, mitten im Zurüsten ungleicher und unerlaubter Waffen dazwischen zu jammern, wie ein jähzorniger, selbstvergessener Knabe, er habe doch jenem, in dessen tiefer Ungnade er stände, nichts zu Leid gethan; ihm, der ja um eine höhere Angelegenheit, als um persönliche Beleidigung — nicht stritt, nur seine kampfrichterliche Stimme hob? Ich bitte Sie, trat Ihnen nicht mit Einem Male die ganze Jämmerlichkeit des Herrn Geheimenraths Klotz vor das Gedächtniß, der ja fast mit denselben Worten (so wenig Neues geschieht unter der Sonne!) sich gegen Lessing verwahrte: „Er habe Niemanden beleidigen wollen, und dies Bewußtsein habe ihn nicht Lessing's Unwillen oder Zorn befürchten lassen." Und was wird nun auch Schlosser wohl dabei anders gedacht haben, als was Lessing schrieb: Meine Ungnade? Meine Ungnade! O der Herr Hofrath haben mich zum Besten! Und das sind also die Männer, die jede Stunde die Humanität im Munde führen! enge Seelen, die noch lange nicht über das kleine Treiben hinweg sind, das nur nach dem Maaße des Vortheils, des Eigennutzes, der Selbstsucht, und nach der Begierde nach einem eiteln Ruhme in einem Kreise wirket, der sie seiner Natur nach über alle eigene Rücksichten

weit emporheben sollte! Männer, die von ihrer Stellung als Lehrer mit so viel Emphase reden können, und sich nicht entblöden, im selben Augenblicke einen Vorwurf, den man ihnen über Betrug der Wahrheit macht, ich weiß nicht mit welcher Sophisterei auf eine plump materielle Art zu deuten, ich weiß nicht, mit welcher Scheinblindheit auf eine schlaue Art zu verdüstern, daß man gar nicht weiß, was sie eigentlich wollen! Wie sollte nun da für die Wissenschaft irgend ein Gewinn abzusehen sein? Wer möchte sich da einlassen, sich da beflecken, wo man auf alle Weise höchstens bei schadenfrohen Beobachtern Freude, bei unmündigen Schülern der Partheien Gift, bei allen Gutdenkenden Aerger erregen würde? Auch hat es, wenn die Sache auf sich beruhen bleibt, mit der Göttinger Herrschaft weiter keine Gefahr. Gottlob, die Zeiten sind ja doch vorbei, in denen Johann von Müller scherzte: „er und seines Gleichen erkenne gar zu lebhaft, wie gar nichts alle Kinder der Menschen seien gegen einen Göttingischen Professor; daß man in Göttingen mit gutem Geschmack und wahrer Weisheit sich bis zum Taumeln berausche, wenn Andere nur etliche Tröpfchen genössen; daß Andere durch die Gnade der deutschen Professoren allein noch einigermaßen in der gelehrten Republik ihre Häupter aufheben dürften; wie der weltberühmte H. nebst Andern sehr wohl wisse, und jene armen Sünder bei Gelegenheit fühlen lasse." Zu sehr ist jene altväterische Schule, zu der man Heeren noch zählen mußte, und gegen die sich im Grunde jeder bedeutende Kopf in Deutschland seit dem Wiedererwachen unsrer Literatur auflehnte, in den Hintergrund gedrängt, als daß irgend einer Besorgniß Raum zu geben sei. Gewisse Zeiten gibt es in der Kulturgeschichte jedes Volkes, in denen Sie eine schulmeisterliche Breite, eine Sentenzenmacherei, ein Moralisiren und Belehren finden; Zeiten, in denen die Literatur entweder noch nicht oder nicht mehr auf ihrer Mittagshöhe steht, wo sie nicht innerlich lebensvoll, von sich selbst getragen, sich selbst genügend ist, wo sie ihre Leere und Kälte fühlt, und sie mit Schönrednerei und erzwungener Weisheit ersetzen will. Solch ein altfränkischer Lehrton herrschte in Deutschland zwei

Jahrhunderte nach der Reformation hindurch; er dauerte mit Modificationen unter einer Klasse von Literatoren fort, die dem Aufschwunge seit Lessing nicht gefolgt sind. Oberflächlichkeit und eine Art Sentimentalität charakterisirt das Innere dieser Anhänger am Alten, Weiche und Breite ihre Schreibart. Ich darf Sie nur an die Mehrzahl der ästhetischen Aufsätze aus der belletristischen Periode, selbst an die trefflichen Sulzer'schen Nachträge erinnern; im eigentlich gelehrten Felde darf ich Ihnen nur Heyne nennen, und Sie fühlen, wie in derselben Art glatt und breit, weich und lax, bequem und selbst faul die Forschung und Darstellung bei Heeren ist, wie ganz er also in die Reihe jener τυφογεροντες gehört. Gegen diese Art der Forschung und des Ausdruckes haben sich seit Lessing alle Männer von freierem Geiste gestellt: Ebert, Kant, Möser, Moser, Spittler, Wolf, Voß u. A.; durch ihre Kenntnisse wie durch ihre Sprache zieht ein ganz anderer Geist von Kraftfülle und geschloßnerem Wissen, als durch das glatte und unfaßbare Wesen Jener. Diese Eigenschaften concentriren sich in Niebuhr im Uebermaße, wie sich die der andern Seite in Heeren zu häufen scheinen; daher erklären Sie sich den feindlichen Gegensatz zwischen Beiden.

So viel — (und wahrlich es ist zu viel) gegen Ihre Späße. Ihr Vorwurf aber berührt mich gar nicht, und ist auch natürlich, will ich hoffen, nicht ernst gemeint. Aus so kleinlichen Ursachen, das weiß ich wohl, werden Manche eine Art Schadenfreude über die aufgehetzten Fechter empfinden, — aber auch ich? Was kümmert mich weiter, da ja nicht von Wissenschaft die Rede ist, der Streit zwischen Schlosser und Heeren? Was liegt mir daran, ob der Eine die luftigen Ideen des Andern verlacht, dieser aber vermeint, selbige vermöchten kraft ihrer Sublimität nicht in das caput insanabile des Gegners einzudringen? Wie, wenn ich vielleicht schon in der Hauptsache die eigne Grille hätte, daß mir nicht viele Bücher vorgekommen seien, in denen zwar kleinen Fünden mit so großem Wortschwalle eine so ungemeine Bedeutung gegeben sei, in denen dagegen an eigentlichen Ideen, luftig oder solid, eine solche Theurung herrsche, als in Heeren's? Doch Sie merken mir ab,

daß dieser Ton ein gezwungener ist; meine Stimmung über die ganze Sache ist weit eine andere, von allem Scherz sehr entfernte. Wollen Sie sie recht bestimmt kennen? Sie hat zwei möglichst entgegengesetzte Seiten. Wer in Wissenschaft und Leben Aufklärung sucht über die Menschheit, über ihre Zwecke, über ihr Verhältniß zu allem Geschaffenen und Ungeschaffenen, wer, nur sehr wenig eingesenkt in diese Tiefen, ihre Unermeßlichkeit nur schwach geahnt, desto mehr aber sich über die Unmacht der geringen Kräfte klar gemacht hat, die ihm an ihre Ergründung zu setzen gegeben sind, und wer dennoch, auf seine gute Natur vertrauend und mit freiem Bewußtsein, seine Kräfte in den unfehlbar tragisch endenden Kampf wagt, dennoch den unbewältigten Stein des Sisyphus auf die sehnlichst erzielte Höhe mit vergebens spähenden Sinnen, mit eitel angestrengtem Bestreben zu wälzen versucht, wie kann den das ärmliche Gezänk über ärmliche Dinge kümmern und anfechten? Wie sollte der nicht mit Verachtung auf das kleinliche Wettrennen der Literatoren um Stimme, um Namen, um Ruf herabsehen, der, auf sein Inneres zurückgezogen, von der Gelehrtenwelt nichts hofft und nichts fürchtet, der von Büchern und Bücherwissen nur sehr kleine Begriffe hat, der einmal in Pindar's erhabener Seele die weisheitsvollen Worte gelesen und gefaßt hat:

— Σοφος ὁ πολλα ειδως φυᾳ,
μαθοντες δε λαβροι
παγγλωσσιᾳ, κορακες ὡς, ακραντα γαρυετον,
Διος προς ορνιχα θειον.

Nur gehört, auf der andern Seite, der Mensch nicht der weitesten Gesammtheit allein an; sich so über alle nähere Umgebung hinweg zu setzen, ist ein Stolz, der nicht mehr menschlich ist. Auch der engere Kreis, dem wir angehören, hat Ansprüche an uns, und wenn wir jede physische Forderung des Körpers ehren müssen, warum nicht die Mittelglieder, die zwischen da und den höchsten Anforderungen der Menschheit liegen? Ich achte es wohl klein, nach demjenigen ängstlich zu jagen, was die Leute seiner Nation nützen nennen, weil meist solchen Zwecken Eigennutz, Ehrsucht und Dünkel anklebt; man kann

aber auch diesen Erfolg, absehend davon, desto sicherer erreichen, und sich so einen Ruhm gründen, den ich für nichts Gleichgültiges, den ich des Schweißes der Edlen werth halte. Dahin rechne ich auch das Heilen und Hemmen, wo Schäden sind oder drohen: in solchen Fällen seine Kräfte aufbieten, halte ich für Jedermanns Pflicht, den Gedeihen und guter Name seines Volkes nicht gänzlich kalt und unbekümmert läßt. In unserm Falle seh' ich nur den bestehenden oder bevorstehenden Schaden nicht recht ab, und so lange dem so ist, so lassen Sie mich gefälligst mit der Geschichte in Ruhe.

2.

Daß Sie doch stets so schlau als scharfsinnig sind! Sie haben mir da eine Seite der Heeren'schen Schriftchen gezeigt, die mir entgangen war; und um nun daraus den Vortheil zu ziehen, der Ihrer Sucht nach Neckereien (ich muß Ihnen doch einen ähnlichen Fleck anhängen, wie Sie mir neulich) am wünschenswerthesten scheint, so bauen Sie darauf eine Zumuthung, eine Zumuthung —! und wie Sie dabei den Ton, den ich an Ihnen gewohnt bin, so feierlich umstimmen, wahrhaftig, es kostete mich Mühe, den Schalk heraus zu merken, der gleichwohl dahintersteckt. Sie sagen (mit wie viel Recht, will ich nicht entscheiden), den bisher gegen Heeren erhobenen Angriffen fehle es theils an Allgemeinheit, theils an Detail zu sehr, als daß jener bequem darauf hätte antworten können, als daß er einen wissenschaftlichen Weg zur Erwiederung hätte einschlagen mögen; Sie führen mir vor, auf so allgemeine Ausstellungen müsse, wie ich ja selbst gefühlt habe, Heeren's allgemeine Antwort, daß in seinen Werken seine Rechtfertigung stände, genügen; Sie machen mich besorgt, umsonst würde man dem über die persönliche Berührung in erhabenem Zorne Schweigenden zurufen: *Αισχυλε λεξον, μηδ αυθαδως σεμνυνομενος χαλεπαινε*; ihn werde nicht einmal das *ινα μη φασκη απορειν*

με zur Antwort bewegen, und solle das Publikum nicht über die Sache im Unklaren bleiben, solle es nicht unwürdig denken von dem Keifen des Einen und dem Verstummen des Andern, so müsse nothwendig — und das hielten Sie für den einzigen Zweck, den sich ein Erneuerer des Kampfes setzen dürfe — ein breiterer und ehrlicherer Kampfplatz eröffnet werden, wo alle Kunst der Partheien freieren Spielraum hätte. Ganz Unrecht haben Sie nicht, und dunkel hab' ich etwas der Art selbst empfunden. Sie werden es meinem letzten Briefe wohl angemerkt haben; ja, da sieht gerade Ihr Spott am deutlichsten durch, wo Sie — gleich als ob mir Wunder welche Ehre und welcher Gefallen damit geschähe, mich auffordern, diesen Kampfplatz selber aufzuräumen. *Αλλα λιην μεγα ειπες, αγη μ'εχει!* Ich will Ihnen aber das Anmuthen, was ich Ihnen in jedem andern Falle mit zwei Worten rund abgeschlagen hätte, diesmal aus bewegenden Gründen ins Breite ausreden. Wollte ich mich auch kurz mit Mangel an Zeit entschuldigen, so würden Sie mich nicht anhören; auch die verlorne Mühe würden Sie mir schwerlich gelten lassen, (obwohl die gewiß auf eine empfindliche Art verloren seyn würde; denn wenn die Weisheit selbst ihren Mund öffnete, das Publikum lernt dabei wenig, und jene, die sich mit bekanntem Allweisheitsdünkel die Ohren schließen, noch viel weniger, wahre capita insanabilia, nicht sowohl in Grundsätzen — denn daß da das Beharren männlich ist, fühlen sie nicht einmal! — als vielmehr in Thatsachen, wo sonst jeder gerne jede Belehrung annimmt); und endlich, Scheu —? o, ich selbst würde mich schämen, nur ernstlich so was zu denken: *Τρειν μ'ουκ εᾳ Παλλας Αθηνη.*

Ganz frisch stehe ich eben auf von dem sechsten Bande des berühmtesten Heeren'schen Werkes, der Ideen. Ich hatte mich mühsam durchgeschleppt durch das ganze Opus, und da gerade überraschte mich Ihr Brief, und fand mich in einer Laune, die neben einer so dringenden Ermahnung von Außen zehn Andere bestimmt haben würde, die Kriegsfeder stehenden Fußes zu ergreifen. In diesem letzten Bande — welche Unmasse von Flachheit und Seichtigkeit ist da gehäuft! Ich lese in den ersten

hundert Seiten — oder vielmehr nur in etwa sechzig Seiten (denn in solchen Dingen, wie der Abschnitt über die geographische Ansicht von Griechenland, pflege ich in der Regel höchstens zu blättern); und schon auf einer so kleinen Stelle, ich wiederhole es, welche Unmasse von Fadheit und Oberflächlichkeit! Wie? solche Bücher nennt Deutschland unter seinen ersten Werken, solche Namen dürfen unter uns auf Gelehrsamkeit Anspruch machen? oder so eingewurzelt ist bei uns die Scheu vor einem hergebrachten Gelehrtenadel? Denn wer sonst, der sich nicht auf eine solche ererbte Autorität stützte, wer sonst dürfte solch ein Buch dem deutschen Publikum bieten? Doch wozu diese Exclamationen, wo Sie die Sachen wollen sprechen hören! Nun denn! Sie sollen einige Proben haben. Und wenn Sie sagen, meine Exclamationen sind aus der Luft gegriffen, nun so hab' ich doch den Vortheil, daß Sie bereitwillig von Ihrem Ansinnen abstehen werden. Sie sollen einige Proben haben aus diesen Paar Seiten, obgleich ich sonst kein Freund bin von Kritikern, die fremder Leute Bücher blätterweise recensiren; wo mir der Beurtheiler nicht den Geist des Buchs öffnen, nicht die Methode der Forschung zeigen, aus beiden nicht die einzelnen Gebrechen herleiten kann, da halte ich nichts auf ihn: denn im Einzelnen irren kann und muß ein Jeder; wo aber die Fehler auf schiefen Grundansichten ruhen, dort muß man den Leser warnen, denn dort ist mit Einem Fehltritt, mit dem nachgiebigen Eingehen in die Grundansichten des Verfassers, endlosen Irrthümern Thür und Thor geöffnet. Doch ich? ich will ja keine Kritik der Ideen schreiben! Sie? Sie vermuthen gewiß nichts weniger von mir, als daß ich Sie mit einer berechneten kunstmäßigen Beurtheilung beschicke. Und da ich Ihnen nur zeigen möchte, aus Gründen, die ich Ihnen noch recht deutlich machen will, so klar sie Ihnen schon im Voraus seyn werden, wie sich bei Heeren Irriges und Halbes häuft, so ist wohl dazu auch minder Auffallendes auf dem engen Bezirke von sechzig Seiten zusammengedrängt geeigneter, als wenn ich Ihnen die schönsten Sächelchen aus allen sechs Bänden zusammenkarrte: denn aus welchem noch so trefflichen Werk von

solchem Umfang ließe sich nicht eine Sammlung von Stellen ausheben, über die man zanken und scherzen könnte!

Und doch, indem ich das hier Auszustellende noch einmal überdenke, dünkt mir, es ließe sich selbst dies ganz gut unter einen allgemeinen Gesichtspunkt bringen, unter dem es zugleich eine Antwort gegen die murrenden Bemerkungen abgeben kann, die Sie darüber machten, daß ich Heeren einer gewissen altväterischen Schule zuzählte. Und wenn ich nun damit nur das gemeint hätte, daß Heeren, weit entfernt, den wissenschaftlichen Fortschritten seiner Zeit gleichmäßig zu folgen, selbst das Nächste und Bedeutendste zu benutzen zu bequem oder zu selbstgenüglich und eitel war? Wenn Sie sich in Gedanken ein wenig auf den Standpunkt der heutigen griechischen Alterthums- und Geschichtskunde stellen wollen, so vergleichen Sie damit einmal das folgende: p. 50 heißt es: „die Nation der Hellenen bewahrte in ihrer Mitte manche Sagen über ihren frühesten Zustand auf, welche sie auf eine ziemlich gleiche Stufe mit den wilden Völkerschaften setzen, die in den Wäldern von Nordamerika herumirren.“ Ich will nichts bemerken über den letzten Satz, obgleich mir unwillkührlich die tröstlichen Vergleichungen einfallen, die der Hauptmann Krünitz u. A., die selbst Robertson zwischen den nordamerikanischen Wilden und den alten Germanen angestellt haben. Ich will Ihnen nur die eine von den berührten Sagen anführen, die Heeren citirt, **Aesch. Prom. v. 442.**

> — τἀν βροτοις δε πηματα
> ἀκουσαϑ' — —
> οἱ πρωτα μεν βλεπτοντες εβλεπον ματην,
> κλυοντες οὐκ ἠκουον· αλλ' ονειρατων
> αλιγκιοι μορφαισι, τον μακρον χρονον
> εφυρον εικη παντα, κοὔτε πλινϑυφεις
> δομους προσειλους ῃσαν, ου ξυλουργιαν. κ. τ. λ.

Dies also und was folgt nennt Herr Heeren eine Nationalsage? Denn eine Nationalsage nennt man ja wohl eine Sage, „die eine Nation in ihrer Mitte aufbewahrt?“ Um so etwas zu sagen, muß man das Stück nicht gelesen haben, dessen Plan

jene Schilderung dient. Herr Heeren fährt fort: „Es hatte diesen (Sagen) zufolge eine Zeit gegeben, wo sie (die Nation) noch ohne Ackerbau, nur von den freiwilligen Geschenken des Waldes lebte; ja! wo selbst das Feuer dem Himmel entwandt werden mußte, um den Sterblichen zu dienen. Indeß breitete sie sich schon in jenen Zeiten allmählig über das Land aus, das sie nachmals inne hatte, und verdrängte die fremdartigen Völkerschaften, oder diese verschmolzen sich mit ihr.“ Wie? aus jenen Zeiten, wo die Hellenen das Feuer noch nicht kannten, hat Herr Hofrath Heeren so gewisse Nachrichten über ihre Ausbreitung, über ihre allmählige Ausbreitung, über ihre Eroberungen, über ihre Verschmelzungen? Man denke! Diese Beispiele von Gedankenlosigkeit häufen sich hier in unverzeihlicher Menge. Wenden Sie ein Blatt um, so finden Sie p. 53 die Behauptung, daß Homer noch keinen allgemeinen Namen für die Nation habe; Herr Heeren beruft sich auf Thucydides, der nur das sagt, daß er den allgemeinen Namen der Hellenen noch nicht habe. Dann heißt es, Homer unterscheide den achäischen Stamm gewöhnlich von den übrigen (den Uebrigen? von welchen Uebrigen?), die er zuweilen (wo denn noch außer Il. II. 530?) unter der Benennung der Panhellenen zu begreifen pflege.“ Die Uebrigen, die er unter dem Namen der Achäer nicht begreift? Welch ein Unsinn! Und wie mag der Mann seinen Homer gelesen haben! Nun denken Sie sich neben dieser Gewissenlosigkeit einmal, wie in den neueren Werken über das Alterthum meist zu sehr die Worte vorsichtig gewogen sind, dann haben Sie Einen Gegensatz in der Schreibart. Lassen Sie uns jetzt einen Blick auf die Forschung in diesen Paar Seiten werfen. Wenn nun da der Verfasser, z. B. p. 51, die Pelasger und Hellenen „von verschiedener Herkunft“ seyn läßt, so ist das, besonders in der Art, wie er seinen Beweis führt, kaum einer Widerlegung werth; man gebe es denn wie ein absichtlich fehlerhaft gemachtes Exercitium einem Primaner zur Correctur in die Hand. Denn wenn er sich noch auf Strabo dabei bezogen hätte, dessen Urtheil auf ernsthaften Forschungen ruht, so möchte das noch hingehen; sein Argument aber ist:

weil ihre Sprache verschieden ist; weil Herodot nämlich die pelasgische Sprache, die zu seiner Zeit hier und da noch geredet ward, nicht verstand. Versteht der Herr Hofrath etwa gothisch, was man nach Walafrid Strabo noch vor tausend Jahren in Deutschland las, ein Zeitraum, der auch den Herodot etwa von der Herrschaft des pelasgischen Stammes trennt? Was für Begriffe mochte man auch zu Herodot's Zeiten von Sprachverwandtschaft und Sprachbau haben! Wie scheiden sich in so frühen Zeiten die Dialekte der Sprachen so scharf ab! Wie konnte nicht über die Verwandtschaft von bretagnisch, walisisch und galisch gestritten werden! Und noch dazu streitet Herodot gar nicht; er zweifelt selbst, ob man von den zu seiner Zeit noch existirenden Pelasgern auf die Alten schließen darf! Und wie wenig er seine Aeußerungen über die Pelasger abmißt, sieht man aus einem Beispiele, das Herr Heeren selbst anführt, sieht man auch daraus, daß er ihre Macht nie bedeutend gewesen nennt, und doch an andern Stellen sämmtliche Aeoler, die Inselbewohner, die Athener, Arkader und Aegialer als Pelasger bezeichnet. Aber das ist in Heeren's Ansicht unzweifelhaft, wenigstens theilweise, ein Irrthum von Herodot; denn die Aeoler sind bei ihm, p. 52, „meist mit den Dorern verschmolzen;" ein Urtheil, das auf einem dunkeln Vernehmen von Verwandtschaft des äolischen und dorischen Dialekts beruht, oder höchstens auf einer Sage bei Strabo, der dieser selbst anderswo widerspricht. Kecker noch aber ist auf p. 54 die Versicherung, die Aetoler seyen nahe Stammverwandte der Dorier! Allherrscher Zeus! Die Aetoler, die Aristoteles und Dionys von Halicarnaß auf Kureten und Leleger zurückführen? die Thucydides als so barbarisch bezeichnet, über die Ephorus bei Strabo so kunterbuntes Zeug berichtet? über deren Verwandtschaft mit den Eliern, von der auch Aristoteles weiß, Strabo selbst lauter Zweifel ist — die sind auf einmal so ganz gewiß Dorer? Wie werden sich Philologen und Historiker über den unverhofften Aufschluß freuen! (Der Fehler ist eben so arg und zeigt von Mangel an Kenntniß der gewöhnlichsten Dinge eben so sehr, als wenn anderswo (Phönicier p. 111) die Solymer des Homer

mit denen des Chörilus bei Joseph. c. Ap. verwechselt werden, welche letztere ohne Zweifel Juden sind.) Dann, was über die Einwanderungen p. 88 sqq. gesagt wird. Hier sehen Sie unsern Forscher mit einer großen Gemüthsruhe bei dem Alten, bei dem ganz Abgethanen beharren, überall das Auffallende hervorheben, überall bewundern! Dieser Zug charakterisirt unsern Historiker überhaupt. Es gibt eine Unzahl von solchen erledigten Dingen, in denen Heeren stets dem Hergebrachten und Alten noch treulich anhängt. Noch haben bei ihm die Phönicier, die die Buchstaben nur zu den Griechen gebracht haben, dieselben erfunden, obschon den Namen der Buchstaben nach die Aramäer die Erfinder sind. Noch findet bei ihm jene Umschiffung von Afrika unter Necho Glauben, die Bredow zernichtet hat. Hier in unsern sechzig Seiten werden die Werke von Otfried Müller genannt, neben hin gestellt und weiter auch nicht die kleinste Rücksicht darauf genommen. Denn hier wird wieder die saïtische Colonie, hier wird wieder der ägyptische Cecrops gläubig aufgenommen; was liegt daran, daß Müller die Fabelhaftigkeit der Sage mit siegreichen Gründen erwiesen und endlich einmal so unwürdigen Stoff aus der Geschichte verbannt hat? Hier wird Pelops wieder ohne Weiteres eingeführt; aus endlosen Fabeln von seiner Einwanderung die erste beste, die erste beste seiner Heimathen angenommen; denn was liegt Herrn Heeren daran, den Fall gesetzt, er wisse es auch, daß Pausanias und Pindar ihn aus Lydien, Herodot aus Phrygien, Strabo aus Phthiotis, Istrus aus Paphlagonien, Autesion aus Olenos in Achaja kommen läßt! Was liegt ihm daran? Anderswo ist von Priesterkasten die Rede. Die Griechen hatten nach dem Verfasser keine Priesterkasten, selbst keinen abgesonderten Priesterstand. Dies ist doch einmal ein Irrthum, über den sich noch streiten ließe. Aber eben darum hätte Herr Heeren neben seiner Meinung doch auch die entgegengesetzte erwähnen sollen; er hätte doch über jene erblichen Priesterämter in Griechenland eine Ansicht vorbringen, hätte jene ausdrückliche Stelle in Plato's Timäus wenigstens einer kleinen Berücksichtigung werth achten; hätte die etwaigen Reste eines griechischen Kastenwesens, jene lako-

nischen Köche, Flötenspieler und Herolde mindestens nennen sollen. Denn auch trotz allem Mangel an Zeugnissen, dünkt mir, würde schon aus der Natur des Kastenwesens und der Hierarchie selbst, würde schon aus dem allgemeinen Gang der Dinge auf eine größere Gewalt und Ansehen der Priester in dem früheren Griechenland geschlossen werden müssen, so wie auf kastenmäßig abgeschlossene Gewerbe, obwohl freilich auch die Vertheidiger der Kasten im Eifer das übersehen haben, daß ein Unterschied ist zwischen Zwang der Natur und Zwang absoluter Gesetze; daß man doch im Grunde nur unter letzteren von eigentlichem Kastenwesen sprechen kann; und daß es sonst eine natürliche Erscheinung in aller Welt ist, wenn im einfachen Zustande der geselligen Verhältnisse der Sohn vom Vater lernt, und wenn der Vater namentlich den einzigen Sohn nicht gern vom Gewerbe der Familie abweichen sieht.

Doch werden Sie sagen, dies sind Quisquilien, die noch dazu recht aus den Ecken und Winkeln des zu beleuchtenden Raumes zusammengesucht sind; warum überhüpfen Sie mir den Mittelpunkt dieser Abhandlung, und warum erkennen Sie nicht das Gute an, wie Sie das Schlechte angreifen? Ist es nicht sinnreich, was er zur Charakterisirung der griechischen Mythologie angibt und zu deren Unterscheidung von der orientalischen? Jenes Losreißen von der symbolischen Vorstellungsweise der Gottheit? Nicht sinnreich die Bemerkung, daß dieser Unterschied durch Poesie und Kunst in Griechenland entstanden? Entspricht dies nicht der Grundidee, die Herr Heeren der griechischen Geschichte unterlegt, daß sich dort alles in Staat und Religion durch Poesie, d. h. durch Kunst *) modificire? Und um diese

*) Daß dem Herrn Hofrath durch des Hrn. Dr. Bercht Bemerkungen über seinen Stil kein Unrecht geschehen sei, könnte ich Ihnen, wenn ich darauf ausgehen wollte, mit einer Masse von Stellen belegen. Vorrede pag. VII heißt es hier: „Verschmelzung der Politik und Poesie — dies Wort im weiteren Sinne mit Inbegriff der Kunst genommen." Ich weiß nicht, meine ästhetische Terminologie mag freilich nicht weit her sein, aber in meinem Leben hab' ich das Wort Poesie nicht in der Bedeutung von gesammter Kunst gehört. Wie ganz hohl ist z. B.

Ideen schleichen Sie mir so stillschweigend herum?" O keineswegs! Die Sache berührt nur so viele höchst bedeutende Punkte, daß man Bücher schreiben müßte, um einige ohne alle Kunde geschriebene Worte zu widerlegen. Herrn Heeren's Beantwortung der Frage über den Unterschied der asiatischen und griechischen Götterlehre geht, wie das unzählige Mal bei ihm vorkommt, bis auf einen gewissen Punkt, der der Oberfläche ganz nahe liegt, und dann bleibt sie stehen. Was hat er mir erklärt? Ich frage von Neuem: Woher diese eigenthümliche Kunst? diese eigenthümliche Poesie? hier wird, scheint's, Ein Homer, ein großer Genius, angenommen, der den Volksglauben benutzend, schon wegen des olympischen Zusammenwohnens der Götter auf

---

der Satz, der mich auf der ersten Seite jenes Abschnittes über die geographische Beschaffenheit von Griechenland sättigte: "Die Größe der Nation und der Reichthum ihrer Thaten verführt leicht zu dem Irrthum, sich auch ihr Land groß zu denken." Wer, der seine Worte nur ein wenig wägt, mag so etwas schreiben! Ganz ähnlich ist Aeg. p. 10 "An der alten Gränze Aegyptens häufte die Nation ihre Denkmäler, als wollte sie dadurch dem ankommenden Fremdling gleich im Voraus ein Bild ihres Glanzes und ihrer Größe zeigen."! und Griechen p. 45 "Die Thessalischen Tafeln waren berühmt, nicht so die Werke des Geistes; und ungeachtet der götterreiche Olymp ihr Land begrenzte, so hat sich doch nichts Göttliches bei ihnen entwickelt." Ist das nicht höchst sublim? Solche im Halbtraum geschriebene Stellen sind aber gar nicht rar. Zur Probe: Perser p. 443 „Von Jugend gebeugt unter das Joch der unumschränkten Gewalt, vermag der Asiate es nicht, sich von diesem Glauben (!!) frei zu machen." Carthager p. 57 „Säulen aus Granitstein indeß (arae Philaenorum) sind noch jetzt vorhanden. Scylax kennt sie schon (die Säulen), aber in der einfachen Zahl; *οἱ του φιλαινου βωμοι*." p. 80 „Die Kriege (Carthago's mit Syracus) dauerten bis auf den Anfang der Kriege mit Rom fast 1½ Jahrhundert, ohne daß jemals einer (ein Krieg?) den andern zu verdrängen im Stande war." Aethiopien p. 386 "Welche von beiden in den Augen der Priesterkaste die wichtigere war, bedarf wohl keines Beweises." imo Erweises. Aber die Formel "bedarf keines Beweises" ist bei H. so stehend, daß er nicht mehr viel dabei denkt. Babylonien p. 258 — "daß man deutlich daraus sieht, wie sehr ihnen diese Besorgniß am Herzen lag." Aegypten p. 248 "Ihre Geschosse sind Bogen und Pfeile?" Ist der Bogen ein Geschoß?

den Gedanken hätte kommen müssen, diese Göttergestalten menschlich zu individualisiren. Dabei wird denn, zufolge der ausschließlichen Verehrung des Herodot, jener berühmten Stelle (II. 53) Glauben beigelegt, die so oft bezweifelt ward. Sie sehen, dies sind Punkte, die sich nicht in einer Correspondenz ausführen lassen. Ich kann Sie glücklicher Weise auf eine neue und große Autorität verweisen; ganz kürzlich hat Herrmann („über die Behandlung der griechischen Dichter bei den Engländern“ in den Wiener Jahrbüchern, tom. 54) die Meinung Herodot's zusammt seiner Zeitrechnung für einen handgreiflichen Irrthum erklärt. Sodann berührt Heeren's Ansicht die unvergängliche Streitfrage über die Einheit des Homer. Auf p. 138 wird er mit Tasso verglichen. Dies zeigt schon, daß Heeren von einem Epos so gut wie gar keinen Begriff hat, daß ihm der Unterschied einer Volkspoesie, die, mit Grimm zu reden, aus dem Gemüth des Ganzen, und einer individuellen, die aus dem des Einzelnen hervorquillt, ganz fremd ist. Die Frage über das Verhältniß dieser Volksepen zur Nation und zu der dichterischen Einheit, die wir darin bewundern, läßt sich aber ein- für allemal nur mit dem erörtern, der gleichmäßig mit der Nationalpoesie der Perser, Griechen, Deutschen, Romanen, Scandinaven, Serben u. A. vertraut ist; nur in den romanischen und deutsch-nordischen Dichtungen läßt sich ein historischer Gang nachweisen, der schlechterdings als leitender Faden bei den Untersuchungen über das griechische Epos dienen muß; und so bereitwillig ich in den jüngsten Erneuerungen der Forschungen auf diesem Felde durch Nitzsch und Herrmann Scharfsinn, Geist und Gelehrsamkeit anerkenne, so wenig glaube ich, daß sie den wahren Verhalt der Sache einfach und historisch beurtheilen. Doch dies kümmert uns hier wenig; daß jene homerischen Gedichte ihrer Grundlage nach Volksdichtung sind, würde Herr Heeren am Ende selbst zugeben müssen: denn er gesteht ja selbst, der Dichter benutzte den Volksglauben; das olympische Zusammenleben der Götter zwang ihn schon zu der Form, in die er die Mythologie gestaltete. Ich möchte also wieder wissen: Woher im Volke die Vorstellung von einem solchen olympischen Zusammenleben? woher

in dem Volksglauben, der Herrn Heeren zufolge älter ist, als das Werk der Kunst, dem er die Gestaltung der griechischen Mythologie vorzugsweise zuschreibt, so viele Züge von dem Hang der Nation, das Symbolische, das Uebermenschliche zu fliehen, von dem Hang, alles Uebersinnliche in den Kreis der Sinneswahrnehmungen herab zu ziehen, alles Göttliche zu vermenschlichen, und das Menschliche zu vergöttern? Denn jene Himmelsstürmer, jenen Herakles, jene vergötterte Ino, jene tiefsinnig kühne Sage vom Prometheus, jene Helden im Kampf mit Göttern, jene Verachtung thatenloser Unsterblichkeit und ewiger Jugend gegen ein thatkräftiges Leben im Vaterland, das alles und wie viele andere ähnliche Züge konnte Homer unmöglich erfinden; und umgekehrt scheint es fast: (und wem muß man es auch erst sagen, daß religiöse Bildung überall der poetischen vorangeht?) der Mangel der mystisch frommen und beschaulichen Vorstellungsweise von der Gottheit gestaltete die Poesie der Griechen, so weit sie das Göttliche behandelt, gerade so und nicht anders; so wie der Mangel des Gemüthlichen im griechischen Volkscharakter überhaupt (wenn wir ihn mit dem germanisch-christlichen vergleichen) ihr politisches und Privatleben bestimmte, oder doch bestimmen half. Denn jenes Herabsetzen des Göttlichen gegen das Menschliche, jenes stolze Ueberheben und Vertrauen auf die menschlichen Kräfte, um das Josephus (c. Ap. I. 8) die Griechen tadelt, geht Hand in Hand mit jenen Maximen, die Thucydides seinen Athenern in den Mund legt: daß Handlungen und Grundsätze unter ihnen **das Menschliche** weder in den Meinungen von der Gottheit, noch in ihren menschlichen Bestrebungen verläugnen; daß sie es von der Gottheit muthmaßen, und von den Menschen wissen, daß sie einem Naturgesetze zufolge durchgängig Herr zu werden suchen über das, was im Bereich ihrer Kräfte liegt; geht Hand in Hand mit tausend und aber tausend Ansichten, aus denen sich der Griechen eigenthümlichere Einrichtungen, Gebräuche, Werke der Phantasie und des Verstandes u. s. w. herleiten lassen. Die geistige Anlage, der Ideenkreis der Nation, die Wirkungen der physischen Beschaffenheit des Landes und Aehnliches war daher

zu bestimmen, um die entfernteren Ursachen jener Erscheinung zu ermitteln; war das geschehen, war damit zugleich die Verschiedenheit des Staats und der Staatsform von den asiatischen Staaten und Staatsformen erklärt, dann würde sich gerade die äußere Form ganz leicht — nicht ein- für allemal angeben, sondern historisch verfolgen lassen. Denn die Vorstellungen des Volkes von dem Reich und der Gemeinschaft der Götter erklären sich nur aus dessen Begriffen von Staat, von Verhältniß der Regierten zum Regierenden; diese Vorstellungen sind nicht einmal für allemal ursprünglich gegeben, sondern verändern sich und halten den genauesten Schritt mit den wechselnden Staatsformen; beides trägt und gestaltet sich wechselsweise; empfänglich für diese oder jene Erscheinungsform des irdischen oder himmlischen Regiments, trägt das Volk den geistigen Begriff auf das Weltliche, den weltlichen auf das Geistige über. Oder läßt es sich einen Augenblick verkennen, wie gleichsam verschmolzen des Chinesen irdische und göttliche Despotie ist? fühlt nicht Herr Heeren selbst, daß Zoroaster in seinem Gesetze die Staatsform, die er vorschreibt, seinem Himmel beimißt, ob er sie nun vorgefunden hat oder nicht? ist nicht die patriarchalische Gemeinschaft der homerischen Achäer dieselbe, die im Olymp herrscht? ist nicht jene Gleichstellung der Götter und Menschen das demokratische Gleichheitsprincip der jonischen Stämme? oder bilden nicht in unsern Tagen die katholischen Pairs, und die protestantischen Deputirten rechter und linker Seite einen kompleten konstitutionellen Staat, streiten um Denkfreiheit und wollen die absolute Monarchie selbst im Himmel nicht dulden? Die Begriffe also von göttlichem und weltlichem Herrscherthum, von geistiger und bürgerlicher Freiheit der Menschen laufen parallel; in beiden ein absolut Wahres, Bestes und Stetes aufzufinden, scheint gleich unmöglich. Die Abstraction täuscht sich, wenn sie meint, über einen oder den andern Theil der Parallele absprechen zu können: wenn wir erst erfahrungsmäßige Begriffe darüber erworben haben, dann mögen wir auch a priori darüber denken; ohne solche Vorbilder würde uns unsre Einbildungskraft nur Truggestalten entwerfen; Speculation und Empirie

sind ja auch keineswegs Geistesthätigkeiten, die sich einander ausschließen oder auch nur einschränken. Ihnen einmal historische Nachweisungen über diese gegenseitigen Verhältnisse zu sammeln, würde mir Freude machen, und ich verschwöre es nicht, Sie nicht einmal mit einem Büchelchen über diesen Gegenstand zu überraschen.

Ich verirre mich in fremde Gebiete; lassen Sie mich auf das Historische zurückkommen. Ich will Ihnen noch ein Seitenstück geben. Auf p. 5 und vorher ist von der „Ueberlegenheit der Weltherrschaft des kleinen Europa“ die Rede. Wenn dieser Punkt in einem Werke über Handel und Verkehr angeregt wird, was werden Sie unzweifelhaft erwarten? Sie werden sich erinnern, daß die vortrefflichsten Männer in der europäischen Gewerbsthätigkeit und dem europäischen Handel einen Haupterklärungsgrund— wenn nicht für die vorragende Geisteskultur, doch für die Weltherrschaft Europa's suchen; Sie werden erwarten, daß dies hier ganz besonders hervorgehoben, beleuchtet, näher geprüft wird? Sie werden denken, es verstehe sich schon von selbst, daß dies einen Hauptgegenstand der einleitenden Erörterungen ausmachen müsse; daß dies die nächste, die einfachste und natürlichste Idee wäre, auf die ein denkender Schreiber verfallen wäre? O, Sie sind auch verzweifelt einfach und natürlich in Ihren Forderungen! Kein Wort ist davon zu finden! Vielmehr werden Sie auf p. 6 ungefähr mit folgenden auf Schrauben gestellten Sätzen abgefertigt: „Ein wichtiger Umstand fällt hier indeß in die Augen; und dennoch ein Umstand, den der bedächtige Forscher (man merke: der bedächtige Forscher!) nur schüchtern zu würdigen wagen wird. Wenn wir die Oberfläche der andern Kontinente mit Völkern von verschiedener, fast durchgehends dunkler Farbe, und, in so fern diese die Racen bestimmt, verschiedenen Racen, bedeckt sehen; so gehören die Bewohner Europa's nur Einer Race an.“ Also heut zu Tage theilt Herr Heeren die Menschenracen nach Farben ab? Merken Sie sich, daß Herr Heeren von dem großartigsten Treiben seiner Zeit, den Naturforschungen, wie auch aus andern Beispielen zu erweisen steht, keine Notiz nimmt,

und das sollte doch ein ächter Historiker, den die Gesammtheit der Erscheinungen interessirt, der alle Richtungen des menschlichen Geistes gleichmäßig in's Auge fassen muß. Weiter: „Unterscheidet sich dieser Stamm schon durch größere natürlichere Anlagen? Eine Frage, die wir physiologisch gar nicht (vergessen Sie nicht, was ich eben sagte), die wir historisch nur mit Schüchternheit beantworten können. Daß die Verschiedenheit der Organisation auch einen Einfluß auf die schnellere oder schwerere Entwickelung der geistigen Anlagen haben könne: — wer mag es geradezu läugnen? Aber wer kann auch dagegen diesen Einfluß beweisen (diesen Einfluß beweisen? das möchte so schwer nicht sein; ihn erklären aber ist mißlich), dem es nicht gelingt, jenen geheimnißvollen Schleier zu heben, der uns das wechselseitige Band zwischen Körper und Geist verhüllt?“ Hier ist also gleich von vorn herein an der Lösung der Frage verzweifelt, die vielleicht als das höchste und letzte Problem anzusehen ist, das dem Menschen zu enträthseln gestellt ist; das, trotz aller gescheiterten Versuche, darum nie einen strebenden Menschen von der Erneuerung des Versuches abgeschreckt hat. Dergleichen hat für Heeren keinen Reiz? oder soll ich sagen, dergleichen liegt ganz außer seinem Gesichtskreis? Er fährt fort: „Aber wahrscheinlich müssen wir es doch finden. Denn wie sehr wächst nicht diese Wahrscheinlichkeit, fragen wir die Geschichte um Rath? Der große Vorsprung, den die weißen Völker in allen Zeiten und Weltgegenden hatten, ist eine Thatsache, die sich nicht wegläugnen läßt. Man kann sagen: es war die Folge äußerer Umstände, die sie mehr begünstigten. Aber war dies immer so? Und warum war dies immer so? Weßhalb ferner erreichten auch die dunkleren Völker, die sich über die Barbarei erhoben, doch gewöhnlich nur ihre Stufe, auf der der Aegypter wie der Mongole, der Chinese wie der Hindus stehen blieb? Warum blieben bei ihnen die Schwarzen wieder hinter den Braunen und Gelben zurück?“ Auf alle diese Fragen, die im Tone resignirender Unwissenheit vorgetragen sind, erhalten Sie so gut wie keine Antwort. Die Einwirkung des Bodens und Klima's, auf die hernach durch

eine Schilderung der physischen Beschaffenheit des Welttheils ein großes Gewicht gelegt wird, die Herrn Heeren nach dem Zusammenhang der Rede die einzig nachweisliche dünkt, ist im Ganzen klein, unbedeutend und verschwindend; und gerade dem Historiker ist diese Nachweisung am ersten zu erlassen. Sömmering hat ausdrücklich aufmerksam gemacht, daß man zur Erklärung des Charakters der Nationen von je zu viel Bedeutung auf den Einfluß des Klima's gelegt habe, daß vielmehr jedem Volksstamme wie jedem Individuum von Natur eine gewisse geistige Anlage müsse beigelegt werden. Doch auch diese psychologisch nachzuweisen, wollen wir dem Historiker nachlassen. Aber hat nur Herr Heeren einen ganz entfernten Begriff von einem Ganzen der Menschheit? von der Stellung, die die einzelnen Völker in diesem Ganzen einnehmen? Wer nicht die Nationen als eine Gesammtheit zu betrachten versteht, wer nicht den Einzelnen in dieser Gesammtheit ihre eigenthümliche Stelle anzuweisen, aus dieser und ihrer Beziehung zum Ganzen ihre individuelle Anlage und ihre Richtung und Bildung herzuleiten weiß, der wird stets im Dunkeln tappen, der wird weder Anfangs- noch Endpunkte zu finden wissen, der wird wie unser Verfasser über die Kultur des Europäers, wie über die des Negers, keine Stimme haben. Denn in unserm Text folgt unmittelbar und ganz natürlich der Traum von einer noch zu hoffenden Kultur der Negerstämme angedeutet, und im Abschnitt von den Aethiopiern p. 350 wird er deutlicher. Dort findet der Verfasser bei den Negern „Religion, Gesetzgebung und Völkerrecht in ihrer Kindheit, aber schon in mannigfachen Wechselgestalten; er erklärt sich das langsame Fortschreiten aus dem Mangel an großen Triebrädern, die sonst den Gang der Kultur beschleunigt haben, Völkerwanderungen, Eroberungen, Verbreitung religiöser Systeme. Alles blieb dort sich selbst überlassen, Alles geht dort den langsameren, aber sichereren Gang der Natur.“ Dies stimmt mit Ritter's Erwartungen, der auch die gegenwärtige Unterdrückung der Afrikaner als ein „Princip der Bildsamkeit und der Erweckung zum sittlichen Bewußtsein“ ansehen möchte. Gegen diese Hoffnungen erklärt sich, wenn

ch nicht mein Gedächtniß trügt, W. v. Humbold irgendwo.
on einer ursprünglichen Civilisation der Negerracen wollen die
esten afrikanischen Reisenden nichts wissen; dies ist wieder
gen Schlosser's Ansicht von dem Rückfall der Neger aus einer
en Kultur; auch muß er selbst dabei gestehen, daß die Frage,
ein Volk im alten Zustande der Rohheit beharrt oder aus
em besseren dahin zurückgekehrt sey, unlösbar ist, — und
scheint diese Darstellung der Sache bei ihm nur dem tieferen
ne seines Werkes zu dienen. Wenn wir bedenken, welche
öpfungsversuche die Natur machte, bis sie bei dem letzten
befriedigte; wenn wir die ähnliche Erscheinung solcher Re-
tionen in jedem ihrer unteren Bereiche wahrnehmen, wo
ihr stufenweises Aufsteigen bemerken, und in ihren Stufen
häufig unendliche Abstände in Bezug auf die Vollkommen-
ihrer Erzeugungen durch kleine Zuthaten oder Versagungen
orgebracht, wenn wir in den niederen Wesen stets die An-
ungen höherer Organisationen oder wieder Versuche zur
eigung einer höheren Sprosse finden: warum sollte sich
, was so auffallend durch alle Reihen der Wesen durch-
auch in der Reihe der Völkerstämme wiederholen? Warum
die Natur nicht auch in der Schöpfung der Menschen-
erst allmählig zu der Fertigkeit gelangt sein, die sie bei
Bildung des kaukasischen Europäers besaß? Doch schon
r schweife ich ab. Ich wollte nur sagen: Herr Heeren
für gut, über jene Umstände nicht weiter weder For-
gen an — noch Ideen aufzustellen; er denkt mit einer
derung von Boden und Klima zu genügen, und weil ihm
die moralischen Vorzüge der Europäer aus dieser physi-
Beschaffenheit des Welttheils nicht ganz hinlänglich erklärt
n, so erwähnt er auch noch p. 10 die regelmäßige Ehe,
e er auch sonstwo große Bedeutung legt, von der er sagt,
allein die Scheidewand zwischen Orient und Occident
ächlich bilde, mit der er alles erklärt zu haben meint,
h jedem, nur nicht Heern Heeren, sonnenklar seyn muß,
Polygamie des Orients viel mehr die **Wirkung** vieler
hümlichkeiten war, als die **Ursache**. Dürfte man die

Vielweiberei als einen Grund der Verschiedenheit des Nicht-europäers von dem Europäer ansehen, so müßte erwiesen sein, daß sie etwas in der Natur Gelegenes, etwas, wie man oft geglaubt hat, vom Klima oder von dem numerären Verhältniß der männlichen und weiblichen Bevölkerung oder dergleichen Bedingtes ist. Dies ist aber nach allen soliden Forschungen nicht der Fall, und die Polygamie ist so wenig etwas Natürliches, als die Sclaverei. Der Mann, der seinen Knecht als ein Ding ansieht, sieht auch sein Weib so an, und braucht sie, wie selbst der feine Grieche that, blos zur Stillung seiner Lust. Despotie also in Haus und Staat, jenes unterscheidende Kennzeichen des Orients, scheint schon die Polygamie hervor zu bringen, und die Gründe seiner Entstehung im Orient, seines Mangels und des entsprechenden Mangels der Polygamie in Europa scheinen sehr bequem noch tiefer gesucht werden zu können. Wenn Sie sich die Mühe geben wollen, auf p. 10 weiter zu lesen, so finden Sie dort wieder eine solche Reihe von Fragen gestellt, ohne Antwort, wie vorhin. Und welche Ideen ließen sich nicht machen über diesen Gegenstand! Keine sind da! Denn Herr Heeren hat gar nicht darüber nachgedacht. Hätte er es gethan, dann wissen wir beide, hätte er sie nicht verschwiegen, so geheimnißvoll er manchmal mit seiner gesparten Weisheit thut; wer aber seine Breite, sein Streben nach einer Art von Erschöpfung der Materie kennt, weiß wohl, er kann keine Ideen halten, wo er deren hat.

Nun mit zwei Worten die Gründe meiner Weigerung. Es ist schwer und mißlich, sich an eine Kritik Heeren'scher Werke zu wagen. Denn aus den angeführten und ausgehobenen Stellen haben Sie bemerkt, seine Irrthümer sind theils so klein, betreffen Dinge, die der große Haufe so viel schon besser weiß, daß kein gesunder Mensch von mäßiger Kenntniß dergleichen wird ernsthaft widerlegen mögen; und da der Gegner, an dem man von dieser Seite her seine Kraft zu versuchen für zu gering achten würde, andrerseits durch seinen Ruf so gewaltig ist, so würde man in die unnatürliche und mißliche Lage versetzt werden, ein Aufgebot von großen Kräften fingiren zu müssen,

um sehr kleine zu bekämpfen. Auf der andern Seite aber streifen andere seiner Irrthümer und seiner Meinungen an so große Probleme, daß man Abhandlungen und Bücher zur Widerlegung schreiben müßte, falls man nicht eben so obenhin Meinungen ohne Belege entgegenstellen und damit nur einen eitlen Zank veranlassen wollte. Hier also müßte man wirklich größte Kräfte aufbieten, um kleine zu bekämpfen, und dies ist eine nicht minder ärgerliche Lage. Eine Mitte aber zwischen beiden Arten seiner Irrthümer gibt's fast gar nicht.

3.

Dacht ich's doch! Wann wird es Ihnen je an Mitteln fehlen, etwas zu beschönigen, was Sie tadeln hören; etwas durchzuführen, was Sie sich in Kopf setzen; einen zu überreden, der sich widersetzen will? „Wie, rufen Sie, der, der sich so keck brüstete mit seinem Muthe, der sich mit seinem Homerischen Spruche vermaß, ihn solle des Gegners sum quia leo nicht abhalten, dem Könige einmal die Klauen zu untersuchen, der läßt sich am Ende einschüchtern durch des Gegners nominor quia leo? Vor dem Schatten fürchten Sie sich, nicht vor dem Thiere selbst? Dann will wohl Ihr Wahlspruch nichts weiter sagen, als Sie tauchen bei gelegentlicher Gefahr hinter dem Schild Ihrer jungfräulichen Göttin furchtsam nieder?“ Und was die andere Seite angeht, meinen Sie, so werde kein Mensch umfassende Traktate von mir verlangen, um hingeworfene Aeußerungen zu widerlegen; ich sollte nur nach meinen ausgesprochenen Forderungen der Kritik das Buch seinem Gehalte, seinem Geiste und Charakter nach würdigen, dies werde mir Gelegenheit geben, einzelne Ausführungen gegen Maxime und Grundsätze anzubringen, die, in dem ganzen Werke verbreitet, auch nicht überall blos gelegentlich und unbedachtsam eingestreut sein konnten; wenn ich auch einzelnes Angedeutete mit bloßen Gegenandeutungen abfertigen wolle, so werde das

trefflich dem Zwecke dienen, den Sie schon einmal ausgesprochen hätten, nämlich vorläufig blos eine Schranke zu öffnen, einen Handschuh hinzuwerfen, nach dessen Aufnahme beiden Gegnern natürlich nicht mehr vergönnt sein könnte, blos die Waffen zu zeigen. Und gerade dazu, sagen Sie, sei der positive und bestimmte Ton in meinem Briefe an Sie, der Sie — (fügen Sie schmeichelhaft hinzu) nur um so lüsterner mache, ganz gut geeignet, und den müsse ich deßhalb festhalten. Ich weiß nicht, was ich Ihnen auf all das antworten würde, wenn Sie mir nicht einen Ausweg offen gelassen hätten. Sie dringen, indem Sie für den äußersten Fall nachgeben, wenigstens auf eine Fortsetzung unserer Unterhaltung, da Sie mit ernsthaftem Interesse an Heeren's Werke gehen wollen. Dagegen kann ich nichts haben. Ich will mich auch Ihrem Wunsche nach nur auf die Ideen über Politik u. s. w. vorerst beschränken. Da ich einmal doch vor Ihnen im Tone eines Recensenten reden muß, so werde ich auch um so lieber die Lessingische Kritikerregel gelten lassen, sich bei Beurtheilung eines Werkes nur auf dies Eine zu beschränken, „an keinen Verfasser dabei zu denken, sich unbekümmert zu lassen, ob der Verfasser noch andere, ob er noch schlechtere oder noch bessere geschrieben habe; und nur aufrichtig zu sagen, was für einen Begriff man sich aus diesem Gegenwärtigen allein mit Grund von ihm machen könne.“

Diese Ideen also über die Politik, den Verkehr und Handel der Völker der alten Welt sind nach Herrn Heeren's neuester Versicherung, solche Ideen, die auf Forschungen beruhen und auf Quellenstudium („Wen kann man deßhalb wohl weniger in Verdacht haben, als ihn?“ ruft er irgendwo); und wirklich bin ich der Meinung, daß dessen hier vielleicht mehr zu finden ist, als in den übrigen Werken des Verfassers. Doch — da fang' ich ja gleich schön an, meinem Vorsatze treu zu bleiben. Nun, diesmal entschuldigen Sie; es soll nicht wieder geschehen. Ein in den Quellen durchforschter Gegenstand nun pflegt sich in einem klaren Kopfe wohl von selbst in Ordnung zu fügen, sich abzuschließen und zu gestalten; das allereinfachste, das allerkleinste also, was ich an dem Verfasser von sechs Bänden über

litik, Verkehr und Handel der alten Völker werde fordern
nen, wird sein, daß sich in seinem Werke ein Plan und
: Anlage findet. Gleich in den Vorerinnerungen nun erkennt
Verfasser selbst, daß die Untersuchungen über den Handel
alten Welt, streng genommen, nicht so eng mit denen über
iatseinrichtungen verknüpft zu sein brauchten, da nirgends
schen beiden in der Wirklichkeit eine so innige Wechselbezie-
g statt gehabt habe. — Und eine dergleichen zu statuiren,
de auch einem alten Politiker nicht eingefallen sein, der
nehr Oeconomie und Chrematistik von dem Staatswesen
: abtrennen würde, und also auch den Handel: της μεν
χρηματιστικης μοριον εμποριαι. Indessen, Herr Heeren
lt einmal diese Verbindung, und ich kann nichts dagegen
n; erweitern mag Jemand schon die Anlage eines Werks,
ı es nur nicht unzweckmäßig erscheint. Und das ist wohl
:, daß auch damals schon es Staaten gab, die mehr oder
ger auf Handel gegründet waren, und die man daher nur
llkommen kennen würde, wenn man sie nicht auch von
· Seite betrachtet. Der Verfasser hätte zwar den Satz
)ren sollen, da er doch von Verkehr und Handel ausgeht;
was thut's, man versteht ihn schon. Welchen Nutzen
en oder welche Aufklärung über Politik, Verkehr und
el die unmäßig breiten Beschreibungen der Ruinen, die
ıngen der Anaglyphen, zum Theil selbst die geographischen
tatistischen Uebersichten, bringen sollen, läßt sich so leicht
nicht absehen. Doch da ein Buch mit Ideen über Politik
v. gerade kein strenges Ganze verspricht, so mag einiges
'e drein gehen, so sehr ein Werk der Art einen Dilettan-
verrathen scheint, der das sporadisch Erlernte zusammen-
ınd geistreich fügt, so ungefüge es sein mag. Indeß mir
n, diese Ideen sollen doch auf Forschungen gegründet
ınd diese Forschungen sollen sich doch um Politik und
[der alten Völker drehen. Nun dürfte es gleich auf-
daß wir z. B. in dem dicken Bande über Persien auch
ne Sylbe über Handel und Verkehr, und wenig genug
olitik der Perser vernehmen. Dies werden Sie nun viel-

leicht mit dem Mangel an Quellen entschuldigen wollen, und ich, zur Billigkeit sehr gestimmt, wie Sie merken, lasse mir's gefallen. Eigen ist's aber, daß einem so vielseitigen Gelehrten, wie Heeren, bei seinen Untersuchungen über Verkehr und Handel zwar nicht die entferntere Beziehung auf Staat und Staatseinrichtung, dagegen aber so viele weit näher liegende Beziehungen entgangen sind, ohne deren Erörterung man nur halbe Begriffe von dem Handel der Völker bekommt. Wer über den Verkehr der Nationen forschte, sollte der nicht die dringende Nothwendigkeit empfunden haben, auf Schifffahrt, Industrie und Gewerbe, auf Erfindungen, Producte, Waarenkunde, auf Metalle, und deren Gebrauch zum Maßstab des Werthes der Dinge Rücksicht zu nehmen? Von allem dem findet sich z. Th. gar Nichts, Einzelnes ist wenigstens nicht durchgängig, sondern nur willkührlich bei diesem oder jenem Volke besprochen; Anderes wird wohl, wenn gerade ein Autor einige Notizen an die Hand gibt, berührt, aber Nichts von Allem ist gründlich erforscht, geschweige erschöpft. In dem Bande über die Griechen ist das plan- und zwecklose Zusammenstellen blind gewählter Gegenstände am auffallendsten; Unbrauchbares wird gegeben, Unentbehrliches bleibt hinweg. Wie hätte ein Blick auf die Kolonieen von dem geeigneten Standpunkte aus, und sollte es nur eine kalte Aufzählung der Pflanzstädte gewesen sein, vorarbeiten können! Statt über die Perserkriege, die hier so gleichgültig waren, so viele Worte zu machen, hätte doch Herr Heeren lieber recht weitläuftig von jenen Zeiten zwischen 600 bis 500 v. Chr. gehandelt. Er — überhüpft sie; und dies sind gerade die Zeiten, wo sich Verkehr im Großen bildete, wo Luxus durch die Tyrannieen entstand, wo die Tyrannieen in weiten Fernen hin unter einander in Verbindung standen, wo der Orakelverkehr am lebhaftesten war, wo eine Thalassokratie auf die andere folgte, wo eine Reihe der reichsten und mächtigsten Kolonialstädte allgemeinen Handelsflor ankündete! Von diesen Dingen sammt und sonders keine Sylbe; wenigstens nicht in dem Bezug, in dem diese Punkte in diesem Werke genommen werden mußten: denn einmal freilich spricht er pag. 222 auf Einer Seite von

n Tyranniëen, und — doch lesen Sie die dortigen Bemerkun-
n selbst; denn durch Besprechung so vieler fader Dinge wird
gen Wissen und Wollen mein Ton und meine Stimmung stets
reizter. Das Ausscheiden der genannten Gegenstände könnten
e ferner vielleicht damit entschuldigen wollen, daß des Ver-
sers Zweck nicht gewesen sei, sich so nach der Dimension der
eite auszudehnen: dann aber müssen Sie doch gestehen, nach
Länge wollte er dies doch; ich meine, den historischen Gang
llte er doch nachweisen, und in so fern läßt sich in diesem
nde das vollständigste Verkennen der Perioden und ihrer Be-
tung nach einer offenbar ganz geringen Kenntniß der griechi-
n Geschichte schlechterdings nicht entschuldigen. Ja aber,
: ich Sie poltern, warum werfen Sie sich auch gerade auf
:n anerkannt schwächsten Theil seiner Arbeit? Gut! Wer-
Sie nur nicht ungeduldig. Ich will mich also in den all-
einen Theil zurückziehen. Was werden Sie dazu sagen, wenn
einen und denselben Autor gleich im Anfange seines Wer-
auf die Darstellung des historischen Ganges pochen, und
3 der Vorerinnerungen gleich sagen hören, er wolle den
del so schildern, „wie er in seinen blühendsten Zeiten war.“
t das historischer Gang? Ist das möglich, daß ein Schrift-
r von solchem Namen nicht einmal ein Paar Seiten lang
n Gedächtniß trauen darf — denn seinem Plane treu
bt darf ich ja nicht schreiben, da ein solcher bei solcher
nkenlosigkeit unmöglich da sein kann! Und was werden
sagen, wenn ich Sie bei dieser Gelegenheit dreist versichere,
:s Ihnen, wenn Sie wollen, später an manchem Beispiele
sen werde, daß in allen sechs Bänden auch fast kein ein-
eigentlich historisches Moment mit sichrer und bestimmter
angegeben ist? Sie verstummen? Ich werde es doch noch
bringen, daß Sie mich bei all meiner Heftigkeit und Derb-
en nachgiebigsten und mildesten Beurtheiler nennen, den
'en kann. Ich will nämlich sagen, jenes Versprechen der
gung historischer Entwickelung war eine verzeihliche Ueber-
(obgleich, wenn ich mich besinne, daß das Versprechen
als wiederholt wird, ich es weder für übereilt, noch

führte Stelle über den blühendsten Zeitraum heißt es weiter: „Denn stehen wir auch in ihm noch nicht an der äußersten Grenze der historischen Zeit, so stehen wir doch da, wo das helle Licht der Geschichte anfängt, sich in eine Dämmerung zu verlieren, die der Forschung einen desto höheren Reiz gibt, je mehr es ihr gelingt, sie aufzuklären." Dies mystische Dunkel aber sucht unser Verfasser nach mehreren naiven Geständnissen mit Leidenschaft auf; Carthager p. VI: „Die Nachrichten, die sich über Afrika aus dem Alterthume erhalten haben, sind sparsam und mangelhaft, allein für den Forscher der Geschichte erhalten sie eben dadurch einen noch größern Reiz." Im sechsten Bande gesteht er, daß der Reiz der Neuheit ihn bewog, sich mit den Asiaten vorzüglich zu beschäftigen. Wie armselig dies ist, muß ich Ihnen nicht erst sagen. Allein ich glaub' ihm dies nicht einmal ganz. Neues wäre in der macedonisch griechischen Zeit mancherlei zu suchen gewesen; neues noch mancherlei zu sagen über Verkehr und Handel der Juden, des einzigen Volks, über das er verständige und vollständige Quellen gehabt hätte. Der geheimste Grund, warum er sein Werk gerade so und nicht anders anlegte, gerade hier und nirgend sonst schloß, ist Scheu vor dem Licht. Warum hätte er nicht wenigstens seinen Plan über Griechenland ausgeführt? Aber über dieser Arbeit begann es ihm angst zu werden; wegen der Juden nicht minder; wegen der Zeit der Macedonier und Römer wohl am meisten. Denn hier waren ja solide Straßen gebaut, auf denen Einer dem Verfasser und seinen Carawanen folgen konnte; hier hätten ja vernehmliche Schriften geredet, die den Dolmetscher nicht bedurft hätten; hier versteckte sich nicht eine heimliche Weisheit hinter Keilschriften, Hieroglyphen und Anaglyphen, die erst die prophetische Deutung eines Geweihten nöthig hätten; hier konnte die Forschung auf Weg und Steg controlirt werden, und wehe den Ideen, wenn dies gleich von Anfang an geschehen wäre! Der ersten Ausgabe Söhne und Enkel hätten nimmermehr das Licht der Welt erblickt!

Und da sich Heeren nun so ganz auf das Asiatische beschränkt — (Sie bemerken, daß ich das Unglaubliche in der Billigkeit thue!),

› ist nun vielleicht hier seine Forschung und sein Urtheil um
› tiefer, sicherer und richtiger? Er thut sich freilich auf seine
Kenntniß des Orients mehr als einmal viel zu Gute. Allein um
en Orient mit etwas mehr als gewöhnlicher Competenz zu
eurtheilen, ist es doch wohl das erste Bedürfniß, daß man
wenigstens mit Einer orientalischen Sprache bekannt ist, und
ie ich dies wäre, würde ich mich strenge hüten, mit meiner
Weisheit aus Osten zu prahlen. Daß Herr Heeren eine solche
prache verstehe, wird er schwerlich behaupten können; ich
nnte mich zwar irren, denn es ist wahr, seine Citate sind
scheiden. Allein entscheiden Sie selbst, ob die folgenden An-
ben nicht meine Meinung rechtfertigen; ich zeige Ihnen einige
theile, welche Sprachliches betreffen, einige Eigenheiten in
nutzung asiatischer Quellen, die zugleich — wenn auch des
rfassers Unkunde der orientalischen Sprachen, aus der ich
n übrigens natürlich keinen Vorwurf machen will, schon erwie-
wäre, seine Unvorsichtigkeit darlegen. Wenn er z. B. mit
deutschen Uebersetzungen der Bibel, die er zur Hand hatte,
en hebräischen Text verglichen hätte, so würde zwar dadurch
schuldigt werden, daß er in einem und demselben Propheten
Michaelis, bald Gesenius setzt, denn dann könnte seine
hl einen Grund haben, während sie jetzt nur schreiende Will-
verräth; daß er aber den Text nicht verglichen oder min-
ens nicht verstanden habe, beweis't, daß er (Babylonier
57) Jes. 23, 13 nach der ganz verfehlten Michaelis'schen
ersetzung anführt, und dies wiederholt sich p. 240, wo die
erpretation gleichfalls fehlerhaft ist. Dort kommt ein anderes
ehen hinzu: Herr Heeren bedarf ein Zeugniß für das sie-
Jahrhundert; das Orakel, das er anführt, ist ein un-
s und gehört also in's sechste; wäre es ächt, so fiele es
achte, mit dem siebenten fällt er also jeden Falls durch.
ist auch die vorhin erwähnte Stelle 23, 13 nach Gesenius
ger Uebertragung natürlich für des Verfassers Zweck nicht
auchen. Vergleichen Sie einmal mit dem Resultate, das
aus derselben gezogen wird, den Inhalt:

Siehe das Land der Chaldäer,
dieses Volk, das zuerst nicht war,
Asser hat es den Wüstenbewohnern angewiesen,
das errichtet seine Warten,
zerstörte seine Paläste,
macht sie zu Trümmern.

Schon aus Kleinigkeiten, aus der Schreibart von Namen u. s. w. sieht man, daß Heeren nicht hebräisch lies't. Phön. p. 9, 10 und sonst Arvath. ארוד. Daß Chalybon Aleppo ist, weiß man; es ist nicht blos, wie p. 122 steht, wahrscheinlich. Palmyra heißt 1 Reg. 9, 18 Tamor, Palme; Tadmor (so Heeren p. 126) aber bedeutet Wunderstadt. Ein Tur (p. 239) gibt es eigentlich nirgends (תור). Auch p. 106 hätte der Verfasser schwerlich vergessen, die Bedeutung des Worts Midianiter (= Kaufmann zu Lande) anzuführen, wenn er sie gewußt hätte, da sie ihm so förderlich gewesen wäre.

Von der phönicischen Sprache heißt es (Phönicier p. 117), sie und die arabische seien Dialecte Einer Sprache; dies „habe den Verkehr beider Völker gar sehr erleichtert," man habe sich nicht den Betrügereien treuloser Dolmetscher überlassen müssen. Dialecte Einer Sprache sind das Arabische und Phönicische? Welcher denn? Der Semitischen zufolge tom. I. p. 121, auf den wir verwiesen werden. Wo ist die je gesprochen worden? Sprachen von Einem Sprachstamme sind nur bei Herrn Heeren scheints dasselbe mit Dialecten Einer Sprache. Der Schluß ist ganz irrig, man brauchte allerdings Dolmetscher. In der letztgenannten Stelle herrscht überhaupt Unklarheit und Verworrenheit, der Verfasser nimmt den Halys als Grenzscheide der Sprachen in Kleinasien; wie ist dies aber möglich, da er selbst die Verwandtschaft des Armenischen mit dem Phrygischen annimmt? Die armenischen Berge müssen demnach die Grenze machen. Die Frage ist aber gar nicht leicht; die Alten schildern Armenier und Cappadoker so sehr gleichartig; man denke nur an die Verbindung beider Comana und an die Aehnlichkeit der Priesterstaaten Castabala, Cabira und Marimene. Doch muß man darum so vielen Zeugnissen, des Herodot, Eudoxus, Eustathius, Stephanus, man muß der Sprache selbst nicht wider=

sprechen; an der Grenze konnten schon die Armenier so semitisirt sein, daß Strabo dieselben Armenier, die er an Einer Stelle mit den Phrygern verwandt nennt, an einer Andern selbst dem Namen nach den Aramäern vergleicht. Höck, in seinem Werke über Kreta, ist ganz auf dieselben Resultate gekommen; man muß Mischvölker annehmen. — Ich komme zurück. Dem obigen Fehler verwandt ist die Angabe (Phönicier p. 7), daß die Phönicier ein syrischer Stamm seien; beider Völker Sprache war eine verschiedene, und so sind die Phönicier nur den Syrern coordinirt ein semitischer Stamm. In demselben Bande p. 150 heißt es: „Von den alten Babyloniern wissen wir so viel, daß sie zum semitischen Völkerstamm gehörten; denn ihre Sprache — war ein armenischer Dialect, und von dem eigentlichen syrischen nur sehr wenig verschieden. Ob übrigens die ersten Einwohner dieses Landes aus Indien herzogen, oder aus der arabischen Halbinsel herstammten, wie ihre Sprache es wahrscheinlich macht — u. s. w." Was die Babylonier sprachen, war das Syrische selbst, nicht eine verschiedene Sprache. Diese ihre Sprache aber macht es so wenig wahrscheinlich, daß sie aus Arabien stammen, als die arabische, daß die Araber aus Babylonien.

Sie sehen also, ein ganz wesentliches Hülfsmittel, wo nicht das wesentlichste, zur Kenntniß des Orients geht Heeren ab; Sprachen, Verwandtschaft der Sprachen, Verhältniß der Völker zu einander kennt er nicht. Ueberdem das Volk, durch das fast allein aus alten Quellen etwas über Altasien auf uns gekommen ist, behandelte er nicht. Sodann wäre Kenntniß des asiatischen Mittelalters dasjenige, was am vollkommensten zu einer Verständniß des Orients führen würde, und wenn Sie mir nun erlaubten, einen Blick über unser Werk hinauszuwerfen auf die andern Bücher unsers Verfassers, so würde ich Ihnen zeigen, daß er diese Kenntniß auch nicht besitzt. Aber dies erlauben Sie mir nicht, so muß ich mich denn bequemen, Ihnen zu bemerken, daß wenn er arabische oder sonst morgenländische Quellen aus der muhammedanischen Zeit benutzt hätte, er manchen Fehler in diesem Werke über den alten Handel hätte vermeiden können, wie ich Ihnen noch später an einigen

Beispielen, den Abulfeda, oder Abdollatif oder sonst einen Aehnlichen in der Hand, werde nachweisen können. Und aus allen sonstigen fremden Nachrichten, aus Herodot und Diodor, aus Xenophon und Strabo ist wohl gelegentlich ein Factum, eine Notiz zu erhaschen, aber einen Begriff vom Orient und Geist des Orients wird man da nicht schöpfen wollen. Und Heeren, der bei diesem Werke so gewohnt werden mußte, seine Quellen in ganz einseitigen Zwecken zu lesen, einzelnes zu excerpiren und aus dem Gesammelten dann Ideen zu machen, Heeren mußte schon über der Aufmerksamkeit und dem Scharfsinn, den er nur zu dem Aufsuchen tauglicher Stellen aufzubieten gezwungen war, den inneren Genuß, den geistigen Eindruck des Ganzen, den Blick in die innere Werkstätte, in das verborgenere Gewebe der Dinge verlieren. Da kann ich wohl einer Masse, um deren Belebung es sich handelt, den göttlichen Hauch einathmen, wo ich in einem breiten Wege von zusammenhängenden Originalstücken, forschend im Gegenstand, Ideen und Ansichten herausfinde, die von sprechenden Thatsachen getragen werden; wo ich aber in zerstreute Theile einen Zusammenhang, in leblose Glieder eine eingebildete Bewegung, in starre Formen meine Ideen hineintrage, da bleibt das Ganze trotz allem Bestreben starr liegen und todt, und es kommt dabei fast auf Eins hinaus, ob ich mir meine Gedanken nach oberflächlichen Beobachtungen mit dem Schwung der Phantasie erschuf, oder ob ich sie vielleicht nach Analogien bildete. Beide Wege sind von Heeren beschritten worden; auf jenem denke ich ihn vielleicht in einem meiner nächsten Briefe zu meiner eigenen Belustigung einmal zu begleiten; auf diesem dürfen Sie zu seiner allgemeinern Ansicht des Orients einige Aufschlüsse suchen. Es macht ihm jedesmal eine wahre Freude, wenn er dann und wann aus neuen Reisebeschreibungen eine alte Sage oder Sitte bestätigen kann; dann predigt er immer mit lauter Stimme jenes unendlichemale Wiederholte von dem Festhalten des Orients an dem Hergebrachten! Allein kein scharfer Beobachter wird selbst bei dem starren Chinesen eine absolute Stabilität zugeben wollen, von der man so vieles erzählt; gerade die langsameren,

nmerklicheren, roheren Bewegungen im Osten will ich von
nem ächten Kenner nachgewiesen haben; da soll er mir zeigen,
aß er mehr sieht, als gewöhnliche Augen, er, der sich seines
härferen Gesichtes rühmt; und wo eine Einrichtung, ein
Gebrauch, irgend ein Zug sich in alter und neuer Zeit ähnlich
lieb, da soll er sich nicht stehen bleibend über den Fund kindisch
reuen, da soll er mir sagen, wie dies nach den ungeheuern
Umstürzen der Verhältnisse durch Griechen, Römer, Araber,
Türken, Mongolen möglicherweise beharren konnte. Hier
lso haben Sie gerade die nemliche Halbheit in seinem Urtheile,
wie oben bei der Vergleichung der Ehen im Osten und Westen;
n sechsten Bande folgt p. 392 etwas ganz Aehnliches: „Die
Scheidewand zwischen Orient und Occident ist dadurch gezogen,
aß der Occident Kritik hatte, der Orient niemals.“ Diese
Scheidewand konnte er viel allgemeiner in den Mangel an
Wißbegierde, an Interesse am Fremden und Aehnliches setzen,
nd selbst dann, was ist mir damit erklärt? Dieser Mangel
äßt sich mit psychologischen Erfahrungen erklären, und diese
Erfahrungen ihrerseits können wieder auf physische Gründe
urückgeführt werden.

Anwendung von Analogie, sahen Sie also, kommt hier in
iner rohen Gestalt wohl vor; sonst ist davon im Ganzen wenig
der nichts zu finden. Die Grundlinien zu einer asiatischen
Geschichte, die man fast nur nach Vergleichung entwerfen könnte,
wüßte Herr Heeren nicht zu ziehen. Nur eine Bemerkung, die
inen großen Raum zum Streite öffnet, dann will ich schließen.
Welch ein Bild erhalten wir von Carthago! Viele Worte über
diesen Staat zu machen, ist überhaupt mißlich, denn hier,
wenn irgendwo, haben Heerens und Anderer Arbeiten bewiesen,
daß in so zerrissenen einzelnen Fetzen die zusammenfügenden
Fäden, selbst wenn sie gefunden werden sollten, nicht mehr
haften. Römer und Griechen mit all ihrer Unkenntniß und Un-
fähigkeit, sich in ein fremdes Wesen zu versetzen, stellen diesen
Staat überall gräcisirt und romanisirt dar: nun erhalten wir
in allen Werken ein Bild von Carthago, das aus römischen,
griechischen und phönicischen Zügen so zusammengesetzt verzerrt

erscheint, daß es zum Erbarmen ist. Eins ist ganz deutlich: Die Küste von Nordafrika, so weit sie unter den tyrischen Colonisten stand, so weit Carthago seine Emporien gebaut hatte, verhält sich zu Altasien und seiner Cultur ebenso wie das alte Italien zu Griechenland, wie in der neueren Zeit die amerikanischen Colonieen zu Europa. Phönicisch asiatischer Charakter muß also vorausgesetzt werden in Carthago, und dazu stimmt das Auffallende, was römische Dichter und Historiker von den Puniern erzählen, ganz gut. So klar das Alles ist, so sehen doch alle, die in neuerer Zeit über Carthago schreiben, den Staat mit Aristoteles und Polybius Augen an. So Heeren ganz besonders. Alles erscheint da in einem ganz wundersam guten Lichte; da werden die scheußlichen Menschenopfer neben die ausnahmsweise Seltenheit in Rom gestellt; da wird jener finstere, grausame, harte Charakter des Volkes durch die Nebeneinanderstellung mit spartanischer strenger Sittenzucht gemäßigt; da merkt man nichts von den perserartig geflickten Heeren und ihrer elenden Figur, die sie gegen eine griechische Nationalmacht bilden und die nur ein Hannibal oder ein geschickter Grieche zu etwas zu machen versteht; nichts von der rohen Geißelschlepperei, die auf nichts Besseres herauskommt als die Völkerversetzungen der Babylonier und Perser; nichts von dem brutalen, gräuelhaften Verfahren bei der Zerstörung von Agrigent und andern sicilischen Städten. Doch hier ist Gefahr, daß ich mich in neue Labyrinthe verirre. Denn es ist ein Hauptzug in der Heeren'schen Methode der Kritik und Darstellung, daß er Alles auf die beste Seite kehrt, daß er wie ein guter, redereicher Kaufmann oder wie einer von den Sclavenhändlern, von denen er (Aethiopen p. 347) so ingeniös conjicirt, schon in den Motto's seine Völker und Waaren anpreis't. Das scheint er in der Vorrede im sechsten Bande selbst zu fühlen, und dort macht er es künstlich zu einem Prinzip. Dies muß Sie indeß nicht irren; auch die Kunst versteht Herr Heeren sehr gut, hinterher, wenn Noth an Mann kommt, allerhand verborgene Absichten und Zwecke sich selbst unterzulegen, die er ursprünglich unmöglich gehabt hat.

4.

So entschieden ich gehofft hatte, mit meinem letzten Briefe
ısrer Correspondenz über die Ideen ein Ende zu machen und
r eine andre Richtung zu geben (denn die Aussicht, die ich
hnen auf Fortsetzung in einigen Stellen öffnete, sollte nur
n Pfiff sein), so entschieden sehe ich mich getäuscht. Sie sagen
ir über den Inhalt meines Schreibens so gut wie Nichts —
ll ich es für Zustimmung oder für Geringschätzung nehmen?
ielmehr klammern Sie sich, wie Sie so manchmal zu thun
legen, an eine einzige verlorne Aeußerung fest und dazu
ählen Sie diesmal den Seitenblick, den ich (ich auch, sagen
ie, und greifen mich also mit Ihrem Vorwurfe nicht allein
ı) auf die Ideenmacherei warf. Und in einem Tone geschieht
es, der mich zwar nicht in meinem Urtheil über die Sache
ı geringsten irrt, der mich aber zu meiner Bestürzung lehrte,
elch ein schlechter Menschenkenner ich bin. So sehr ich Sie
imlich zum Schweigen gebracht zu haben meinte, so laut, so
redt, und soll ich die Wahrheit sagen — so massiv fallen Sie
ich mit den ernstesten Schmähungen an, und nur aus Ihrer
ngerechtigkeit könnte ich etwa muthmaßen, ein heimlicher
erger habe Sie zu Ihrem Auftoben gereizt. Denn warum
chten Sie Ihre Schimpfreden über die Chronisten unserer Zeit,
er die geistarmen Factensammler und wie die Ehrennamen
le heißen, die Sie ihnen zutheilen, gerade gegen mich? der
h mich gegen diese Invectiven gewiß nicht werde vertheidigen
irfen, schon weil Sie mich selbst viel mehr über eine gewisse
ontemtion der Bücher oft hernahmen. Nun weisen Sie mich
ıf Heeren's Vorwort zu dem „Andenken an deutsche Historiker“
ıd rathen mir, mir den Hieb, der dort auf alle nackte und
ıhle Quellenexcerpte geführt wird, zu merken. Ich bin, auch
hne Ihre Autorität, von dem Unwerth solcher Schriften, die
ichts als Gewissenhaftigkeit und Fleiß zeigen, überzeugt, meine
ber, die Geschichte, und besonders die forschende Geschichte,
rschmähe jedes Urtheil und alle Idee, die nicht so einfach aus
en Thatsachen folge, daß sie der denkende Leser auch von

selbst aus den bloßen Thatsachen herausfände. Heeren, dessen Werk zwar nicht eine Geschichte gibt, aber doch seinem Inhalte nach ganz der Geschichte angehört, wie der Verfasser selbst sagt, fehlt aber darin gar sehr, daß er dem Leser nirgends einen Gedanken frei läßt, Alles anticipirt, überall der Meinung des Lesers vorgreift. (Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils.) Diese Eigenschaft würde ihn als eigentlichen Geschichtserzähler schlecht empfehlen; überall würde die Historie nur erscheinen, wie sie sich in seinem Kopfe eben gestaltet. Und weil Sie doch Autoritäten lieben, so will ich Sie an des trefflichen Möser's Vorrede zur Osnabrückischen Geschichte verwiesen haben; sie verlangt, in der Geschichte sollten nur Thatsachen reden wie auf einem Gemälde, nur Handlungen, moralisch vorgestellt, mit Ursachen und Folgen erzählt (und hier hat der Historiker zu documentiren, ob er selbstschöpferisch den Zusammenhang der Dinge zu enthüllen weiß): dann, meint er, regt sie von selbst zum Denken an, und überläßt die Betrachtung dem Leser, der doch in jeder Lebensperiode die Begebenheiten in einem andern Lichte sieht. Das vorschnelle Urtheil des Geschichtschreibers aber „fordre oft zur Unzeit eine Thräne von demjenigen, der über die Handlung lachen muß.“ Diese Erfahrung können Sie an den Heeren'schen Schriften sehr häufig machen. Und wenn Heeren nur gegen diese Regel gesündigt hätte, so möchte ihm das noch leicht zu vergeben sein; ganze Abhandlungen baut er aber auf, wo nicht von Ideen die Rede ist, die auf Forschungen beruhen, die Vereinzeltes zu verbinden, Räthselhaftes zu erklären hätten; Abhandlungen, bei denen — nicht von Uebereinstimmung der Quellen, nein bei denen sogar von Existenz der Quellen nicht die Rede ist, bei denen die Phantasie und die Begeisterung des Historikers, von denen in dem von Ihnen angeführten Vorworte, soviel ich mich gleich erinnere, so excellente Dinge gesagt werden (verzeihe Ihnen der Himmel, daß Sie mich schon wieder in Versuchung führen, in andre Werke unsers Verfassers abzuschweifen), eine große Rolle spielt, indem sie hier Wahrheiten und Erzählungen vorbringt, von denen keine Schrift und kein Denkmal eine Ueber-

erung erhalten hat, Wahrheiten, die im geringsten Falle in
m jener Augenblicke dem Verfasser offenbart worden sein
sen, als unter der „großen Anregung seines Gemüths“
h die lebhafte „Theilnahme an seinem Stoffe“ der Geist
ihn kam. Nie ist mir so passend Angewandtes vorgekom-
, als mir folgende Stelle aus Lessing hierher zu gehören
nt: „Wem kann hier, wo die Quellen oft fehlen, oft so
rbt und unrein sind, daß man sich aus ihnen zu schöpfen
en muß, hier, wo man erst hundert Widersprüche zu heben,
ert Dunkelheiten aufzuklären hat, ehe man sich nur des
n, trocknen Factums vergewissern kann; hier, wo man
eine Geschichte der streitigen Meinungen und Erzählungen
iefer oder jener Begebenheit, als die Begebenheit selbst
gen zu können hoffen darf, wem kann hier auch die
Kunst zu erzählen, zu schildern, zu beurtheilen, viel
? Er müßte sich denn kein Gewissen machen, seine Ver-
ngen für Wahrheit zu verkaufen, und die Lücken der
isse aus seiner Erfindung zu ergänzen. Wollen Sie ihm
ohl erlauben? O weg mit diesem poetischen Geschicht-
r!“ Wo man eine Menge dürrer Chroniken und Anna-
sich hat, durch deren genaue Ergründung man zum
en des mangelnden innern Fadens angeregt wird, da
Spittler ganz vortrefflich, daß etwas sehr Entschuldi-
im An- und Ausspinnen dieses Fadens läge; er aber
dlichkeit und Gewissenhaftigkeit als eine Alltagspflicht
und gibt nur hier und da einer „kleinen Untreue, einer
uschung“ Raum, ohne indeß je „die pragmatische Ur-
gend eines historischen Phänomens blos diviniren zu
Würde es ihm eingefallen sein, das Phänomen selbst
ren? So arg ist's also bei Heeren, fragen Sie? So
!

h Ihnen dafür Belege anführe, hören Sie seine Grund-
über, und vergleichen Sie solche hernach mit dem Fac-
Tom. X p. VII: „Ich hatte durchaus keine Hypothese
den, keinen Lieblingssatz zu vertheidigen, keine Geg-
iderlegen. Ich gab stets das, was ich fand, so wie

ich es fand; das Gewisse als gewiß, das Wahrscheinliche als blos wahrscheinlich.“ Doch wollte er nach p. VIII mehr als Forschungen geben, d. h. Ideen, die auf Forschungen ruhen. Einige solche Ideen will ich Ihnen diesmal mittheilen, und Sie sollen sie selbst ihrem Werth und Gehalt nach beurtheilen. Eine Widerlegung sind sie in meiner Ansicht nicht werth; das Gegenüberstellen anderer Ideen ist nicht möglich, wenn einer nicht eben solche Luftgebäude aufführen will. Nur selbst eine bestimmte Erklärung über einen Theil des hier Mitzutheilenden möchte ich, wenn ich's über mich gewinnen könnte, ganz vermeiden, weil sie hier, wo die Gegenstände der zu besprechenden Forschung in so unerreichbarer Ferne liegen, nichts fruchten kann. Wer die Dinge nicht mit meinen Augen sieht, dem kann ich nur schwer eine Vorstellung davon geben, wie sie mir erscheinen. Ueber Einzelheiten, welche nahe liegen, verständigt man sich durch die Menge und Deutlichkeit der Eigenschaften, die wir erblicken, sehr leicht; über Einzelheiten mit Herrn Heeren in Erörterungen einzugehen, dürfte man also schon zu Zeiten versuchen, so wie ich aber eine Menge solcher Einzelheiten aus der Ferne wahrnehmen, wie eine Aussicht überblicken, von ihnen einen Totaleindruck aufnehmen will, wie kann ich da bei dem Andern auf eine gleiche Ansicht rechnen, der offenbar weit- oder kurzsichtiger ist, als ich. Es kommt darauf an, wer das gesündeste Auge hat. Es kommt darauf an, ob Herr Heeren weitsichtiger ist, als ich, oder, da dies keinem Zweifel unterworfen ist, so fragt sich's, ob er sich nicht der Brillen, ob er sich nicht gar gefärbter Brillen bedient? Das Auge eines rechten Natursohnes also sollte entscheiden, ob in diesem Gefilde, in das ich Sie sogleich geleiten will, derjenige das Mehrere sieht, der nichts als eine graue Nebelfläche mit wenigen lichten Puncten in ihm erblickt, oder der, der die ganze Landschaft mit seinen Brillen aufgehellt sieht, ohne gleichwohl ein Erkleckliches mehr aufzunehmen, als der Andere.

Da es diesmal dem Abschnitte über die Carthager gilt, so erlauben Sie mir, daß ich der Vollständigkeit wegen einiges mit einfließen lasse, was eigentlich meiner Absicht nach nicht

her gehört. Begleiten Sie mich demnach auf p. 65, und
ken Sie, welch eine bewußte, berechnete und weise Politik
dem carthagischen Staate untergelegt wird. Die Vergröße-
 seines Gebiets auf dem festen Lande will er nicht; er
ränkt sich freiwillig mit einer klugen Mäßigung auf den
lbesitz, wie in neuerer Zeit die Niederlande thaten, weil
 Continente sich nicht leicht behaupten lassen. Nun möchte
ohl wissen, wo die Carthager, wenn sie diese weise Selbst-
rschung nun nicht besessen hätten, noch hingesollt hätten?
ch war Anfangs Cyrene ein Damm, und später, nachdem
ie Perser in Aegypten gesetzt hatten, waren sie wohl sehr
 es unangefochten zwischen sich und einer gefährlichen
arschaft zu lassen. Sich in einen Kampf mit den Wüsten-
nern und Nomaden in ihrem Rücken einzulassen, dazu
n sie toll gewesen sein; den ganzen Vortheil, den sie
m Innern von Afrika ziehen konnten, zogen sie doch;
nten dort Alles auf's Spiel setzen und verlieren, gewin-
hts. An der westlichen Küste aber, wo sie unbestritten
beachtet weiter schreiten konnten, dehnten sie sich aus,
 sie nur konnten, und wenn man aus der Fahrt des
schließen darf, so setzte keine Mäßigung, sondern Furcht
gst vor der Ferne ihren Fahrten und Colonisationen in
Gegenden ein Ende. In den unwirthlichen Wüsten,
ie rohen Bewohner des innern Afrika fiel ihnen so wenig
oberungen zu machen, wie den Massiliern in Gallien,
 Cyrenäern, wie den pontischen Städten, die die Scy-
ter sich hatten. Ganz derselbe Fall ist in Spanien;
 gibt der Verfasser selbst p. 99 bei den Liguriern als
hrer Entfernung an, daß die Massilier sie wohl abhalten
 konnten sie das nicht auch in Spanien, wo es ihnen
tiger war, die Carthager zu beobachten? In Kämpfe
Carthago aber überall da ein, wo es in Conflict mit
aate kam, der seinen Handel gefährden mußte; der Art
ohl sein Kampf mit den Phokäern und Italiern um
nd Sardinien, wie die Kriege mit Cyrene, Syracus
. So wird auch der Staat von Nordamerika nicht

dann „zu eben diesem Ziele gelangen, wenn es ihm an Raum zu friedlicher Erweiterung fehlen sollte,“ denn dazu möchte es gute Weile haben, sondern wenn sich in Mexico ein eifersüchtiger und gefährlicher Rival heben sollte, der Anlaß zu Argwohn und Besorgniß gäbe. So scheint auch Carthago zu seinen Unternehmungen gegen die Inseln gekommen zu sein, denn auch da dünkt uns ein System der Eroberung nicht nachzuweisen, obwohl nach Herrn Heeren's Versicherung Carthago die obgenannten Maximen bei seinen Eroberungen unverrückt befolgte. Nun frage ich unsern Verfasser um Beispiele, und hüte mich, seinen Antworten irgend etwas unterzulegen. Die spanischen Eroberungen rechnet Herr Heeren selbst nicht hierher, indem damals schon Carthago's Politik aus ihrem Gleichgewichte gebracht war, wie er selbst anführt. Zu den Unternehmungen auf Sicilien ward Carthago, abermals nach des Verfassers eigener Auseinandersetzung p. 78 ff., durch Streitigkeiten mit den Siciliern, vielleicht durch die Verbindung mit Xerxes, allmählig gebracht, ohne daß da eine Maxime durchleuchte, wo im einfachen Verhalt der Dinge eine Begebenheit aus der anderen folgt. Als später Syracus um sich griff, mußte, wie angedeutet, ein Kampf auf Leben und Tod beginnen, wie auch nachher mit Rom, und Agathokles erschien, Carthago's Hannibal ante portas. Wo also hat denn Carthago endlich jene Grundsätze in Anwendung gebracht? Bei den kleinen Inseln? Aber diese sind ja, wieder nach Heeren's eigener Angabe p. 82, wahrscheinlich gar nicht erobert, sondern von den Stammvätern, den Tyriern, überkommen, und die Balearen waren p. 171 noch dazu „vielleicht nicht gänzlich von Carthago abhängig.“ In Corsica? Aber „die Meinung von Carthago's Herrschaft daselbst beruht, wie Herr Heeren wieder selbst anführt, auf sehr schwachen Autoritäten.“ Das einzige Sardinien bliebe also übrig; und von der Geschichte dieser Insel wissen wir so viel wie gar nichts, gewiß wenigstens nicht so viel, daß wir aus der Geschichte ihrer Eroberung und Behauptung durch die Carthager auf solche feine und kluge Maximen schließen dürften, wie Herr Heeren. Der ganz gleiche Grundsatz leitete, nach dem Verfasser, die Cartha-

ger auch in ihren Seefahrten. Auf p. 97 sagt er: „Ihre Schifffahrten dehnten sich wohl sowohl längs der Westküste von Europa als von Afrika um vieles weiter aus, als sich Spuren von ihren Niederlassungen finden, und auch hier schienen sie, so viel wir noch urtheilen können, eine gewisse freiwillige Beschränkung sich zur Regel gemacht zu haben.“ Nein, wahrhaftig! Die Eindrücke, die man aus Hanno's Periplus erhält, sind, wie ich schon sagte, ganz anderer Art, als daß sie uns auf eine solche Beschränkung sollten schließen lassen, und da überdies in jenen äußersten Gegenden die Colonieen der Carthager bald so spurlos verschwanden, so dürfte es damit eine eigene Bewandtniß haben, worin Herr Heeren freilich anderer Meinung ist. *) So viel sich aber der Verfasser auch mit diesem Hanno beschäftigt hat, so scheint er doch selbst das Nächstliegende nicht gesehen zu haben. So um doch neben dem allgemeineren Eindruck, den der Periplus auf verschiedene Leser verschieden machen muß, auch ein specielles Beispiel zu geben, heißt es p. 105: „Die von Hanno gestifteten Colonieen scheinen die ersten in diesen Gegenden gewesen zu sein. In seinen Nachrichten zeigt sich keine Spur von früher vorhandenen Niederlassungen.“ Doch! Eine Spur zeigt sich schon. Es heißt ausdrücklich, Hanno hätte Dolmetscher von den Lixiten mitgenommen; also müssen die Carthager doch mit diesen früher in Verbindung gestanden haben. Dies scheint aber Heeren nicht zu wollen, der gleich fortfährt: „Vielmehr wird diese Küste durchaus als ein Gegenstand neuer Entdeckungen beschrieben.“

---

*) Er meint nämlich (Phön. p. 54) bei Gelegenheit der phönicischen Colonieen in Westafrika, daß wenn es das Schicksal der britischen Colonieen in Australien sein sollte, von den Wilden zerstört zu werden, so würde man in hundert Jahren keine Spur mehr davon finden. Das wäre möglich. Aber man würde unfehlbar in tausend Jahren noch davon Kunde haben; und warum haben wir von jenen carthagischen Colonieen auch nicht einmal eine kleine Notiz? Die Heimlichkeit des Verkehrs, von der gleich hernach, fiel nach Carthago's Fall weg; und das Stillschweigen der Autoren ist also nicht zu erklären.

Welches sind nun, frage ich Sie, die Thatsachen, auf denen diese Idee von der gemäßigten und weisen Politik Carthago's ruht?

Auf p. 172 wird vermuthet, die Carthager hätten wahrscheinlich über Spanien mit Gallien gehandelt. Eine mißliche Sache! Welches sind die Beweise? „Den früheren Verkehr mit Gallien beweisen aber gleichfalls die zahlreichen Schaaren gallischer Miethvölker, die schon von den ältesten Zeiten her in den carthagischen Heeren fochten, und jene Eifersucht gegen Massilien, das die Carthager so gern vernichtet hätten.“ Das letzte Argument ist besonders erbaulich! Ich denke, die gegenseitige Eifersucht möchte vielmehr ein Beweis sein, daß die dort mächtigeren Massilier die Carthager von Gallien ausschlossen? Auch das Erstere verdient kaum eine Antwort. Was hat das Anwerben von Söldnern mit dem Handel zu thun? Wenn Carthago griechische Miethtruppen erhielt, handelte es darum mit Griechenland? Und woher weiß Herr Heeren, daß die Celten in den früheren carthagischen Heeren nicht spanische Celtiberer, Celtiker u. s. w. bedeuten? Wieder eine Idee ohne ein Factum.

Darüber habe ich mich gewundert, daß, da der Verfasser es nicht für unwahrscheinlich hält (p. 178), daß die Phönicier bis an die samländische Küste gekommen seien, er nicht auch die Carthager in die Ostsee fahren läßt. Doch ganz ohne eine kleine Fälschung konnten die Fahrten in das nördliche atlantische Meer nicht behandelt werden. P. 173 sqq. ist von dem Zinn- und Bernsteinhandel die Rede. Erst wird aus einander gesetzt, daß sich Zinn in Spanien, Bernstein auf den Kassiteriten gefunden habe. Nun wird der Handel besprochen, und die Fahrten der Carthager auf Hibernien und Albion ausgedehnt. Kein Zeugniß gibt's dafür. Die Tartessier kamen nach Avienus und Strabo bis zu den kassiterischen Inseln, nicht weiter; der Bericht des Avienus über Himilco lautet gar nicht so, als ob diese Meere den Carthagern so zugänglich, diese Fahrten so geläufig gewesen wären; und überdies darf man an Genauigkeit und unbestrittener Glaubwürdigkeit jenes Berichtes mit Recht zweifeln.

Strabo's Angaben beschränken sich auch auf die Kassiteriten, und lassen sich auf ziemlich neue Zeiten beziehen. Himilko's Fahrt konnte keine Entdeckungsreise sein, falls diese Gegenden und Meere früher bekannt und beschifft waren; und seine Reise scheint so wenig lebhafte Nachfolge gefunden zu haben, als die des Pytheas und des Hanno. Dies characterisirt die alten Entdeckungszüge. Wir träumen uns dabei stets unsere kecken neueuropäischen Seefahrer, wir vergleichen Normannen und Altgriechen, wir denken uns den Eroberungsgeist und die Entdeckungssucht der neuen Zeit, und übertragen sie auf die alte. Jeder Zug widerspricht! Alle diese Reisen des Pytheas, Himilko, Hanno, Sataspes u. A. verrathen ganz deutlich Furchtsamkeit und Angst; in so unheimlichen Fernen, weit weg vom lieben heimischen Boden, war der Asiate, wie der Grieche feige, und sie verrathen deutlich und sonnenklar das ewige Gefolge der Feigheit: Prahlerei und Aufschneiderei; man denke nur unter den Genannten an Euthymenes, an den persischen Magier, der Libyen umschifft haben wollte, und noch so spät an die „Steuermänner der Lügen“ bei Strabo u. s. w. Diese Fahrten, diese Reisebeschreibungen alle streben unsere Heeren zu erklären, zu erläutern, zu retten! Ein Unsinn, eine Lächerlichkeit sonder Gleichen! Was der kritische Strabo genauer kannte und verdammte, was sich historisch als fabelhaft verdorben und verpfuscht herausstellen läßt, das wollen diese festhalten und deuten. Und jener Strabo selbst, der sich der neu erworbenen Kenntnisse seiner Zeit freut und rühmt, an dessen Wißbegierde und Eifer Niemand zweifeln kann, der sein Werk im Zusammenhange gelesen hat, jener Strabo, der so umsichtig das geographische Wissen der alten Welt überschaute, hat er irgend eine Begierde, das Ferne und Ungewisse zu beleuchten, zu kennen, zu ergründen? Aeußert er, wie unsere Geographen mit Wehmuth und Sehnsucht einer endlichen Aufklärung über das innere Afrika, über Neuholland, über den Nordpol harren, eine ähnliche Ungeduld nach einer Belehrung über das Dunkel, das ihm noch alle Fernen verdeckt? Weit gefehlt. Nichts ist da von einem Wunsche, das oftmal vergebens Versuchte wieder ver-

sucht zu sehen; er erkennt die Bemühungen des Eudorus nicht an; er spricht über alle jene Entdeckungsfahrten ein strenges und bitteres Urtheil; er hat keinen Wunsch nach einer Umschiffung der Erde; ihn reizt nicht, wie unsern Verfasser, die Finsterniß, sondern das Gewisse und Lehrreiche: (p. 151 ed. Falc.) *'Ο γαρ γεωγραφων ζητει τα γνωριμα μερη της οικουμενης ειπειν, τα δ' αγνωστα εαν, καθαπερ και τα εξω αυτης.*

Und nun kommt (p. 180) jenes Allbeliebte von dem Verborgenhalten der fernen Länder, deren Producte die Tyrier und Carthager reich machten; jene so verbreitete, aus Einem Autor in den andern übergegangene Ansicht, die wohl darum so allgemeinen Glauben gefunden hat, weil sie anscheinend erklärte die Unkunde der Alten von dem Westen und Norden, die doch auf ganz andere Weise zu erklären ist. Herr Heeren ganz besonders klammert sich an jedes Fäserchen, um diese Ansicht zu stützen. Jene Erzählungen von dem Gewinne des Cinnamomum sind ihm in diesen Zwecken erdichtet; wenn das so ausgemacht ist, so sind am Ende die Perser und Araber, die die wunderlichen Geschichten von ihren Producten erzählen, auch so schlaue Füchse gewesen. Wo blieb aber in dieser Sache die besonnene Nachfrage in den Quellen, bei deren Zurathziehung man gefunden haben würde, wie nichtig die Zeugnisse dafür sind? Wo blieb das besonnene Nachdenken über die Umstände, über die Möglichkeit einer solchen Verhehlung, über die Wahrscheinlichkeit? So, oder ähnlich, dachte ich stets über jenes Mährchen; aber nun, da einem deutschen Professor und Hofrath gelungen ist, das ganze Staats- und Volksgeheimniß von Tyrus und Carthago zu durchschauen mit scharfem Aug, jetzt, da von Göttingen aus das versteckte Getreibe der schlauen Kaufleute der alten Welt ausgespäht, und der Welt die Länder bezeichnet und verrathen sind, wo die Carthager ihr heimliches Wesen trieben, wo Ein einziger scharfsinniger Kopf in der Ruhe seiner Studirstube die feine Klugheit enthüllt hat, die die Römer, Phokäer, Massilier und alle seefahrende Griechen in Sicilien und sonst Jahrhunderte lang hinter's Licht führte, jetzt — werd' ich verstummen müssen und mich meiner bequemen Gedanken schämen.

Wenn diese Entdeckung nicht dem Forschungsgeiste der Europäer, der Wißbegierde und dem Scharfsinne der deutschen Gelehrten Ehre macht, so möchte ich wohl wissen, was sonst! Und fragen Sie nach der Art und Weise, wie unser Forscher diesen Fund gemacht hat, so nennt er Ihnen den allsehenden Herodot im Vertrauen als seine Quelle, der es, wie er Sie mit leiser und heimlicher Freude versichert, wieder seinerseits von einigen leichtsinnigen und geschwätzigen Carthagern ausgewittert hat. Ah, daß du arg verwünscht seist, plauderhafter Alter! Wenn du nun den Weg zu den Goldländern nur ein wenig genauer ausgekundschaftet hättest, und wenn deine einfältigen Jonier nur ein wenig von dem pfiffigen Kopfe des Herrn Hofraths besessen hätten, Schelm aller Schelme, welch Unheil hättest du in Carthago anstellen, welche Seefahrten und Seekriege hätten aus deiner Redseligkeit, aus deiner Neugierde und Spähsucht entstehen können! Gut noch, daß es so abgelaufen! Nun haben doch wir den Ruhm der Erfin—, der Entdeckung, will ich sagen. Ich lerne nun verstehen, um wie viel gründlicher die Forschung Heeren's ist, als die eines Niebuhr, der, obgleich es gewiß nicht seiner Art war, vor dem Dunkel zu scheuen, vor Verwickeltem und Verhülltem zu weichen, doch die Nachrichten Herodot's über Afrika nicht zu verdauen vermochte. Ich lerne nun verstehen durch Herrn Heeren's Beleuchtung der Sache, daß jener Seitenblick Herodot's auch die Glaubwürdigkeit seiner Berichterstatter (IV, 195 196), der zwar der ironischen Art ganz ähnlich ist, mit der er gar viele seiner Erzählungen belacht, wohl eigentlich als ein Scherz zu nehmen ist, mit dem er hier die Wahrscheinlichkeit seiner Berichte absichtlich verdunkelt, und hinter dem er seine Plauderhaftigkeit verbergen will. Denn sei's wie's wolle, seine Erzählungen von Afrika seien fabelhaft, lächerlich, ja thöricht, wie sie wollen, sie sind bestätigt als wahr durch unverwerfliche Zeugen. Was Herodot von jenem stummen Tauschhandel der Carthager mit den Wilden der libyschen Westküste gehört hatte, das haben, dem ganzen Verlauf der Sache nach, zwei neuere Reisende in Senegambien und Guinea — beobachtet? Nun, das gerade nicht; aber

Höst spricht doch von einer Caravane, die jährlich aus Marocco nach Tombuct geht, und von der ihm etwas Aehnliches erzählt ward, wo nur ein übertriebener Zweifler meinen könnte, etwas Aehnliches müsse wohl überall geschehen, wo sich die Leute nicht verstehen. Allein diese närrische Skepsis wird von Lyon vernichtet, der ja fast mit Herodot's eigenen Worten auch das Verfahren bei dem Tauschhandel beschreibt — als Augenzeuge? Nein, als Augenzeuge eben nicht? aber man erzählte ihm doch, es gebe in Sudan ein unsichtbares Volk, das seinen Handel nur bei Nacht treibe! Was bedarf es weiteres Zeugniß?? Müssen nicht die Carthager in Sudan, in die goldreichen Länder eingedrungen sein? Mit gerechtem Triumphe ruft Heeren aus: Erwiesen bleibt Carthago's Verbindung mit ihnen!

Auf zwei kleine Dinge nur hätte Herr Heeren sich besinnen sollen, die nicht außer seiner Sphäre lagen, die ich Ihnen aus ihm selbst beibringe. Einmal hat er vergessen, was er doch von einigen indischen Sagen der Alten, die dem Marco Polo und Anderen auch noch aufgebunden wurden, gesagt hat, daß nämlich in diesen Welttheilen, wo Alles so fest steht, sich auch die Sagen nicht verrücken. Und dann hätte er sich erinnern müssen, daß die Entstehung eines ähnlichen Verfahrens beim Handel bei dem Mangel an Sprachverständniß zwischen zwei Völkern nicht allein aus der Natur der Sache geschlossen werden muß, sondern auch geschichtlich bezeugt werden kann. Daß er dies nicht gethan hat, wird um so unverzeihlicher; und daß er es absichtlich nicht gethan hat, wird um so klarer, als er selbst eine Stelle des Cosmas Indikopneustes kennt, die im äußersten Osten von Afrika einen Handel eben so beschreibt, wie Herodot den im äußersten Westen. Von dieser Stelle hier keinen Gebrauch machen, war aber vortheilhaft; er sparte sie auf eine andere Gelegenheit auf, wo sie ihm viel besser dienen konnte. Und auch dort, welchen lächerlichen Hypothesen dient sie da! Sehen Sie selbst zu — ich werde sonst nie fertig. Die Stelle ist gebraucht Aethiopien p. 340.

Aber ist das Alles? Bewahre! Diese Mysterien zu enthüllen war noch keine Kunst, da doch einmal ein Römer oder sonst

Einer, wie man ja nicht ohne Beispiel ist, den Carthagern auf dem Meere nachschiffen, und so dem Geheimniß ein Ende machen konnte. Aber Carthago hatte auch einen Landhandel in Afrika; vor diesen hatte es sich mit der ganzen Breite seiner Besitzungen hingelagert, und hielt ihn als ein großes „Staatsgeheimniß“ verdeckt, für alle Geschichtforscher verdeckt, bis es dem Luchsauge des Hofraths gelang, auch hier durchzudringen. „Die argwöhnischen Kaufleute, heißt es p. 186, waren so stille davon, daß dieser Caravanenhandel selbst den Schriftstellern, die über Carthago schrieben, verborgen blieb. Wir werden also nur sparsame und dunkle Nachweisungen erwarten dürfen; ja, wir würden uns fast mit bloßen Muthmaßungen begnügen müssen, wenn nicht Einer unter ihnen das Geheimniß erforscht und verrathen hätte, — — — — der bewundernswürdige Herodot.“ Schon wieder der? „Er allein führt uns quer durch die Einöden Lybiens, vom Nil bis zum Niger, und von da bis ins Gebiet von Carthago.“ Lassen Sie uns diesen Weg ein wenig verfolgen. Herodot wußte, zufolge p. 196 sqq. bei Heeren, von dem Niger durch die Nasamonen. Dies ist nicht eben unmöglich; allein Herodot's Erzählung macht es unwahrscheinlich: und um diesen Schein der Unwahrscheinlichkeit zu heben, bedarf es mehrerer Recepte, die Herr Heeren verschreibt. Die fünf Entdecker müssen eine kleine Caravane bei sich gehabt haben, wovon Herodot nichts sagt. Auf Caravanen aber hat unser Forscher eine wahre Wuth; ihm werden alle Lebensgeister wie belebt, wenn er dergleichen sieht oder muthmaßen kann: so müssen jene Ichthyophagen aus Elephantine, die Cambyses zu den Macrobiern schickt, da sie als Dolmetscher gebraucht werden, gewanderte Leute, Handelsmänner sein, und die Gesandtschaft wird, da ihre Zahl nicht von Herodot angeführt wird, noch viel wahrscheinlicher eine Caravane (nur eine kleine Caravane bittet Herr Heeren ihm wenigstens zu gestatten) gebildet haben, als hier die Nasamonen deren Zahl angegeben ist. Diese Caravane, oder diese fünf Nasamonen, müssen nach Herrn Heeren nach Südwest ziehen, obwohl Herodot sagt nach Süd. Die kleinen Männer muß eine Erzählung des Sultans

von Darfur bestätigen, nicht der Augenschein der Europäer. „Der große Strom" der Mandingos (Joliba) findet sich angedeutet, indem Herodot von einem großen Strome redet. Die Zauberer, zu denen sie gekommen sind nach Herodot, brauchen nach Heeren nur Leute gewesen zu sein, die an Zauberei geglaubt haben. Die Erzählung aber spricht unserem Verfasser für einen Verkehr im inneren Afrika, und doch gehörten nach Herodot tolldreiste, junge Bursche dazu, die auf den Gedanken jener Entdeckungsreise kamen, und aus diesen Verwegenen wurden die fünf Unternehmer geloos't! So wahr ist die alte Bemerkung, daß das bloße Wiedererzählen erlernter Geschichte eine schwere Sache ist, zu der, wie Sie sehen, in Heeren nicht die kleinste Anlage ist. Und wenn nun auch diese Erzählung neben den übrigen Bemerkungen Heeren's auf einen inneren Handel in Afrika schließen ließe, wo zeigt mir der Verfasser auch nur ein Spürchen von einem Zeugniß, daß die Carthager activ Theil daran genommen hätten? Daß er für sie, auf ihre Rechnung geführt wurde? Nur eine entfernte Andeutung, wo steht sie? Es ist bei Heeren ein Document für die „Gewißheit" dieser Theilnahme Carthago's an dem inneren Landhandel von Afrika der Umstand, daß es so viele Sclaven hatte, die es doch aus erster Quelle haben mußte! der Umstand, daß es die Edelsteine, die von ihm den Namen trugen, aus den inneren Ländern dieses Welttheils erhielt! (Ob durch unmittelbare Verbindung, davon steht kein Wort in der allegirten Stelle des Strabo.) „Ja, daß sie (p. 202) auch selber an den Wüstenreisen Antheil nahmen, zeigt das Beispiel eines gewissen Mago, der dreimal die Reise durch die Wüste gemacht hatte, ohne von etwas Anderm als trockenem Mehl zu leben." Nun, wenn Sie dies für Beweise nehmen wollen, so wünsche ich Glück zu der Entdeckung; Glück zu der Beglaubigung des Herodot. Dann werden Sie mit Heeren rufen: „Die Stille der Wüste blieb in furchtbarer Majestät die ewige Zeugin seiner Glaubwürdigkeit!" Unserer Ungewißheit ewige Zeugin blieb sie nicht minder.

Herr Heeren bleibt aber nicht dabei stehen, die Existenz

dieses Handels gewiß gemacht zu haben, er zeigt uns auch die Wege, die Caravanenstraßen, auf denen er geführt wurde. Hier bleibt er nicht stehen bei dem ersten Schritte, hier verleugnet er seine sonstige Halbheit, hier erschöpft er seinen Stoff. Seinen Weg mit ihm zu machen, mein Freund, das ist traurig und ergötzlich zugleich. Ich möchte gerne für all das Beweise; allein haben Sie je in dem Werke eines Forschers eine so unsinnige Hoffnung aussprechen hören, wie hier p. 207: man werde dem Verfasser auch ohne Beweise Recht geben, wenn man nur erst die nöthigen Kenntnisse von dem inneren Handel von Afrika und der Art, dort zu reisen, besitze! Wieder beruft er sich alles Ernstes auf jene schon berührte Stelle Herodot's, wo der die Geschichtchen seiner libyschen Gewährsmänner mit schelmischer Laune vorträgt; so sehr ihn selbst die Späßchen ungläubig machen, so erzählt er doch lustig darauf los. Und wenn man nun mit dem dort erhaltenen Eindrucke an die Untersuchung bei Heeren kommt, so scheint es fast, als ob auch hier durch die ernsthafte Rede ein plumper Satyr durchgucke. Wenn Sie sich auf der gewissen und zuverlässigen Straße, die Heeren mit Hülfe Herodot's von Theben bis Carthago entdeckt hat, wollen führen lassen, so begegnen Ihnen dabei folgende Avantüren: Zuerst will Herodot, daß Sie den Weg von Theben bis zur Oase des Ammon in zehn Tagen zurücklegen; Herr Heeren macht es Ihnen aber bequemer und gibt Ihnen zwanzig, läßt Sie dabei in Ammonium eine schöne Rast halten, und zeigt Ihnen die Alterthümer, die Sie auf dieser Handelsfahrt gar nicht zu sehen begehrt hätten. Die nächste Station bis Augila sind bei Herodot zehn Tagreisen; diese Angabe wird von Hornemann bestätigt, der Augila nach neun starken Tagreisen erreicht hatte, wie Herr Heeren sagt, nach einer angestrengten Reise also, in der die Caravane zwei Nächte hindurch gezogen wäre, was Menschen und Thiere ganz erschöpft hätte. Hornemann sagt gar nichts davon, daß diese Erschöpfung von den angestrengten und langen Märschen herrührte, Nachtreisen sind auch schon in diesen Gegenden nicht immer Zeichen von Eilmärschen; sodann geschahen diese Eilmärsche zum Theil nur

darum, weil Hornemann mit seiner Gesellschaft von der Caravane abgekommen war und einen unrechten Weg eingeschlagen hatte. Noch dazu ruhte der Zug in Torfaue einen Tag lang; die fünf ersten Tagreisen sind gegen Herrn Heeren's Versicherung ganz unbedeutend, der neunte Tag ist wie gesagt Rasttag, erst am zehnten, nicht am neunten, kommt Hornemann in Augila an; die starken Märsche vom sechsten bis achten selbst rechtfertigen Heeren's Aussage nicht einmal, wegen der angeführten Verirrung. Es kommt an und für sich nichts darauf an; Tagereisen kann man nie als sicheren Maßstab der Wege gebrauchen; das neue Augila ist wohl gewiß das alte des Herodot. Merken Sie sich aber: so gebraucht Heeren seine Quellen! so den alten, zweifelhaften, unsicheren, fabelhaften Text des Herodot; so die ganz einfache, schmucklose, klare Erzählung eines neuen Reisenden! Jetzt gehen wir zu den Garamanten. Wieder gibt Ihnen Heeren zwanzig Tage, wo Herodot nur zehn. Daß Herodot in zwei verschiedenen Stellen ziemlich widersprechende Dinge von den Garamanten sagt, was liegt daran: dafür findet sich leicht eine Erklärung. Alle die prächtigen Sächelchen, die Herodot hier mittheilt, von der Art des Landbaues, von den rücklings weidenden Rindern, von dem Zwitschern der Troglodyten u. s. w. finden hier ihre Erklärung; der Weg ist ausgemacht klar nachgewiesen. Die Garamanten mögen wohl in Fezzan gewohnt haben; allein hier, wie bei Augila und bei der Längenangabe des Wegs von Theben nach Ammonium, sieht ein gesundes Auge ganz deutlich, der Bericht rührt nicht von einem Wüstenreisenden her, der hier Caravanenstraßen kannte, sondern er beruht auf dunkler und ungewisser Kunde. Um nichts ist der Weg von Theben bis zu den Garamanten klarer, als der von hier zu den Ataranten und zu den Atlanten, wohin Heeren selbst dem Herodot nicht mehr zu folgen wagt; Heeren's Meinungen, die er auf diese entdeckten Straßen gründet, sind nichts weniger willkührlich, als seine Verzauberung des altehrwürdigen Atlas aus dem äußersten Westen in das Innere von Afrika, um das das ganze Alterthum laut aufschreien würde vor Staunen! um nichts weniger willkührlich, als die

Annahme einer Caravanenstraße und Handelsverbindung zwischen den Garamanten und Lothophagen, zwischen denen Herodot einer Straße von dreißig Tagreisen erwähnt; weil in der gleichen Zeit Lyon von Murzuk nach Tripolis reis'te, so scheint unserm Verfasser diese alte Communication erwiesen! Und in der Erklärung jener Mährchen, wie ist es möglich, daß ein gesunder Menschenverstand nicht das Lächerliche dabei empfinde! Das unfruchtbare Land, meint Heeren bei der Einen Stelle, wird mit Salz gedüngt, oder die Reisenden (merken Sie sich, dies sind jene zuverlässigen Leute, die dem Herodot erzählten, und die in Heeren's Ansicht den Alten die Kenntniß jener Gegenden vindiciren) sahen den weißen Thon, aus dem der Boden in Fezzan theilweise besteht, für Salz an! Jene Angaben über das Zwitschern der Vögel bei den Troglodyten kann bei Hornemann Mißverständniß sein; nach Lyon benennt man die Tibbos mit dem Beinamen der Vögel, wie leicht kann man da den Witz auf ihre Sprache übertragen haben! An den Rindern, meint Herr Heeren, mochten die Einwohner die Hörner künstlich gedreht und gebogen haben; sie haben sie „durch diese Spielerei vielleicht rücklings weiden gemacht;" vielleicht haben sie sie auch im Kriege gebraucht statt der Elephanten!! Nein, wem bei allen diesen Drehungen und Windungen der Verstand nicht dreht, der wahrlich muß keinen haben!

5.

Ohne Ihre Antwort abzuwarten, schicke ich Ihnen diesen Brief gleich nach, in den ich nur wenige Tropfen desselben Stoffes nachträufeln lasse, der den vorigen füllt. Es ist mir, als ob ich Ihnen eine Herzensangelegenheit mitgetheilt hätte, über die ich fürchtete, Ihnen noch nähere Erläuterungen schuldig geblieben zu seyn, ohne gleichwohl irgend eine Lust zu verspüren, mich auf diese zu besinnen. Beispiele dieser Ideenmacherei sind das Häufigste, was in dem Heeren'schen Werke begegnet, was es demnach am bestimmtesten characterisirt, was also am

deutlichsten hervorgehoben werden müßte, wenn man gewissenhaft die unterscheidenden Merkmale des Werkes angeben wollte. Und doch ist nichts so unangenehm für den Leser, als dieser Weg in Nacht und Dämmerung, wo nur der wankende Boden, der Pfad am Abgrund hin noch Spannung und Achtsamkeit erhält; hat man aber gar diese gefährlichen Stellen mit der Leuchte der Kritik aufgehellt und gefahrlos gemacht, dann kann es nichts geben, was so langweilte und sättigte, als die übrige Umgebung. Es liegt also was sehr Verzeihliches darin, wenn man sich eilig über sie wegmacht. Was sollte ich Ihnen auch sagen über die Deutungen der verschiedenen Anaglyphen in Aegypten, in Persepolis, in Aethiopien? Was sollen sie, was können sie jemals nützen? Zu welchen leichtfertigen Schlüssen verleitet es, wenn man sich einmal in den Kopf gesetzt hat, überall in jenen Malereien eine historische Beziehung herauszufinden! überall dem oder jenem Schutthaufen eine alte Herrlichkeit zu vindiciren! Sie würden mich für unsinnig halten, wenn ich noch einmal auf alle Träume eingehen wollte, die Herder und Heeren und wie viele Andere über Persepolis gehabt! Denn wo selbst die nämlichen Augen nicht stets das Nämliche sehen, wie ist da je ein sicheres Resultat zu gewinnen? Und daß dies nicht der Fall ist, hat unser Verfasser selbst gezeigt. In der mittleren Ausgabe seines Werkes sind gewisse Thierkämpfe in jenen Trümmern von Persepolis bloße Verzierungen, in der neuesten sind es Allegorien, die einer Erläuterung bedürfen — und welche gibt er? Vierzig andere ließen sich finden, alle gleich gegründet und alle gleich nichtig! Das geflügelte Einhorn der früheren Ausgabe ist ein greifähnliches Thier in der späteren; die Kämpfe mit den Bestien waren früher Jagdstücke, hier sind es Symbole, die eine politische Bedeutung haben. So lange mit Ouseley, mit Hagemann u. A. gestritten werden kann, ob die Anaglyphen aus den griechischen Autoren oder aus Ferdusi zu erklären seien, so lange die Deutungen nach den verschiedenen Systemen gleich wahrscheinlich und unwahrscheinlich ausfallen, indem der Scharfsinn aller Seiten etwas Eigenes entdeckt, wo dann Alles fugt und klappt (was, beiher

gesagt, das allerschlimmste Zeichen bei Forschungen in so ungewissen und unsicheren Regionen ist), wer wird da auf irgend ein Resultat bauen, wer irgend einem der Erklärer zustimmen wollen? Nicht anders ist's mit den Gebäuden selbst! Eine gewisse Colonnade ist in der alten Ausgabe ein Aufenthaltsort für die Knechte des Königs, die Hofleute und Hofbedienten, in der neuen der Ort großer Reichsfeste, der feierliche Audienzsaal. So lange da gelehrte Kenntniß ohne Augenschein, so lange beide ohne künstlerische Bildung urtheilen, ist überall für den bedächtigen Mann nur Zweifel übrig. Wer will über diese Bauten so vorschnell, so ohne alle Berechtigung aburtheilen, der da weiß, wie unter den competentesten Richtern noch über die bedeutendsten Gebäude in Aegypten Streit ist, wo doch durch Fülle und Zustand der Reste ein ganz anderer Stoff zu vergleichender Betrachtung geboten ist, als in den ärmlichen Ueberbleibseln in Persepolis oder gar in den Schutthaufen von Babylon. Denn Sie müssen wissen, bei Herrn Heeren geht die Einsicht in diese Dinge so weit, daß er mit einer Zuversicht von dem Thurmbau in Babel spricht, als sei er auch, wie der Herr, herniedergefahren, daß er sehe die Stadt und den Thurm, den die Menschenkinder bauten. Hätte er noch angegeben, daß die Mythe von diesem Thurmbau eine zurückconstruirte Sage ist, die ihre Bestandtheile aus dem Zustande, dem Ruhme, dem Alter des Baaltempels hergenommen habe, wohl dann ließe man seine sentimentalen Betrachtungen so hingehen; aber ganz treuherzig nimmt er die biblische Erzählung als historisches Zeugniß, entdeckt in dem Birs Nimrod ganz zuverlässig die Trümmer d e s j e n i g e n B a u e s, der zweihundert Jahre nach der Sündfluth zu bauen begonnen ward; unter Schutthaufen, die von rohem Volke geplündert, zerwühlt, von reißenden Thieren belagert werden, entdeckt er — erstaunt ihr Welten — den stolzen Bau, den die Erbauer nach der Erzählung, die seine Quelle ist — nicht vollendeten! Und vielleicht ist nach seiner Vermuthung auch noch ein alter Baum, der da zu sehen ist, ein ehrwürdiger Rest aus den hängenden Gärten der medischen Gattin des Nebucadnezar! Ex tantis tenebris tam claram extollere lucem!

Das wäre keine Kritik und Forschung, das? Und diese seine Zuversicht geht noch viel weiter! Ueber Dinge, die nur der Augenschein lehren kann, streitet er aus Göttingen mit Augenzeugen! Mit jenem Ker-Porter, den er selbst als den besten Gewährsmann in den persepolitanischen Trümmern angibt, zankt er, in dem Körper des Einen der Thiere am Eingang zu den Denkmälern sei der indische wilde Esel nachgebildet, während jener auf der Ochsgestalt des Thieres besteht; ja, das Merkwürdigste ist, er wundert sich noch gar, daß jener seinen eigenen zwei Augen und gesunden Sinnen mehr traut, als seinen Ideen!! Ich will hier, wo sich freilich auch die Augenzeugen unter einander streiten, gewiß nichts entscheiden; doch kann ich nicht umhin, Ihnen anzumerken, daß mir Ker-Porter's Meinung darum ein großes Gewicht erhält, weil Cuvier in dem indischen Esel, den Herr Heeren, des Ctesias Beschreibung zufolge, für das Einhorn der Alten erklärt, nichts sieht als das Rhinozeros. Von der Schilderung des Ctesias aber hat Cuvier die Ansicht, daß das Basrelief in Persepolis nicht nach der Gestalt eines wirklichen wilden Esels gehauen ist, sondern daß der Grieche seine Beschreibung umgekehrt nach dem Basrelief gemacht hat, und er spricht ihm alles gültige Zeugniß in dieser Sache ab. Aber freilich, wer will hier aburtheilen! Nun dürften nur unsere neuesten Reisenden aus Aegypten ein Nillekma oder eine Anase nach Europa schicken; hin wäre die Autorität Cuvier's, und die eines Ctesias, Aelian und Heeren gerettet!

Kein Band ist so reich und ergiebig für einen bissigen Kriticus, als der über Aegypten. Weil ich gerade an dem Capitel über den Augenschein bin, so muß ich Ihnen doch sagen, was mir unser Heßemer (Professor in Frankfurt), der hier Augenzeuge, und als gebildeter Künstler ein kompetenter Richter ist, auf meine neugierige Anfrage über die Baubeschreibungen beiläufig angab, ohne weitere Absicht, die Sache zu erschöpfen. Folgendes sind seine Bemerkungen über ein Paar Seiten:

Zu p. 243. Das Bemalen der Sculpturen anlangend: Der kleine Tempel, von dem hier die Rede ist, hatte keinen inneren Hof, er war ganz überdeckt, sein Licht bekam er nur durch die

Thüre; kleine Oeffnungen finden sich, wo die äußeren Wände an die Decken anstoßen, die wohl nur für den Luftzug, nicht zur Beleuchtung da gewesen sein mögen; es war also ziemlich dunkel im Inneren, es konnte nur ein sehr gedämpftes Licht da sein, in welchem man die ohnehin sehr flachen Sculpturen kaum gesehen hätte; diese mußten also durch Farben erhoben werden. Dieses gilt im Allgemeinen vom Bemalen ägyptischer Sculpturen. — Der hier angeführte Isistempel gehört in die Ptolemäerperiode; er hat mit den Tempeln von Philä und anderen aus dieser Zeit viele Aehnlichkeit; der Styl, im Ganzen wie in den einzelnen Verzierungen, spricht für diese Periode. Der Tempel mag wohl schwerlich zum Begräbniß gedient haben; denn außer dem vorderen Raum und den drei Zellen hat er keinen Gelaß.

Zu p. 245 oben. Die Thüre zur Linken führt in einen kleinen, mit dem ganzen Gebäude weiter nicht in Verbindung stehenden Tempel, der sich von dem vorerwähnten Isistempel nur dadurch unterscheidet, daß dieser vier Säulen in der Vorhalle hatte, während der gegenwärtige nur zwei hat. Der weitere Grundriß hat viel Aehnlichkeit mit den pompejanischen Wohnhäusern, nur mit dem Unterschiede, daß das impluvium ganz überdeckt ist.

Zu p. 246 oben. Backsteine zum Wasserbau sind nicht zu sehen, wohl aber gerade bei Luxor terrassenartige Vorbäue in den Nil von großen Quaderstücken, ähnlich wie sich dergleichen Terrassen auf Philä befinden. — Was von der Convexität der Obelisken behauptet wird, ist nicht zu bemerken, wohl aber, daß der zur Rechten niedriger ist. Beide Kolosse haben Bärte.

Zu p. 265 unten. Es ist falsch, daß die Sculpturen in einem auf die Wände aufgetragenen Mörtel gearbeitet seien; sie sind aus dem Felsen gehauen, dann ist die ganze Arbeit mit einer weißen, kartenblattdicken Farbe überstrichen, und auf diese ist alsdann gemalt. Viele Bilder sind aber auch blos gemalt, ohne vorher ausgehauen zu sein. Diese Malereien Fresco zu nennen, ist falsch; es ist Kalkmalerei, aber nicht auf nasse Tünche gemalt.

Zu p. 266 unten. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß das

von Belzoni gefundene Königsgrab früher schon einmal, wahrscheinlich durch Araber, beraubt war; denn es war Alles fortgeschleppt bis auf einen großen, leeren Sarkophag, der den Arabern zu schwer war, den aber Belzoni fortschleppte. Man sagt auch, die Araber hätten ihm dies Grab angegeben.

Zu p. 271. Die Beschreibung des von Belzoni gefundenen Grabes ist zu Ende, das Merkwürdigste und Bedeutendste ist vergessen: daß nämlich dies Grab nicht fertig ausgearbeitet ist, und uns somit die mechanische Verfahrungsart bei einer solchen Arbeit anschaulich macht.

Diese Bemerkungen reichen schon hin, um Ihnen zu zeigen, wie mißlich es ist, da zu beschreiben und zu urtheilen, wo man Reisenden, die meist nur oberflächlich vorgearbeitet haben, nacherzählt. Auch führte mir dies unser Freund ausdrücklich an, daß die meisten Autoren nicht zu unterscheiden, und nur angaffend zu bewundern verständen. So nannte er denn die Heeren'sche Abhandlung über diese Bauten (nicht Baue, wie Herr Heeren p. 49 schreibt; denn man spricht nur von Fuchsbauen und dergl.) ein trockenes Herzählen, nicht einmal eine Beschreibung; es sei schwer, sich darin zu orientiren; die Lage der einzelnen Gebäude sei nicht genügend hervorgehoben, so daß man erst im Verlaufe der Beschreibung aus den Specialien merke, von welchem Gebäude er eigentlich redet. Sodann über das, was von der ägyptischen Kunst im Allgemeinen gesagt ist, bemerkte mir unser architectonischer Gewährsmann, was ich Ihnen ja auf Weg und Steg zeige, daß an eigentlichen Ideen so gut wie gar nichts zu finden sei. Den eigentlichen Nerv, der durch die ganze Kunst der Aegypter durchläuft, läßt Herr Heeren, meint er, ganz unberührt; er hätte auf den Einen großen Typus aufmerksam machen sollen, der hier vorliegt, der sich durch unendliche Wiederholungen hinzieht, dessen Umgestaltung den Aegyptern versagt war. Ihre Götterbilder sollten nicht schöner noch häßlicher gebildet, sondern nur vervielfacht, vergrößert oder verkleinert werden; wollte sich also ein Künstler, oder ein Mächtiger, der ein Kunstwerk verfertigen ließ, damit hervorheben, so konnte es nur nach einer dieser drei Richtungen

geschehen. Die unzähligen Namenszeichen bestätigen es, daß diese Großen nur ihre eigene Verherrlichung in der Kunst gesucht haben. Interessant wäre also nur zu wissen, wie das Ideal der ägyptischen Kunst geworden ist: dies ist aber schwierig zu besprechen. Was man jetzt von Kunstwerken sieht, sind nur Nachahmungen, nichts als Nachahmungen, bei denen Geist und erfindendes Talent so gut wie nicht angeregt war. Daher kann man sagen: es war in Aegypten eine Kunst, aber keine Künstler, während bei uns Künstler sind, aber keine Kunst. — Die größte Bewunderung, welche die Aegypter in ihren Monumenten verdienen, gehört ihrer Technik; auch davon sagt Herr Heeren kein Wort. Doch dies ließe man ihm hingehen; es ist weise, sich auf sein Fach zu beschränken. Aber über das Verhältniß der ägyptischen Kunstwerke zu ihrer Umgebung in der Natur, zu den religiösen und politischen Ideen des Volks, das sie erschuf, welche treffliche Ideen hätten sich da aufstellen lassen!

Beilage.

Um Sie nicht zu sehr zu verwöhnen, so füge ich Ihnen noch einen Pack Allerlei hinzu, das sie nach Belieben selbst verarbeiten können.

Von den Lydern bemerkt Herr Heeren (Perser p. 155), bei ihnen hätten sich, nach Herodot's Berichten, die Weiber auf Kosten ihrer Keuschheit einen Brautschatz erworben. „Dies ist, sagt er alsdann, schon ein sicherer Beweis eines großen Zusammenflusses reicher Fremdlinge. Das Verhältniß von diesen zu dem weiblichen Geschlechte modificirt sich immer ganz anders in Ländern und Oertern, die Hauptsitze des Handels sind. Es gehört mit zu der guten Aufnahme des Fremden, daß er auch in dieser Hinsicht begünstigt wird; die Art, wie es geschieht, ist nur verschieden, je nachdem die herrschenden moralischen Begriffe verschieden sind.“ Aehnliche Handelsideen knüpft er an die sauberen Geschichten, die aus Babylon gemeldet werden.

Allein diese gastliche Freigebung der Weiber hat ihren allgemeinsten Grund in der Richtachtung des weiblichen Geschlechts, die wir in der ganzen alten Welt von China bis nach Hellas, in Japan wie in Aegypten finden. Die Sitte, die Fremden besonders in dieser Hinsicht zu begünstigen, hat heut zu Tage noch im Oriente in Ländern statt, wo man nicht an Fürsorge für den Handel denkt, wie sich Herr Heeren aus der Moreau'schen Naturgeschichte des Weibes von Rink und Leune überzeugen kann. Ja, selbst daß einzelne Individuen ihre Weiber den Gästen zum Gebrauch anbieten, findet sich in Asien nicht selten. Der Handel hat also mit dieser Sitte im Grunde nichts zu thun; Zusammenfluß von Fremden ist der Moralität überall schädlich bis auf diesen Tag; dieser Zusammenfluß ist häufig durch den Handel veranlaßt, aber nicht immer.

Auf p. 407 desselben Bandes hält Herr Heeren dafür, es sei ein Kunstgriff der asiatischen Despoten gewesen, durch Entnervung ihre Unterworfenen zu schwächen, und schließt dies aus dem Einen Beispiele von der beabsichtigten Verweichlichung der Lyder. Das möchte denn doch schwer zu erweisen sein. Die Erzählung davon ist mir für meinen occidentalischen Sinn zu abenteuerlich, als daß ich sie für baare Münze nähme. Ich würde höchstens sagen, die Lyder werden nach dem Aufstande des Pactyas, gegen Cyrus und der Perser sonstige Gewohnheit, ihre alten Einrichtungen verloren haben. Die Einkleidung kommt mir fast vor, wie ein Nationalwitz, dergleichen in den griechischen Erzählungen sehr viele zu finden sind; wie z. B. die saubere Geschichte von der Bändigung der Amazonen, von der Nießwurz vor Cirrha; Späßchen, wie sie in einer witz- und geistvollen und stolzen Nation, wie die Griechen, in Unzahl entstehen mußten. Der Lyder Weichlichkeit schreibt sich schwerlich erst von der Zeit des Cyrus her; die Fabel von Herkules und der Omphale ist schon gerade ein solcher Stachel auf ihre Lebensweise.

Auf p. 151 der Aegypter können Sie durchmerken, daß das Kastenwesen der Aegypter unserm Herrn Hofrath nicht so übel dünkt. Ich rede nicht von mechanischer Fertigkeit, von Hand-

werken u. dgl.; denn in diesen, meine ich, müßte das Vortheilhafte der Kasteneinrichtung, der Natur der Sache nach, gerade am wenigsten zweifelhaft sein, obgleich es Herrn Heeren eben dort, dem Diodor und allen Aegyptern zum Trotz, scheint, es sei das Gedeihen der Gewerbe und Künste unter diesen Einrichtungen zweifelhafter, als das der geistigen Kultur. Etwas so Verkehrtes kann doch nur ein solches Kastenhaupt der gelehrten Secte sagen: »Es ist dieser ganzen Eintheilung oft vorgeworfen worden, daß sie das Fortbilden des Volks, bei dem sie eingeführt ist, erschweren, und es ihm unmöglich machen müsse, über eine gewisse Stufe sich zu erheben. Bei einer Einrichtung, die offenbar eine Frucht der Kindheit der Politik und Kultur war, ist dieser Vorwurf für die Urheber derselben kein so schwerer Vorwurf; allein eine unpartheiische Entwickelung der Vortheile und Nachtheile, die sie mit sich bringt, kann vielleicht nur von dem gegeben werden, der unter einem noch bestehenden Volke, wie unter den Hindus, ihre Folgen beobachtet hat. (Bemerken Sie, wie hier wieder einer ernsthaften Erörterung ausgewichen wird, wie schon so oft vorkam. Als ob diese Folgen nicht beobachtet worden wären!) In so fern die *gelehrten* Kenntnisse ausschließend das Eigenthum einer gewissen Kaste bleiben, kann die wissenschaftliche Aufklärung sich freilich nicht so unter den größern Theil der Nation verbreiten als anderswo (freilich nicht!); allein eine solche Verbreitung muß doch immer beschränkt bleiben — (*muß*? ich will hoffen, nur weil es gewöhnlich so ist; aber sie *sollte* nicht, und darum sollte Herr Heeren nicht schreiben *muß*, denn man könnte es ihm als ein Gesetz, nicht der Natur, sondern einer menschlichen Kasteneinrichtung auslegen); und in der Kaste selbst kann dafür die wissenschaftliche Kultur, die einmal da ist, nicht leicht sinken (nicht? hört! hört!) oder gar zu Grunde gehen, wie die Braminen und Perser lehren.« O ja, ja! und wie manche deutsche Professoren auch!

Auf p. 55 steht folgender Satz: „Die Bilder des Lebens und des Todes schwebten beide stets dem Aegypter in seinem *Lande* vor Augen; die Folge wird zeigen, wie sehr um sie sein ganzer

Ideenkreis sich drehte.“ Dies wird p. 61 folgendermaßen variirt: „Selbst in diesem Thale blieb die Fruchtbarkeit und die Oede scharf von einander geschieden; das Reich des Lebens grenzte an das Reich des Todes; auf die Wohnungen der Lebendigen, die das fruchtbare Nilthal bedeckten, folgten in der Wüste die Wohnungen der Todten, welche die Ebene und die Berge mit zahllosen Gräbern und Höhlen anfüllten, und mehr wie alles Andere dazu beigetragen zu haben scheinen, der ganzen Denkart und Empfindungsart der Nation das Charakteristische zu geben, das sie vor allen übrigen auszeichnet.“ Und dieses Charakteristische, sollte ich meinen, erschuf weit mehr diese Wohnungen der Todten, als daß es von diesen gegeben sein sollte.

Für Beschreibung des Bodens, des Landes, für Beurtheilung des Ackerbaues hätte Herr Heeren aus Abdollatif mancherlei lernen können, wenn er ihn zu Rath gezogen hätte. Zu p. 58 bis 60 hätte er z. B. anführen können, daß von dem Nilschlamme, den man aber seiner Beschaffenheit nach besser einen schwarzen, zähen, fetten Grund nennt, Oberägypten das meiste erhält; daß, je mehr Stürme den Nil bewegen, desto mehr Erde in Aethiopien losgerissen und mitgeführt wird, woher die Araber eine Bauernregel haben (Comp. memorab. Aegypti ed. White. I, 1, oder in de Sacy's Uebersetzung p. 3); daß ferner das Graben und Pflügen des Bodens nach Absetzen des Schlammes keineswegs nur ausnahmsweise Gebrauch war, wie p. 58 und 356 behauptet wird, sondern daß man, nachdem der Grund das Wasser eingesogen hatte, ihn allerdings pflügte. Auf p. 55 hätte Heeren anführen müssen, daß außer dem Nil kein anderer Fluß und keine Quelle in Aegypten ist, daß also von dem regelmäßigen Mangel an Regen nur seltene und unbedeutende Güsse eine Ausnahme machen; und dann hätte er auch den Thau anführen mögen, von dem man aber nur sehr uneigentlich sagt, er komme v o n o b e n h e r a b. Bei den Eigenthümlichkeiten des ägyptischen Ackerbaues, p. 355, hätte aufgeführt werden können, daß das Land nie brach zu liegen braucht.

Auf p. 198 wird mit Bestimmtheit behauptet, es finden sich in den Pyramiden weder Hieroglyphen noch Reliefs; und auf

der folgenden Seite heißt es: „Die in einer Pyramide von Saktere gefundenen Hieroglyphen an dem Pfosten einer Nebenthüre scheinen zwar die bisherige Meinung zu widerlegen, daß keine Hieroglyphen in den Pyramiden sich finden, sollten diese aber bei weiterer Untersuchung die einzigen bleiben, so möchte wohl um so mehr die Vermuthung Platz finden, daß sie erst später eingehauen seien, da man über einer andern Thüre andere mit schwarzer Farbe gezeichnete fand, die wohl sicher nicht zu der ursprünglichen Anlage gehörten u. s. w.“ Ueber diese Sache hätte Herr Heeren viel genauer sein können. Es handelt sich nicht allein darum, ob Hieroglyphen in den Pyramiden waren, sondern ob deren nicht auf denselben waren. Was Abdollatif I, 4 in dieser Beziehung gegen Heeren Anwendbares sagt, wird durch Masudi und Ebn Chaucal, die beide im vierten Jahrhundert der Hedschra geschrieben haben, so wie von noch älteren Autoren bei Makrizi bestätigt, und de Sacy (relation de l'Egypte par Abd-allativ. p. 221 sqq.) bemerkt, daß Herodot (II, 125) damit nicht streitet; und was die Reisenden und ihre Angaben angeht, so sagt er: On ajoute encore qu'on n'aperçoit aucun vestige d'hiéroglyphes, ni parmi les fragmens nombreux qui sont répandus au pied des pyramides, ni sur les pièces de granit ou de marbre qui faisaient autrefois partie de leurs revêtemens, et que l'on retrouve aujourd'hui à Djizèh ou ailleurs, où ils servent de linteaux, de seuils ou de jambèges à des portes. N'est il pas permis de demander, si ces observations ont été faites avec toute l'exactitude de l'affaire, et si elles ont été aussi multipliées qu'il le faudroit, pour donner la force d'une démonstration à cette preuve négative.

P. 184: „Gewiß blieb die Volksidee von Göttern bei dem großen Haufen der Aegypter eben so roh, als bei andern Völkern, und vielleicht noch roher, wie der Thierdienst dieses wahrscheinlich macht; eine Erscheinung, welche den Forschern des ägyptischen Alterthums fast am meisten zu schaffen gemacht hat. —— Nach allem, was wir von Menschengeschichte wissen (so weit her holt Herr Heeren seine Erfahrungen über den

Thierdienst?), fällt der Ursprung des Thierdienstes in die ersten und rohesten Perioden der Völker. Er floß ohne Zweifel aus eben der Quelle, aus der die Verehrung anderer natürlicher Gegenstände floß; aber ich halte es für sehr schwer, wo nicht für unmöglich, seinen Ursprung weiter zu erklären; und die Unzulänglichkeit aller älteren und neueren Hypothesen, die bald von Seltenheiten, bald von Nutzen oder Schädlichkeit der Thiere hergenommen wurden, scheint dies hinreichend zu beweisen!“ Es gibt aber eine Idee, nach welcher der Thierdienst eine Folge des Glaubens an Seelenwanderung ist, die hätte doch Herr Heeren auch einer Berücksichtigung werth halten sollen, es fiele alles oben Gesagte zusammen, wenn sich diese Idee durchführen lassen sollte.

Es wäre doch gut, wenn Herr Heeren sich nur ein wenig der Consequenz beflissen hätte im Schreiben der Städte- und anderer Namen. Er schreibt mit dem Franzosen Feyoum, statt Fejjum; mit dem Engländer Scharkie (شرقية); hier Gize, dort Ghizeh; hier Elithyia, dort Eleuthiyas. Es möchte einem der gute Sancho Pansa sammt allen Calderonischen graciosos mit ihren schlechten Namensgedächtnissen einfallen. P. 211 erscheint auch ein Ptolemäus Lagus.

P. 327: „Es war einst eine Zeit, sagt Herodot II, 15, wo ganz Aegypten Theben hieß.“ Griechisch: *Το δ᾽ων παλαι αἱ Θηβαι Αιγυπτος εκαλεετο.* Herr Heeren p. 332: „die Thebais, die ja auch einst Aegypten hieß.“ An einem Ort, sollte man meinen, müsse er recht begriffen haben, und wenn sie den Text nachlesen, so werden Sie einsehen, daß er an beiden Orten etwas in die Stelle legt, das nicht darin liegt.

P. 131. „So viel bleibt gewiß, daß ein großer, vielleicht der größte und schönste Theil der Ländereien immer Eigenthum der Priester blieb.“ Allein in der angeführten Stelle Genes. 47, 26 spricht der Ausdruck „nur das Land der Priester allein“ für das Gegentheil. Und p. 142 heißt es bei Heeren selbst wieder: „Was wir mit Gewißheit darüber sagen können, ist, daß wenn nicht Alles, doch gewiß der größte und beste Theil der

Ländereien den Königen, den Tempeln und Priestern, und der Kriegerkaste gehörte.«

P. 138. Um zu beweisen, daß die ägyptische Kriegsmacht ehemals, „wie z. B. noch im mosaischen Zeitalter« (was das noch bedeutet, weiß ich nicht, denn aus früheren Zeiten wird Herr Heeren wohl schwerlich deutliche Zeugnisse in dieser Sache beibringen können) größtentheils aus Reiterei und Streitwagen bestanden haben, hätte nicht Exod. 14, 9 citirt werden müssen. Dort sollen die Hebräer verfolgt werden, und dazu braucht man kein Fußvolk. Dergleichen kommt übrigens bei Jer. 46, 4. vor.

Um Ihnen doch auch Einiges aus den Beschreibungen der Ruinen und der Gemälde und Reliefs darin beizubringen, hören Sie: p. 237. „Auch hier wieder ein Schlachtstück. Es scheint ein feindlicher Einfall zu sein, der abgeschlagen wird. (Nämlich Feinde fallen in Aegypten ein und werden abgeschlagen, denn die Aegypter sind Sieger, wie Sie gleich hören werden; merken Sie sich das.) Ein Fluß — umfließt eine Burg, das Ziel der Bewegungen an beiden Ufern. Die Inhaber der Burg sind über den Fluß gegangen, die Aegypter dagegen — werfen Alles vor sich nieder.« Die Inhaber der Burg sind also die Feinde. Diese Burg muß also auf ihrem eignen Gebiete liegen, der Schauplatz muß in dem feindlichen Gebiete sein, und dann wird der Einfall, den die Aegypter dorthin machten, nicht abgeschlagen; oder die Burg liegt in Aegypten und war von den Feinden genommen worden; dann aber kann man eben so wenig sagen, das Ganze sei ein feindlicher Einfall, der abgeschlagen wird. Damit Sie mir aber nicht sagen, ich wisse blos zu negiren, so behaupte ich, dieß kostbare, für die Historie höchst bedeutsame Stück behandle den Aufstand der von Sesostris gefangen weggeführten Babylonier, von denen Diodor I, 56 sagt, sie hätten sich einer Burg am Fluß bemächtigt, und die Aegypter von da befriegt. — P. 248. „Die Feinde fallen die Aegypter an. Auf das Deutlichste erkennt man den Unterschied zwischen den kurzen Kleidern der Aegypter, und dem langen Gewande ihrer asiatischen Feinde;

den bedeckten und den unbedeckten Köpfen; der Verschiedenheit der Wagen, wovon die ägyptischen stets zwei, die anderen drei Krieger tragen; vor Allem die Verschiedenheit der Waffen, da der ägyptische Schild viereckt an dem Einen Ende, und abgerundet an dem andern ist; ihre Geschosse Bogen und Pfeile. Der Schild der Feinde hingegen rund, ihre Geschosse Speere und Wurfspieße." Allein in Jeremias werden auch ägyptische Kämpfer mit Speeren und großen Schilden erwähnt, und anderswo (46, 9) umgekehrt von den Aethiopen gesagt, daß sie Bogen und kleine Schilde geführt. Also hätte man hier vielleicht den Sieg eines äthiopischen Königs über Aegypter. Sodann weiß man, daß im Exodus auch ägyptische Streitwagen erwähnt werden, die drei Kämpfer trugen, wie die israelitischen. Während ferner hier p. 248 behauptet wird, die ägyptischen Wagen trügen stets zwei Männer, heißt es p. 294, sie trügen gewöhnlich nur Einen Mann. Aus den Darstellungen auf den Monumenten lernt man solche Weisheit. Hätte Herr Heeren noch etwas nachgeforscht, so hätte er sich vielleicht doch noch helfen können. Wenn z. B. p. 237 von solchen Wagen die Rede ist, auf denen nur Ein Krieger steht, so ist dieß vielleicht blos der Wagenlenker, da die Schlacht dort vorbei ist. Doch halt — gleich vorher stürzen sie ja auch einzeln auf den Wagen in die Schlacht! Verlangen sie nicht, daß ich Ihnen auch dieß erklären soll, daß ich Ihnen auch hier eine Idee gebe — verwünscht, wer mit dem Teufel spielt! Die Entdeckung hat mir den ganzen Spaß verdorben! Und ich wollte dazu noch den Aufzug auf p. 268 sqq. dem Sesostris vindiciren. Die Vierzahl der Gesandtschaften erinnert so an die Nachricht Diodors, daß dieser vier Könige, welche mit dem Tribut nach Aegypten kamen, eingespannt haben soll. Besiegt hatte er die Aethiopen und die Juden, die dem dritten und zweiten hier erwähnten Zuge entsprechen; seine Züge zu Lande weiterhin nach Europa und Asien sind wohl Mythen, wie bei dem Nebukadnezar des Megasthenes. Allein die Babylonier, die den vierten Zug bilden, lassen wir uns gefallen, weil es wirklich ein Babylon in Aegypten gab, dessen Name mit Diodor auf diese Art

7.

echt, daß es meine Absicht sei, Sie
se noch weiter über das eigentlich
Werken zu unterhalten. Auch fühlten
sei, die schlagende und treffende An-
nalogieen nicht an einen Mann zu
e von je mehr anzog, als das eigent-
dem es demnach zu erwarten steht,
chtlicher Entwickelung nicht so tiefe
istoriker von Profession, für den er
Erklärung streng genommen nicht
der dunkeln altasiatischen Geschichte
überall hätte treffen sollen, dünkt
für den Orient, von vorne herein
, meinen Sie, werde man es an ihn
n lichteren Punkten die Verhältnisse
altung sicherer und bestimmter an-
der Modifikation, die mir dieser Ihr
Texte fortfahre, erlauben Sie mir,
Anmuthung in Ihrem Briefe ein für
; und das ist die, daß ich Ihnen auch
reibenden Theil unseres Werkes mitthei-
kann einer historischen Kritik, besonders
uche, das nicht darstellende Geschichte ent-
sein. Im Allgemeinen will ich Ihnen meine
er nicht vorenthalten. Heeren's Vortrag ist ge-
ltend, bequem und leicht, aber ohne Kraft und
, wo er nun blos referirt oder beschreibt, folgt man
gerne, wenn auch ohne Genuß, und selbst mit einiger
ng; immer ist der Mangel an ächtem Gehalte das,
inen ernsten und wissenschaftlichen Leser über seinem Werke
macht. Seine geographischen Ansichten gehören hier-
d für jeden, der den Fortschritten der Erdkunde in
it gefolgt ist, ganz ungenießbar. Seine statistische
ng der Satrapieen des persischen Reichs ist eine recht

verschiedenen Gesichtspunkten, die Sie mir noch als wesentlich bezeichnen zur vielseitigeren Beleuchtung der Ideen, wähle ich mir denjenigen, von dem aus ich, wie Sie nicht vergessen beizufügen, schon durch eine Art von Versprechen verpflichtet bin, Ihnen meine Beobachtungen mitzutheilen. Daß nämlich auch da, wo die Gelegenheit dazu zwang, eigentlich historische Momente nirgends so angegeben sind, daß man den Meister der Geschichte darin erkenne, dieß wollte ich Ihnen an auffallenden Beispielen zeigen.

So lassen Sie uns denn wieder von den allgemeinen Vorerinnerungen ausgehen, von denen aus man wie von einem Brennpunkte die verschiedenen dort concentrirten Strahlen verfolgen kann. Dort heißt es unter andern: „Wie und wann der Uebergang zu festen Wohnsitzen von den Menschen gemacht ward, läßt sich nicht historisch zeigen; wohl aber lassen eine Menge Ursachen, die in dem Clima, der Beschaffenheit des Bodens, den äußeren Verhältnissen gegen andere Völker liegen, sich denken, die es bewirkten und beförderten, und dies wird für uns hinreichend sein. — Bei dieser Veränderung der Lebensart, diesem Uebergange zu festen Wohnsitzen, bilden sich Ortschaften und Städte. — Diese Entstehung der Städte aber ist die wichtigste, ja höchst wahrscheinlich die allgemeinste Quelle aller derjenigen Verfassungen in dem Alterthum gewesen, die wir unter der Benennung der republicanischen begreifen." Zuerst würde ich fragen: Bildeten sich denn überall bei diesem Uebergange zu festen Wohnsitzen Städte? War nicht bei den Germanen und Slaven lange dieser Uebergang gemacht, war nicht der Ackerbau längst bei ihnen zu Hause, noch ehe sich Städte bildeten? Wenn diese Entstehung von Ortschaften und Städten also nicht überall bei der Abstellung der herumziehenden Lebensart sich einstellte, warum gerade in der alten Welt? Da dies in Asien ebenso der Fall gewesen zu sein scheint, wie in Griechenland, wo liegt die Ursache, daß sich dort das Städtewesen zum Theil ähnlich bildete, wie hier, zum Theil ganz anders? Wo liegt, im Charakter der Nationen, oder im Clima, oder in den Verhältnissen gegen andere Völker, oder in Allem zugleich, die

Ursache der Entstehung so verschiedener Staaten und Staatsformen, wie der phönicisch-syrischen und der persischen oder ägyptischen? Doch darüber Ideen zu entwerfen, ist dem Verfasser zu gering: er faßt in großen Umrissen nur die extremsten Gegensätze auf; er macht sich mit einem naiven Sprunge über die Verschiedenheit der Verfassungsform in Macedonien und deren Erklärung weg, und setzt den republicanischen Staaten des Alterthums die auf Eroberung gegründeten Staaten in Asien entgegen; diese sind ihm die wichtigsten; hier ist der ganz abweichende Gang in der Ausbildung der Verfassung einfach zu erweisen. Diese Bildung und Gründung der asiatischen Staaten durch und auf Eroberung ist nun wieder einer von Heeren's Lieblingsgedanken. So heißt es auch in den Babyloniern p. 155: „Dazu kommt, daß die großen Städte Asiens auf ganz andere Weise entstanden, als die von Europa. Sie sind die gewöhnliche Folge der Niederlassungen erobernder nomadischer Völker, die in eingenommenen Ländern Wohnsitze aufschlagen und von ihrer bisherigen Lebensart zu einer festeren und ruhigeren übergehen." Nun sinnen Sie, ich bitte Sie dringend, ein wenig umher und helfen Sie mir zu meinem verlorenen Gedächtnisse, denn mir fällt in meiner Betäubung gleich kein einziger Staat im Orient auf, von dem eigentlich gesagt werden könne, er sei auf Eroberung gegründet! Kein einziger, wahrlich? Kein einziger! und keine einzige Stadt! Ich denke an Sardes, an Ecbatana, an Susa, an Pasargada, an Babylon, an Jerusalem, an Theben — entweder weiß ich nichts von ihrer Entstehung, oder ich weiß solches, was mich auf andere Ansichten kommen läßt. Und die Staaten? Von Aegypten weiß ich nichts; von Eroberungen vor Sesostris weiß ich nichts und die seinigen hat man, dünkt mir, nie als Unterjochungszüge angesehen, sondern als solche Kämpfe um den Preis der Stärke, wie sie allen rohen Völkern aller Zeiten eigen sind. Als aber Aegypten später zu erobern anfing, da zeigte sich, was sich in den asiatischen Reichen unendlichemale wiederholt: durch diese dem ursprünglichen Charakter der Altasiaten fremde Richtung der Politik aus dem Gleise gebracht, stürzt der Staat,

statt sich zu befestigen, zu Boden. Die Juden freilich erkämpften sich in Palästina ein Wohnland, allein wer das Buch der Richter gelesen hat, wird nicht sagen wollen, daß sich auf diese Eroberung ein Staat gründete, oder gar eine Verfassung, die ja der Erzählung der Quellen nach älter ist, als die Eroberung. Assyrien muß doch anfänglich, wie Herder annimmt, gleich Babylon aus kleinen Anfängen nomadischer Menschen entstanden sein. Aber Heeren dagegen weiß (Asien p. 66), daß Assyrien durch erobernde Völker entstanden sei! Haben Sie die Bibel zur Hand? den Berosus? wen soll ich all noch nennen? Assyrien durch Eroberer? Wen kann er meinen? Die Chaldäer am Ende gar? Ist durch diese der Staat der Assyrer entstanden? Weiß Herr Heeren vielleicht — (o nichts wäre möglicher als das!) gar nicht, daß Assyrer und Babylonier nicht ganz einerlei ist? Von Babylonien aber muß Herr Heeren den geringen Anfang zugeben, da er so fromm an den Thurmbau in Babel glaubt, wie wir gesehen haben. Denn dieses alte Reich Babel, dieses Nimrodische Reich oder wie man es sonst genannt hat, war doch wohl nicht auch durch Eroberer gestiftet! Soll ich mich besinnen auf Indien, Altbactrien, Lydien, so weiß ich entweder nichts über ihre Entstehung, oder ich weiß, daß sie nur sehr allmählich durch Eroberung gewachsen sind, und dies geschah denn in Zeiten, die weit hinter der Entstehung der Staaten liegen; auch finde ich wieder die Bestätigung, daß die Eroberungslust der asiatischen Herrscher nie lange gut gethan hat. Ein medisches Reich geht in unendliche Zeiten hinauf, und ich weiß die Initien abermals nicht.

Allein ist denn gar Nichts zu finden, worauf des Herrn Heeren Irrthum oder Meinung sich stützen könnte, was uns erklären könnte, wie er in den einen oder auf die andere verfiel? O doch! Er denkt an Perser und Chaldäer, und indem er von der Entstehung des persisch-medischen Reichs unter Cyrus und des chaldäisch-babylonischen unter Nebukadnezar (so sagt Heeren, aber Nabopolassar hätte er sagen sollen) seine ganze Weisheit abstrahirt und auf alle Staaten in Asien ausdehnt, zeigt er, daß er von dem Gang der asiatischen Geschichte auch nicht die

kleinste Ahnung hat. Er denkt an den Islam, an die mogolischen Horden, mit denen es ganz andere Bewandtnisse hat. Dies sind Zeiten der Völkerwanderungen, in denen jedes neue Reich auf ähnlichem Wege entsteht; ganz anders aber verhält es sich in Altasien, ganz andere Zeiten sind, in denen die Züge der Chaldäer und Perser vorfallen. Und nach einer so schalen, so ganz grundlosen und unrichtigen Ansicht kann unser Verfasser mit dem ihm eigenen Uebermuth behaupten, nach seinen dort gemachten Bemerkungen „sollten die Dunkelheiten, in welche nach der Behauptung mancher unserer Theoretiker der Ursprung der bürgerlichen Gesellschaft gehüllt sein soll (!!), großentheils von selbst verschwinden."!!! Sehen Sie, wie der Mann in seiner Finsterniß hellsehende Augen erhalten hat?

Von Anfang an, muß der Herr Hofrath wissen, ist ein Volk nie erobernd, auch bildet ein (in Zeiten von Völkerwanderungen) eroberndes Volk niemals einen ungemischten Staat, geschweige eine Staatsverfassung aus sich heraus, sondern meist nehmen die Sieger von den Besiegten Verfassung und Verfassungsform an. Ein Volk fängt an mächtig zu werden und stark, beginnt sich in seiner Macht und Kraft zu fühlen und folglich auf Eroberungen auszugehen, wann mit dem ursprünglichen politischen Charakter, den ihm die Natur aufgedrückt hat, seine Entwickelung inne steht, wie die Zunge der Wage mit dem Wagegalgen, in dem sie auf- und abschwankt, oder mit andern Worten: wann die fortschreitende Ausbildung der Verfassung mit dem Hange nach der Staatsform zusammentrifft, den die Natur dem jedesmaligen Volke als einen eigenthümlichen eingepflanzt hat. Ein Volk macht aber, selbst in diesem Zustande, stets nur successive, allmählige Fortschritte, dehnt sich nur langsam und sicher aus; glänzende, große, umfassende Eroberungen aber sind meistens geleitet von einzelnen Männern, entstehen, wenn Weltstürmer sich an die Spitze der Nationen stellen. Wann pflegt dies zu geschehen? Da wo ein Zustand innerer Gährung, da wo Revolutionen die verschiedenen Klassen des Staates erschöpft haben, wo sich dann eine neue, unterdrückte, physisch-

kräftige Volksklasse aufschwingt, wo endlich ein Mann mit eiserner Faust zur Herstellung von Ruhe und Ordnung nöthig wird, der dann, um sich zu behaupten, seine Völker mit Beute sättigen, mit Ruhm an sich ketten muß. Solche Revolutionen in ihrer einfachsten Form, ganz roh und ungestalt, zeigt die Geschichte von Asien mehrmals. Zur Zeit der Dodekarchie, der Empörung der Kriegerkaste gegen Sethos, der Zuziehung jonischer und karischer Miethtruppen durch Psammetich ist eine solche Periode für Aegypten und folgerecht beginnt von da die Eroberungslust; oder soll man sagen: die Losreißung Aegyptens von Aethiopien muß ähnlich angesehen werden, wie der Abfall der Meder und Chaldäer von den Assyrern, wie der der Perser von den Medern. Diese Abfälle bezeichnen aber in Asien solche Epochen, in denen wir in europäisch entwickelten Reichen Revolutionen der unteren Klassen entstehen sehen; dieses Aufkommen unterdrückter Stämme, würden wir sagen, hat eine große Aehnlichkeit mit dem Emporarbeiten des dritten Standes; auf die allgemeine Unordnung und den innern Kampf folgt dann dort wie in den neueren Zeiten in England und Frankreich eine Militairherrschaft. Wenn wir nun von den einzelnen Völkern in Asien absehen (denn bei ihnen läßt sich aus Mangel an Nachrichten wohl die Existenz solcher Gährungen wahrnehmen, aber ihr Gang nur höchst mangelhaft verfolgen) und wenn wir dagegen die Geschichte von Altasien als das zusammenhängende Ganze eines einzigen Staates überblicken, dessen hierarchische Anfänge ich nach Altbactrien und Indien setzen würde, als dessen demokratisches Element — so weit es der orientalische Boden zu tragen vermochte — ich die Entwickelung der syrischen Städte, der Phönicier, der Juden betrachten möchte, auf dessen Verfall dann das aristokratische Prinzip besonders in Aegypten folgt (denn nur dort scheint nach den Nachrichten Herodot's und besonders Diodor's ein gewisser Adel eine gewisse Stimme gehabt zu haben, wie schon die Dodekarchie eine merkwürdige Erscheinung im Orient ist), so finden wir, daß für Persien die Rolle des Monarchischen zu spielen übrig blieb. Da nun alle inneren Bewegungen der Völker und alle Veränderungen der Verfassungs-

form mit Monarchie schließen, deren Stelle in Asien eine glänzende Despotie vertritt, so mußte die persisch-medische Umwälzung die letzte und entschiedenste schon darum sein, weil in Medien dieser Despoten-Glanz und Prunk, den die asiatischen Staaten bei späterer Entwickelung zu Macht und Ansehen überall verlangen, seit Dejoces wie zu Hause war: mehr als in Judäa, wo Volk und Propheten zu laute Stimmen hatten; mehr als in Aegypten, wo die Priester den König beschränken, wo in der letzten Zeit jeden Augenblick ein revolutionairer Großer das Gewicht des Kriegeradels verräth; mehr als in Lydien, wo der Volkscharakter schon zu griechisch frei war, obwohl gerade dort der Glanz des Hofs mit der persischen zu wetteifern scheint, und dort nächst Persien sich auch am meisten Hoffnung zu Ersteigung der höchsten Stufe asiatischer Herrschaft zeigte, wie z. B. in Griechenland für Thessalien nächst Macedonien. Die letzte Bewegung in Persien mußte die größte und folgenreichste ferner darum sein, weil ein Zustand der Ermattung und Schwäche in ganz Asien stufenweise zugenommen hatte. Phönicien und Palästina zog Aegypten an, Syrien die Assyrer, alle zusammen die Babylonier. Der letzte Sieger aber blieb, wie oben bemerkt, der, dessen Stammverfassung allen den Theilen, die sich nun in Ein Ganzes vereinigen sollen, am angemessensten war. Dies trifft auf Persien zugleich mit der Erhebung eines kräftigen kriegerischen Stammes, was in Lydien fehlte. Daher wurde dieser Staat und sein damaliger kluger Regent so gut um die Früchte seiner Bestrebungen gebracht, als die Thessalier und der geschickte Jason durch die Macedonier, bei denen gleichfalls stammmäßig eben die Monarchie bestand, die die Zeit allgemein erforderte. Als der Sohn einer solchen Zeit erscheint Cyrus, als ein Emporkömmling, ein glücklicher Krieger, ein gewandter Staatsmann, wie Philipp, Cäsar, Napoleon. Kein Staat in Altasien hat sich also auf Eroberungen gegründet, sondern auf Umwälzungen gründeten sich neue Einrichtungen der Staaten. Das persische Reich des Cyrus aber, oder das babylonische des Nabopolassar heißen mit eben so viel Recht und mit eben so viel Unrecht neue Staaten, als das französische Kaiserthum.

Weil nun Heeren, nach dem Gesagten, die ganze asiatische Geschichte der alten Zeit aus ganz falschen Gesichtspunkten ansieht, Entstehung von Staaten sucht, wo nur alte unter veränderter Gestalt fortdauerten, so verkennt er denn auch manches übrige Factum. So ist jene berühmte Berathung über die Regierungsform von Persien unter den sieben Großen mit viel zu vieler Bestimmtheit hingestellt. Da nach solchen Erregungen und Stürmen die Völker gern die Gewaltherrschaft der Usurpatoren, die sie eine Zeit lang anbeteten, dann toleriren mußten, von sich abschüttelten und dann sich zu besinnen pflegen über ihren Zustand und ihre Zukunft, so mag an der merkwürdigen Erzählung etwas ganz entfernt Wahres seyn, was nur nicht so gedacht werden muß, wie es sich bei Herodot darstellt. Fremd erscheint die Sache auch unserm Verfasser, es ist nöthig, daß er dem Entwurf einer Demokratie eine Beschränkung gibt; selbst Herodot und das Alterthum hat gefühlt, daß eine innere Unwahrscheinlichkeit in der Erzählung liege, sonst wäre jener nicht an der zweiten Stelle, wo er davon spricht, mit einem Argumente für die Wahrheit der Nachricht zurückgekommen, mit einem Argumente, das nur für uns keins sein kann, auch für unsern Verfasser nicht, der selbst weit entfernt ist, dem Bestehenlassen der republikanischen Form in den griechischen Städten eine Auslegung zu geben, wie Herodot thut. Aber die Gewohnheit, Alles wissen zu wollen, Alles pragmatisch zu erklären, macht, daß hier und in andern Theilen der persischen Geschichte, so weit sie Heeren berührt, Alles so unheimlich gewiß erscheint. Die Geschichte des Magermords so scharf zu bestimmen, möchte ich eben so wenig wagen, als die des Cyrus. Wenn man bei Ctesias die zwar der Wahrscheinlichkeit etwas näheren, aber darum doch mährchenhaften und abscheulichen Erzählungen von Cyrus gelesen hat, so wird man Herodots Versicherung werth halten, daß er seine Nachrichten aus drei verschieden existirenden gewählt habe; er mag mit seinem griechischen Gefühle auf die poetischste verfallen sein, da ja nach Xenophons Andeutung die Perser Lieder über Cyrus hatten, deren Stoff man vielleicht im Ferdusi, man mag auch von

den verschiedenen Deutungen der Gelehrten halten was man will, nicht verkennen sollte. Die Geschichte der Ermordung der Mager ist um nichts wahrscheinlicher. Heeren scheint sich nach p. 410, wie auch Schlosser gethan hat, für die Erzählung des Ctesias zu neigen, die für mich gar keine Glaubwürdigkeit hat, da sie ganz offenbar nichts als eine Umsetzung von Poesie in Prosa, und innerlich eben so wenig einfach und natürlich ist, als Herodots Bericht. Strabo folgt der Herodotischen Erzählung, die altpersische Geschichte erinnert ihn an die Dichter. Strabo urtheilt in dergleichen Dingen oft äußerst fein und richtig. Ein Epos, das sich die Magophonie zum Mittelpunkte nähme, ein Gedicht, das etwa zur Verherrlichung des Festes der Magephonien gesungen wäre, könnte sich nicht völliger zum poetischen Ganzen runden, als die Sage bei Herodot thut; jedermann wird wenigstens fühlen, daß sich jene Maschinerie, jene Effektscenen in ein Gedicht sehr trefflich fügen, in der Geschichte aber, selbst bei Uebereinstimmung der Zeugnisse, nur von einem sehr leichtfertigen Historiker geduldet werden können.

Sie sehen, mein Freund, wo die Mittel fehlen, die Staatengeschichte, den Gang der inneren Verhältnisse eines Volkes anzugeben und zu ordnen, da muß man mit Hülfe von Analogien die ähnliche Wirkung psychologischer Kräfte bestimmen und den einzelnen enthüllbaren Punkten ihre Stelle anweisen, man muß die gemeinsamen Gesetze und Entwickelungen aus Natur und Geschichte kennen, und dann kann man sich in halber Dunkelheit Licht schaffen zum nothdürftigen Sehen (denn verkennen dürfen wir nicht, daß alle Kenntniß aus Analogien nothdürftig ist; sie geben keine eigentliche Einsicht, sie helfen nur das Gemeinsame, das allem Vergleichbaren unterliegt, leichter auffinden). Aber schon früher sagte ich Ihnen einmal, zu solchen Vergleichungen fehlt es Heeren an Kenntnissen und an ächt historischem Sinne. Hätte er z. B. in ähnlichem Ueberblick die Geschichte von Carthago angesehen, so würde seine Ansicht und selbst seine überall hin übergegangene Periodeneintheilung vielleicht sich anders gestaltet haben. Um nur eben unsere Revolutionszeiten im Auge zu behalten, so zweifelt er z. B. (Carthago

p. 287), ob Asdrubal wirklich die Absicht gehabt habe, die ihm Fabius (bei Polyb. I. p. 403) unterlegt; ich gar nicht. Denn so dunkel die innere Geschichte Carthago's ist, das ist klar, daß die Häuser Barcas und Hanno sich eben so gegenüber stehen, wie Marius und Sulla, wie Cäsar und Pompejus; daß sie unter dem Vorwand der allgemeinen Sache für eigenes Interesse kämpfen. Die Barciden greifen das ganz so an, wie Cäsar. Es ist daher lächerlich, zu sagen (p. 285), es sei der Hauptgesichtspunkt, aus dem man den Streit beider Partheien ansehen müsse, daß die eine eifrig den Frieden, die andere die Fortsetzung des Krieges verlangte; dafür führt Heeren das Zeugniß des Livius an, und noch dazu aus einer Rede, die dem Hanno in den Mund gelegt wird; und doch verwirft er selbst mehrmals diesen Livius, und ganz mit Recht, als Zeugen, obwohl ich mit meiner Aufmerksamkeit nicht gefunden habe, daß er des Livius Sorglosigkeit, wie er p. 271 behauptet, documentirt habe. So ist auch die Vergleichung des Streites der Whigs und Torys im spanischen Successionskriege unpassend; dieser Krieg konnte England eben so wenig Vortheil bringen, als der Barcinische mit Rom und Carthago unendlich viel nützen konnte; jener mußte in der Art, wie er geführt wurde und wofür er geführt wurde, natürlich viele Gegner finden. Die Vergleichung der Charaktere des Marlborough und Hannibal und des Sturzes beider Männer hat Heeren wohl darauf gebracht, die inneren Zwiste auch zu vergleichen; aber da die Marlborough'sche Parthei keinen Krieg in ähnlicher Absicht führte, wie Hamilkar oder Hannibal, da man nicht einmal sagen kann, Marlborough habe in dem Sinne an der Spitze der Whigs gestanden, wie die Barciden an der Spitze der demagogischen Parthei in Carthago, so ist die ganze Comparation hinkend. Nur das konnte allenfalls behauptet werden, daß die Hanno'sche Parthei dasselbe Mittel ergriff, um den Hannibal zu stürzen, wie Marlborough's Gegner gegen diesen, indem sie den Krieg aufhören machten; allein auch dabei gleicht sich nur der äußere Handgriff; innerlich trennen sich die Zwecke.

7.

Sie vermutheten ganz recht, daß es meine Absicht sei, Sie in meinem nächsten Briefe noch weiter über das eigentlich Historische in Heeren's Werken zu unterhalten. Auch fühlten Sie, daß es ganz billig sei, die schlagende und treffende Anwendung geschichtlicher Analogieen nicht an einen Mann zu fordern, den das Statistische von je mehr anzog, als das eigentlich Historische, und von dem es demnach zu erwarten steht, daß er in den Gang geschichtlicher Entwickelung nicht so tiefe Einsichten habe, als ein Historiker von Profession, für den er doch eigentlich nach jener Erklärung streng genommen nicht gelten kann. Daß er also in der dunkeln altasiatischen Geschichte das Wahre und Wesentliche überall hätte treffen sollen, dünkt Ihnen, trotz seiner Vorliebe für den Orient, von vorne herein unwahrscheinlich; höchstens, meinen Sie, werde man es an ihn verlangen können, daß er in lichteren Punkten die Verhältnisse der Völker und ihre Umgestaltung sicherer und bestimmter angebe. Ehe ich aber mit der Modifikation, die mir dieser Ihr Wink gebietet, in meinem Texte fortfahre, erlauben Sie mir, daß ich erst eine andere Anmuthung in Ihrem Briefe ein für allemal von mir weise; und das ist die, daß ich Ihnen auch Einiges über den beschreibenden Theil unseres Werkes mittheilen solle. Dergleichen kann einer historischen Kritik, besonders in einem solchen Buche, das nicht darstellende Geschichte enthält, gleichgültig sein. Im Allgemeinen will ich Ihnen meine Meinung darüber nicht vorenthalten. Heeren's Vortrag ist gefällig, unterhaltend, bequem und leicht, aber ohne Kraft und ohne Geist; wo er nun blos referirt oder beschreibt, folgt man ihm wohl gerne, wenn auch ohne Genuß, und selbst mit einiger Ermüdung; immer ist der Mangel an ächtem Gehalte das, was einen ernsten und wissenschaftlichen Leser über seinem Werke erschlaffen macht. Seine geographischen Ansichten gehören hierhin; sie sind für jeden, der den Fortschritten der Erdkunde in neuester Zeit gefolgt ist, ganz ungenießbar. Seine statistische Beschreibung der Satrapieen des persischen Reichs ist eine recht

brauchbare Zusammenstellung; allein selbst in solchen Dingen, in denen es weiter auf kein geistreiches Urtheil, sondern nur auf Sammeln und Berichten ankommt, dürfen Sie ihm auf Weg und Steg nicht trauen. Nur muthen Sie mir nicht zu, daß ich ihm in diesen Feldern durch Dick und Dünn folge. Zwar ganz ohne Beispiel wage ich auch hier nicht vor Ihrem strengen Tribunale zu erscheinen; und um Sie doch zu überzeugen, daß im Kleinen wie im Großen, im Leichtesten wie im Schwierigeren, der gleiche Geist von Nachläßigkeit durchgeht, so will ich den kleinen Abschnitt, der seine geographische Uebersicht der skythischen Völkerschaften enthält, zu einer kurzen Betrachtung wählen, wobei Sie meiner Nachsicht gewiß alle Ehre werden widerfahren lassen: denn diesen Abschnitt sollte man schon um deßwillen von allen Auswüchsen rein glauben, weil der Verfasser es sich so bequem gemacht hat, nur dem Herodot zu folgen. Ich vermeide natürlich, Sie hier mit einer Vergleichung seiner Arbeit mit einer einschlägigen von Niebuhr zu behelligen, wie Sie mich auch den Band über Indien gleichsam fliehen sehen; ich will meinem gestrengen Richter auch nicht von ferne Anlaß geben, mich im Verdacht zu haben, als ob ich mit irgend einem von Heeren's Gegnern Parthei nehmen, mich auf ihn schadenfroh berufen, mich fremder Waffen bedienen wolle. Mein einziges Bemühen muß sein, Sie Heeren überall nur aus Heeren selbst kennen zu lehren; ich muß mich streng bei Einer Person und Einer Sache halten; über unbillige Angriffe muß mich keine Anklage treffen dürfen.

Auf jenen wenigen Seiten fällt mir nun folgendes auf: p. 271. „In ihrer Nachbarschaft — wohnten die Taurier, — ein Volk von ungewisser Abkunft, schon in der ältesten griechischen Mythologie durch seine Wildheit und die Sitte der Menschenopfer berühmt. — Es ist wahrscheinlich, daß sie keine andere, als Ueberbleibsel der von den Skythen verdrängten Cimmerier waren." Man kann diese Taurier, scheints, weder von unbestimmter Abkunft nennen, noch auch sie für Cimmerier halten, da Strabo p. 449 ausdrücklich sagt: *την δε πλειστην μεχρι του ἰσθμου και του κολπου του καρκινιτου, Σκυθικον εθνος*

Ταυροι (εχουσιν). Es folgen einige Bestimmungen über Callipiden, Alazonen u. A. P. 274 wird der Panticapes für die Sula oder den Psol erklärt; Andere deuten ihn anders; wer will aus der Masse von Flüssen, die der Dniepr aufnimmt, wählen, da sich aus der vagen Bestimmung nach Tagreisen gar nichts ausmachen läßt; darum läßt Heeren p. 275 mit Recht den Gerrhos unbestimmt, denn auch er ist vielfach auf den oder jenen Fluß gedeutet worden. In der Note dort hätte aber Herr Heeren wohl anführen können, daß fast alle Neuere, um die Entfernung des Gerrhos von dem Borysthenes zu bestimmen, bei Herodot IV, 53 (nicht 52) 14 statt 40 Tagreisen lesen. Auf p. 277 werden den Androphagen und Melanchlänen bestimmte Sitze gegeben nach höchst allgemeinen Andeutungen bei Herodot. Hat Herr Heeren Strabo p. 426 gelesen? *Τι δ'εστι περαν της Γερμανιας, και τι των αλλων ἑξης, ειτε Βασταρνας χρη λεγειν, ὡς οἱ πλειους ὑπονοουσιν, ειτ' αλλους μεταξυ, η Ιαζυγας η Ῥωξολανους, η τινας αλλους των Ἁμαξοικων, ου ῥᾳδιον ειπειν, κ. τ. λ.* Die Stelle gehört hierher; diese Völker werden mit Gatterer schlechtweg für Bastarner erklärt. Niemand, der sich je in das Gewirre der getisch-germanisch-sarmatischen Völkerschaften dieser Gegenden gewagt und einsehen gelernt hat, welch eine immense Kenntniß dazu gehörte, um über die Bewegungen und jezeitigen Wohnsitze derselben zu entscheiden, wird auch bei viel deutlicheren Angaben in den Schriftstellern so kecke Behauptungen aussprechen wollen. Diese Bastarner ihrerseits werden wieder eben so leichthin Deutsche genannt. Strabo sagt p. 442: *σχεδον τι και αυτοι του Γερμανικου γενους οντες*. Tacitus zweifelt, ob er sie zu Deutschen oder Sarmaten rechnen soll. Strabo verkennt das Gemischte dieser Stämme nicht; dieß ist viel sicherer, als das Absprechen. — P. 286 werden die Arimaspen ganz gutmüthig unter allen anderen von Herodot genannten nordischen Völkern aufgeführt, obgleich Herodot anderswo (III, 16) ihre Existenz ausdrücklich bezweifelt, obgleich er wiederholt über Aristeas und seine Autorität spottet, und doch Valckenaer ganz recht vermuthet, diese Geschichtchen von den Arimaspen seien aus Aristeas genommen,

6*

was auch Gellius IX, 4 nicht zu bestreiten scheint. Welcher besonnene Mann wird also Volk und Beschäftigung so ernsthaft annehmen? Die Bemerkung p. 245, daß die dort angegebenen Städte milesisch seien, ist theils unrichtig, theils mindestens unvorsichtig. Phanagoria heißt unbestimmt jonisch, falls bei Eustathius so mit Recht für Päonisch corrigirt wird; sonst wird es den Teiern zugeschrieben; Heraklea heißt zwar bei Strabo milesisch, allein sein Zeugniß gilt nicht gegen Arrian, Xenophon, Eustathius, Pausanias u. A., die es megarisch nennen; letzterer nennt Böotier als Theilhaber der Pflanzung, was Justin. 16, 3 — 5 bestätigen könnte. Amisus war zwar milesisch, ward aber später durch Athener verstärkt. Tanais heißt bei Strabo *κτισμα των τον Βοσπορον εχοντων Ἑλληνων*.

Auf wenigen Seiten eines so einfachen Stoffes so manche Blößen!

Doch hinweg von diesen Beschreibungen zu unserm eigentlichen Object; hinweg auch von allen ähnlichen Abschnitten, wie z. B. im sechsten Bande die Paragraphen über Staatswirthschaft und Gerichtswesen in Griechenland, Dinge, die überhaupt durch Recensionen und neuere Werke so in Schatten gestellt sind, daß es lächerlich wäre, Worte darüber zu verlieren. Auch hier freilich begegnet es uns wieder, daß der Verfasser (p. 270) unsere Neugierde fesselt durch seine Aeußerung, er wolle nur einige Blicke auf das Historische (in Bezug auf das Gerichtswesen) werfen. Und wo es auf eine historische Unterscheidung, auf eine historische Untersuchung in diesen Gebieten ankommt, ist sie, wenn ich näher zusehe, sicher nicht gemacht. Ich lese z. B. p. 256: „Die Vermögenssteuern waren keine so regelmäßige Steuern, daß sie nach einem festen Maßstabe Jahr aus Jahr ein wären bezahlt worden. Vielmehr wurde, so wie es die Umstände erforderten, die nöthige Summe dekretirt, und demnächst mit großer Strenge beigetrieben. Eine Menge Beispiele im Demosthenes und andere geben davon die Beweise. Es konnten also in friedlichen Zeiten vielleicht Jahre hingehen, wo keine solche zu bezahlen waren; während sie in anderen sich so häuften, daß Isokrates sagen konnte, es sei fast

besser, ein Armer als ein Reicher zu sein, um nicht von ihnen getroffen zu werden." Dies hat im Grunde ganz andere Bewandtnisse. Dieser Druck auf die Reichen hing nicht von dem Wechsel des Krieges oder Friedens ab, sondern er stieg mit dem Steigen der demokratischen Gewalt in Athen und mit der Ausartung der Republik, und in diesen Zeiten gilt des Isokrates Spruch ein für allemal. Auf p. 271 wird der Areopag der älteste Gerichtshof genannt, den die Griechen kennen. Der Areopag ist ein Lieblingsgegenstand von attischen Dichtern und Rednern; wie es mit dergleichen geht, weiß man schon. Plutarch sagt ausdrücklich (Fol. 19), daß man meist dem Solon die Einrichtung des Areopag zuschreibe, und erklärt sich weitläufig über die Streitfrage. Demnach wären die Epheten und die Gerichtshöfe des Drakon älter, der von den Areopagiten nach Plutarch's Versicherung nirgends redet. Es verdiente dies also Untersuchung oder doch Erwähnung. — Auf p. 221 ist von Ostracismus und Petalismus die Rede. "Gleichwohl, heißt es dann, konnten weder d i e s e noch andere Mittel es verhindern, daß nicht sogenannte Tyrannen in den griechischen Städten sich aufgeworfen hätten." Und doch ist's außer allem Zweifel, daß der Ostracismus erst in Zeiten der wilden Demokratie, lange nach den Tyrannieen, entstanden ist, wie denn Aelian (V. H. XIII, 24) seine Einführung in Athen glaublich genug dem Kleisthenes zuschreibt. Auf p. 201 steht in der zweiten Note folgende Unterscheidung der Begriffe von Aristokratie und Oligarchie: "Man unterscheidet von der Aristokratie alsdann noch wieder die Oligarchie. Allein wenn gleich beide Namen im Gebrauch sind, so glaube ich doch kaum, daß in der praktischen Politik der Griechen sich eine weitere Grenzlinie zwischen beiden ziehen läßt, als die größere oder geringere Zahl der Optimaten, die die Herrschaft in Händen hatten." *Ουδεν λεγει.* Es ist historisch ein Wechsel im Gebrauch beider Ausdrücke nachzuweisen; Herodot braucht nur *ολιγαρχια*, obwohl man bei ihm schon sieht, daß er zwischen *αριστοις* und *ολιγοις* nicht unterscheidet. Das Wort Oligarchie hat also auch den verschiedenen Begriff von Aristokratie nicht, den Heeren statuirt. P. 218

in der dritten Note kommt er auf Thucydides und auf den Begriff, den er mit *ολιγαρχια* verbindet. Auch Er braucht *αριστοκρατια* nicht; legt also schwerlich jenem Worte irgend eine besondere Bedeutung bei, oder den Nebenbegriff der Ausartung, wo er nicht in der Sache lag. Auf p. 166 hätte er dem St. Croix nicht seine Liste der Amphiktionien abnehmen, noch weniger denken sollen, sie noch vermehren zu können, da es doch eine sonnenklare Sache ist, daß solche Vereinigungen, wie die bei den Panioniern in Kleinasien, nicht die kleinste Aehnlichkeit haben mit den griechischen Amphiktionen von Delphi und den Thermopylen, und daß die wenigsten der von St. Croix aufgeführten in diese Categorie gehören. Nirgends ist auch nachzuweisen, daß (p. 171) „sich an die Aufsicht über die Tempel u. s. w. auch politische Zwecke, Erhaltung des Friedens unter den Genossen und Beilegung der entstandenen Streitigkeiten angeknüpft hätten;“ die Eidesformel bei Aeschines, die Heeren anführt, beweis't unter Umständen das Gegentheil. Ueberhaupt kann man die Amphiktionen nur sehr uneigentlich ein Mittel zur Erhaltung der griechischen Nationalität nennen (unter diesen Mitteln führt sie Heeren auf); sobald es mehrere gab, deren Mitglieder sich mit einander abschlossen, wo liegt da das Nationelle? Auch in Schlosser's Universalgeschichte ist die Ansicht eingegangen, als ob die Homerischen Fürsten ein politisches Band, eine solche Amphiktionie, umschlossen habe. Würde sich Thucydides den Kopf darüber zerbrochen haben, was diese Fürsten unter Agamemnon zusammenhielt, wenn er von Amphiktionien gewußt hätte? Hier aber besinne ich mich, daß ich unmerklich in einen Punkt übergeglitten bin, wo es nicht mehr auf geschichtlichen Gang ankam; dergleichen müssen Sie mir schon zu gute halten; in einem Buche dieser Art ist jede Seite verführerisch. Wenn ich nur mein Buch wieder zurückschlage auf die alte Stelle über das Gerichtswesen, von der ich abschweifte, so reut mich fast, daß ich das Nichthistorische von mir gewiesen habe; denn über das *γραφη = κατηγορια* p. 273, über das Recht der Anklage in öffentlichen Sachen p. 276, und wo nicht all noch sonst, ließe sich so mancherlei erinnern.

Doch endlich lassen Sie mich zur Sache kommen. Ich wollte Ihnen noch ein Beispiel vom Mangel historischer Auffassungsgabe geben, und zwar den Stoff dazu aus einer hellen Zeit nehmen, wo die Quellen nicht fehlten, wie in Persien. Dann müssen Sie mir natürlich erlauben, nach Griechenland überzugehen, und ich glaube nicht besser und einfacher thun zu können, als wenn ich gerade den Abschnitt, der auf das Gerichtswesen unmittelbar folgt und der das Kriegswesen behandelt, zum Gegenstand meiner Kritik mache. Herr Heeren geht diesem Kriegswesen historisch nach. Gleich finde ich zu meinem Schreck wieder, daß er die Zeiten zwischen dem persischen und peloponnesischen Kriege überspringt. Wie ist das möglich? So was kann doch nur der thun, der in Bezug auf Handel und Verkehr die Zeit der Tyrannieen und der Blüthe der Colonieen übergehen konnte, nur Jemand, der kaum aus einem mittelmäßigen Handbuche die griechische Geschichte kennt. Jene Zeit von Athens Größe zu Land und See, von seiner Herrschaft über Böotien, über alle Inseln, seiner Gegenwart an allen Küsten und in allen Meeren, jene Zeit einer schönen Vereinigung kriegerischer Macht und innerer sittlicher Kraft, die Zeit der *μαραθωνομαχοι*, auf die der Komiker seinen Aeschylus mit der ganzen Gewalt seiner geharnischten Sprache als auf die Zeit atheniścher Herrlichkeit zurückblicken läßt; jene Zeit, wo sich in Athen große Feldherren häuften, wo sich also eine Eigenschaft höchst glänzend zeigt, in deren Mangel bei den Spartern Herr Heeren einen Hauptgrund der Unbedeutenheit setzt, in der das lacedämonische Kriegswesen blieb, wo ein Kimon, Myronidas, Leokrates, Tolmidas, Perikles, Phormion u. a. Heroen einer kernigen und ehrenfesten Zeit blühten, jene Zeit ist hier übergangen!! Glaubte sie Herr Heeren darum vorbeigehen zu können, weil, so lange Bürgerheere für Heerd und Hof, für Weib und Kind kämpfen, nirgends eigentliche Kriegskunst besteht, die erst da aufkommt, nach seiner eigenen Bemerkung, wo stehende Heere sind; wohl recht, dann durfte er aber auch nicht vom persischen und peloponnesischen Kriege, dann durfte er in Griechenland überhaupt von gar keiner Kriegskunst reden. Wenn er aber

deutlich herausgestellt hätte, daß in Griechenland die Miethheere die stehenden Truppen der neueren Zeit vertraten, dann hätte ihn schon diese höchst einfache Beobachtung auf manche Erscheinungen aufmerksam machen müssen, die nun unerwähnt bleiben. Auf p. 292 sagt er: „Die Waffen bleiben also im Ganzen dieselben, wie wir sie in den Homerischen Zeiten finden. Aber viel ward darüber geforscht, und mancherlei versucht, um sie im Einzelnen zu verbessern. Ob das gerade oder gekrümmte Schwert, ob der längere oder kürzere Schild vorzuziehen sei, vor allem, wie die Last des Harnisches zu verringern, aus welchem Stoff, ob aus Metall oder aus leichterem Material er zu verfertigen sei, waren allerdings keine unwichtige Gegenstände. Gleichwohl hören wir, vor den Macedonischen Zeiten, doch bei ihnen von keinen so großen Veränderungen, daß durch sie das Wesen des Ganzen umgebildet wäre.“ Was die einzelnen Waffen angeht, wie große und mannigfache Veränderungen mögen nicht vorgegangen sein, seit die Carer den siebenhäutigen Stierschild am Riemen abgeschafft hatten! Was aber die Aenderungen im Allgemeinen angeht, die hätten das Ganze vor den macedonischen Zeiten nicht umgebildet? Ich darf Ihnen gestehen, als ich in meiner Tertia im Cornelius Nepos las, waren mir der Iphicrates und seine nächsten Nachbarn aus einem mir damals dunkeln Grunde fatale Helden; später lernte ich aber einsehen, es lag in dem non tam magnitudine rerum gestarum, quam disciplina militari nobilitatus, wofür ein Junge keinen Sinn hat; und wie änderte sich gar das Urtheil, als ich endlich einsehen lernte, von welcher Bedeutung der Uebergang vom Nationalheer zum krieggeübten Miethlingsheer in der Kriegsgeschichte ist; als ich merkte, wie durch die Waffenänderung dieses Iphicrates und durch seine disciplina militaris die ganze Kriegführung zu Lande sich umzugestalten anfing; als ich von dem Manne, dem der mißgestimmte Xenophon im sechsten Buche seiner Hellenica so große Lobreden hält, eine hohe Meinung zu fassen mich gezwungen sah. — Im gleich folgenden will ich nicht wagen, Ihnen das Lächerliche in den Bemerkungen über Taktik — welche Kennt-

nisse vereint der Mann nicht alle! — zu zeigen; ich trage Scheu, mich selbst noch lächerlicher zu machen. Auf p. 297 heißt es weiter: „Wie wenig aber überhaupt die höhere Kriegskunst fortgeschritten war, zeigen nachmals unwidersprechlich die ersten Feldzüge des peloponnesischen Krieges. Es waren Streifereien ohne entscheidenden Erfolg. Weshalb aber auch bei dem Fortgange dieses langwierigen Krieges die Taktik so wenig gewann, ist bereits oben bemerkt." Dies klingt wie ein Vorwurf. Daß nur kleine Streifereien (ohne entscheidenden Erfolg? worauf geht das? Die Streifereien auf den laconischen Küsten, die Besetzung von Cythera, von Pylos, endigten den archidamischen Krieg, das war Erfolg genug; sie bestürzten Sparta, sie nahmen eigentlich zum ersten Mal den Zauber von Sparta's Unbesieglichkeit weg, das war ein entscheidender Erfolg!), also, daß nur kleine Streifereien Statt hatten, war ja Athens oder Pericles wohlerwogene Absicht. Wie sollte es anders gekommen sein? Sobald sich der Krieg oder die Leitung des Kriegs in Athen änderte, änderte sich auch sein Charakter. Fortschritte waren unstreitig gemacht. Die Schlacht bei Mantinea zeigte, möchte ich sagen, so viele Beobachtungen von Kriegsregel und Taktik, wie etwa die spätere bei Coronea. Doch dem sei, wie ihm wolle, so ist jene Schlacht bei Mantinea die erste, von der wir seit der bei Platäa eine ausführliche Beschreibung haben. Und da wird doch Herr Hofrath Heeren Fortschritte eingestehen? Wenn nicht seine taktischen Kenntnisse ihn etwa weit wegsetzen über so simple Bemerkungen! Da also, nach dem Angeführten, die Zeiten des peloponnesischen Krieges unserm Verfasser keine Fortschritte, die des Iphicrates keine Veränderung im Kriegswesen zeigen, so häuft sich natürlich (p. 299) der Ruhm der umgestalteten Kriegskunst auf Epaminondas. Der ausgebildeteren wäre recht gewesen; der der geänderten ruht auf Iphicrates. Aber freilich, diese Zeiten der ausgebildeten Kriegskunst sind auch schon so hell, daß wir hier in das Gebiet bereits gerathen sind, wo es unserm Verfasser anfängt, unheimlich zu werden. Und diese Unheimlichkeit überträgt er ordentlich auf den Leser. Wenn auch Einer Heeren aus den

fünf ersten Bänden lieb gewonnen hätte, es müßte ihm hier im sechsten leid um ihn werden. Dieses Floskelwesen in allen Ecken und Enden ist zuletzt nicht mehr lächerlich, es wird peinlich; man empfindet nur noch das Leere, für das Kleine behält man keinen Sinn übrig. Welche Wissenschaftlichkeit liegt nicht z. B. p. 321 in der Periodenabtheilung, in die er die Staatsmänner klassificirt; die Zeit, wo der Feldherr den Staatsmann, die andere, wo der Staatsmann den Feldherrn überwog, und die dritte, wo der „Staatsmann auch von dem Feldherrn abgesondert handelt;“ bestimmter: das Zeitalter des Themistokles, Perikles und Demosthenes. Das erste hätte er eben so gut auf die homerische Zeit ausdehnen mögen; schon dort gilt der Redner auf dem Markte etwas: *Αλλα θεος μορφην επεσι στεφει· οἱ δε τ᾽ ες αυτον Τερπομενοι λευσσουσιν· ὁ δ᾽ ασφαλεως αγορευει Αιδοι μειλιχιῃ, μετα δε πρεπει αγρομενοισιν· Ερχομενον δ᾽ ανα αστυ, θεον ὡς, εισορωωσιν.* Auf p. 326 ist der politische Einfluß des Cimon viel zu sehr in Schatten gestellt. Auf p. 329 steht der Satz: „Die Staatskunst des Perikles ruhte auf einer einfachen Grundlage: der erste in seiner Vaterstadt zu sein, indem er seine Vaterstadt zu der ersten machte.“ Das ist eine verdammt einfache Grundlage! P. 333: „Das Zeitalter, in dem Alcibiades auftrat, ist durchaus kriegerisch, hauptsächlich durch seine Schuld.“ O sancta — Die Zeit eines Krieges, von dem Thucydides beim Anfang (*ευθυς καθισταμενου*), als noch Alcibiades nicht lange geboren war, erwartete, *μεγαν τε εσεσθαι και αξιολογωτατον των προγεγενημενων*, diese Zeit ist durch des verwünschten Knaben Schuld so kriegerisch?! Was mag der Herr Hofrath für Begriffe von Volksbewegungen haben, von Principien, um die sich die Völker streiten! Und dieser Mann hat in Zeiten gelebt, die gerade darüber wie großartige Belehrungen boten! Und welche platten Bemerkungen treffen Sie, wenn Sie ihn über solche Zeiten und solche Männer reden hören. Denn jene Aussage, daß die Zeit des Alcibiades durch seine Schuld kriegerisch sei, findet ihre Seitenstücke. (Z. B. Phönicier p. 31: „Große Handelsstädte erzeugen gewöhnlich einen zahlreichen Pöbel; und dieser Pöbel ist es eigentlich, der

gewaltsame Staatsumwälzungen gefährlich macht.“ Als ob nicht jede gewaltsame Staatsumwälzung gefährlich sei! und dann, der böse Pöbel! —) Jener Alcibiades kommt dann (p. 333) auch ziemlich schlecht weg. In Beurtheilung von Charakteren solcher Größe ist es gut, wir schwache Sterbliche halten uns vorsichtig und überlegt. Es ist wahr, was Heeren sagt; es ist aber auch wahr und recht, was Euripides beim Aristophanes urtheilt:

> *Μισω πολιτην, ὁστις ωφελειν πατραν*
> *βραδυς πεφυκε, μαλα δε γε βλαπτειν ταχυς,*
> *και ποριμον ἀυτῳ, τη πολει δ᾽ αμηχανον.*

und doch ist's ganz etwas anders, was Aeschylus darüber verlauten läßt:

> *Ου χρη λεοντος σκυμνον εν πολει τρεφειν·*
> *ην δ᾽ εκτραφη τις, τοις τροποις ὑπηρετειν,*

oder was vielmehr des Dichters eigene Meinung ist, dem auch Herr Heeren als Staatsmann eine Stimme einräumen wird. Bei dergleichen Charakteren aber befällt unsern Hofrath, ich weiß nicht welches, Unbehagen; und überall leuchtet das engherzige Maaß einer kleinen Seele durch. So nennt er den Aristomenes p. 125 einen Abentheurer. (Dort steht auch die Bemerkung, das Heldenalter sei gleich mit den Bewegungen nach dem trojanischen Kriege hingeschwunden. Wer sagt ihm das? Die messenischen Kriege scheinen es am wenigsten zu lehren!) Aristomenes erscheint in der Sage als Abentheurer; einen Mann aber von so glühender Vaterlandsliebe, von so großer Unverdrossenheit, Unerschrockenheit und Tapferkeit, von solcher Beharrung in Einem Zwecke kann man unmöglich wirklich einen Abentheurer nennen, selbst wenn seine Schicksale und sein Leben einen abentheuerlichen Anstrich hätten. Vom Charakterisiren aber sollte sich Herr Heeren überhaupt fern halten. Wer so „mit seiner Ueberzeugung kapitulirt,“ wie ihm Bercht nachgewiesen hat, daß er that, wie kann der eine feste Ansicht von einem Charakter fassen? Wo er sich einmal vorsetzt zu loben, da haben Sie denn gleich ein anderes Extrem. Welch ein Bild erhalten Sie von Demosthenes! Da, merken Sie

wohl, wo der Zug von dem freien offenen Leben weg nach der Dellampe und Schriftstellerei geht, da fließt ihm die Begeisterung heller! Jedem Anderen würde es scheinen, als ob jede höchste Tugend, Unbescholtenheit und tadelfreier Wandel in solchen Zeiten, wie die Demosthenische, eine Seltenheit, und für einen Mann, der sich im wildesten Gewühl einer niederträchtigen Masse herumtreiben muß, fast eine Unmöglichkeit sei; man wird also vorsichtig im Urtheil über die moralische Würde des Mannes sein müssen, gegen den sich Stimmen von Männern heben, die man gewöhnlich aus thörichter Vorliebe für den großen Redner viel zu hart verdammt hat. Zu Zeiten der scheidenden Sitte steht der gewöhnlich am reinsten, der sich der steigenden Verderbtheit, aller Halbheit Feind, schroff gegenüberstellt. Sehen Sie sich einmal nach diesem Gegensatz, wie er sich in Griechenland bildet, bei Heeren um! Welch ein Gerede (p. 366 sqq.) über die Sophisten, über Sokrates! Der ist ihm (p. 369) „eine der am schwersten zu erklärenden Erscheinungen.“ Gewiß, das ist er nicht, das ist er gar nicht. Doch, daß ich darüber mit Heeren stritte! Oder muthen Sie mir doch zu, darüber Worte zu machen? Oder soll ich Ihnen den Aristophanes in Schutz nehmen gegen den Tadel, der ihn (p. 371 Note) über die Prostituirung des Sokrates trifft? Lieber Himmel, wie viel Unsinn ist auch sonst hierüber schon geschrieben! Oder was wollen Sie, daß ich zu den geistreichen Sätzen sage, die ich Ihnen mit Zwang hierher schreibe: „Sokrates Freunde und Schüler hätten von ihm mit Achtung, schwerlich mit Enthusiasmus, gesprochen. Aber der Giftbecher sicherte ihm die Unsterblichkeit. Durch diesen Tod, in Verbindung mit seiner Lehre, hatte er eines jener hohen Ideale wirklich gemacht, an denen allein die griechische Nation so reich ist, und das ihr bisher noch fehlte: Das Bild des Weisen, der für seine Ueberzeugung stirbt.“ Und p. 324: „Das Verhältniß, in dem Plato zu seiner Nation stand, läßt sich sehr bestimmt bezeichnen: In ihm sprach sich der poetische Charakter der Griechen philosophisch aus.“ O! o! mir schwindelt —

8.

Eine Hauptsache fehlt, rufen Sie mir zu, wenn die Methode der Forschung, wenn das historische und kritische Talent des Herrn Hofraths voll ins Licht gestellt werden soll. Noch eine Stufe höher soll ich steigen, und zusehen, wie unser Verfasser seine Quellen und seine Quellenschriftsteller beurtheilt; in wiefern diese Beurtheilung, je nachdem sie richtig oder unrichtig ist, auf sein Werk vortheilhaft oder nachtheilig influiren mußte. Gut, auch das noch. Und zwar glaube ich in diesem Punkte kaum einen Fehlgriff thun, kaum Ihnen mißfällig werden zu können, indem mir hier eine Wahl zu treffen kaum vergönnt sein wird. Heeren's Werk bringt es mit sich, daß er nur einzelnes Abgerissene zusammenstellen mußte; in Benutzung dieser Stoppeln kommt es nun nicht sowohl auf allgemeines Urtheil, als auf Scharfsinn und Combinationsgabe an; in wie glänzendem Maße diese Eigenschaften sich bei unserm Verfasser finden, denke ich Ihnen in einigen Briefen bereits gezeigt zu haben. Der einzige Schriftsteller, den er wiederholt und fast seinem ganzen Inhalte nach benutzen konnte, ist Herodot. Und glücklich genug trifft sich's, daß Herodot ein Liebling von Heeren ist (Sie sahen schon, wie er ihn ausschließlich an solchen Stellen gebrauchte, wo ein Vorzug der Art lächerlich war); und gewiß also werde ich in Ihren Augen keine Ungerechtigkeit begehen, wenn ich gerade ihn wähle, um an ihm die Aufgabe, die Sie mir stellen, zu lösen. Nach so langen und guten Schriften über Herodot, werden Sie zwar jammern, noch eine **Ilias post Homerum**! Was thut's? Alles ist immer noch nicht über ihn gesagt, was sich über ihn sagen läßt; und abschreiben, so weit kennen Sie mich schon, werde ich ja nichts.

Folgen Sie mir also zuerst einen Augenblick in dem Abschnitte im sechsten Band, wo er von griechischer Geschichtschreibung spricht. Dort lesen wir p. 379: „Jene politische Ausbildung war, wie oben gezeigt ist, an das Aufblühen der Städte, sowohl derer in Griechenland, als der Colonien außerhalb desselben, geknüpft. Die Gründungen der Städte (κτισεις)

machten darum einen wesentlichen Bestandtheil der früheren Geschichte aus. Diese Gründungen der Städte waren aber durch Heroen geschehen; und die Sagen davon hingen also genau mit der übrigen Sagengeschichte zusammen. Wer sieht also nicht leicht ein, welches weite Feld sich hier für die historische Poesie eröffnete? Die Erzählungen davon hatten ein bleibendes Interesse für die Bewohner; sie waren ihrer Natur nach geschickt, in's Wunderbare getrieben zu werden; an sie knüpften sich von selbst die Berichte von den ältesten Schifffahrten, die Mährchen von den Wundern fremder und entfernter Länder, der Zahl der Cyclopen, der Gärten der Hesperiden, des reichen Iberiens und andere. Was konnte der Einbildungskraft eines jugendlichen Volkes reichere und zugleich angenehmere Nahrung gewähren? Was die Dichter mehr anziehen? — So entstand bei den Griechen eine eigene Klasse historischer Gedichte, welche die Geschichte des Ursprungs einzelner Städte zum Gegenstande hatte.« Gleich darauf folgt: „Diese poetische Behandlung der Geschichte dauerte bis gegen die Zeiten der Perserkriege.« Dies Alles wird dort als Ursache angegeben, warum die Geschichtschreibung der Griechen frühe und spät den poetischen Charakter nicht verleugnete. Ich will hier Herrn Heeren nicht fragen, worin eigentlich das Poetische im Thucydides und Xenophon, im Arrian und Polybius liege, welche Poesie in Strabo's verlorenem Werke gewesen sein möchte; ich will mich hier blos an die obigen Behauptungen selbst, nicht an ihre Anwendung, halten, und möchte also vorerst leugnen, daß in den ältern Zeiten die poetische Geschichtserzählung der Griechen sich so hauptsächlich um die Entstehung der Städte gedreht habe, und daß diese meistens auf Heroen zurückgeführt wurde. Denn daß jene Namen der Heroen, der Städtegründer und Stammhelden wenigstens zum Theile erst später von pragmatisirenden Autoren, und zwar von solchen, die auf eine recht unbeholfene und kindische Art pragmatisirten, zurückkonstruirt wurden, ist eine bekannte Sache, und wird von alten Schriftstellern ausdrücklich bezeugt. Die frühe Volkssage pflegt aber den vorgefundenen historischen Stoff wohl mit einer unausmeß-

baren Freiheit und Phantasie zu erweitern, zu schmücken und zu entstellen; sie pflegt, wie Peter Müller in seiner Sagenbibliothek bemerkt, mit Zaubereien und Wundern sich den Zusammenhang der Begebenheiten deutlich zu machen; aber sie pflegt nicht etwas so Prosaisches zum Erklärungsgrunde der Dinge zu nehmen. Wenn die Erzählung der Logographen, wie Herr Heeren sagt, meist nichts als Uebersetzung der dichterischen Sprache in die prosaische war, so ließe sich ja wohl an Homer, auf dessen geschichtliche Notizen Strabo nicht ganz ohne Grund so großen Werth legt, am besten erfragen, in welcher Art die historische Sage erscheint. Und wenn nun Herr Heeren nachsieht, was Homer Historisches oder der Historie Aehnliches enthält, so würde er, wenn er sich anders in der griechischen Urgeschichte etwas genau umgeschaut hätte, ein sehr merkwürdiges Resultat erhalten. Wenn Sie sich nämlich (denn ich traue Ihnen in diesem Felde eben so wenig zu, als Herrn Heeren) die Mühe gegeben hätten, einmal aus allen Bruchstücken bei Herodot, Pausanias, Strabo und sonst Alles zusammen zu stellen, was sich aus den vortrojanischen Begebenheiten in Griechenland als *wahrscheinlich auf geschichtlichem Grunde beruhend* erzählen ließe, und Sie gingen dann auf Homer zurück, so würden Sie überrascht sein, zu finden, daß auch kaum *Ein* Gegenstand von Bedeutung in allen jenen Resten der Ueberlieferung gefunden wird, der nicht in Homer entweder ausführlich besprochen oder doch angedeutet wäre. Dieß kann Ihnen einigermaßen jene anscheinend unkritische Art erklären, mit der Strabo in seinen Homer verliebt ist. Denn außer jenen verschollenen Pelasgern, jenen Phlegyern und Ephyrern, jenem Kampfe der Lapithen mit Perhäbern und Centauren, außer den verschiedenen Sagen, die sich an Theben knüpfen, außer dem Glanz von Orchomenos, dem Thestiadischen Kriege in Aetolien, der Eifersucht zwischen Elis und Pylos, außer Herakles, Theseus und Minos möchte ich wohl wissen, was uns die nichthomerische Tradition noch Bemerkenswerthes in Griechenland bietet? Hier ist also historisch-poetischer Stoff in Hülle und Fülle, und nirgends dreht er sich um

Städtegründungen oder Stammhelden, und Homer's Heroen erscheinen nicht als solche. Schon besteht ein Hellas ohne Hellen, ein Achaja, Jonier und Aetolier ohne Stammväter; wollte sich das Herr Heeren daraus erklären, daß erst mit den vervielfachten Städtegründungen durch die Colonieen die Sitte aufgekommen sei, sich die Städteentstehung auf die bezeichnete Weise zu versinnlichen, so widerspricht, daß wir gerade von diesen Städten fast nie Eine nach ihrem Gründer benamt sehen, selbst nicht in der Sage. Der Homer also, der, nach der Beschaffenheit der auf uns gekommenen Ueberlieferungen zu urtheilen, eine so genaue Kenntniß von den Geschichtssagen, mit denen sich seine Zeit trug, zu verrathen scheint, dieser Homer mußte doch auch die so gefeierten und berühmten Stammhelden kennen, falls sich die älteste Geschichte wirklich meist um die Entstehung der Städte drehte, falls diese wirklich meist auf Heroen zurückgeführt wurde. Und hat er eine Kunde von solchen Stammhelden? Fast keine Spur! Man könnte wohl aus einigen *Namen* schließen, an einigen wenigen Stellen kenne er dergleichen; doch läßt sich's nicht beweisen, denn als wirkliche Städtegründer bezeichnet er keinen Eponymen; die ganz obscuren Namen Ithakos, Neritos und Phylakos erscheinen bei ihm so versteckt, so heimlich, daß ich fast schwören möchte, Sie können mir die Stellen nicht aufschlagen, wo sie vorkommen.

Noch Einen solchen Punkt lassen Sie mich *vorläufig berühren*; er geht zwar den Herodot nicht an, aber doch die Geschichtschreibung der Griechen im Allgemeinen, und Heeren's Ansicht von ihr, und so bereitet er passend vor. Auf p. 384 erklärt er sich den Mangel an Geschichtswerken, die wenigen Fortschritte, die die Historiographie im Anfang machte, aus dem *Mangel an Stoff* vor den Perserkriegen. Das lasse ich ihm nicht gelten! Der Heraklidenzug, der einen ganzen Volksstamm aus dem Peloponese trieb, die messenischen Kriege, die ein ganzes Volk unterjochten, die Eifersucht zwischen Argos und Sparta, die Partheiung Griechenlands zwischen Eretria und Chalcis, die gewiß sehr merkwürdige Geschichte einzelner

Colonialstädte, die der Tyrannieen, der Vertreibung der Tyrannen u. s. w., sind doch wohl Dinge, die der Rede werth waren. Wie kam's, daß Niemand den letztgenannten Gegenstand zu einer Erzählung wählte? Oder weiß es Herr Heeren nicht, daß es der Sparter alte Prahlerei und höchster Ruhm war, der Herrschaft der Tyrannen ein Ende gemacht zu haben; daß sie mit dem Geschrei davon eben so die Welt erfüllten, als später die Athener mit dem ihren von der Abtreibung der Perser und Amazonen. Und wie kam es, daß selbst, nachdem die Bahn durch Herodot gebrochen war, in Athen, in dem fruchtbaren Athen, Niemand aufstand, um die Geschichte seiner Größe von den persischen Kriegen bis auf den peloponnesischen fortzusetzen, was Thucydides in der Kürze nachholen mußte, da ihm keiner genügte? Der Grund muß also tiefer liegen. Und es mag wohl der sein: Das Volk hatte kein Bedürfniß der Art. Wo sich die Begebenheiten auf einem kleinen Raume drängten, wo das Volk ganz Theilnahme und Neugierde, ganz Feuer und Leben war, wo, was der Eine nicht gesehen hatte, der Andere um so umständlicher wußte, wo Gastfreundschaften die Reisen erleichterten, wo die Gelegenheit gegeben war zu Nationalversammlungen, wo Alles von Mund zu Mund lernte, wo sich an den Ruhm der Wettsieger der Ruhm ihrer Vaterstadt knüpfte, wo also in jedem Siegeshymnus das Gedächtniß an die Sage und Geschichte bald dieser bald jener Stadt erinnert ward, wer sollte da Geschichte aufschreiben? Wer auf den hirnlosen Einfall gerathen, in steifer, trockener Erzählung vorzubringen, was die ausschmückende mündliche Tradition viel schöner und unterhaltender gestaltete. Aus diesem Verhalte der Sache muß man die große Unkritik erklären, über die Thucydides klagt; aus ihm auf der andern Seite die große Genauigkeit in Localkenntniß, die schon in Homer bestaunt wird. Denn wo der Grieche mit dem Auge beobachtet, da ist er eben so zuverlässig, als leichtgläubig und fabelnd, wo er, was sein Ohr aufnahm, unmittelbar in seiner glühenden Phantasie umschafft und ausziert. Erst als sich der Grieche vergleichen lernte, als er die Perser geschlagen hatte, von denen ihm die Versammelten

in Olympia nichts erzählen konnten, bei denen kein Hospitium errichtet war, zu denen nicht jeder Neugierige im ersten besten Fünfzigruderer hinübergelangen konnte, um unter traulicher Verständigung in gleicher Sprache Kunde einzuziehen, erst da konnte ein Herodot in langer Erzählung die gewaltige Größe der Ueberwundenen aufdecken; und um den anmuthigen Erzähler, der gleichwohl die feindliche Fremde nur mit Vorsicht, mit bestechender und schmeichelnder Beimischung und Hervorhebung des Angenehmsten eröffnen durfte, drängte sich der heimische Hellene, der mit Selbstgefühl und mit Staunen in Einem Gemälde plötzlich den ganzen Glanz des Welttheils erfuhr, dessen zahllose Heere er in einem riesenmäßigen Kampfe vertilgt hatte.

Jetzt zu Herodot selbst. Auf p. 387 vernehmen Sie: „Indem er den Hauptfaden seiner Erzählung, von den Zeiten an, wo zuerst Zwiste unter den Hellenen und Barbaren entstanden (Herr Heeren hätte beifügen sollen: wo zuerst m i t G e w i ß h e i t Zwiste u. s. w., sonst meinte man, er beginne seine Erzählung mit der Jo und Europa), bis zu denen herunterführte, wo bei Platäa die glorreiche Entscheidung für die Griechen erfolgte, und das angegriffene, aber befreite Hellas der große Gegenstand seiner Erzählung ward; boten sich ihm allenthalben die Gelegenheiten dar, oder er wußte sie herbeizuführen, die Beschreibungen und Geschichten der Länder und Völker einzuweben, welche die Erzählung berührte; ohne darum je den Hauptfaden zu verlieren, zu welchem er von jeder Abschweifung zurückkehrt. Er selber hatte den größten Theil dieser Länder und Völker besucht; mit eigenen Augen gesehen; Erkundigungen eingezogen, wo sie am sichersten einzuziehen waren. Aber wo er in die Alterthümer der Völker, besonders seines eigenen Volkes, zurückgeht, benutzt er, was das Zeitalter ihm darbot; hier gränzt sein Werk an die der früheren Logographen.“ Dies letztere ist nicht wahr. Wo er in die Alterthümer der Völker zurückgeht, wählt er (so in den Nachrichten in Aegypten, über Cyrus, über die Skythen), was ihm unter dem ihm zu Gebote Stehenden das Einfachste, Verständigste, oder je nach Bedarf

das Unterhaltendste schien, aus; wo er in die Alterthümer seines eigenes Volkes zurückgeht, benutzt er von dem sehr Vielen, was ihm seine Zeit nothwendig darbieten konnte und mußte, nur eben so viel, als er unumgänglich nöthig hat. Seine Episoden über Griechenland sind die spärlichsten; seine Episoden über Sparta's Geschichte vor den Perserkriegen, über die Herrschaft der Pisistratiden in Athen sind nothwendig, und in so fern keine Abschweifungen. Alles, in was er sonst eingeht aus der früheren griechischen Geschichte, ist unbedeutend; Urzeit, Entstehungsgeschichte der Städte, Heroensagen, die ja nach Herrn Heeren den Hauptinhalt der Logographie ausmachten, berührt er kaum! Da just ist seine kritische Seite. Man muß jugendliche Empfindungen sich bewahrt haben, um nicht im Beurtheilen der Stellen, wo Herodot sich den Mährchen und Fabeln überläßt, ungerecht zu werden. Es ist Kinderart, sich über Mährchen nie Rechenschaft zu geben, wenn kein Zweifel angeregt wird. Wo dies aber geschieht, kann auf jene Toleranz des Wunderbaren die verständige Ansicht, das gerade Urtheil ganz wohl folgen. Da, wo Herodot die Saïten auf einem Spasse ertappt, sieht man, wie seine lebhafte Einbildungskraft ihn nur schwer über das hinaus läßt, was er gleichwohl schon als falsch vorausgeschickt hat; an einer andern Stelle kann er sich nicht enthalten, die eine der lügenhaften Meinungen über die Halysbrücke zu bestreiten, als ob er für die andere Parthie nähme, die er doch eben so verwarf. Wer erinnert sich nicht aus seiner Jugend, wenn ihm irgend etwas von kindlichem Sinne geblieben ist, wie man sich mit Vergnügen an dem Versuche weidet, eine lieb gewonnene poetische Sage zum historischen Factum zu deuten? ein unschuldiges Spiel, vor dem sich der Verstand, auch wenn er bei kalter Ueberlegung die ganze Sache noch so bereitwillig bei Seite legt, nicht immer retten kann. Wo aber eine Sage aus dem Wunderbaren in's Wunderliche spielte, wie oft mag Herodot sie da unterdrückt haben! Denn so oft er dergleichen mittheilt, geschieht's fast nie ohne eine feine Verspottung. Wo er in der Mythe Unterhaltung, Poesie, Geschmack fand, da verschmähte er sie nicht; sie diente

seinem Zwecke. Wo er eine lange trockene Reihe von Regentennamen geben könnte, wie in der Aegyptischen Geschichte, da zieht er es vor, seine Griechen mit einem Geschichtchen von der Helena, mit einem griechischen, bei den Aegyptern eingebürgerten Mährchen von einem schlauen Diebstahl, zu ergötzen. Herodot's Episoden also über die Alterthümer der Völker gelten hauptsächlich der Fremde, die ihm keine Geschichte bot; in dem Maaße als der geschichtliche Stoff wächst (in Persien und Lydien), schwindet die beschreibende Erzählung und das Antiquarische. Das Einheimische, wußte er wohl, brauchte nicht Er erst zu verkünden. Den Logographen aber erscheint Herodot vielleicht hier und da der Form nach noch ähnlich, dem Wesen nach steht er ihnen gegenüber; und das ist ja wohl auch das Einzige, was die alte Benennung Vater der Geschichte rechtfertigen kann. Was in Herodot das Schätzbarste ist, scheint Herr Heeren übersehen oder verkannt zu haben.

Warum steht denn Herodot so hoch in Heeren's Ansicht? Auf diese Frage steht die Antwort zerstreut in seinem Werke. Darum, weil so viel Wunderbares, was er erzählt, wahr; so viel Unglaubliches wahrscheinlich; ja Unmögliches möglich geworden ist — durch neue Erfahrungen. „Es ist jetzt nicht mehr nöthig, ruft er p. 387, sein Vertheidiger zu werden; die Nachwelt ist gegen ihn nicht immer ungerecht geblieben. Wer wäre wohl durch die großen Entdeckungen in der Länder- und Völkerkunde in den beiden letzten Jahrzehenden glänzender gerechtfertigt worden, als Herodot?“ Sie sehen, weil er das Einzelne zu halten und zu retten für möglich hält, ist er so begeistert. Es ist eine Art von System bei ihm, die Kenntnisse des Alterthums, wo sie dunkel sind, aufzuklären, die Fabeln des Herodot zu entschuldigen oder ihre Wahrheit darzuthun. Diesem Systeme steht ein anderes entgegen, das sich bei der Unwahrscheinlichkeit der Erzählungen beruhigt, das Alles dunkel lassen will, Alles mit einem poetischen Auge ansieht. Wenn Heeren die Geographie von Afrika retten will, so steht die poetische Ansicht des Alterthums von diesen und ähnlichen Fernen, auf die ich gleich hernach zurückkomme, gegenüber: darum

ist aber weder die ganze Kunde der Alten von Afrika ein dichterischer Traum, noch auch ruht sie auf so sicheren Füßen, wie Herr Heeren will. Eben so ist's mit historischen Urtheilen und Erzählungen. Halb sind sie wahrhafte Berichte von wunderbaren Begebenheiten einer an Wundern reichen Zeit; halb sind sie Fabel und Mähre. Nicht das Einzelne, was er erzählt, sei es wahr oder unwahr, gibt ihm seinen Werth oder Unwerth, sondern die Weise, wie er es erzählt, wie er sich von den Urtheilen seiner griechischen Vor- und Mitwelt losmacht, wie er sich von dem Einfluß des durchwanderten Ostens frei hält. Man muß es erkennen, daß er sich von den Urgeschichten seiner Griechen entfernt; eben so gut, als daß er die phantastischen oder leeren Geschichten des Orients mit richtigem Tacte würdiget. Denn wenn ihm auch sein gesunder Verstand nicht gegen alle Sinnbildnerei, nicht gegen alles Mährchenhafte des Ostens durchgeholfen hat, wenn er auch noch hier und da von dorther ausgegangenen Vorstellungen beherrscht erscheint, so ist er doch im Ganzen davon frei. Ich will Ihnen von beiden Seiten her Beispiele geben, die Ihnen deutlich machen sollen, was ich meine.

Jene Auffassung der Feindschaft zwischen Griechen und Persern, und ihr Herleiten aus einem uralten Haß und ererbter gegenseitiger Befehdung zwischen Asien und Europa ist eine persische Erfindung, die zu dem Plane des Historikers eben so gut paßte, wie später zu denen des macedonischen Eroberers; es ist ein Beispiel von orientalisch-historischem Pragmatismus, wie ihn die asiatischen Geschichten unendliche Mal wiederholen. Wenn die Juden ihre Ansprüche auf Palästina, oder den alten Nationalhaß gegen Aegypten, oder den Kampf zwischen den verwandten Edomitern und Israeliten, oder den Haß, der die Moabiter und Ammoniter verfolgt, erläutern wollen, so muß ein Mährchen die letzte Ursache schließen, und die Frage nur hinausschieben, nicht beantworten. Jene Sagen von Abraham's Wohnsitzen und empfangenen Verheißungen, von dem Auszug aus Aegypten, von dem Zwist des Esau und Jakob, dem Makel, den die unzüchtige Geschichte von Lot und seinen Töch-

tern auf die Moabiter und Ammoniter wirft, gehören hierher; ganz ähnlich sind in Griechenland die Zwiste des Eurysthenes und Prokles, und überhaupt die Geschichte der Rückkehr der Herakliden, wie sie auf Aegimius und Herakles zurückgeführt wird. Daß jene persischen Versuche, die Feindschaft zwischen Europa und Asien zu erklären, ganz gleicher Art seien, leuchtet ein; auch sie führen nur den Hader höher hinauf; sie meinen Alles erklärt zu haben, wenn sie das ihnen unerklärliche gemeinsame Streben ganzer Völker auf Einzelne zurückführen, bei deren Willen sie sich begnügen. Wie echtgriechisch, wie kühn ist die Art, mit der Herodot diese Geschichten, die zwar zur Anlage seines Werkes passen und sie unterstützen würden, auf die Seite wirft; statt die bequeme Lösung zu geben, bietet er alle Kraft auf, um durch die Schilderung von Lydiens und Joniens Fall, von Babylons Ausathmen und Aegyptens Hinschwinden, die persische Macht zu erheben; gegen den Sturm, der sich gegen Griechenland hebt, wagt sich ein Völkchen auf zwanzig Schiffen zu stellen, nicht von einem Einzigen geleitet, nicht von einem gefabelten Naturzwang bestimmt, sondern nur von den Verhältnissen getrieben, aus Gemeinsinn, verwandtschaftlicher Neigung und Gefühl für Recht und Freiheit. Herodot gibt also jene orientalischen Ansichten, weil sie ihm taugen; nicht jedoch, ohne sich von der Unwahrscheinlichkeit Rechenschaft zu geben, die sie durch das Zurückgehen in jene unordentlichen und dunkeln Zeiten erhalten; er begnügt sich, den dort angeregten Gedanken von da zu verfolgen, wo die griechische Geschichte in Verbindung mit der asiatischen, und damit Licht in die Begebenheiten kommt. Herodot empfindet hier ähnlich, wie Lessing, wo er seinen Nathan jene Erzählung von den Ringen vortragen läßt. Wäre es Lessing's Absicht gewesen, in Saladin einen orientalischen Charakter zu zeichnen, so hätte er sich in dem Augenblick versehen, als er ihn mit der einfachen Erzählung Nathan's sich nicht begnügen läßt. Sein Saladin aber ist ein verständiger Deutscher, dem es geht, wie Herodot. Er hört das Geschichtchen gern an, aber läßt sich damit nicht abspeisen; ihn beruhigt, befriedigt und begeistert erst jene historische

Lösung der Frage, und jene psychologische, die jeden Orientalen beleidigen, oder nur in neuen Scrupel werfen würde, aus dem er sich wieder nur durch ein Bild, durch eine sinnliche Vorstellung losmachen könnte. Dieses Vorwalten verständiger Auffassung der Dinge in Beiden ist nicht mit Einsicht und Absicht erreicht; so sehr man bei Lessing vielleicht versucht wäre, eine solche anzunehmen, bei ihm, der in eben diesem Stücke durch seinen alles durchdringenden Scharfsinn um Intrigue und Gedanken des Drama's ein so feines Gespinnst wob, der es verstand, die Spuren mühseliger Berechnung in einem Gemälde der Vorsehung und Weltordnung so zu verstecken und zu verwischen, der das Ganze in solchem Ebenmaaß und Verhältniß anlegte, daß durch diese Harmonie, die der Verstand erschuf, die Harmonie eines Kunstwerkes gleichsam nachgebildet wird, die Lessing seiner Natur und seinem Geständnisse nach nicht dichtermäßig erschaffen konnte; so wenig wird man auf einen ähnlichen Gedanken bei Herodot verfallen. Bei ihm ist Alles Eingebung rein menschlicher Empfindung, und klarer, heller Anschauung der Dinge.

Ich sagte Ihnen oben, Herodot macht sich von den kindischen Vorstellungen des Orients und seiner Väter los, aber nicht ganz vermag er ihnen zu entgehen. Ich will Ihnen auch davon Belege geben. Ich erinnere Sie also an die verschiedenen Mittel, die hier und da zur Erleichterung des Ueberblickes, an die Bilder, die zur Unterstützung des Gedächtnisses und der Vorstellungskraft angewandt sind. Dies ist in einer andern Art ein ganz ähnliches Festhalten an poetischer Veranschaulichung der Dinge, wie das oben Berührte, das Herodot vermeidet. Eine Art von Parallelismus zeigt sich bei ihm, weniger im Historischen, als im Ethnographischen, Geographischen und Naturgeschichtlichen; nachgiebiges Zulassen von vielem Wunderbaren knüpft sich enge daran; und davon ist die Ursache eine höchst einfache, die Niebuhr angab: er hatte auf seinen Reisen vieles höchst Wunderbares gesehen; das Reich der Möglichkeit in letzteren Gebieten auszumessen, war nicht so leicht, als das der Wahrscheinlichkeit in den menschlichen Handlungen, von

denen die Geschichte erzählt. Es wird daher seine Ansicht in diesen Feldern oft unbestimmt und zweifelnd, und darum ist's Thorheit, ihm Alles, was sein Bericht bringt, für baare Münze abzunehmen. Besonders im Naturhistorischen erscheint er am gläubigsten, denn das Naturreich ist ein Reich voll Wunder; diese Wunder waren damals den Griechen kaum in der Poesie bekannt; Herodot hatte merkwürdige Thiergestalten in Aegypten, hier und in Skythien merkwürdige Naturkräfte kennen gelernt. Wer wird sich wundern, daß er dieser Natur eine schöpferische Kraft zutraut, der er nicht aus seiner geringen Erfahrung Grenzen setzen will. Und doch darf es nur nicht gegen alles natürliche Ebenmaaß verstoßen, was er glauben soll; Zwittergestalten und Einäugige, Hundeköpfe und Pygmäen finden bei ihm keinen Eingang; dagegen bei jenen persischen Nachrichten über Indien und seine Producte war zwischen völligem Wegwerfen und völliger Annahme kaum eine Wahl. Ich will den Fall setzen, er mache sich lustig über die Wolle, die an Bäumen wächst, oder über die Schafe, die Wägelchen unter ihren Schwänzen nachfahren, wir würden nicht anders über seine Ungläubigkeit lächeln, als wir jetzt thun über die Leichtgläubigkeit, die von den goldhütenden Ameisen, den Löwenjungen u. dergl. wunderliche Dinge berichtet; sein Mißtrauen und sein Zutrauen würde in beiden Fällen gleich natürlich sein. — Was das Geographische und Historische angeht, so hat Niebuhr aufmerksam gemacht auf jenen entsprechenden Lauf des Ister und Nil; so wie auf die chronologischen Tafeln. Was das Erstere betrifft, so könnte man vielleicht Einwendungen machen, obwohl ein solcher gewisser Parallelismus auch in den Völkerschaften, die beiden Flüssen anwohnen, in Skythen und Aethiopen, in der Beschreibung ihrer Sitten, der Perserzüge in ihr Land, der Uebersendung der Geschenke und einzelner anderer Umstände bei diesen Zügen als eine Bestätigung dienen könnte; zur Annahme von gleichlaufenden Zeittafeln berechtigt allerdings das Zusammentreffen der medischen und lydischen Genealogie, das sogar noch überraschender und richtiger herausgestellt werden kann, als es von Niebuhr geschehen ist. Eine solche System-

macherei liegt in der Vorstellung von jenen vier Hauptvölkern an den Enden der Erdscheibe, nach den vier Weltgegenden hin, den Skythen, Aethiopen, Indern und Kelten, die noch Ephorus hat; jene Meinung, daß das Aeußerste der Erde mit dem Schönsten und Vortrefflichsten gefüllt sei, mit langlebenden Menschen, mit Reichthum an den herrlichsten Producten. Diese letztere Vorstellung ist vielleicht asiatisch; Herodot erwähnt sie wenigstens da, wo er meist aus persischen oder phönicischen Quellen berichtet. In Asien sind auch geographische Systeme zu Hause, und von da möglicher Weise verbreitet worden; denken Sie nur an die Aehnlichkeit der Abtheilung der Erdtheile in sieben Gürtel, mit dem Berg Meru in der Mitte, den bei den Persern der Albordsch vertritt (ähnliche Vorstellungen will Gesenius auch bei den Chaldäern finden), mit dem Olymp und der Zonenabtheilung der Griechen; des Zion im Mittelpuncte der Erde mit Meru und Delphi. Obgleich nun auch Herodot jene Völkervertheilung annimmt und jene Hypothese von der Glückseligkeit der Erdenden, so ist er doch weit entfernt, die letztere blind zu verfolgen. Er nimmt sie an für Indien und Arabien, wo ihm seine Erfahrungen in der Ferne, und die Nachrichten der Perser und Phönicier, die ihm hier Quellen sein mußten, eine Bestätigung an die Hand geben; er dehnt sie aber nicht aus auf den äußersten Norden, von dem er nichts weiß und nichts erfahren konnte, außer von fabelnden Griechen, die die Sache nicht besser verstanden, als er selbst. (III, 115, 116.) Nur was er von dem Goldreichthum im Westen und Norden gehört, was er von der Sitteneinfalt der Skythen gesehen, rechtfertigt jene Ansicht auch hier; doch wagt er nicht das Glück der Hyperboräer für sie zu benutzen, von dem Pindar's und Aeschylus Gesänge, der Delier Erzählungen und das ganze Alterthum erfüllt war, da ihm glaubwürdige Kunde fehlt, und da ihm dies mit handgreiflicher Willkühr in Zertheilung der Erde, mit jener zirkelrunden Abdrechslung der Erdfläche zusammen zu hängen scheint, gegen die sich sein gesunder Verstand wehrt.

Wie bei dem (wenn auch noch so geringen) Einfluß solcher

mit der Phantasie erfundenen Vorstellungen das Einzelne unsicher und schwankend wird, begreifen Sie leicht; Sie begreifen, daß nur bei einer freieren, umfassenderen Einsicht in Herodot's schriftstellerischen Charakter die rechte Würdigung seiner Nachrichten möglich ist. Noch auf einen bemerkenswerthen Zug in der älteren griechischen Poesie und Geschichte muß ich Sie aufmerksam machen, der Ihnen noch weiter belegen kann, wie thöricht es ist, bei den Griechen genaue Kenntniß der Fernen zu suchen. Je mehr sich eine historische oder geographische Schilderung, eine poetische Erzählung bei Homer und Herodot von dem vaterländischen Boden entfernt, desto mehr schwindet ihre Glaubwürdigkeit und wächst das Wunderbare. Vergegenwärtigen Sie sich Ihren Homer: durch die ganze Ilias, wo der Dichter sich im Kreise seiner achäischen Helden bewegt, erscheint das Wunderbare nur ganz im Hintergrunde. In der Odyssee nicht minder, wo die Muse den Dichter an den heimischen Boden fesselt; so wie sie den Helden von da wegführt, nur zu den nahen Phäaken, gleich hören wir von lebendigen goldenen Hunden, von Schiffen, die von selbst segeln, und was weiß ich all für Besonderheiten. Dann steigert und häuft sich das Fabelhafte, ganz regelmäßig, mit der Entfernung zu den Lothophagen, Kyklopen, Lästrygonen, zu Aeolus, Kirke, zur Unterwelt. — Gehen Sie auf Herodot über. Von Indien, Arabien, Aethiopien und was noch entfernter ist, hören Sie nichts als Fabeln; von Babylon und Aegypten weiß er fast nichts zu sagen, außer was ihn der Augenschein gelehrt, oder griechische Berichte. Die ägyptische Geschichte erklärt er, mit mehr Kritik, als unsere Alterthumsforscher, für nichtig, bis auf die Zeit des Psammetich, d. h. bis durch aufgenommene Griechen griechische Nachrichten und Beobachtungen zu erhalten waren. Sein Urtheil gilt trotz der ungeheuersten Anstrengungen unserer Gelehrten noch heute. Seine Geschichte von Persien, haben Sie früher gehört, ist mehr Gedicht als Wirklichkeit, so lange die Perser außer Verbindung mit Griechenland sind; seine Geschichte von Lydien nicht minder. Dabei beachten Sie ja, wie fast lächerlich die Scheide der Wahrheit und Natur sich in

allen Nachrichten über jene Länder und Völker herausstellt. Schaut die Geschichte von Lydien nach Osten, hat Krösus mit Persern zu thun: überall mischen sich dann wunderliche Mährchen ein: wendet er sich westlich zum Bekämpfen der jonischen Städte, gleich hören Sie die trockene einfache Geschichte aus dem Munde besonnener und verständiger Beobachter. Des Darius Zug nach Skythien geht, weil er von Griechen begleitet ist, ganz einfach historisch bis an die Donau; dort bleiben die Jonier als Wächter der Brücken zurück, und sogleich häufen sich Sonderbarkeiten, Uebertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten. Wenn er zurückkehrt, tritt Alles wieder in die Reihe gewöhnlicher Begebenheiten, die auch während seiner Entfernung an der Brücke selbst nicht fehlen. Im jonischen Kriege, der sich ganz im Westen unter Griechen bewegt, ist lauter Natur, bis ein einziges Mal ein Sclave aus Osten zu senden ist, dem wird ein Brief auf den geschorenen Kopf geschrieben! Ich wählte absichtlich so auffallende Beispiele, um Ihre Aufmerksamkeit auf diese Vergleichungen mit desto größerem Nachdrucke zu lenken. Sie sehen doch daraus, in welches Licht die orientalischen Nachrichten neben den griechischen treten? Sie sehen doch, daß es kein Eigensinn ist, kein Mangel an Sinn für die Eigenthümlichkeit fremder Völker, keine Einseitigkeit also, wenn man mißtrauisch ist gegen die Ueberlieferungen der östlichen Nationen? Sie sehen also auch, wie wenig Bedeutung man auf Herodot's Erkundigungen von Libyern und Carthagern, von Persern und Phöniciern legen darf? Doch darüber ist mit Herrn Heeren schwer zu streiten. Er hat keinen Sinn für die innere Natur der Quellen. Die Reden der persischen Könige, die bei Herodot vorkommen, kann er für persisch halten. Wer wird es mit ihm thun, der nur etwas griechisches Wesen kennt? Diese Ansicht bringt ihn denn auf andere Irrthümer und hohe Meinungen von Herodot's Gelehrsamkeit, die ich doch im Vorbeigehen auch berühren muß. Perser p. 134: „Er sagt es zwar nirgends ausdrücklich, daß er schriftliche Urkunden in Asien benutzt habe, allein ein aufmerksamer Leser wird bald eine Menge Nachrichten bei ihm finden, die schwerlich aus einer

Lügen, so doch Furchtsamkeit und Uebertreibung, die nicht seine Handelsspeculation affectirte, sondern die aus der Natur der Sache und der Menschen einfach floß. Diese Fahrten blieben daher unbenutzt; das Licht, das sie anfingen zu entzünden, ward wieder ausgelöscht. Als dann die Alexandrinischen Poeten und Gelehrten kamen, reproducirten diese in ihrer Weise die ganze alte Literatur, schufen ein neues Epos, und ein modernes Drama. Mit der Verbreitung alter Sagen in neuem Gewande stellte sich auch alles Fabelhafte, das die Alten über die fremden Lande und Meere erzählt hatten, wieder mit Benutzung der neuen Kenntnisse in neuer Gestalt dar. Unter diesen Einflüssen litten die Berichte eines Pytheas und ähnliche, die an und für sich abentheuerlich genug sein mochten, wohl eine Veränderung, die ihrem Inhalte nur schaden konnte. Dann traten Kritiker auf, wie Strabo, und verwarfen den ganzen Plunder! Wer will jetzt ausscheiden? Nicht Ein Mann wird genannt unter allen diesen Reisenden, auf dem nicht der Makel der Lügenhaftigkeit ruhte. — Doch, ich will abbrechen — *αργαλεον δε με ταυτα θεον ὡς παντ᾽ αγορευσαι!* Begreifen Sie aber nun, welche Unmasse von Umständen hier, bei Benutzung solcher Quellen, bei Behandlung solcher Materien berücksichtigt sein will? Hat Heeren nur einen Einzigen ins Auge gefaßt? Keinen, wie mir dünkt!

Von diesem langen Excurs müssen Sie noch einmal mit mir auf Herodot und unsern Verfasser zurückkommen. Das Beste folgt noch. Sie wissen doch, wie unzählige Mal man die epische Einheit des Herodotischen Werkes hervorgehoben hat; auch hier geschieht es. Fragen wir nun nach, worin denn diese epische Einheit eigentlich gelegen sei, so erhalten wir p. 386 folgende Antwort: „Herodot war der Erste, der einen reinen historischen Stoff zu behandeln unternahm; und dadurch geschah der entscheidende Schritt, der Geschichte ihre Selbständigkeit zu geben. Allein er beschränkte sich nicht blos auf den Hauptstoff, sondern gab ihm auch einen solchen Umfang, daß sein Werk, ungeachtet seiner epischen Einheit, dennoch in einem gewissen Sinne eine allgemeine Geschichte ward. Indem er den Hauptfaden seiner

machten, desto minder konnten sie zu besserer Kunde gelangen. Der Hellene, an sein Vaterland, an den theuren Boden der Heimath gefesselt, scheut und fürchtet die Fremde; und an jenen Phokäern, die den Griechen zuerst das Mittelmeer eröffneten, ist es so rührend, wie sie zwischen der süßen Freiheit in schrecklicher Fremde und der schrecklichen Sklaverei im süßen Vaterlande zweifelnd schwanken. Dieser Zug läßt sich am einfachsten aus dem Klima und Boden erklären. Ganz anders daher der Norden. Die Normannen erscheinen überall in dieser Hinsicht ganz verschieden, und nichts Verkehrteres konnte Heeren sagen, als (Allgem. Vorerinnerungen p. 32) die Schifffahrten der Normannen seien ihm ein sicherer historischer Beweis für die entfernten Fahrten der Alten, für die Umseglung von Afrika gar. Die Normannen waren Seeräuber, der Süden lud zu Eroberung und Beute, ihr eigenes Land stieß sie ab; ihnen ist die ferne Küste ein lockender Gegenstand, den Seefahrern der alten Welt ein Ort des Entsetzens. Die Sage von den Argonauten, den Trojanerzug konnte er etwa vergleichen, und auch da war der Vergleich nur halb: nur die Seeräuberei und Beutesucht trifft zu, die Liebe zum Vaterland unterscheidet die Griechen auch da. Trotz dieser Abneigung vor weiten Fahrten wurden jedoch dergleichen gemacht, durch Seeräuber, oder Colonisten, oder Handelsleute, sei's mit Absicht, sei's durch Verschlagung und Sturm. Wunderbare Erzählungen hatten sich gesammelt; es bildeten sich geographische Vorstellungen, auf dunkle Bilder gebaut, voll poetischer Fictionen. Nach und nach dehnten sich die Kenntnisse aus, das Mittelmeer ward bekannt; dennoch verbreiteten sich die Griechen nicht einmal so weit, als ihnen Carthager und Phönicier vorgegangen waren. Die Pflanzung von Cyrene, wie charakterisirt sie nicht den zaghaften Griechen! Aber Zwang und Noth trieb die Phokäer nach Massilien, die Tyrier waren früher nach Carthago und Gades gekommen; hier bildeten sich nun Heimathen, von wo aus die Erforschung des Westens weiter fortschreiten konnte. Dafür geschah etwas durch die Fahrten des Hanno, Himilko und Pytheas; aber ihre Berichte verrathen alle, wenn nicht freche

Ende zu einem Ganzen geschlossen sind; eine Schilderung, die an nichts vorbeigeht, was sie auf ihrem Wege fesselt, mag sie nun den Gegenstand aus Mythologie, Erdkunde oder Naturgeschichte entnehmen, in dem chaotischen Gemische die Ordnung und Harmonie einer dichterischen Schöpfung, die wir Spätere entdecken und absichtlich anstaunen. Diese letztere aber in den bloßen Verfolg der Kämpfe zwischen Asien und Europa zu setzen, heißt, daß ich es wiederhole, den Schatten für die Seele nehmen. Den Herodot regt nichts mehr zum Denken an, als die Nichtigkeit menschlicher Größe. Der kolossale Sturz der persischen Monarchie, die in sich alle neue und alte Herrlichkeit des Orients aufgenommen hatte, ist das eigentlich poetische Moment seiner Erzählung. Jene Masse, welcher Gemeinsamkeit des Bluts und der Sprache, gleiche Heiligthümer, Opfer und Sitten abgehen, in denen der Hellene Halt und Rettung findet; jene Rathlosigkeit des despotischen Hauptes willenloser und herabgewürdigter Schaaren, die um nichts besser als ihre Pferde und Kameele mit Peitschen in den Kampf getrieben werden; jene üppige Pracht, jenen Reichthum an Schätzen und Menschen bringt er in einen vierfachen Kampf, in dem Erhebung und Fall wechselnd geschildert werden. Zuerst, als noch ungeschwächt aus dem Naturzustande von Hirten die Perser sich in Medien zum herrschenden Stamme erheben, weicht ihnen die lydische Weichlichkeit; gehäuft werden jetzt in der Erzählung die Wunder von Babylon und Aegypten; anschaulich soll werden, welchen Glanz Persien allmählig in sich aufnimmt, indem es ganz Asien unterwirft, wo sich die rüstigen Bergbewohner überall jener Ueppigkeit gegenübersehen, in die sie bald selbst versinken, durch die sie eben so untergehen sollten, wie jene ihre Unterworfenen. — Das so mächtig gewordene Volk trifft jetzt auf Aethiopen und Skythen; und an dem Hasse der Knechtschaft, an Beharrlichkeit im Handeln, am Festhängen an der vaterländischen Sitte, an zufriedener Armuth oder Bedürfnißlosigkeit bricht sich zuerst der Sturm der persischen Siege. Nun empört sich Jonien. Alles aber, was die Skythen über die Perser hob, fehlte; wenig Freiheitsliebe, kein Gemeinsinn, ein

Verachten selbst des ererbten Stammnamens, ein Hang nach Ueppigkeit, nach Ruhe im Besitz. Den Freiheitssinn sprechen ihnen die Skythen ab; den Gemeinsinn regen Bias und Thales vergebens mit ihren Rathschlägen an; den jonischen Namen verachten Alle; rüstige Tapferkeit und unverdrossene Thätigkeit vermißte Dionysius bei Lade. Dreimal erliegt Jonien unter den Anstrengungen einzelner besser Gesinnten, die ja stets da erfolglos sind, wo die Menge des Volks den Unternehmungen keinen Nachdruck gibt. Nur die Phokäer und Teïer, überall rüstig und kühn, zeigten in ihrem Untergang, was die Perser in Griechenland selbst finden würden: Alle Anstrengungen und Opfer für den Heerd und die Tempel, weise Durchschauung der Verhältnisse in gesunder Richtung des Verstandes, Sorge für Wohlstand im Haus mit Zufriedenheit, Einheitsliebe und Tugend aus Grundsatz. Davor stürzt das Gebäude des medischen Reiches zusammen.

Nun nur noch ein Paar Andeutungen über seine Urtheile von andern Geschichtschreibern. Von Thucydides sagt er p. 389: „Er ward der Geschichtschreiber seiner Zeit. Er war der Erste, der diese Idee faßte, aus welcher der ganze Charakter seines Werkes eigentlich hervorging, den man so oft, besonders die alten Kritiker, in seiner Schreibart, Beredsamkeit und andern Nebensachen gesucht hat. Dadurch hob er die Geschichte nicht nur auf eine neue Stufe, sondern auch auf eine höhere, als er selber es ahnen mochte. Sein Stoff mußte ihn zum Kritiker machen.“ Was zuerst die Behauptung angeht, Thucydides sei der Erste gewesen, der die Geschichte seiner Zeit geschrieben habe, so ist sie schülerhaft; er durfte sich nur aus Thucydides selbst erinnern, daß Hellanicus die Zeit zwischen dem persischen und peloponnesischen Kriege in seiner attischen Geschichte geschildert habe, und da dieser nach einer Notiz bei Gellius im Jahr 496, oder nach einer andern im Leben des Euripides im Jahr 480 v. Ch. geboren ist, so schrieb schon er seine Zeitgeschichte, man mag von beiden Angaben annehmen, welche man wolle. Daß ein Stoff dieser Art nothwendig zum Kritiker machen müsse, wie Herr Heeren

sagt, hätte er, wenn er sich jener Stelle bei Thucydides erinnert hätte, auch nicht behauptet; denn der Geschichtschreiber klagt dort, daß Hellanicus nicht einmal chronologische Genauigkeit gewahrt habe. Daß aber endlich der Charakter des Thucydideischen Werkes in der darin herrschenden Kritik zu suchen sei, wie die ausgezogene Stelle besagt; diese Meinung bezeugt, daß die neuen Kritiker fortfahren, das Wesen dieses Werkes in Nebensachen zu suchen. Statt daß Herr Heeren den Sinn für Wahrheit und Gewissenhaftigkeit im Thucydides oder eigentlich in jedem Schreiber einer Zeitgeschichte voraus zu setzen scheint, als welche durch den Stoff gegeben würde, hätte er uns zeigen sollen aus des Autors Werk, welchen Charakter der Mann mitbringt zu seiner Arbeit; statt daß er die stubengelehrte Bemerkung macht, ein wohlthätiges Geschick habe den Thucydides aus dem Strudel der Begebenheiten hinausgerissen; hätte er uns zeigen müssen, daß er gerade nur in der ungeheuern Bewegung seine Erfahrung, seine Kenntniß der Menschen und der menschlichen Verhältnisse sammelte, die Tiefe der Beobachtung sich zu eigen machte; daß ihn der Verderb der Zeit weder in sich selbst zurückscheuchte, noch mit sich fortriß; daß also die Zeit und die Begebenheiten, aus deren Strudel ihn nicht die Entfernung von ein Paar Meilen herausreißen konnte, wie Herr Heeren meint, da der Sturm ja die ganze bekannte Welt fast erschütterte, die Ausbildung des Urtheils, des Wahrheitssinns, der Sittenstrenge in ihm wenigstens erklären helfen. Wenn Heeren p. 393 meint, Thucydides habe sich über sein Zeitalter erhoben, so ist das, in seinem Sinne, nicht wahr. Die Zeit, die einen Aristophanes, einen Sokrates, einen Plato hervorbringen konnte, war für Thucydides nicht zu niedrig. Diese Zeit nährte alle Künste und moralische Wissenschaften auf's Freigebigste und Ueppigste. Mit Griechenlands Herabsinken sanken Dichter und Historiker, die absoluten Wissenschaften stiegen mit der Erfahrung. Das alexandrinische Zeitalter konnte Dichter, Gelehrte, Kritiker aller Art hervorbringen, aber zu weit abgeirrt von der ursprünglichen Quelle des griechischen Lebens, konnte es keinen kritischen Geschichtschreiber aufstellen, der nicht

blos niederreißen, der auch aufbauen, und in innerer Symmetrie aufbauen konnte. — Das aber, was ich an dem Werke des Thucydides am ersten als charakterisirend herausheben, womit ich rechtfertigen würde, daß man ihn den Geschichtschreiber κατ᾽ ἐξοχην genannt hat, wäre eben nichts als die historische Weisheit selbst, mit der er sich streng auf seinem Gebiete hält, auf dem Gebiete der Bewegung, der wirkenden Kräfte; mit der er in einer Zeit, die noch kaum eine historische Erfahrung hinter sich hatte, den Gang der menschlichen Dinge in dem Chaos gehäufter Begebenheiten klar darlegt; mit der er, eingestimmt in Geist und Herz mit allem Menschlichen, ein unendlich treues und lebenvolles Bild des Weltschicksals vor uns aufstellt, wie es nur etwa einem Machiavell in seiner florentinischen Geschichte noch gelungen ist, wie es unserer Zeit der Prosa nur schwer gelingen zu wollen scheint, so erweitert das Feld der Erfahrung hinter uns liegt.

Nach Thucydides scheint unserm Verfasser der Uebergang von dem Geschichtschreiber seiner Zeit zu dem seiner selbst das Bemerkenswertheste. Dies ist doch bloßer esprit! Die eigentliche Geschichte gewinnt durch einen noch so interessant beschriebenen Kriegs- und Rückzug weniger, als durch die Schilderung einer langen Reihe von Jahren großer und mannigfaltiger Bewegungen. Auch würde in meinen Augen eine Geschichte der Historiographie die Anabasis zwar an innerem Gehalt und zur Würdigung des Autors höher halten, aber wichtiger für die innere Umgestaltung der Geschichtschreibung ist die Entstehung memoirenähnlicher Partheischriften, als welche Schlosser die Hellenica bezeichnet.

9.

Ich will doch gern sehen, wann endlich unser Briefwechsel von diesen Ideen wegkommen wird; ich hoffe nun ganz ernstlich, daß Sie mit dem Inhalt Ihres letzten Briefs eine Brücke bauen

wollen, auf der wir bequem in ein anderes Gebiet überschreiten können; aus diesem sehne ich mich schmerzlich hinweg, daß ich Ihnen nunmehr meinen Abzug voraus verkündige, falls Sie nicht selbst bald Miene dazu machen. Noch etwas, und immer noch etwas, und wann wird Ihnen der Stoff ausgehen? Ich antworte Ihnen also: Dießmal noch, und dann denke ich es zu beschließen.

Sie hatten, sagen Sie mir, Ihre Aufmerksamkeit auf Heeren besonders dadurch gereizt gefunden, daß Ihnen höchst grell widersprechende Urtheile über ihn zufällig, auch so zu Einer Zeit, vorgekommen waren. Während ich unser Opus so weit wegwerfe, schreiben Sie, nennt man es in England ganz neulich ein work of the highest rank among those, with which modern Germany has enriched the literature of Europe; während ich darin Forschung und Urtheil vermisse, heißt es da: this author unites the laborious erudition of his countrymen with that animating spirit of real genius, which disposes into harmonious order and quickens into life that which, in meaner hand, lies in dull and heavy masses of unintelligible or at least unattractive learning. Gewiß das Schönste und Höchste, was man von einem Gelehrten sagen kann! Während im Schlosser'schen Archiv und früher von andern Männern von großem Namen unter uns gegen Manier und Geist des Herrn Heeren, gegen sein Urtheil und sein literarisches Gewissen geredet wird, lesen Sie in der **Revue encyclopedique (tom. 46 p. 148): Heeren n'est point de ces philosophes qui ne considèrent les faits que pour en démontrer la nécessité; il n'est point de ces éclectiques qui choisissent, parmi les faits, ceux-là seuls qui peuvent amuser le lecteur; et loin de lui étoit aussi l'intention de faire de l'histoire une science auxiliaire de la politique: et cependant ses ouvrages ont une utilité réelle pour les publicistes et les hommes d'état; ils offrent une lecture plus attrayante que celle de la plupart des écrits historiques composés par ses savans compatriotes; et enfin, on reconnait dans les faits, tels qu'ils sont présentés par lui, une sorte de nécessité**

ou du moins d'ordre naturel. On peut ainsi expliquer ces résultats. Heeren, comme on dirait dans sa patrie, écrit l'histoire *pragmatiquement:* c'est dire qu'il recherche les causes qui ont produit tels effets, telles conséquences; il cherche à remplir les lacunes que l'observateur superficiel aperçoit dans l'histoire du monde, non par des phrases ingénieuses et spirituelles, mais par des investigations scrupuleuses; mais, là où l'on voit avec clarté la suite nécessaire des causes et de leurs effets, l'ordre des faits parait naturel; leur récit et leur représentation deviennent *véritables,* et l'histoire racontée avec vérité n'est-elle pas la source de la saine et bonne politique? C'est le but où Heeren est parvenu à force d'études et de talent. Und mehr noch: Ich möchte ihm fast allen Anspruch auf den Namen eines Historikers rauben, ihm, der, nach der Révue, occupe peut-être de notre tems la première place parmi les investigateurs de l'histoire! Und daß dieß nicht das zufällige individuelle Urtheil Einzelner, sondern die allgemeine Meinung der englischen und französischen Nation ist, will ich gar nicht versuchen, Ihnen abzuleugnen.

Befragen Sie mich nun auf ehrlich Deutsch um diese Aussprüche, so zucke ich vorerst die Achsel. Wenn mir Engländer oder Franzosen sie vorlegten, so würde ich sie, so lange man nicht gerade eine Gewissensfrage daraus machte, höflich unterschreiben. Denn wenn Fremde nach deutscher Geschichtschreibung fragen, so gerathe ich — ich weiß nicht, ob's Ihnen eben so geht, jedesmal ordentlich in Verlegenheit; was man ihnen nennt, ist ihnen zu trocken, zu gelehrt, zu pedantisch; und jedesmal, wenn mir Heeren einfällt, schöpfe ich wahrhaft Athem; er hat in allen Fächern geschrieben, in allen unterhält er angenehm, ist zugänglich und doch gelehrt. Darauf stichelt ja auch Ihr Engländer und Ihr Franzose, und sie haben von ihrem Standpunkte aus ganz recht. In diesen Ländern, wo das öffentliche Interesse so groß ist, daß von einer Wissenschaft, die nicht Anwendung leiden kann, kaum die Rede sein darf, kann unsere Art von Forschung und gelehrter Behandlung

nimmermehr gefallen. Man will da, daß jeder Gelehrte etwas von schönem Geiste besitze; Gelehrsamkeit, nichts als Gelehrsamkeit, gilt dort nicht für gänge Münze; wer da einen Stoff bringt, und nicht zugleich gefällige Form über den Stoff gegossen, der findet nicht Eingang. Man sucht den Reiz und brauchbare, nützliche Belehrung; für wissenschaftliches Bestreben um der Wissenschaft selbst willen hat man dort wenig oder gar keinen Sinn mehr. Dort, sage ich? Wie viel mag dessen in Deutschland übrig sein? Plötzlich wird auch unser Vaterland in den Strudel politischer Bewegungen gerissen; der Wissenschaft entfremden sich alle Gemüther, um an dem Treiben in Staat und Leben Antheil zu nehmen; und ich will doch sehen, wie lange noch die einzelnen eine Stimme behalten werden, die, uns zur Ehre sei es gesagt, doch noch existiren, und sollten sie auch in Winkeln existiren, wo sie die Universitätswelt nicht sucht. Und, Freund, so lange noch ein Funke da ist von jenem Feuer für Wissenschaft und Lehre, so lange wir noch in einem Einzigen unserer Landsleute jene Riesenmäßigkeit der Forschung gewahren, die uns den Fremdlingen so fremd gegenüberstellt, so wollen wir, mit allen Wünschen für eine glättere Schale, als sie uns gewöhnlich eignet, doch lieber, wenn sich eins mit dem andern nicht paaren läßt, an dem Kerne festhalten, und das Wesen unserer Nation nicht verleugnen. Bei uns also soll es lieber für eine Ironie gelten, wenn Ihr Franzose rühmend von Heeren sagt: Il possède l'art d'entraire de tous les faits connus, quelque nombreux, quelque contradictoires qu'ils puissent être, un petit cercle d'idées simples et nettes.

Es kommt also darauf an, mit wem man die Leute vergleicht, und was man an sie fordert. Im Kreis der Franzosen und Engländer lasse ich Heeren gelten, billige, daß seine Schriften übersetzt werden, freue mich, daß sie anerkannt werden. Allein aus den angedeuteten Gründen können jene unsere Richter nicht sein; unter uns wollen wir ihr Urtheil nicht gelten lassen; aus dem Uebergehen unserer Werke in ihre Sprache nicht auf deren Vortrefflichkeit schließen. Denn wer weiß es nicht, wie unendlich wenig Sinn für wahrhaft Klassisches, Ernstes und

Gediegenes bei beiden Nationen mehr ist! Als unsere gesammte Literatur im höchsten Flore war, fragte man da nach ihr? Weder für die hohe Begeisterung, die damals Deutschland so herrlich ergriff, noch für ihre nächsten Wirkungen war irgend ein Aug oder Ohr oder irgend ein Sinn erschlossen. Erst als die gute Zeit vorüber war, und unser sinkender Geschmack in der Poesie sich mehr dem ausländischen näherte, erst da erwachte mit größerer Zugänglichkeit einiger Eifer für das Deutsche. Diesen Eifer kann ich für nicht viel mehr als eine Mode halten. Denn holte man nun etwa nach, was man versäumt hatte? Trug man Lessing, Göthe und andere ähnliche über, und gewann sie lieb? Weit gefehlt! Wo man hin hört, reizt das Romantische und Excentrische mehr, als klassische Wahrheit in Ruhe und Einfachheit. Göthe'n hat man mißhandelt, aber alles Verkehrte, von der schmelzenden Weiche eines Geßner an bis auf die Tollheit eines Hoffmann, hat man bestaunt. Daß man ernste und wahrhafte Belehrung bei dem mitlebenden Volke suche, wie wir selbst von den todten Alten sie überkamen, daran ist kein entfernter Gedanke. In zahllosen Mißgriffen und Entstellungen haben beide Nationen verrathen, wie wenig sie fähig sind, uns nur zu gebrauchen, geschweige zu beurtheilen. Dergleichen hat unser Heeren selbst erfahren; wir brauchen nicht weit zu suchen. In England hat man den sechsten Band seiner Ideen auswahlsweise übersetzt; und wenn einmal gewählt werden sollte, so würde doch wohl Heeren selbst dies einen Mißgriff nennen; und Ihr englischer Reviewer hat's gethan.

Aber haben denn nicht in Deutschland selbst die zahlreichsten Stimmen Heeren einen großen Historiker genannt? Ist sein Name unter uns nicht in gleicher Ehre? In gleicher? Ich zweifle; aber ich will's zugeben. In so enthusiastischer gewiß nicht; allein es sey darum. Aber wissen Sie denn nicht, wie man sich in Deutschland Ruf erwirbt? War nicht auch Gottsched's Ruf bis nach Frankreich gedrungen? Wissen Sie denn nicht, mit welchen Posaunenstimmen das Schullob tönt, der Widerhall des Selbstlobs? Soll ich Ihnen die oft erzählten Geschichten aufwärmen? Es wäre verlorene Mühe! Vielmehr,

wenn Sie mir es zugeben, möchte ich Ihnen, um der günstigen Stimmung, in die Ihre Franzosen und Engländer Sie für Heeren versetzt haben, ein Gegengewicht zu halten, in einer ganz besonderen Weise einen Maasstab angeben, nach dem Sie die Höhe oder Größe eines beliebigen Historikers ungefähr ausmessen können. Ich will Sie dabei überzeugen, nicht daß mich der Name und Ruf unsers Mannes nicht schreckt, nein überhaupt,

„Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma
„beschränkt."

Aber dann müssen Sie mir es schon zu Gute halten, wenn ich mit einigen großen Namen etwas verwegen umspringe. Denn auf der Einen Seite gibt es, wenn ich mit Bürger reden soll, Ein Ding, das mich verdreußt; der böse Mißbrauch, den man mit der freigebigen Verschwendung des Ehrennamens großer Männer macht; auf der andern hielt ich immer dafür, wirklich große Männer müsse man mehr mit Ernst und Strenge, als mit Enthusiasmus beurtheilen, wenn einmal die sichere Mitte nicht eingeschlagen werden soll. Der Vorwurf könnte mich leicht auch von Ihnen treffen; daß ich unter die Undankbaren gehöre, die die Großen ihrer Nation nicht würdigen und anerkennen wollen; ein Vorwurf, den man den Deutschen schon oft gemacht hat. Sollte er gerecht sein; ich kann's nicht gut finden. Gegen alle ächte Größe war von jeher jedes Volk stumpf; ein Pindar, ein Aeschylos, ein Thucydides waren stets nur das Eigenthum weniger edler Seelen; verschollen ist bei uns das uneigennützige stille Wirken eines Melanchthon und Agricola; selten gekannt ist ein Leibnitz und Lessing, und die unerschöpfliche Natur eines Göthe erschließt sich einem Theile des Publikums nie. Wenn diese Männer um den eitlen Beifall der Menge gebuhlt hätten, dann wären sie nicht, die sie sind. Die Undankbarkeit oder Ungerechtigkeit des Pöbels also kann nicht in Anschlag kommen; die Einsichtsvolleren, falls ihnen in der That der Flitter verachtet, das Aechte im Werthe ist, sollten aber, gegen diese und ähnliche Männer gerecht und dankbar zu sein, nicht erst gemahnt werden müssen. Aber, sollte

das auch in Deutschland nöthig sein? Ich glaube nicht. Nur muß man nicht den gleich für gottlos oder hochmüthig, für unerkenntlich oder neidisch verschreien, der einmal wagt, jenen Heroen mit freiem Blick ins Angesicht zu schauen. Wer gegründeten Tadel, scharfen Tadel selbst, gegen sich oder Andere ausgesprochen, nicht ertragen kann, der verräth eine kleine Seele. Und mir dünkt in der That, als ob man in Deutschland mit Nachbeterei und leerer Bewunderung unserer Koryphäen mehr geschadet hätte, als mit zu strenger Beurtheilung ihres Werthes. Wie viele Jünglinge sehen wir nicht, die zweideutigen Mustern gefolgt, oder großen Mustern einseitig gefolgt sind. Hätte man ihnen diese Musterbilder eben so oft als warnende Beispiele, wie als ermunternde gezeigt, so würden sich selbstständigere Schüler haben bilden müssen.

Ich will Ihnen ein Kleeblatt unserer ersten Historiker vorführen, nicht sowohl, um Heeren neben sie, als sie neben Heeren zu stellen; den Schluß ziehen Sie alsdann selbst. Ich will Ihnen nicht etwa große Eigenschaften dieser Großen, mit Verschweigung ihrer Mängel, nennen, um durch den Contrast mit den bisher gemachten Ausstellungen an Heeren, diesen in desto größeren Schatten zu stellen; vielmehr will ich auch sie ein wenig von ihrer Höhe herabziehen. Ich will Ihnen nicht die ähnlichen Eigenschaften unähnlicher Schriftsteller zusammenstellen, um geistreiche Antithesen oder Parallelen zu machen; sondern ich will die verschiedenen Männer nur ihrer Zeit gegenüber betrachten, und den wohlthätigen oder schädlichen Einfluß derselben auf ihren schriftstellerischen Charakter zu ermitteln suchen. Von wie großer und unberechenbarer Bedeutung dieser Einfluß auf jeden Schriftsteller, und auf den historischen mehr als auf jeden anderen, sein muß, ist von selbst klar. Der Geschichtforscher, dem der menschliche Geist in keiner seiner Richtungen verschlossen und fremd sein soll, der ohne die Anlage zu wahrer und freier Erfassung alles Natürlichen und Menschlichen kaum diesen Namen verdient, muß am frischen Quell des Lebens schöpfen; die Erfahrungen, die ihm unumgänglich nothwendig sind, kann er nicht aus Büchern allein

machen. Die Begebenheiten, die Zeitverhältnisse, in denen er lebt, haben daher nothwendige Einwirkung auf ihn; und es ist nicht gleichgültig, welcher Art diese Verhältnisse sind. Johannes v. Müller schien es als eine Bedingung für die Existenz eines großen Geschichtschreibers anzusehen, daß er geboren sei dans un tems de crise, lorsque tous les esprits, toutes les ames sont et mouvement. Glückliche oder unglückliche Umstände haben sich häufig vereinigt, den oder jenen zu heben oder zu stürzen; der Eine, vom Strom der Ereignisse leicht getragen, erreicht mit beneidenswerthem Erfolge sein Ziel, bei dessen Anblick die Kräfte eines Andern ermatten, während ein Dritter, noch ohne es nur mit dem Auge zu erreichen, in der Flut seinen Untergang fand. Lassen Sie uns sehen, in wie weit seit dem Wiedererwachen geistiger Regsamkeit in Deutschland bis zur Wirksamkeit des Herrn Heeren die Zeiten das historische Studium unter uns begünstigten.

Sie begreifen, daß ich dabei von allen Einzelwerken kritischer Forschung, von allen Specialgeschichten, von allen Untersuchungen, die ihren Stoff aus fremdem Gebiete nehmen, absehen muß; daß mich nur die Seite eigentlich philosophischer Geschichtschreibung angehen darf, die in Deutschland leider noch wenig Pflege gefunden, obwohl man uns, die wir im Vortheil des Besitzes der Cultur aller vorangegangenen Völker Europa's sind, schon der Eigenthümlichkeit unseres Charakters nach auf diesem Gebiete suchen müßte, wie man umgekehrt anmuthige und geistreiche Originalstücke bei uns nicht in dem Maaße noch in der Trefflichkeit findet, wie bei Italienern und Franzosen. Wenn ich von dieser Seite her es unternehmen wollte, Ihnen einen Ueberblick über Alles zu geben, was eine höhere Gattung von Geschichtschreibung begründen und befördern half, so würde ich von Puffendorf an in sehr verschiedenen Zeiten sehr verschiedene Bestrebungen anzuführen haben, unter denen sich langsam und allmählig ein hellerer Begriff und eine würdigere Ansicht von Geschichte gestaltete. Da aber hier nur einzelne große Namen genannt werden sollen, so fange ich gleich mit Herder an, der auch, wenn wir nicht allzu kleinlich suchen wollen,

der eigentliche Begründer einer neuen Behandlungsart der Geschichte ist. Als Herder in seinem dreißigsten Jahre das Werkchen „Auch eine Philosophie der Geschichte der Menschheit“ in jener sonderbaren, herausfordernden, elliptischen Orakelsprache schrieb, die auch Joh. v. Müller in seiner Jugendschrift redete, so zeigte sich noch gar sehr, wie wenig damals die Zeit einer solchen Unternehmung günstig war. Herder sah sich nur einem Hume, Robertson, Iselin und Aehnlichen gegenüber; es galt, neben Montesquieu und Voltaire eine Stelle zu nehmen; ihn ekelte der Pragmatismus der Einen und das luftige Räsonnement der Anderen: so stellte er sich ihnen im dichterischen Schwunge gegenüber. Das ganze Kunststück der Vergleichung der Geschichte der Menschheit mit den Perioden der Kindheit, Jugend und des Mannesalters eines Menschen, oder mit Wurzel, Stamm, Blüthe und Frucht eines Baumes gibt nur in orientalischer Art ein Bild, statt einer einfachen Lösung der Frage (wie auch noch später das Gemälde der mosaischen Schöpfung Herdern als die erste Philosophie der Geschichte der Menschheit erschien), und zeigte so, wie sehr das Ganze noch Versuch, der Versuch einer dichterischen Phantasie war. Zehn Jahre später, als er sein berühmtes größeres Werk dem Publikum übergab, fühlte er wohl, daß er Hand an eine Arbeit lege, die erst ein Verein vielfacher Bemühungen und der Verlauf längerer Zeit zu irgend einer Vollkommenheit führen konnte; er scheint dies aber nicht sehr tief eingesehen, sondern das Werk mit viel zu großer Leichtigkeit und Zuversicht begonnen zu haben, bei zwar großem Mangel an Vorarbeiten, aber, wie es scheint, mit viel Vertrauen auf die Universalität der Bildung, die er stets anstrebte. Er hatte nur, um mich an seine Sprache zu halten, nach einer Höhe gesucht, von der er eine Aussicht nehmen könnte nach einem allgemeinen Bilde; mit wenig Sinn jedoch für den Erwerb eines Ueberblicks des ganzen Gebiets der Geschichte aus einer gleichmäßigen Vertrautheit mit den einzelnen Theilen; denn er knüpfte an solche Studien allzu schnell den Begriff von einseitiger Versessenheit auf eine abgetrennte Parthie, und schien es für unmöglich zu halten,

das Ganze der vielfältigen Begebenheiten bei genauer Prüfung des Einzelnen fest zu halten und sich zur Einheit zu ordnen. Durch Vernachlässigung des Factischen, und durch ein voreiliges und unbegründetes Erheben zu allgemeinen Ideen, wird, nach Alexander von Humboldt's Worten, die Wissenschaft nur gehemmt, aber nicht gefördert. Dem Philosophen der Geschichte kann keine Speculation dienen; wenn seine Betrachtungen nicht von Thatsachen getragen werden, dann schweift er in der Irre. Herder rang mit der Ahnung dieser Wahrheit; aber, um das Mildeste zu sagen, die Entfernung der Facten brachte ihn zu manchen trüglichen Resultaten, und nahm seinem Werke allen historischen Charakter. Großartig im Beurtheilen von Volksgeist und Nationaleigenthümlichkeit, hatte er nicht Geduld, beide in ihren Entwicklungen zu verfolgen; dies aber konnte erst den Historiker machen. Ihm also, in einer Zeit, wo noch kaum historisches Studium recht erwacht war, dünkte es, als ob der Vorarbeiten hinlängliche vorgelegen hätten, während wir uns nach einem aufgehäuften Schatze trefflicher Werke noch immer nach allen Seiten nach mehreren umsehen. Die Hülfsmittel, die er meinen konnte, waren nur zum kleinsten Theile historischen, meist physiologischen, naturgeschichtlichen oder geographischen Inhalts. Dies influirte natürlich auf seine Arbeit; das Physische, worauf ihn seine nächsten Hülfsquellen hinwiesen, beherrscht das ganze Werk, so wie jetzt im Gegentheil das Geschichtliche sich mächtig in die großartigen Forschungen der Naturkundigen eindrängt. Den Beruf des Menschen zu ermitteln, versucht er aus Analogien der Natur, während doch ein Geschichtforscher erst aus dem Gesetze, aus dem Gedanken, den er auffand in dem Gange der Menschengeschichte, in der ihn die Gottheit thätlich dargelegt und offenbart hat, auf die Natur zurückschließen sollte, da ja der umgekehrte Weg ihm — dem Historiker nicht zukommt. Bemerken Sie einmal den Gegensatz in folgenden zwei Sätzen. Schlosser (Univ. Gesch. I. p. 6) sagt: „Wenn wir als den ersten Satz aller Geschichte, als Resultat aller Erfahrungen, durch Darstellung der Geschichte unsers Geschlechts zu beweisen versuchen, daß es unter steten

Revolutionen nach und nach sich weiter entwickelte u. s. w., so ahnden wir schon, daß dies der Gang der ganzen Natur sei, daß nicht blos das menschliche Geschlecht, sondern die ganze irdische belebte und unbelebte Natur, ja die Erde selbst, sich auf diese Weise zum Vollkommneren entwickelt habe.“ Dagegen Herder am Ende des dritten Buchs grade umgekehrt: „Der Gott, den ich in der Geschichte suche, muß derselbe sein, der er in der Natur ist; denn der Mensch ist nur ein kleiner Theil des Ganzen.“ So scheidet Herder noch die Nationen der Erde geographisch und klimatisch ab, während ich glaube, daß den Geschichtschreiber nur die Ansicht, die er sich auf rein-historischem Wege von den Völkerstämmen bilden konnte, leiten darf, und daß z. B. Schlosser nur nach der Uebereinstimmung der physiologischen und anatomischen Untersuchungen mit seiner historischen Ansicht die Racenabtheilung Cuvier's annahm. Mir dünkt, der allgemeine Weg, den die Philosophie überall im Beginn zu nehmen pflegt, verkennt sich auch hier in der anfänglichen Anwendung derselben auf Geschichte nicht. Es mußte eine andere Periode folgen, wo sich die Geschichtschreibung selbst klar, wo sie sich selbst Zweck ward, wo sie rein auf dem Boden bleibt, auf dem sie das Factum verfolgen kann, und die Fragen über das Woher und Wohin als fremd von sich weis't. Nicht so das Werk Herder's. Nirgends hat er sich in der Geschichte von Hülfswissenschaften irgend unabhängig gefühlt, er ist daher auch auf kein rein-historisches Resultat gekommen. Sein ganzes Wesen wies ihn stets auf sittliche Zwecke; da er von dieser Seite das Problem der Menschheit auf der Erde nicht zu seiner Befriedigung gelös't fand, so rückt er seinen Blick über die Grenzen der Erde hinaus, knüpft die Betrachtung der Unsterblichkeit an, und man merkt es ab, wie gern er die Frage über die Beschaffenheit des Zustandes nach dem Tode erörtern möchte; doch da sah er wohl: *το πορσω δ᾽ εστι σοφοις αβατον κἀσοφοις· ου μαν διωξω· κεινος ειην.* Er verkannte die Grenzen der Geschichte. Das Schicksal der Menschheit, in so weit es sich hier im Kreis unserer Wahrnehmungen enthüllt, kann nur ihre Aufgabe sein. Das Andere bleibe Anderen vorbehalten.

Sie sahen an Herder, daß ihn die literarischen Verhältnisse — abgesehen davon, ob ihn sein Genius und seine Bildung der Palme der Geschichte würdig machen konnte — um die erstrebte brachten. Er vermachte seine Ansprüche seinem Johann von Müller; aber seine großen Erwartungen — erstaunen Sie nicht über meine Verwegenheit — wurden nicht erfüllt. Daran trugen die politischen Verhältnisse die Schuld. Wie Herder's Auftreten und Manier gegen die älteren Deutschen, gegen Voltaire, gegen Franzosen und Engländer gerichtet stand, so ungefähr erscheint mir Joh. von Müller Schlözern gegenüber. Das Wesen dieses harten Deutschen mußte ihn abstoßen, der sich nie, von den früheren Eindrücken französischer Glätte einmal bestimmt, von Form und Anstand losmachen konnte; ihm konnte das Gemüthlose dieses ὑπερϑυμος Διος υἱος nicht gefallen, da bei ihm alles Grundsätzliche des Mannes mehr in weiblicher Art im Gefühle lag; war Schlözer heftig aller schleichenden Cabinetspolitik feind, so verbirgt Müller nur schwer eine gewisse Duldsamkeit dafür; war Schlözer allem Excentrischen bis zum Uebermaaße feind, so war an Müller grade sein glühender Enthusiasmus für alles Gute und Schöne das Edelste, wenn auch das, wovor man am meisten die leicht geblendete Jugend warnen muß; war Schlözer in seinem Ausdrucke populär, selbst vulgär, so warf sich Müller in eine hohe, affectirte und manirirte Darstellungsart, und verfehlte den Ton, der einfach ergreift und in sich das Gepräge ächter Wahrheit trägt. Die treffliche Anlage des Mannes verkennt Niemand weniger als ich: daß ihn aber seine späteren Geschicke um die Reife der Früchte gebracht, die die frische Blüthe der Jugend versprach, ist von vielen berühmten Männern bemerkt worden, die ihn in Panegyriken und Gedächtnißreden, in Charakteristiken und Kritiken gerühmt oder getadelt haben, und ich will es nun nicht erst wiederholen. Er war Mensch — und dies ist viel voraus, um ein großer Historiker zu werden; so viel an seiner Natur war, ließ er seiner Menschlichkeit freien Raum, aber die Umstände, die sich ihm feindlich entgegen stellten, rissen ihn aus sich selbst heraus. Er fühlte

weich und zart für alles Schöne und Edle; hätte er eben so männlich nach allem feuerhaltigen Wahren geforscht, er wäre im Drang der Verhältnisse nicht so leicht verzagt. Er war Patriot, und seine Vaterlandsliebe kleidete ihn schön in dem Werke, das seinen Namen unsterblich gemacht hat; allein er ist (auch das ist nicht blos meine Ansicht) dem Charakterzuge seiner Nation, eigensinniger Einseitigkeit, nicht entgangen; und eigen ist's, wie derselbe Mann, der zuweilen mit reizender Leichtigkeit große Blicke auf die Verhältnisse der Länder, der Völker und Zeiten wirft, und in großem Zuge das Rechte mit glücklicher Inspiration trifft, wie der in den Jahren 97 und 98 solche Hoffnungen von der Schweiz haben konnte, wie er sie in seinen Briefen ausspricht. Daß er nach getäuschter Erwartung so kleinmüthig werden konnte, daß dann „der Gedanke des Vaterlands an ihm nagte,“ das begreift sich aus seiner weichen Seele; aber jene Erwartungen würden sich nicht aus seinen historischen Kenntnissen begreifen lassen, wenn nicht in ihm die Intelligenz weit von dem Gefühle überwogen gewesen wäre, dem er sich ohne allen Widerstand hingab. Diese Reizbarkeit bemerken Sie in ihm von jeder Seite; nicht überall aber waren die Wirkungen gleich. Moralische und intellectuelle Eindrücke nahm Müller rasch und warm auf; jene blieben, einmal gehaftet, fester, weil sie ihrer Natur nach steter sind; diese wichen schneller. Durch beides scheiterte er. Er nahm mit Bereitwilligkeit und mit empfänglicher Begeisterung alles Neue, was er fand, las und hörte, in sich auf; er excerpirte mit deutschem Fleiße — und darin erscheint er in einer gewissen Passivität; denn dem wahren Genius, der mit schöpferischer Kraft in der Wissenschaft eigenthümliche Bahnen bricht und im Leben über die gemeinen Verhältnisse sich mit innern, höhern Principien hebt, müssen Blättler stets wie Bettler dünken —; er empfahl dabei ein Studium in die Tiefe vor Vielseitigkeit und Oberflächlichkeit: und doch, wie sehen wir ihn flattern von einem Lieblingsautor zum andern! Wie er im sittlichen Leben, von Montaigne's Freundschaft entzückt, eine Stütze an einem Lebensgefährten suchte, und da mit weibischer

Verschwendung aller Empfindungen sich hinaufrankte, so vergeudet er in seinem geistigen Treiben bald an den, bald an jenen Schriftsteller seine ganze Begeisterung. Und in diesem Zuge dünkt mir nicht das so bemerkenswerth, daß er eben schwankt, nicht das, daß er auf die verschiedensten Männer überspringt, daß er nun ruft: **Je regarde l'histoire du même point de vue que Machiavel, comme un magazin d'expériences qui servent de base à la politique**; dann sich mit hohem Vergnügen dem Cäsar hingibt und Xenophon's Einfalt preis't, plötzlich den Tacitus und Montesquieu für die ersten Bücher ausgibt, sich dann an Commines halten will, und den Umgang mit Staatsmännern, wie Polyb und Davila, am höchsten hält, in deren Reihe er dann den Thucydides nimmt, in dem er den Staatsmann am bewundernswerthesten findet; nicht dieß Schwanken an und für sich finde ich so bezeichnend, als das Hinwerfen der Neigung gerade auf diese Männer, unter denen für einen Jüngling von unverdorbener Natur und gesundem, frischem Gemüthe nur die Alten, die er anführt, und selbst die nicht Alle, so zauberhaften Reiz haben sollten. Commines und Davila aber, welche Muster sind das! Und wie konnte ein selbstständiger Geist zu einer Zeit den Thucydides sich als Vorbild setzen, und (Briefe, tom. 3 p. 290) eine Stelle aus Rousseau's Emil über Geschichtschreibung empfehlen, und seinen Freund fragen um den Schriftsteller, der hierüber besser gedacht! Rousseau, und ein so vortreffliches Urtheil über Geschichte! wie kämen die zusammen? Sie auch werden zweifeln, noch ohne die Stelle gelesen zu haben; denn man weiß doch ungefähr, was man da oder dort zu suchen hat. Und wenn Sie nun nachschlagen, so werden Sie den Eindruck empfangen, als ob ein Muhamedaner kritisirte; schwarzsichtig erscheint er, wunderlich, minutiös, grübelnd, übertrieben, ohne allen Sinn für eine Wahrheit, eine Ansicht, die nicht just die seine ist; einmal, wo er über Thucydides spricht, scheint er sich zu mildern, doch zeigt er gleich wieder, wie wenig er den Löwen, der nicht lacht, zu fassen vermag; und darauf, wo er auf Plutarch alles Lob schüttet, verräth er,

wie nichtig sein Urtheil ist. Kurz, wer nur einen mäßigen Begriff von Geschichte hat, wird sagen: Rousseau schreibt hier, wie ein geistreicher Mann, der gegen Geschichte so eingenommen ist, daß er sich nie die Mühe gegeben hat, sie eigentlich zu einem Gegenstand des Studiums zu machen. Was soll man nun zu Müller's Ausspruch sagen? Man zweifelt wieder an seinem Ernst, an seiner Würde als Historiker, wenn man sich zugleich aus der Art seiner Excerpte, auf die wir doch aus seiner allgemeinen Geschichte und den Mittheilungen in seinen Briefen schließen dürfen, erinnert, wie offenbar er nach einem plutarchischen Anekdotenkram hinneigt. — Bei einem so empfindlichen, von jedem Muster anders zu bestimmenden Geiste nun konnte Müller nie zu jener klassischen Ruhe gelangen, die wir an den Alten bewundern; auch im Alter trat er nicht aus der Beweglichkeit heraus, die man der Jugend gern hingehen läßt (wenn der Epigrammist Recht hat: Aut Deus aut lapis est, qui non juveniliter ardet.) Diese Ruhe finden wir noch viel weniger, wenn wir ihn moralisch den Umständen gegenüber sehen. Müller hatte den Vortheil, daß er in einer vielbewegten Periode lebte; er fühlte dies, und erkannte sehr gut, daß diese Zeit für einen Historiker sehr günstig war; auch fühlte er ganz vortrefflich, welche Stellung ein geistreicher Schreiber seiner Zeit gegenüber einzunehmen habe. (Briefe tom. 2 p. 404.) „Wie überhaupt, sagt er, sich die Regeln der Bildung des Menschen nach seiner individuellen Lage und nach dem daraus gerade für ihn entspringenden Zweck richten müssen, und ihre Modificationen überdies von den Zeiten und von den Verfassungen, worin Jeder lebt, sehr abhängig sind, so läßt sich dieses besonders von der Manier des historischen Studiums sagen: Man muß festsetzen, was der Jüngling, nun, in der Periode der Menschheit, worin die Vorsehung ihn hat lassen geboren werden, in der Historie zu suchen hat, was ihm daraus brauchbar ist: denn die ganze Geschichte weiß Niemand als Gott.“ Forderung und Bedürfniß seiner Zeit aber stand ihm selbst nicht einfach vor. In Frankreich stürmte die Zeit in politischen Bewegungen, in Deutschland hatte ein poeti-

scher Schwung die Geister erfaßt. Müller, zwischen beide Nationen hineingeworfen, neigt auf der einen Seite mit großer Vorliebe nach den Franzosen, nach ihren politischen Maximen, nach politischer Manier in der Geschichtschreibung; auf der anderen nimmt er an der literarischen Bewegung in Deutschland eben so viel Antheil, und mit Bestimmtheit läßt sich in seinen Briefen nachweisen, wie er mit dem allgemeinen Bestreben in Deutschland sich von den Franzosen wegwendet zu den Engländern, zu den Klassikern, zu dem Altdeutschen, kurz wie er alle Nüancen der gährenden Bildung mit macht. Auf keine Seite aber stellte er sich mit Entschiedenheit; gleich offen und empfänglich für die heterogensten Eindrücke von dieser und jener Seite, rieb er sich innerlich auf, versenkte sich in den „Ruin der Zeit," in den „Jammer des Vaterlands," mehr mit politischen, als mit historischen Beobachtungen. Und da ist er „seinem Ahn" Thucydides so ungleich als möglich, der, im unausweichlichen Gesetze der Natur und des Geschickes Trost und Belehrung suchend, im Sturme ähnlicher Zeiten, im gleichen, ja im jäheren Sturze des Vaterlands, im Untergange, unter den Trümmern der alten Sitte und Art, ohne Aussicht auf bessere Zeiten, unerschüttert stand, wie ein Fels, an dem die brandende Woge machtlos zerspritzt, ein Geist von kolossaler Größe und Kraft! Müller aber, so völlig von den Zeitereignissen beherrscht und gewaltig bewegt, vom Triebe nach einem Ruhm angefeuert, den er hernach nicht erreichen konnte, „da Verbrechen und Schwäche für Warnung und Lehre gleich taub, der größere Theil der Menschen getäuscht und erschrocken, und lauter Anarchie und Barbarei vorzusehen war," zersank völlig, in sich ermattet, und erlag den Umständen, wie seine Freunde mit Angst ihm abmerkten; und gleich rührend und erschütternd ist, ihn so an sich selbst verzagen und mit Wehmuth auf die Versprechungen seiner Jugend zurückblicken zu sehen, als ergriffen von dem Gedanken, einmal alle seine Erfahrungen zu vereinigen, „zur Nachwelt zu reden, und nach einem hohen Spruch, wie Mosis Lied, zu endigen."

Schwer ist es, durch Beobachtung und Erfassung der lebendigen Wirklichkeit mit allem ihrem Wechsel und ihrer Hinfälligkeit, gleichmäßig, wie durch die Abneigung der überlieferten, zur Erkenntniß der inneren Nothwendigkeit des Geschehenden zu gelangen. Und doch wird der der vorzüglichere Historiker sein, der auf jenem Wege mehr zu lernen versteht, als auf diesem, der vorzüglichste aber der, der auf beiden mit offenen Sinnen gewandelt ist. Interessant ist in sofern wieder der Gegensatz, den Spittler zu Müllern bildet. Mit scharfem und ruhigem Blicke faßte er die Zeitbegebenheiten, in denen er fast denselben Raum durchlebte, den Müller, in's Auge, und schien sich darin recht in seinem Elemente zu finden. Wie ganz anders erscheint seine Neigung nach dem Politischen, als Müllers; wie ganz anders die Betrachtung der Geschichte aus dem Gesichtspunkte der uns umgebenden Verhältnisse, die Müller zwar grundsätzlich verlangte; wie kraftvoll steht er den Bewegungen in Europa gegenüber und überschaut sie mit einer reizvollen Leichtigkeit und Kühnheit; ja, weit entfernt, die Gegenwart in einem düsteren Lichte zu sehen, scheint er gerade die Zeitgeschichte schonender und minder streng zu beurtheilen, auch an solchen Stellen, wo ihn offenbar keine Rücksichten bestimmten. Nicht überall ist er, was seine historische Kunst angeht, unverführt von seinem Scharfsinne, nicht ganz frei von der Liebhaberei, willkürlich zerrissene Fäden zu verbinden, klaffende Lücken geistreich auszufüllen, aber darüber so liebenswürdig offen, weniger in seinem eigenen Geständnisse, das ich Ihnen früher einmal berührte, als in seiner ganzen Behandlungsart; ein wenig eingeweiht, erkennt man ihn gleich; die historische Wahrheit wird nie schleichend von ihm untergraben, aber zuweilen etwas keck mitgenommen. Aber bei so vielen Tugenden verzeiht man gerne so viel Eigensinn. Spittlern also bestimmten die großen Verhältnisse seiner Zeit, aber sie bewältigten ihn nicht; die traurigen Bilder der Zeit gingen, soll ich Worte von Göthe brauchen, vorüber, „aber es siegte der Muth in dem gesunden Geschlecht.“ Spittler ist der erste Geschichtschreiber Deutschlands, der auf die Gestaltung der Wissenschaft dauernder ein-

wirkte; nicht leicht wird sich einer unserer Schriftsteller so ehrenvoller Nachahmer rühmen können, wie Heinrich und Woltmann sind, die in ihren Werken über Frankreich und England fast mit Aufopferung aller Selbstständigkeit seinen Winken folgten. Schade, daß ihn seine engeren Verhältnisse mehr aufs practische Leben wiesen, daß er in den Zweigen der Culturgeschichte, die nicht gerade Kirchengeschichte oder Politik berührten, fremd blieb, daß ihm Literatur und Alterthum ferne stand, gerade das also, was den Menschen jugendlich, was ihn menschlich hält, was ihm vielleicht die stärkere innere Begeisterung für das Wissenschaftliche eingeflößt hätte, mit der er der Geschichte treuer geblieben wäre und seine ganze Thätigkeit an die Ergründung ihrer Gesammtheit gesetzt haben würde.

Diese Männer also — welche Namen sind es! — sehen Sie alle von den Begebenheiten in ihrer Mitwelt theils wenig erreicht, theils wenig begünstigt, theils grausam überwältigt. Diesen Zeitereignissen gegenüber betrachtet, werden sie, so groß sie sind — nicht immer groß der Zukunft erscheinen, die aus der Ferne besser unterscheiden lernt. *Ἁμεραι δ᾽ επιλοιποι μαρτυρες σοφωτατοι.* Immer aber wird man ihr Verhältniß zu ihrer Zeit auf einen Blick herausfinden können; sie ließen sich ächt menschlich von den Eindrücken, die ihre Umgebung auf sie machte, bestimmen, und versuchten mindestens Schritt zu halten mit dem Gang der nationellen Entwickelung, ja, so viel an ihnen war, halfen sie wieder umgekehrt zeitgemäß auf ihre Umgebung wirken, und die Geschichtschreibung der Deutschen wird dankbar von Herder und Spittler rühmen, daß ihr Genius eine würdigere Richtung und neue Wege gezeigt habe. Dies wird ihnen die Unsterblichkeit sichern; sie sind an eine zu merkwürdige Zeit zu enge verknüpft, als daß diese Zeit und diese Verknüpfung vergessen werden könnte. Ist auch Heeren in ihrer Reihe? Die Mitwelt, dünkt mir, hat ihn gar nicht erreicht, und folglich weder begünstigt, noch auch freilich bewältigt. Neben seinen Zeitgenossen erscheint er, wie ein Fremder. Die Nachwelt würde fragen nach dem Standpunkte wissenschaftlicher Forschung, und würde ihn um ein halbes Jahrhundert

zurück finden, wie wir gesehen haben; sie würde seinen Namen unter den Männern suchen, die als Organ des öffentlichen Lebens in einer gährenden Zeit redeten, und würde ihn nicht finden; sie würde in seinen Schriften wenigstens einen Anhauch des Geistes suchen, der die ganze Generation lebensvoll durchdringt, und würde ihn nicht finden. Die Historiographie der Deutschen wird von ihm kein originelles Werk zu nennen wissen, wo sie von philosophischer Behandlung der Geschichte spricht; für die politische kein selbstständiges; für die kritische kein gründliches. Nur wo sie von Schulen und Schulton, von Kasten und Secten der Gelehrten spricht, wird sie als ein warnendes Beispiel auch Heeren nennen, und ihn vielleicht als den letzten aufführen, der mit Aftergelehrsamkeit und erschlichenem Schulruhme ein aufgeklärtes und freies Geschlecht so lange zu äffen vermochte.

10.

Verrätherische Seele, welchen Streich haben Sie mir gespielt! Als ich mit Behaglichkeit die Feder niederlege, und endlich denke, unserer Correspondenz über die Ideen erledigt zu sein, erhalte ich von der Druckerei die ersten Bogen des Abdrucks meiner vertraulichen Mittheilungen. Hineingerissen haben Sie mich mit Gewalt in einen endlosen Streit vielleicht, und nun kommen Sie hinterher mit schmeichelnden Bitten, um mich zu versöhnen, mit feierlichen Aufforderungen, um mich zu bestimmen, mit beschwörenden Formeln, um mich zu begeistern. O mein feindlicher Freund, Sie wissen wohl, wie man mich faßt; das weiß ich lange. Die Wahrheit wahrlich verdient es, daß man jede Rücksicht ihr opfert; ihr jedes Opfer zu bringen sollen Sie Niemanden jemals bereitwilliger finden, als mich. Und so nehmen Sie denn meine Einwilligung; wissen Sie aber auch, es ist wirklich ein schmerzliches Opfer, das Sie fordern. Aus Millionen heraus so einzeln eine noch so gerechte Anklage

gegen einen Liebling des Publikums, gegen einen ehrwürdigen Greis erheben, dem noch so gerechten, aber strengen Ausspruch des wahrhaftesten Richters zum Organ dienen zu müssen, ist hart. Wohlthätige, aber gewaltsame Eingriffe des Schicksals in die menschlichen Dinge sehen wir auf allen Blätern der Geschichte angeschrieben; wir erkennen ihre Nothwendigkeit, aber wir schaudern doch vor dem Arme, der sich zum Werkzeuge leihen muß. Sie haben mich den schonungslosesten Anfällen des Partheihasses, der ganzen Wuth des Gelehrtenadels, dem Mißtrauen aller uneingeweihten Zuschauer, dem Abscheu aller zart empfindenden Beobachter ausgesetzt und preis gegeben. Aber — der Wahrheit sei die Ehre.

Ueber die





Archiv von Schlosser und Bercht.

1832.

Die nachfolgende Abhandlung mag vielleicht an und für sich
unbedeutend und für solche, denen die Auffindung einer staubi-
gen Acte in verschlossenen Archiven lieber ist, als eine Ent-
deckung in dem verborgenen geistigen Reiche der Geschichte,
uch nutzlos sein; ich glaubte sie aber geeignet, solche, die ihre
Kräfte am Kleinen üben, aber doch nicht am Kleinlichen ver-
ümmern lassen wollen, auf ein Gebiet der Historie hinzuweisen,
uf dem für fleißige Forschung im Materiellen, wie für Er-
weiterung und Schärfung des inneren Blicks gleich reiche und
eilsame Erndte zu erwarten steht. Es wäre, dünkt mir, an
er Zeit, neben dem trockenen Durchkneten der Chroniken end-
ch auch auf das Weitere zu denken, das zur Geschichtforschung
öthig ist. Wir pflegen uns viel auf Gewissenhaftigkeit, auf
npartheilichkeit und Quellenstudium einzubilden; Dinge, die
ir doch bald in dem Maße sollten als selbstverstanden voraus-
zen dürfen, daß es vergönnt werde, endlich einmal einen
chritt weiter zu gehen und an jeden fähigern jungen Historiker
: Forderung zu stellen, in allgemeiner Bildung von Charakter
d Geist, wie in einem gleichmäßig nach den Richtungen der
eite und Tiefe eindringenden Fachstudium, sich so mit dem
esen der Weltgeschichte einzustimmen, daß er sich mittelst
er freieren Erfassung des Thatsächlichen in der Geschichte
lständiger darüber aufzuklären, sich über den inneren Zu-
mmenhang und Verband der Dinge reiner und gründlicher zu

verständigen lerne, als er es jemals über der blos kritischen Sichtung des Factischen lernen kann. Denn dieser innere Zusammenhang des Geschichtlichen ist nicht eben immer damit gegeben, wenn ein noch so ehrlicher Quellenforscher eine noch so einleuchtende, noch so pragmatische Herleitung und Folge von Ursachen und Wirkungen darlegt, und über der feinen psychologischen Aufdeckung tiefliegender, versteckter Triebfedern haben oft grade die scharfsinnigsten Köpfe am leichtesten übersehen, daß sich die weltgeschichtliche Bedeutung der Dinge, sehr oft selbst unbedeutend scheinender Dinge, gar häufig der Herabziehung in den Kreis der Wirkungen individueller Beweggründe lebhaft widersetzt, und daß, im großen Zusammenhang der Begebenheiten wahrgenommen, eine Erscheinung plötzlich ganz andere Geltung, ganz anderen Werth erhalten kann, als vorher, da man sie nur aus der Reihe des Ganzen herausgerissen betrachtete. Nichts kann ein schlagenderes Beispiel von den Mißgriffen geben, wozu der Mangel an unbeschränkterer Auffassung, an leichterem Ueberblick über die Geschichte bei zwar großer Gründlichkeit im Einzelnen, führen muß, als der Gegenstand dieses Aufsatzes; nichts einfacheres könnte man wählen, um recht auffallend zu zeigen, wie groß, trotz unserem Reichthum an historischen Werken aller Art, noch unsere Armuth ist an Beobachtungen über das, was in der Geschichte seiner Natur nach keine materiellen, oder selbst keine psychologischen Erklärungsgründe zuläßt; nichts könnte sprechender darthun, wie selbst in höchst einfachen Dingen dieser Art, die von vielen trefflichen Gelehrten und Geschichtschreibern von Ruf besprochen worden sind, der Knoten noch ungelööt geblieben ist.

Das frühere Alterthum kennt aus Gründen, die sich im Verfolge dieser Abhandlung von selbst ergeben werden, den Beinamen des Großen gar nicht; selbst den späteren Jahrhunderten der alten Geschichte, aus denen wir die Namen einiger Fürsten mit demselben geziert sehen, scheint er nicht eigenthümlich anzugehören, und erst lange nach Christi Geburt wird er in einem Appian oder Justin erwähnt, ohne daß es indessen einem von ihnen einfiele, über die Gründe der Benennung irgend weiter

nachzudenken. Erst als im Mittelalter der Name häufiger ward, konnten poetische und oratorische Panegyriker, moralisirende Chronisten und partheisüchtige Mönche nicht mehr an dem Ehrenworte vorübergehen, ohne in die sittlichen Eigenschaften des jedesmaligen Großen die Gründe der Verleihung desselben hineinzulegen, oder sie aus ihnen herauszuwittern, oder ohne, je nach seiner Stellung zur Kirche, die weltliche Stimme der Völker, die sich die Beilegung des Namens anmaßte, zu billigen oder zu tadeln. Mehrere Jahrhunderte der Aufklärung waren wohl fähig, einem oder dem andern unserer Geschichtschreiber ein Lächeln über die Urtheile der Geistlichen, oder unserm eifrigen Voß ein Wehe zu entlocken über den Mönch, der den fränkischen Karl „zuerst den Großen pries;“ von dem freilich einfachen Gedanken aber, mit welchem Annalisten und Dichter unsere historische Erscheinung zu erklären meinten, hat, so sehr sich auch einem nur etwas schärferen Auge das Ungenügende und Erzwungene ihrer Erklärung aufdringen mußte, bisher auch nicht Ein Schriftsteller sich loszumachen gewußt. Sobald man in Persönlichkeiten die Ursache jener Benennung suchte, konnte es nicht fehlen, daß dieselbe sogleich höchst vag, mißverstanden und überall hin, selbst aufs prosaischste, deutbar werden mußte; wie einmal seine Körper- und Geistesgröße den Ehrennamen für Karl'n in Anspruch nehmen sollten, dann konnte Ludwig der Lange mit eben so viel Recht der Große genannt werden.[1]) Sobald man ferner es dem subjectiven Urtheile umgebender Schmarotzer und Höflinge, begünstigter Pfaffen und Hofpoeten, gleichzeitiger oder späterer Geschichtschreiber überlassen glaubte, den oder jenen nach Gutdünken der Nachwelt als groß zu bezeichnen, so war es

1) Du Cange, s. v. Magnus, „Ludovicus rex Franciae, qui vulgo *Longus* dicitur, semper *Magnus* cognominatur in veteribus Chartis.“ Ebenda aus einem Egidius Paris, über Karl:

Qui bene magnus erat, quia sicut corpore supra
Illius aetatis primaeve debita magnus,
Sic animo majorque fuit virtute futurus.

unausbleiblich, daß man da oder dort über die Rechtmäßigkeit des Beinamens stritt, den doch die Geschichte als ein ewiges, durch keinen Eigenwillen je auslöschliches Gepräge nach einem festen und streng abgemessenen Gesetze den Männern hat aufdrücken wollen, die wir noch heute, trotz mannigfachen Versuchen, ihre Zahl zu vermehren oder zu verringern, als einen geschlossenen Kreis ansehen müssen, über dessen Erweiterung nur das Schicksal der Welt und der Nationen, über dessen Verengerung selbst dieses nicht mehr verfügen kann. [2]) Die Uneinigkeit der geistlichen Autoren des Mittelalters über diesen Gegenstand wiederholte sich daher, nur in einer anderen Weise, in neuerer Zeit. Seit dem vorigen Jahrhunderte, wo die Historie ihre Farbe meist von den englischen Geschichtschreibern lieh, ging nicht leicht ein Schriftsteller über unsern Ehrennamen weg, ohne sich über den Anspruch zu erklären, den die Tugenden seines Helden darauf ertheilten oder nicht. Rechtfertigung und Anklage der Geschichte ließ man sich eine gleich angelegene Sache seyn, und endlich kam's so weit, daß sich einzelne Historiker herausnahmen, den Beinamen des Großen eigenmächtig nicht sowohl zu ertheilen, aber doch dem oder jenem zu entziehen; [3]) so daß die noch glücklich zu preisen waren, bei denen man sich mit einem Zweifel begnügte. Das Vorsichtigste

2) Ich möchte nicht so sehr mißverstanden werden, als nähme ich ein blindes Wunder an. Das Allgemeine erscheint im Besonderen und offenbart sich am Einzelnen; in unserem Falle ist es ungewöhnlicher Weise leichter, das entferntere Gesetz, als dessen nähere Anwendung im Einzelnen zu entdecken. Könnte man dies aber auch, könnte man bei jedem Einzelnen der Männer, von denen wir hier zu reden haben, nachweisen, da oder dort, von dem oder jenem aus entstand die Benennung, so hätten wir damit nur einen vermittelnden Mechanismus aufgefunden, nicht die letzten Gründe.

3) Die neueste Rettung unseres Beinamens ist wohl in Jos. v. Hammer's osmanischer Geschichte, in deren drittem Bande er der Größe des Suleiman einen eigenen Paragraphen widmet. — Ueber die schmachvollste Beraubung kann, auf der andern Seite, Niemand gerechtere Klage führen, als Chlodwig, der in allen neueren Werken ganz stillschweigend degradirt ist.

md Erwogenste, was geschah, war, daß man, wie Heinrich, iber die Unbestimmtheit des Namens klagte, oder, wie Manso, ie Unmöglichkeit erkannte, von diesem Titel immer auf wahre Größe des Charakters zu schließen. [4])

Mein Gegenstand erfordert, daß ich zu möglichst allgemei-ier und umfassender Beleuchtung desselben etwas weit ausgreife. Eine Erscheinung, eine Wirkung, die ich aus zufälligen Ur-achen, aus persönlichen Verhältnissen und Beziehungen und ergleichen herzuleiten verschmähe, deren Grund ich vielmehr n dem allgemeinsten Entwicklungsgange der Nationen suche, oweit dieser selbst von Lokalität, von Anlage, von politischer der religiöser Richtung unabhängig ist, eine solche Erscheinung ann nicht allein dem Mittelalter und der neueren Zeit angehörig eyn; ihre Spuren muß ich noch weiter hinauf verfolgen können.

---

4) Heinrich deutsche Reichsgesch. II, p. 143. „Der sehr unbestimmte Beiname des Großen, womit Otto in späteren Zeiten beehrt wurde, t freilich bei ihm nicht eben so vielbedeutend, als bei Karln dem Großen: aber wie viele Könige und Fürsten finden wir in der Ge-ichte, welche den rühmlichen Beinamen, den sie tragen, im wahren inne des Ausdrucks verdienten?“ — Manso, Gesch. der Ostgothen, 171. „Hat doch die Handlungsweise, die Theodorich als Fürst be-lgte, den Beifall aller Zeiten und aller Völker, und bei seinem ben selbst den der Römer gefunden. Zwar sprechen für die letztere ehauptung weder die Standbilder, die sie ihm errichteten, noch der einame des Großen, den sie ihm beilegten, als Beweise, aber u. s. w.“ ur einen Mann wissen wir zu nennen, der etwas näher zum ele traf, den trefflichen Dohm, im vierten Bande seiner Denk-irdigkeiten. Ihm fiel es auf, daß in der Ertheilung unseres Bei-mens „wirklich viele Gerechtigkeit beobachtet ist, ohne daß deshalb e Verabredung möglich gewesen.“ Ihm scheint, daß Niemand den men erhalten habe, „der nicht wirklich durch ungewöhnliche Eigen-iften des Geistes und Charakters sich ausgezeichnet; noch mehr, nur reinte Verdienste des Kriegs und Friedens hätten erwerben können.“ Man wird sehen, der letzte Satz ist treffend, in auch nicht erschöpfend; die Ansicht im Ganzen mußte ihn aber cher machen, wie er es z. B. über Otto ist. Dohm war nicht histo-er Forscher, er überblickt offenbar die ganze Reihe der Großen t, aber sein Ausspruch macht seinem gesunden Blicke Ehre.

Wenn ich als den Satz, den zu vertheidigen und durchzuführen ich mich anheischig mache, aufstelle: daß der Beiname des Großen Niemand zukommt und Niemanden je gegeben worden ist, als Gründern von Reichen oder Gründern einer neuen Ordnung in den Reichen, so werde ich das Entsprechende in der Eigenschaft, wie in der Auszeichnung, gleichmäßig im Alterthume, wie in der neueren Zeit, finden können. Dorthin also muß meine Untersuchung zurückgehen. [5])

In unseren Tagen hat Schlosser an verschiedenen Stellen seiner Universalgeschichte die alten Propheten von Asien und die Gesetzgeber der griechischen Stämme und Städte vergleichend zusammengestellt. So entschieden und bündig ist dies in neuerer Zeit nirgends geschehen, wie von ihm; was darum auffallen könnte, weil schon dem spätern Alterthume das Analoge in dem Auftreten dieser Männer, in ihren Zwecken und in den Mitteln, die sie zu deren Erreichung anwandten, nicht entgangen war. Schon die äußeren verwandtschaftlichen und bekanntschaftlichen Beziehungen, in die man die Personen nach einer Stelle bei Aristoteles [6]) gebracht hatte, sind ein früher Versuch, sich die Aehnlichkeit unter ihnen und ihrer Wirksamkeit auf eine einleuchtende Art zu erklären. So wird auch, außer den dort bezeichneten, im ganzen Alterthume Pythagoras in Verbindung mit Zamolxis und Numa gebracht, und was dergleichen Berührungen mehr sind, die theils die Geschichte

5) Man wird hier natürlich nur Andeutungen suchen; so viel historischen Sinn und historische Kenntniß muß ich voraussetzen, daß der Leser nur der Anregung bedarf, um sich ohne Mühe von der Wahrheit oder Unwahrheit meines Satzes selbst überzeugen zu können.

6) Aristot. Pol. II, 9. Edit. Schneid. p. 84: „Manche versuchen auch die Behauptung festzustellen, daß Onomakritus der erste bedeutende Gesetzgeber gewesen sei; derselbe habe sich aber in Kreta eingeübt, als er, von Geburt ein Lokrer, der Weissagekunst wegen auf Kreta sich aufhielt; sein Freund sei Thales gewesen, des Thales Schüler aber Lykurg und Zaleukos, des Zaleukos Schüler Charondas.“

bot, theils die Sage hinzufügte.[7]) Mit Bestimmtheit erklärt sich aber erst Strabo über die Erscheinung, nur dehnt er sie allzuweit aus, indem er alle Wahrsagerei unter Griechen und Barbaren und alles Hierarchische der Inder, Perser, Chaldäer und Etrusker aus dem nämlichen Gesichtspunkte betrachtet.[8]) Diesen Sprung zu machen, konnte freilich der leicht versucht werden, der überall nur Entartung des Priesterwesens kannte, überall Unwillen und Unglauben nicht verläugnet und sich geneigt zeigt, jene Berathschlagungen der Menschen mit den Göttern, auf die wir hier überall stoßen, ausschließlich auf Rechnung von trügerischen Vorspiegelungen jener prophetischen Gesetzgeber zu setzen.[9]) Mehr im Geiste der Sache finde ich daher das Urtheil des Diodor,[10]) wenn es sein eigenes ist, der doch die

---

7) Strabo p. 430, 1084, 703. ed. Falconer. Diod. V, 18, al.

8) Strabo 16, p. 1084. Falcon. (p. 762 Cas.): „Nicht anders machte es sein (des Minos) Nachfolger, der auf seinen vielfältigen Reisen das von der Pythia erlernte, was er nachher den Lakedämoniern vortragen wollte. In wie fern nun alle Erzählungen dieser Art wahr ind, will ich jetzt nicht untersuchen; genug, die Leute glaubten es danals und schätzten deshalb auch die Wahrsager so hoch, daß sie dieelben sogar der königlichen Würde werth hielten.... Solche waren Amphiaraos, Trophonios, Orpheus, Musaios und der sogenannte Gott bei den Geten, welches in alten Zeiten der Pythagoräer Zamolxis ind in unsern Tagen beim Könige Byrebistes Dekaineos war; ferner ei den Bosporanern Achaikaros, bei den Indiern die Gymnosophisten, ei den Persern die Magier, die Nekyomanten, die sogenannten Lekaomanten und die Hydromanten, bei den Assyriern die Chaldäer und ei den Römern die tyrrhenischen Haruspices. Ein solcher war auch Moses u. s. w.“

9) So erzählt er 10, p. 703. Falc. (p. 482. Casaub.), „in Kreta anekommen, habe er Thales, einen Liederdichter und Gesetzerfinder, esucht, sich von ihm über die Art, wie zuerst Rhadamanthys und achher Minos ihre Gesetze, als von Zeus gegeben, bei den Menschen nführten, belehren lassen — — — — und sei dann wieder in die eimath zurückgekehrt.“ — Auch die vorher angeführte Stelle ist in rem Zusammenhange verzweifelt skeptisch.

10) Diodor I, 94. Er spricht von dem Aegypter Mneues (der ganz fenbar, wie auch Wesseling geneigt ist anzunehmen, der erste König

Möglichkeit annimmt, daß die Nomotheten ihre heilsamen Rathschläge für wirkliche Eingebungen der Gottheit gehalten haben möchten, und der den Glauben der Völker in Anschlag bringt, welches Letztere zwar Strabo auch thut, ohne jedoch, scheints, das Gute darin zu erkennen und das Zeitgemäße, wie Diodor wenigstens, merken läßt. Dieser Glaube scheint mir nach der Natur alles Wunderbaren und seiner Verbreitung weit das Wichtigste zu sein, worauf man achten muß. Beides ruht weit mehr auf der Fiction und der Phantasie des Volks, als auf dem schlauen Vorgeben der Einzelnen.

Es ist zur vollständigeren Andeutung des analogen Verhältnisses dieser Legislatoren zu den in der neueren Zeit mit dem Ehrentitel des Großen belegten Königen nöthig, auf den Unterschied aufmerksam zu machen, den die verschiedenen Zeiten und Völker, in denen sie auftreten, bedingen. Als Gründer einer neuen Staatsordnung [11]) finden wir sie überall; alle scheinen sich in bewegten Zeiten, die das Bedürfniß zu einer Aenderung der bestehenden Verhältnisse treibt, an die Spitze der Bewegung gestellt und das Neue, das sie einzuführen dachten, unter theilweiser Herstellung oder Feststellung des alten

---

Menes ist): „Er habe aber vorgegeben, daß Hermes ihm diese Gesetze als die Quellen eines großen Glückes übergeben habe. Dasselbe that bei den Griechen auf Kreta Minos, in Sparta Lykurg, von denen jener seine Gesetze von Zeus, dieser die seinigen von Apollo erhalten zu haben versicherte. Auch bei mehreren andern Völkern soll man sich dieser Täuschung bedient und durch dieselbe denen, die sie glaubten, viele Wohlthaten erwiesen haben. Bei den Arimaspen nämlich soll Zathraustes einen guten Dämon, bei den Geten, welche an die Unsterblichkeit glauben, Zamolxis die Hestia, bei den Juden Moses den Jao genannten Gott für den Urheber seiner Gesetze ausgegeben haben: mochten sie nun eine zum Besten der Menschen gemachte Erdichtung für groß und göttlich halten, oder glauben, daß die Menge wegen der Größe und Macht der vorgegebenen Urheber der Gesetze dieselben eher befolgen würde.

11) Ganz nach meinem Sinne scheidet Aristoteles mit einer trefflichen Bezeichnung den Pittakus aus der Zahl der Staatsordner aus: ἦν νόμων δημιοῦργος ἀλλ' οὐ πολιτείας.

Herkommens annehmlicher gemacht zu haben. Auf einen solchen Zustand der Dinge bei der Erscheinung des Moses, Lykurg, Solon lassen die mosaischen Bücher, die wenigen Trümmer der alten spartanischen Geschichte, die Nachrichten von Athen aus der vor-solonischen Zeit schließen. Diese neuen Einrichtungen, die von den Gesetzgebern ausgehen, erscheinen bald in monarchischer oder hierarchischer Form, bald als Stammverfassung oder Republik. In Asien, in den früheren Zeiten herrscht das Theokratische vor; so unterschied schon Strabo. [12]) Es zeigt sich aber auch zugleich die Eigenheit, die hier besonders wesentlich scheint, daß die älteren Propheten und Gesetzgeber des Orients meist als Gründer von Staaten selbst, als Könige und Herrscher, oder als patriarchalische Volksführer erscheinen. Jener ägyptische Menes, auf den Diodor [13]) den ägyptischen Götter- und Opferdienst zurückführt und der seine Gesetze von Hermes erhalten haben sollte, heißt der erste König von Aegypten, und Herodot [14]) schreibt ihm die Anlage von Memphis und die erste Benutzung des Landes durch Anlegung von Kanälen und Dämmen zu. Moses, als der Befreier der Juden und ihr Führer nach Kanaan, gehört ganz in diese Reihe. Ebenso entschieden aus der ältesten griechischen Zeit Minos, der erste Thalassokrat und Gründer einer Herrschaft auf den Kykladischen Inseln. [15]) Ueber Zoroaster wage ich nicht zu entscheiden. Ich will mich auch nicht auf Niebuhr's Ansicht berufen, weil ich selbst nicht den Schein haben möchte, irgend

---

12) Strabo 16, p. 1083 Falcon. (p. 761 Casaub.): „Denn es ist der Natur gemäß und findet sich bei den Griechen, wie bei den Barbaren, daß die Menschen, zum Staatsleben geneigt, sich einem gemeinschaftlichen Gesetze unterwerfen. Anders ist eine Vereinigung zum Staat und die Führung eines gemeinschaftlichen Lebens nicht möglich. Das Gesetz aber ist doppelter Art, entweder ein göttliches oder ein menschliches. Die älteren Menschen ehrten die göttlichen Vorschriften mehr .....

13) Diod. I, 45. coll. 94.

14) Herod. II, 99.

15) Thuc. I, 4.

eine unbegründete, wenn auch noch so wahrscheinliche Annahme für meinen Zweck benutzen zu wollen. Einleuchtend genug aber ist die Bemerkung,[16]) daß Zoroaster als Stifter der magischen Religion in ein hohes Alter hinauf gerückt werden müsse und daß, „da die Magier ein medischer Stamm waren, es eine angemessene Bezeichnung der medischen Eroberung sei, ihn als den ersten medischen König von Babylon zu nennen, wie es Syncellus bei Africanus und dieser ganz gewiß bei dem Polyhistor fand." Ich will indeß weder hierauf, noch auf Justin und wer ihn sonst als baktrischen König bezeichnet, ein Gewicht legen, um nicht leichtsinnig über eine Sache abzuurtheilen, die ausführlicher besprochen sein will, wozu hier natürlich der Ort nicht ist. Bei den Geten erscheint in Zamolxis das göttliche und königliche Herrscherthum vereinigt,[17]) und daß den nordischen Völkern dieser Gegenden solche prophetische Männer häufig, daß ihnen die Vergötterung ihrer Könige und Häupter geläufig war, beweisen jene Namen von Gesetzgebern, die Strabo unter den Bosporanern, Diodor unter den Arimaspen erwähnen, beweisen so manche skythische Geschichtchen bei Herodot, die Berichte von den Nachfolgern des Zamolxis, die Erscheinung jenes Mariccus bei den Bojern[18]) u. dgl. m.

Ueber die griechischen Gesetzgeber wissen wir leider meist sehr wenig. Viele Namen nannte das Alterthum, über die uns gar nichts näheres bekannt ist, wie Aristoteles einen Philolaos in Theben, Androdamas im thrakischen Chalkidike, und den Onomakritos erwähnt.[19]) So viel läßt sich übrigens erkennen, daß sich die Nomotheten Griechenlands von den asiatischen, so wie unter sich in wesentlichen Stücken unterscheiden. Eine Anknüpfung an das Orientalisch-Hierarchische bietet am stärksten

16) Kleine historische Schriften I, p. 202. Note 11.

17) Plato Charm.: „Aber Zamolxis, unser König, der ein Gott ist, sagt." Cf. Strab. p. 430. 1084.

18) Tacit. hist. II, 61.

19) Arist. Pol. p. 84 — 86, ed. Schneider.

Pythagoras mit seiner babylonisch-ägyptischen Weisheit, seiner Geheimlehre und seinem Herrscherbunde. Dergleichen konnte in Griechenland, der Natur des Volkes nach, nicht wurzeln. Fester, als sein Priesterstaat, standen die Einrichtungen eines Lykurg, Charondes und Zaleukus. So sehr die finstere Strenge ihrer ascetischen Moral, so sehr einzelne Züge in ihren Vorschriften, einzelne Reste alter Institutionen in Sparta an den Orient erinnern, so ruhten doch diese ihre Gesetze und Staatseinrichtungen auf dem frühen Herkommen, auf der alten Stammsitte der Achäer oder Dorier, und brachten nicht völlig Neues und Ungewohntes. Den Zauber ihres geheiligten Ansehns mißbrauchten sie nicht weiter, als um ihre Mitbürger für moralische Bildung mehr, als für politische und geistige, empfänglich zu machen (σωφρονεῖν μᾶλλον ἢ φρονεῖν), der Eine, indem er den Kriegsruhm des Vaterlandes, die Andern, indem sie eine patriarchalische Gemeinschaft zum bindenden Prinzip machten. Erhaltung des Bestehenden, treue Anhänglichkeit an der einfachen Sitte war hier Hauptgegenstand der Vorsorge. Dies taugte nicht für Handelstaaten, wie Athen und Syrakus, wo der Entwickelung mehr Raum gegeben werden mußte. Die eine der genannten Städte verwarf daher die strengen Gesetze des Drako ganz, die andere konnte die des Diokles nicht unverändert lassen. Bei ihm und Solon weicht auch das Wunderbare ganz in den Hintergrund, die Beschränkung der bürgerlichen Freiheit durch Vorschriften der Religion, der Moral und des Cultus tritt mehr zurück; das ächt griechische Wesen wehrt sich hier entschiedener gegen den Zwang des Orients. In der Anknüpfung des Solon an die sieben Weisen würde ich auch lieber die Bezeichnung eines Heraustretens aus dem Kreise unserer Gesetzgeber sehen, als in seiner Zusammenstellung mit Epimenides die einer Verbindung mit ihnen.

Den Uebergang aus dem Alterthum, wo die Völker an einen übernatürlichen Bund dieser Wohlthäter mit der Gottheit zu glauben geneigt waren und wo sie in diesem Glauben, wenn nicht gar, wie bei Lykurg,[20] in göttlicher Verehrung, ihren

20) Strab. p. 531.

Dank aussprachen, in die neueren Zeiten, wo die ähnliche Erscheinung fortdauerte, wo nur Aufklärung in religiösen Dingen und helle Geschichtschreibung die Wunder nicht mehr zuließ, wo also die Weisheit der Gesetzgeber und Staatengründer auf ihrer menschlichen Größe ruhen blieb und wo, dem entsprechend, die Erkenntlichkeit der Völker sich instinctmäßig für Einen und denselben ehrenvollen Beinamen entschied, diesen Uebergang macht Alexander. Er ist, wenn wir hier von den großen Religionsstiftern, deren Lehren im Orient und Occident an die Stelle der untergegangenen Ideen des Alterthums traten, absehen, der Letzte, der in eine Beziehung mit der Gottheit gesetzt wird, und der Erste, den das Prädicat des Großen ziert. Oder vielleicht sage ich besser: er ist, wenn man den Orient, der seiner Natur nach sich in dem alten Ideenkreise fortbewegte, ausschließt, in dem griechischen Alterthume der, an dem sich der Glaube an eine Verbindung zwischen Mensch und Gottheit, die er suchte, brach. Hier also ist der Wendepunkt, wo an die Stelle des Ausdrucks der Dankbarkeit früherer Zeiten ein neuer, ein weltlicherer trat. Dieses neue Moment fand in dem Oriente nie Eingang, wie ich aus der Geschichte neuerer Zeiten weiter unten zeigen zu können glaube; auch in der ältern Zeit beweist das Festhängen an der anfänglichen Vorstellungsart nicht allein die Weise, in der Muhammed auch als Gründer einer weltlichen Macht auftritt, sondern schon das bereitwillige Eingehen der Asiaten in die Vergötterung Alexander's und seiner Nachfolger, so sinn- und bedeutungslos sie auch ward; beweist schon, daß der Orient denselben Stifter des Weltreichs, dem die Griechen nichts als ihr „Sohn des Philippos" zuerkennen wollten, immer als einen Propheten oder Heiligen angesehen hat, als welcher er vielleicht selbst in den Koran übergegangen ist. [21]) Diese Darstellung der Sache

21) Sur. 18, v. 85, 86. Den Zweigehörnten, von dem hier die Rede ist, vereinigen sich fast alle orientalischen Ausleger auf den Alexander zu deuten. Man vergleiche Wahl zur Uebersetzung des Koran S. 251, wo diese Auslegung bestritten wird.

wird vielleicht dazu beitragen können, die Befangenheit, mit der man so oft den Charakter und die Handlungsweise Alexander's beurtheilt hat, recht deutlich zu zeigen, da es hier klar wird, wie wenig auf der einen Seite der freie Wille des Menschen überall anrechnungsfähig ist, indem er von Zeiten, von Verhältnissen, von ewig her geordneten Gesetzen bestimmt wird, und daß er auf der andern Seite doch wohl da am freiesten und bestaunenswerthesten erscheinen muß, wo er, wie in Alexander, aus einer Divination oder Einsicht in den Zwang der Umstände und die Gesetze der Natur, ihnen gemäß, sich selbst bestimmt.

Von dem Welteroberer, der in Asien eine ganz neue Bildung hervorrief und der, wie wir nicht vergessen dürfen zu bemerken, nur in seiner Stellung zu Asien und als Begründer dieser neuen Cultur hierher gehört, geht der Name nach einer anscheinend etwas oberflächlichen Aehnlichkeit auf den Wiederhersteller des syrischen Reichs, Antiochus, über, dessen Eroberungszüge in Kleinasien, gegen Aegypten, nach dem noch unbetretenen Atropatene, nach Parthien und Baktrien den Völkern ebenso ein Recht gab, ihn Alexandern zu vergleichen, wie man nach Jornandes z. B. den Gothen Hermanrich mit ihm zusammenstellte. Ganz in derselben Weise vergleicht sich dann Mithridates in seinen Planen und Versuchen, ein griechisch-baktrisches Reich am Pontus zu gründen. Hier finde ich mich veranlaßt, zwei Bemerkungen einzuschieben. Zuerst: die Geschichte scheint Niemanden so bereitwillig und so nachsichtig unsern Ehrennamen ertheilt zu haben, als Restauratoren, Männern, die in die Fußstapfen von Vorgängern traten, die schon der Auszeichnung theilhaftig geworden waren, gleich als ob es nach solchen vorläufigen Mustern dem Tacte der Nationen leichter geworden wäre, sich zurecht zu finden.[22]) Dahin würde

22) Dafür könnte man vielleicht noch andere Argumente anführen. Ich folgender Stelle bei Appian (Syriac. I.): „Antiochos ...., welcher viele große Thaten verrichtete und deswegen der große Antiochos genannt wurde, brach, durch seine Thaten und den ihm in Folge der-

ich den Antiochus rechnen; dahin den Theodosius, von dem Spittler meint, er habe seinen Beinamen nur durch eine Art von historischer Verjährung behalten; dahin den Karl Emanuel von Savoyen, den Friedrich von Sicilien, den Capetinger Hugo, unseren Otto, lauter Regenten, bei denen sich am entschiedensten die Stimme des Zweifels erhoben hat. Sodann muß ich hier die Behauptung wiederholen, daß der Orient den Beinamen des Großen nicht eigenthümlich in der Bedeutung kennt, in der er hier genommen wird,[23]) und daß erst der

---

selben zu Theil gewordenen Beinamen stolz gemacht, in Syrien u. s. w. ein," wäre Antiochus schon bei seinen Lebzeiten der Große genannt worden. So heißt es bei Guichenon (hist. généal. de la *roy. maison* de Savoye t. I, p. 708) von K. Emanuel: Quoyque la plupart des souverains exigent bien souvent de la flatterie de leurs sujets, ou de la complaisance des étrangers — — néantmoins le surnom de Grand; dont il fut honnoré *pendant sa vie* et après sa mort, ne fut donné qu'à ses éminentes vertus. So bei Blancas, Friedrich v. Sicilien hätte diese Ehre auch noch in seinem Leben genossen; und Friedrich von Preußen, dem auch der große Churfürst vorgegangen war, erlebte gleichfalls die allgemeine Einstimmung der Völker in diese Benennung. Wenn man Zeugnissen der Art trauen dürfte, so wäre die oben ausgesprochene Ansicht auffallend bestätigt. Denn sonst ist es an unserm Beinamen charakteristisch, daß er nicht von Zeitgenossen scheint beigelegt zu sein. Asser nennt weder seinen Alfred so, noch Eginhart seinen Karl, noch Muntaner seinen Pedro. Aber die nächste Folgezeit entscheidet, besonders in den neueren Zeiten, schnell. Von Karl dem Großen heißt es schon bei Nithard, der zwischen 841 — 843 schrieb: Magnus imperator ab universis nationibus vocatus. (Dem magni atque orthodoxi imperatoris auf Karl's Grabschrift wird Niemand unsere Bedeutung geben wollen.)

23) Dies muß man immer im Auge haben. Der Name des Großen konnte sich auch hier und da zufällig finden. Was das Μέγας bei dem Karthager Hanno (Appian. VI, 4) bedeutet, weiß man nicht. Dem Pompejus gab Sulla den Beinamen; er haftet wie ein gewöhnliches römisches Cognomen auf seinem Sohn Sextus (Ant. August. de fam. Rom. s. v. Pompeia); Plutarch vergleicht das Magnus mit dem Maximus der Valerier und Fabier. So führen auch in der Familie della Scala mehrere Cane das grande als Namen. Ebenso läßt sich auch über Aedd den Großen und Hu Cadarn in der wälschen Sage nicht entscheiden. In die Literaturgeschichte drang der Beiname in Albert

Occident denselben auf einzelne hervorragende Gestalten übertrug und dabei aus der Ferne natürlich nicht immer so sicher beobachtete, wie in der Nähe. Dies scheint sich in alter wie in neuer Zeit zu bestätigen. So wenig als Alexander im Osten der Große heißt, so wenig scheint der Orient den Mithridates so genannt zu haben und ebensowenig einen Akhbar oder Suleiman. Derselbe Appian, der den Antiochus unter dem Titel des Großen kennt, benennt den Mithridat nur mit dem Namen Eupator oder Dionysos. Weder Soliman noch Akhbar werden von ihren eigenen Nationen groß genannt, sondern die europäischen Völker, die mit ihnen in nähere oder entferntere Berührung kamen, haben ihnen den Beinamen beigelegt. Selbst die slavischen Nationen haben ihn nur von den Germanen überkommen, und germanische Autoren benennen zuerst einen Wladimir oder Johann **III.** mit ihm. Sollte Antiochus, zufolge der Stelle des Appian, wirklich von den Syrern so benannt worden sein, so würde ich sagen, es fügt sich bei ihm so, wie auch bei dem Perser Abbas, daß die *zufällige* Benennung des Großen, auf die der Orient, der jedem seiner Herrscher Beinamen zu geben pflegt, wohl ein oder das andere Mal natürlicherweise verfallen konnte, mit der historischen des Occidents zusammentraf und sie unterstützte. Das aber bleibt entschieden: es liegt eine tiefe Wahrhaftigkeit in dem Gefühle der Völker und in dem Ausspruch der Geschichte; denn wenn einmal nach der einzigen Analogie des Alexander irgend einer unter den asiatischen Regenten die Ehre theilen sollte, so sind gewiß die beiden Genannten ebenso richtig getroffen, als in neuerer Zeit die Auszeichnung des Abbas oder Suleiman auf einer scharfen Beobachtung und gesunden Vergleichung mit den neueren germanischen Großen beruht. Nicht in des Letzteren großem Sinne, nicht in seiner Duldung und Frömmigkeit, noch in seiner Pracht und Liebe zur Wissenschaft würde ich dann mit Hammer den

---

dem Großen, und dieser wie „der große Haller“ scheinen allerdings in unseren Kreis zu gehören, doch kann man auch hier wegen mangelnder Analogie nicht absprechen.

Grund dazu suchen, sondern in dem **Kanuni Raja**, in dem Gesetzbuche, in dem er in die Stellung des Gelehrtenadels und der Unterthanen, in das Steuer- und Lehenwesen eine neue Ordnung bringt, ebenso wie in Persien Abbas als Gründer innerer Ruhe und Ordnung erscheint und noch jetzt als Urheber jeder wohlthätigen Einrichtung genannt wird. [24])

Wenn ich den Antiochus und Mithridates gewissermaßen dem Alexander unterordnete, so dünkt mir, Constantin dürfe in gewisser Hinsicht neben ihn gestellt werden, der Stifter eines neuen Reichs in Osten und der Gründer einer neuen Organisation im Reiche. Bei ihm erscheint, freilich in ganz anderer Weise, das Wunderbare und Religiöse wieder, so daß man zweifeln könnte, ob ihm nicht mehr wegen der Einführung und Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion, als wegen der Umbildung der Verfassung und Erweiterung von Byzanz zur Hauptstadt eines neu entstehenden Reichs, der Ehrenname zukomme. Und eben so würde ich dann den Theodosius in seinem Bestreben, das zerfallene Reich noch einmal zu erhalten, dem Syrer Antiochus vergleichen und ihn auch insofern neben Constantin betrachten, als man auch bei ihm fragen könnte, ob die Taufe und seine orthodoxe Anhänglichkeit am ächten Glauben mehr, als die Rettung des Reichs von den Barbaren und die Vereinigung der römischen Weltherrschaft unter seinem Scepter ihn in die Reihe unserer Heroen stellt. Bei dem Uebergange von den alten griechischen und römischen zu den germanischen Stämmen finden wir, was gleich hernach noch weiteres Licht erhalten soll, die blos äußerliche Seite der Staatengründung vorwaltend, und wie jener Mithridates auf den Trümmern der verfallenen griechischen Welt in Asien mit der frischen Kraft der Barbaren, aber mit der Intelligenz der griechischen

24) Malcolm hist. of Persia I, p. 567. The modern traveller, who inquires the name of the founder of any ancient building in Persia, receives the ready answer: Shah Abbas the Great, which is given not from an exact knowledge that the was the founder, but from the habit of considering him as the author of all improvement.

Reste, sich ein neues Reich zu gründen hoffte, so tritt Theoderich mit seinen Ostgothen nach dem Sturz des Römerreichs in Italien auf und benutzt, was ihm von der römischen Cultur brauchbar schien.

Wenn man bei den germanischen Völkern nach unserem Gegenstande forscht, so theilt sich die Erscheinung auch da, wie im Alterthum. In tieferen Beziehungen treffen wir sie vorzugsweise bei den Stämmen, die dem deutschen Charakter fester anhingen und treu blieben, die auch vorzugsweise alle Stufen der Entwickelung neuerer Staaten und Staatsformen zu durchschreiten auserlesen scheinen. Je nach den Anlagen der Völker richtet sich die Vollkommenheit ihrer Geschichte, die Bestimmtheit und die völligere oder getheiltere Lösung der Erscheinungen. Drei große Umwälzungen der Staatsform erkennt man unter den glücklicheren und bevorzugteren Nationen der neuen Zeit viel deutlicher, als in den übrigen unterschieden. Die letzte der drei, die seit der Reformation ganz Europa erschütterte und fortfährt zu erschüttern, ist die, in welcher die Masse der Nationen ihre uranfänglichen Rechte, die sie aus ihren heimathlichen Sitzen mitgebracht haben, gegen die Unterdrückung des Fürstenstandes zu retten und wieder zu erobern sucht. Im Mittelalter wurde dieser Kampf auch versucht; dabei erscheint aber nur ein Theil der Nation thätig, der gebildetere, die ὀλίγοι, der Adel. Vorher finden wir endlich eine erste Umgestaltung des ursprünglichen Verhältnisses zwischen Volk und Fürst, als die erste der bedeutenderen Bewegungen, von denen ich rede; sie geht von einzelnen überlegenen Geistern aus, die auf eine geschickte Weise das Alterthümliche verknüpfen mit einer Art von Absolutismus, den ihre Ueberlegenheit, oder ihre Gerechtigkeit, oder ihr guter Eifer erträglich oder gar wohlthätig machte. Dies sind die Großen der Franken, Deutschen, Engländer und Dänen. Wie die alten griechischen Nomotheten, verbinden sie mit der Freiheit, die sie in hergebrachter Weise bestehen lassen, einen neuen Zwang. Die Neueren erreichen mit ihrem Heiligenschein, mit der Unverletzlichkeit der Person des Herrschers, die sie mit alttestamentlichen und christlichen

Vorstellungen nährten, ebenso einen gewissen innern Halt, ein knüpfendes Band zwischen Regierung und Regierten, wie die Alten durch ihre göttlichen Missionen jener politischen Moral Eingang verschaffen, die die Republiken der alten Welt zusammenhält. Wo nun der bezeichnete, stufenweise Durchgang durch die Staatsveränderungen nicht so bestimmt und einfach statt gehabt hat, da haben auch die Großen so keine gründliche Rolle, keine so entschiedene Stelle angewiesen. Dies ist aber der Fall mit all den Staaten, in denen im Mittelalter das Romanische durchgriff und vorherrschend blieb. In allen diesen Staaten erscheinen unsere Helden meist nur nach jener äußeren Beziehung als bloße Staaten- oder Dynastiengründer; in ihrem Charakter mangelt die Tiefe, oder in ihrer politischen Stellung die Größe, die bei den deutschern Stämmen sichtbar ist. Dahin rechne ich dann alle Fürsten von Italien und Spanien: Amadeus, als Stifter der Hauptlinie von Savoyen, und Karl Emanuel, als Restaurator des Herzogthums durch die Besitznahme von Saluzzo; Alfons, als Gründer des Reichs von Oviedo; Sancho von Navarra, den ersten Vereiniger der den Mauren entrissenen Reiche; Ferdinand, den ersten König von Castilien; Peter, den ritterlichen Eroberer von Sicilien und Urheber der dortigen aragonischen Herrschaft, so wie deren zweiten Befestiger, Friedrich III. Hierher würde ich ebenso die Päbste Gregor und Leo rechnen, welche die entfernten Anfänge und die Ausdehnung und Vergrößerung des römischen Supremats unter ihrem Ehrentitel in die Geschichte einführte; hierher den heiligen Basilius, die Grundsäule der griechisch-katholischen Kirche. Die größere Unbestimmtheit der Sache selbst veranlaßt denn auch hier unter den Schriftstellern natürlicherweise eine größere Uneinigkeit, als irgendwo sonst in den Geschichten germanischer Völker. Die aragonischen Patrioten vergessen zwar nicht, ihren Pedro herauszuheben, allein Mariana und Ferreras nennen weder ihn, noch den Portugiesen Emanuel den Großen, offenbar nicht aus castilischem Stolze, denn Mariana entzieht den Beinamen selbst dem Fernando und schmählt über den des Sancho; und Ferdinand ist auch nicht bei Roderich

von Toledo, Franz Tarapha und Andern mit diesem Beisatze geehrt, der sich nur in Poesien, in einzelnen Genealogien, bei Joh. Vasäus und ähnlichen findet. Ja, die sonst sichere Stimme der Geschichte selbst scheint hier zu schwanken; sollte dem Emanuel, unstreitig als dem Entdecker und Besitznehmer von Ostindien, der Beiname mit Recht zukommen, hat sie dann nicht eine Ungerechtigkeit an den katholischen Königen begangen?

Eine Mitte zwischen diesen romanischen und den eigentlich germanischen Völkern scheinen die zu halten, bei denen auf der Grundlage eines fremden Elementes das Deutsche oder Italienische auf die Cultur einen bedeutenden Einfluß übte, Ungarn und Polen. Auch hier gilt, was sich selbst von jenen südlichen Großen sagen läßt, daß nämlich die Fremden den trefflichen Ludwig dort und Casimir hier weit bereitwilliger unter ihrem Beinamen anerkennen, als die Eingebornen selbst. Hier mußte nun durch den Mangel oder die Mangelhaftigkeit des Feudalwesens eine eigenthümliche Abweichung eintreten, was jetzt nicht wohl ausgeführt werden kann. Ich denke, es wird schon einleuchten, wenn ich bemerke, daß Urheber neuer Reiche hier nicht, wie im Süden, in unserer Reihe genannt werden können, da hier der Anfang der Staaten im Dunkel liegt, während sich in Italien und Spanien den dortigen Verhältnissen nach noch spät neue Reiche gestalteten. Hier also finde ich mehr eine Erinnerung an das, was oben über die Benennung des Soliman z. B. gesagt wurde; die Geschichte hebt hier mehr das Verhältniß der Regenten zur innern Staatengeschichte heraus. Ich glaube also, daß nicht etwa die ungeheure Ausdehnung des Magyarenreichs zwischen dem adriatischen, schwarzen und baltischen Meere für Ludwig und die Vereinigung Masoviens und Rothrußlands mit Polen für Casimir eine Stelle in unserem Kreise öffnete, sondern vielmehr die Veränderungen in Staats- und Rechtsverfassung dem Einen, dem Andern aber die Veranstaltung der ersten Sammlung schriftlicher Gesetze den ächteren Anspruch gab, wo man nur nicht auf den unstatthaften Gedanken kommen muß, als ob diesem nach auch solche Gesetzgeber, wie Alfons X., Theobald von

Navarra und ähnliche in unsern Kreis gehörten, die unter ganz verschiedenen Verhältnissen ganz verschiedene Gesetzsammlungen machten. Sobald indessen die Geschichte im Osten die deutliche Entstehung eines Reiches gewahrt, wendet sie sich zu der Bezeichnungsart, die ihr im Süden geläufig ist, zurück; sie stellt also den Iwan Wassiljewitsch, den die Russen selbst den Schrecklichen nennen, als den Großen auf, der von der andern Seite als rücksichtloser Autokrat, für die Ausübung eines harten Despotismus über die eroberten Provinzen seines Reichs diese Ehre so wenig zu verdienen scheint, als die französischen Könige, die die unterworfenen, von der Häresie angesteckten Fürstenthümer ihre Härte empfinden ließen.

Dagegen scheint im Wladimir ein wäringisch-scandinavischer Charakter noch nicht ganz erloschen, denn er scheint mit Recht neben dem Franken Chlodwig die Reihe derer zu eröffnen, die im strengsten, eigentlich germanischen Sinne unsern Ehrennamen erhalten haben. Er war der Erste, der seine slavischen Stämme aus ihrem hergebrachten gesellschaftlichen Zustande zu einer strengeren Monarchie überführte und zwar mit den Mitteln, die hier eigenthümlich und wesentlich erscheinen, und die an jene der alten Gesetzgeber am entschiedensten erinnern, mit Einführung von Christenthum, Bilderdienst und Ceremonien, mit Eingehung eines Verbands mit dem Patriarchen von Constantinopel, mit Ueberlassung von Stellen und Einfluß an griechische Geistliche. In Franken bereitete Chlodwig, dem man so gern sein ehrenvolles Prädicat entzogen hat, in seiner Weise vor, was Karl der Große vollendete; er gebrauchte seinen Bischof Remigius ebenso, wie Karl den Pabst; ein heiligerer Begriff von königlicher Würde, eine andere Bedeutung der königlichen Macht sollte unter dem freisinnigen Volke obsiegen. Diesen Zweck faßten nachher bei dem greulichen Zustande des fränkischen Reichs unter den letzten Merovingern die Karolinger vor Karl schon schärfer ins Auge, empfanden viel stärker die Nothwendigkeit eines geheiligteren Ansehns der Krone und suchten die Verbindung mit Rom. In Karl allerdings scheint der Charakter der historischen Größe am deutlichsten ausgeprägt.

Die Größe des Kriegers und Eroberers wird hier mehr Nebensache; viel wichtiger ist das innere Verhältniß, das Karl zwischen Volk und Fürsten gründete und das welthistorisch bedeutend werden sollte, wie die politischen Ideen der alten Gesetzgeber den Charakter der griechischen Staaten bestimmen halfen. Wir finden ihn daher, eben wie die dort, zwischen zwei Hauptelemente gesetzt, deren Vereinigung er zu erzielen suchen mußte. Das eine ist durchaus alt, nationell, fränkisch und frei, das andre neu, unvolksthümlich, römisch und unfrei. Auf der einen Seite war er demnach genöthigt, das Altbestehende in einem gewissen Grade wenigstens festzuhalten und in das Neuhinzuzufügende überzuführen; eben wie seine Vorgänger bereits den Volksversammlungen ihre alte Bedeutung genommen hatten, so veranstaltete er in gleich vorsichtig berechneter Weise, scheinbar liberal, die Anknüpfung der longobardischen, friesischen und sächsischen Gesetzsammlungen an die schon bestehenden der fränkischen und deutschen Stämme; er wußte aber leise Veränderungen anzubringen, wie sie seinem Plane taugten. Das Bedeutendste ist die Benutzung des Christlich-Römischen, der kriegerische Charakter, den das Christenthum seit dem feindlichen Einfall der Mauren unter den Karolingern angenommen hatte und der für die ganze Geschichte des Mittelalters so einflußreich geworden ist, das Ansehen des römischen Stuhls und die Herstellung des römischen Reichs, durch die sich Karl zum weltlichen Oberhaupt der Christenheit machte. Schade, daß dadurch das Römische in Karl's Reich ein unnatürliches Uebergewicht gewann. Dieser Klippe entging Alfred in England ganz; er trat mit seinen Einrichtungen dem Geiste seines Volkes viel schonender entgegen. Auch er suchte mit einem ähnlichen Verfahren die Person des Regenten zum Mittelpunkt der ganzen Staatsorganisation zu machen, wie Karl; allein er hielt viel fester an dem Volksthümlichen, rief alle unter der dänischen Invasion vergessenen oder gefallenen alten Institutionen zurück und führte eine durchaus volksmäßige Staatsverwaltung ein. Seine Einrichtungen sind daher mit Modifikationen bis heute stehen geblieben, während Karl's Anordnungen in dem weiten

und ungleichen Reiche zerfallen mußten. Auf das System Karl's des Großen kam dann in der Stellung, die er zu Staat und Kirche annahm, Otto der Große zurück, an dessen Verdienst man auch sehr gern gezweifelt hat, weil man nur ein moralisches Verdienst suchte. Die Restauration verlorner Macht wird in ihm belohnt, wie der anfängliche Erwerb derselben in Karl. Dies geschieht, gewiß viel unverdienter, selbst dem Capetinger Hugo, ihm, als einem bloßen Lehnsmann. Hier zeigt sich zugleich höchst auffallend der charakteristische Unterschied zwischen der deutschen und französischen Geschichte nach Karl dem Großen gleichsam in dieser Beilegung unseres Beinamens angedeutet, daß nämlich in Deutschland durch die energischen sächsischen Könige das Monarchische länger festgehalten wurde, während in Frankreich die frühere Zeit aristokratisch ist und die absolutistische folgt, mehr wie in den südlichen Staaten Europa's. Die Benutzung des Christenthums und Roms zur Vermehrung der Herrscherwürde suchte Otto, wie wir bemerkten, ebenso wie Karl, und darin ahmte beiden wieder Kanut in Dänemark nach; schon die Erfahrungen, die er in dem eroberten England gemacht hatte, mußten ihn auf diesen Weg leiten.

Die neuere Geschichte entzog den Männern, die sie in unsern Kreis stellt, ein Merkmal, das im Alterthum fast wesentlich schien, im Mittelalter in veränderter Gestalt zu erkennen ist, die Verknüpfung mit der Gottheit oder ihren Repräsentanten. Dies liegt einfach in der steigenden Aufklärung; die Erscheinung selbst aber konnte ihrem Wesen nach in jedem bedeutenderen jungen, noch im Werden begriffenen Staate wiederkehren, und der einfache, zweckmäßige Ausdruck des Volksdanks scheint unter jedem gegebenen Grade der Bildung angemessen zu bleiben. In Rußland finden wir in der neueren Zeit den dritten Herrscher, den die Geschichte den Großen genannt hat. Gleich harte, oft zweckwidrige tyrannische Maßregeln entstellten die Regierungen mancher der mittelalterigen Regenten, die wir hier behandeln, nicht seltner, als die Peter's des Großen, allein, wie dort, vergaß man sie gern bei ihm über den Wohlthaten, die er seiner rohen Nation erzeigte, indem er sie durch europäische

Civilisation in die Reihe der europäischen Völker zu stellen strebte. Viel auffallender aber zeigt sich in Preußen durch eine lange Zeit unter verschiedenen Fürsten ein und dasselbe System eines milden, wohlthätigen, oder wie Spittler ihn nennt, eines höchst gescheidten Despotismus, der uns auch an den Regierungen unserer Großen das charakteristische Zeichen scheint. Unter diesen Regenten sehen wir daher auch zwei, die kein großer Zeitraum trennt, mit dem Beinamen geziert. In Friedrich besonders vereinen sich auf eine merkwürdige Weise alle Eigenschaften, die an den germanischen Großen hervorstechend sind, sehe man nun im Allgemeinen auf die Rettung und Vergrößerung seines Landes, auf seine Gesetzgebung, auf die Concentration der Regierung in seiner Person, oder im Besondern auf die weise Beschränkung von Ehrgeiz und Eroberungssucht, auf seine Unzufriedenheit mit der Bildungsstufe seines Volks oder auf seine gewissenhafte Zeit- und Geschäftseintheilung, Züge, die ihn im Großen wie im Kleinen höchst auffallend seinen bezeichneten Vorfahren, z. B. dem englischen Alfred, nähern. Auch hat man nicht selten ihn mit Peter von Rußland und die übrigen untereinander verglichen; und warum sollten sich auch diese Männer unter so ähnlichen Verhältnissen nicht mehr oder minder ähnlich ausgebildet haben? So sicher also auch hier, trotz dem Abgange mancher äußeren Merkmale, die Geschichte fortwährend griff, so können wir doch nicht unbemerkt lassen, daß gerade die neuere Zeit oft irre zu leiten gesucht hat, eben wie wir schon in jenen südlichen Staaten, die den modernen Charakter früher annahmen, Unsicherheit und Mangel an Uebereinstimmung gefunden haben. So erinnert es uns an die italienischen Familienhäupter, die wir oben erwähnten, wenn Roscoe und andere Neuere die berühmten Medici mit unserem Namen belegen, und ein verschiedener, aber fast größerer Mißgriff scheint es uns, wenn man ihn auf einen Ludwig XIV., auf Heinrich IV., auf Napoleon überträgt. In beiden Fällen ist auch die allgemeine Stimme nie beigetreten. Denn nirgends hat die Geschichte dazu berechtigt, Männer, die der Glanz, die Größe, die Bildung, die Bestrebung ihrer Zeit und ihres Volkes erst zu dem machte,

was sie waren, auf diese Weise zu erheben, sondern die Kraft des Einzelnen, der sich durch sich selbst über seine Umgebung hob, sollte dadurch bezeichnet und belohnt werden; und mögen Geistesgröße und Charakter die Männer der einen und andern Art einander noch so nahe stellen, so trennen sie doch die unterscheidendsten Eigenschaften wieder, und meist finden wir auf der einen Seite jene verzeihliche und verziehene Willkühr, die ein unkultivirtes Volk zu heben sucht, und auf der anderen die weit verschiedene, die eine aufstrebende Nation zu beschränken oder auch nur zu leiten sucht. Die eine hat die Menschheit in den aufgeführten Männern auf die bezeichnete Weise gesegnet und gepriesen; die andre hat die neidische Gottheit in Jason, in Philipp und Cäsar, in Karl V., in Cromwell und Buonaparte verfolgt. Die Geschichte in ihrer Weisheit und Ruhe weiß Erscheinungen von Erscheinungen wohl zu scheiden; sie theilte im letzten halben Jahrhunderte fast zu einer Zeit ihre Ehren aus an jene Eine Art von Despotie, so laute Stimmen sie auch jetzt recht verschmerzen möchten, und weigerte sie der Andern, unbekümmert um das Geschrei, mit dem die Schmeicheleien, gleichviel ob der Einzelnen oder ganzer Völker, ihren partheilosen Ausspruch zu bestechen versuchten.

Geschichte der Zechkunst.

1 8 3 6.

Entwurf und Probe.

Der Entwurf zu einer Geschichte der Zechkunst kann einen Gegenstand anzukündigen scheinen, der Manchen eines Mannes wenig würdig dünken wird, welcher sich sonst die Miene gibt, auf ernste Bestrebungen gerichtet zu sein und ehrenhaften Dingen seinen Fleiß zu widmen. Das nun ist allerdings die Meinung nicht, weder in dem Entwurfe zu diesem Werke die Aussicht auf ein bloßes Schatzkästlein von allerhand Curiositäten zu öffnen, noch das Werk selbst auf die müßige Neugier gelangweilter Leser zu berechnen und darin etwa ein Seitenstück zu den Almanachen der Weintrinker oder der Gastronomie zu liefern. So lockern Zwecken könnten nur lose Motive zu Grunde liegen, die in der That einem wissenschaftlichen Manne wenig anständen. Man würde es einem Andern, der auf die Unterhaltung der Masse ausgeht, nicht so sehr verargen, wenn er über Wein und Gelage etwa aus eignem Wohlgefallen an der Sache schriebe, falls er nur nüchtern ausführte, was er immerhin nach alter deutscher Art im Rausche beschlossen haben möchte; sobald aber der Gegenstand von einer wissenschaftlichen Seite aufgefaßt werden sollte, so müßte auch die Würde der Wissenschaft jede frivole Behandlung, wie jeden seichten Zweck und jedes leichte Motiv entfernen. Möchte man auch die leichtfertige Materie mit den ernsthaftesten Geberden maskiren, es würde sie in meinen Augen nicht entschuldigen. Wie Vielen würde ein geringfügiges Werk über diesen oder einen ähnlichen Stoff ge-

rechtfertigt scheinen, wenn man ihm einen pathetischen Spruch, wie den folgenden des Seneca, als Motto vorsetzte: **Animum aliquando debemus relaxare et quibusdam oblectamentis reficere; sed ipsa oblectamenta opera sint.** Ich aber würde diese Rechtfertigung, wie den ganzen schwerfälligen und kleinmeisterlichen Ausspruch überhaupt verschmähen: denn ich meine, Erholung müsse Erholung sein und keine Arbeit, und sei es um so besser, je weniger sie selbst eine Spur von Arbeit an sich trüge; und in jedem Falle würde ich in Anwendung auf unser Bücherwesen darauf bestehen, daß es weit besser wäre, wenn unsere deutschen Opera Ergötzlichkeiten wären, als daß unsere Ergötzlichkeiten Opera sind.

Ich begebe mich also selbst mancher Mittel, die bei Manchem ein Werk dieser Art entschuldigen würden, wenn man nur seines geringfügigern Werthes geständig wäre. Dem Vorwurf der Geringfügigkeit aber sollte grade dieser Entwurf begegnen, er sollte den Werth und die ernste Bedeutung einer Arbeit retten, welche so ausgeführt wäre, wie sie hier angelegt wird. Zwei Dinge lägen mir daher vor Allem zu erweisen ob: daß der augenscheinlich etwas scherzhafte Gegenstand seine ernste Seite hat, und daß seiner heitern Seite eine ernste Ansicht abgewonnen werden kann.

Wenn es mir gelingt, den Leser gleich anfangs auf den historischen Standpunkt zu stellen, von dem ich ausgehe und meiner Natur nach ausgehen muß, so werde ich für meine Erweise sogleich bedeutend geringerer Aufwände bedürfen. Ich würde ihm dann sogleich alle Eingenommenheit und alles Vorurtheil benehmen und dies würde mich nicht anders als fördern können. Dem echten Historiker muß Alles, was man Vorurtheil oder Eingenommenheit nennen kann, durchaus fremd sein; er kann an keinem Gegenstande als solchem für sich, an keinem einzelnen abgetrennten Dinge hängen, sondern Alles fesselt ihn nur in einer Reihe, in einem Zusammenhange, in einer Umgebung; er kann keinen Stoff, den er etwa schriftstellerisch behandeln will, aus persönlicher Neigung und Liebhaberei, sondern er muß ihn nach den Foderungen und Bedürfnissen seiner

Zeit und seiner menschlichen Gesellschaft wählen; er darf die gewählte Materie nicht mit jenem pathologischen Antheile und Interesse behandeln, ohne welches die Schriftsteller der neuen Welt sehr selten schreiben oder urtheilen. Nicht einmal seine eigne Wissenschaft (so rigoros muß seine Entfernung von aller Vorliebe sein) kann er als die vorzüglichste an sich preisen, oder einseitig als den Einen Weg ansehen, auf dem allein das Heil für den forschenden Geist läge, und wenn er sich auch noch so sehr durch seine Beschäftigung oder den Stern seiner Geburt, durch Gewöhnung oder Natur genöthigt sähe, jeden Gegenstand, der ihm bemerkbar entgegentritt, jedes Ereigniß, das in seinen Gesichtskreis fällt, der historischen Betrachtung instinctmäßig zu unterwerfen. Er kann also selbst seinem Berufe nur aus Wahl und Ueberzeugung anhängen: er muß einsehen, er muß s aus geschichtlichen Erfahrungen wissen, daß in Zeiten, wie ie unsern, welche der Thätigkeit der Einbildungskraft, also er *Kunst*, so gut wie entwachsen, und auf der andern Seite er Speculation, also der *Philosophie*, noch nicht zuge- eift sind, sondern zwischen beiden schwanken, die allgemeinste Beobachtung, die von fester Erfahrung aus in alle Gebiete reift, welche der menschliche Geist zu bebauen fähig ist, allein dasjenige sein kann, worin grade für diese Zeiten, für diese Generationen die sicherste Belehrung, der gewisseste Gewinn u erlangen ist. Der echteste Historiker würde die personificirte Gleichgültigkeit sein, wenn es nicht glücklicherweise sein Beruf it sich brächte, daß er sich für Alles, und für Alles gleich- äßig interessiren müßte, da ja der geschichtliche Stoff den anzen Umfang der Dinge begreift. So ist er also nur das bbild der Unpartheilichkeit und der Vorurtheilslosigkeit. Wer der in dieser Weise uneingenommen forscht und die Gegen- ände ohne alle Prädilection beobachtend an sich vorübergehen ßt, den wird natürlich jeder einzelne anziehen können, er sei oß oder klein, wenn er nur von einer Bedeutung grade für *esen* Historiker, in *diesem* Geschlechte, mit *diesen* Be- rfnissen ist. *In sich* ist einem solchen Beobachter ohnehin les von Bedeutung und nichts gleichgültig, nichts gering-

fügig, sobald er nur dahin gekommen ist, Resultate aus seinen Beobachtungen zu ziehen, Gesetze, gleichmäßige Gesetze in der physischen wie in der moralischen Welt zu entdecken, denn in der vernünftigen Welt und für den vernünftigen Betrachter gibt es weder Zufälliges, noch Kleines und Bedeutungsloses. Wenn dasselbe Gesetz chemischer Mischung die ungeheuerste Körpermasse wie das kleinste Atom durchdringt, wenn der Gang der Entwickelung der Menschheit der nämliche ist wie der des unwichtigsten Individuums, so ist an sich die Beobachtung des Kleinsten und des Größten von gleichem Belang, und jene kann mehr als diese dem gebrechlichen Menschen den Trost geben, daß die Haare auf seinem Haupte alle gezählt sind. Dies nun, glaub' ich, würde schon jedem ernstlichsten Vorwurfe gegen mein Thema ernstlich begegnen. Eine Geschichte der Oinologie oder Potologie würde es zeigen können, daß der Mensch in der unbewußtesten Pflege eines halb physischen, halb geistigen Genusses an dieselben Gesetze gebunden ist, wie in der Befriedigung der höchsten Bedürfnisse seines strebenden Geistes. Und ist dies so, so wäre wol diese Materie auch für den strengsten scientifischen Moralisten wählenswerth genug, und man übersieht dergleichen nur, weil uns relativ meist wichtigere Dinge näher stehen, und weil wir überall sparsam in unserer geistigen Oekonomie sein müssen. Denn man empfindet es nie schmerzlicher, wie armselig des Menschen Kräfte sind, als wenn man unter hundert gleich fesselnden Gegenständen der Beschäftigung wählen soll, weil nicht hundert Hände zugleich dem ungeduldig entwerfenden Kopfe dienen können.

Es gibt eine Geschichte des Weins und des Weintrinkens (denn von diesem allein rede ich, von diesem allein gebraucht man auch wol nur den Ausdruck des Zechens), es gibt davon eine Geschichte, weil es mit unserer geistigen Bildung zusammenhängt. Schon der Wein selbst zeigt in sich das Element innerlicher Ausbildung und Veredelung, in dem Proceß der Gährung Verwandtschaft mit dem organischen Leben, und in seiner Bewegung zur Zeit der Weinblüte eine Art von Gemeingefühl; er zeigt nach seiner Entwickelung an der Pflanze eine

eigne innere. Das Weintrinken aber nannte ich eben einen halb körperlichen, halb geistigen Genuß, da es ja von dem Begriffe des geselligen Zusammenseins so selten getrennt wird, wie der Begriff geselligen Zusammenseins von dem des Trinkens; die Geschichte der geselligen Unterhaltung und aller Clubbs und Corporationen würde sich daher so mächtig in die der Zechkunst eindrängen, daß man hier alle Vorsicht nöthig hätte, die Grenzen zu wahren. Da nun von dem Wesen der Geselligkeit und den Formen der Gesellschaft alle menschliche Cultur ausgeht, so wird sich in dieser Geschichte ausführlich zeigen, was man lange geahnt, oft angedeutet, häufig auch belächelt hat, in wie großer und enger Beziehung der Wein mit der Cultur der Staaten, mit dem Aufblühen freier menschlicher Bildung steht, wie die Trinkkunst mit dieser Bildung und Cultur allezeit Schritt hält, sinkt und steigt. Denn nicht zu jeder Zeit verstanden die Menschen gleich weise und gut diese Kunst zu üben; nicht zu jeder Zeit sind sogar die Formen, unter denen diese Kunst geübt wird, gleich oder willkürlich, und es ist ein innerer Fortgang von den blutgierigen Weingelagen der Aegisthe zu denen der Philosophen beim Plato, von dem Schenken Hephästos zu Ganymed und Hebe, von dem schweren, dumpfen Metallbecher zu dem durchsichtigen und gewölbten Krystallglase in Lucian's oder unserer Zeit, das die Farbe zeigt, die Blume hält und den Klang fördert. Wie der Weinbau überhaupt nur den District innehält, auf dem sich die höhere Cultur der Menschheit ausbreitete und entfaltete, so taucht er auch gleich überall hervor, wo sich eine neue Cultur eröffnet, und sei es auch in Gegenden, die ihm widerstreben und in denen der Wein gleichsam nur so lange gezogen wird, bis er zu einem Bedürfniß geworden ist, das man auch troz dem Mangel einheimischer Production nicht mehr entbehren kann. Die ersten Pfleger des Weinstocks preist die Geschichte unter den Wohlthätern der Menschheit und den Verbreitern der Bildung: der fromme Noah war Gottes Auserkorener, troz den Unschicklichkeiten, die sein Wein hervorrief; und der alte Dionysos ein freundlicher Gott mit allen Rasereien seines Dienstes, und der Urban des Mittel-

alters ein Heiliger, obwol ihn der Wein zu den höchsten Greueln dahinriß. Und wo umgekehrt in der hellern Geschichte sich ein Mann um die Erweckung menschlicher Cultur verdient machte, that er's instinctmäßig auch für die des Weins: sei es nun ein Herakles Ipoctonos bei den Erythräern, oder ein Alexander, der mit seiner griechischen Bildung den Weinstock wieder mit in das heiße Babylonien brachte; oder ein Karl IV., der ihn mit seiner italischen Aufklarung in das kalte Böhmen zwingen wollte. Wir werden sehen, daß, wo hierarchische Verfassungen die Völker um die Vortheile der Bildung brachten, die Weisheit der Priester tief genug eindrang, um auch den Wein zu verbieten; und in dem Gang der muhamedanischen Hierarchie läßt sich's am bequemsten beobachten, wie mit der Zechkunst kühne reformatorische Abweichungen von dem Gesetze und mit diesen jene eintrat. Wir werden selbst in der christlich-hierarchischen Periode des Weins bemerken, wie in gewissen Stammen, wo der Gebrauch des Weins auf die heilige Feier des Abendmahls beschränkt blieb, auch die Cultur stehen geblieben ist. Wir können dann eine umständliche patriarchalische und heroische Epoche der Zechkunst nachweisen, wo man den Wein, wie einst die Gallier, und wie sogar unsere suevischen Vorfahren thaten, verschmäht, und später mit vielfachen künstlichen Mitteln substantieller macht, als er von Natur ist, und ihn dem Methe und Biere zu nähern sucht, das auf solchen Zeitstufen der Völker das naturgemäße Getränke ist. In einer aristokratischen und ritterlichen Periode, welche die Gesellschaft unnatürlich sublimirt, steigert man auch den Wein noch mit gewürzhaften Kräutern und sucht ihn noch mehr zu vergeistigen. Die erste bürgerliche Entwickelung der Nationen geht auf die einfache Natur zurück; eine Fülle von Corporationen und Brüderschaften nehmen sich mit Wachsamkeit auf die Materie, mit Gesetzmäßigkeit in der Form einer Reinheit des Weins und der Zechkunst an: vom König bis auf den Bettler pflegt Jeder nach Kräften die heitere Kunst, wie sich auch Jeder zu geistiger Aufklärung hindrangt. Wir erlebten dann in den letzten Jahrhunderten den spießbürgerlichen Rückfall zu Thee und Kaffee, und in den

Völkern, die an den neuen geistigen Regungen in Europa wenig oder falschen Antheil nehmen, hielten die Kaffeehäuser, ein Institut, das kaum anderthalb Jahrhunderte alt ist, die Apotheken und Weinschenken zurückgedrängt. Wie nun die Verbreitung des Weins und seine Consumtion im Gegensatze zu jedem übrigen Getränke wohlthätig auf die geistige Disposition der Völker wirkte, dies wird sich aus dieser Geschichte nebenbei von selbst lernen, und somit auch für Staatsverwaltung und Sorge für die Wohlfahrt der Völker sehr wichtige Belehrung daraus ziehen lassen. Was überhaupt accessorisch auf diesem Gebiete ausgemittelt werden kann, läßt sich kaum überblicken. Den Kameralisten würden die schönsten Winke gegeben werden können für ein Studium der geschichtlichen chemischen Veränderungen des Bodens, und zur Aufklärung des nicht hinlänglich erörterten Problems von der Möglichkeit einer Weincultur in den ungünstigsten Gegenden, wie von einem Aufhören derselben in den günstigsten. Ueber den Dionysoscultus wären ganz eigenthümliche Erläuterungen vom Standpunkte der Zechkunst aus nitzutheilen, und auf die nüchternste Weise könnte man den acchantischen Schwung mancher Mythologen dämpfen, die in hren Untersuchungen diese einfachste Grundlage vergaßen. Und o schiene es also, als ob, wenn in der Ausführung eines solchen Werkes nur zum kleinen Theile erreicht würde, was dem Gegenstande nach erreicht werden könnte, in der anscheinend so ınbedeutenden Materie Stoff genug sei für den, der vernunftnäßig in der Welt überall Zusammenhang und ein Ganzes ucht und Willkür und Zufall zu verbannen strebt, wie für Den, er verstandesmäßig die Dinge vergleicht und prüft, und benutzt der verwirft. Es ist aber auch Stoff darin für Den, der seiner hantasie wirkungsvolle Bilder und gemüthliche Eindrücke verhaffen will, und dies wäre die heitere und unstreitig die ckendste Seite meines Gemäldes, falls es gelingen würde.

Es wäre die heiterste Seite, aber darum keineswegs die ichtfertigste. Ich zeigte bisher, was mein Gegenstand dem toffe nach an sich bietet, hier würde ich besonders zeigen üssen, welche Behandlungsart sich, grade der Lage unserer

Zeit, unserer Bildung, Thätigkeit und Wissenschaft gegenüber, vor andern aufdrängt. Meine Geschichte der Trinkkunst würde hier, ohne daß ich es suchte, eine satirische Geschichte, eine historische Satire werden. Schon der Gegenstand dieses Werkes würde dasselbe in einen schlagenden Gegensatz stellen gegen die ganze Büchermasse, die wir heutzutage produciren sehen. Unsere gelehrten Werke haben sich ja in eine solche Gravität und eintönige Ernsthaftigkeit gewöhnt, daß man darin durch Nichts an den Wechsel des Ernstes und der Heiterkeit erinnert wird, der das Leben in allen Momenten theilt und mischt, und durch die Mischung würzt und erhält. Wenn sich daher die gelehrten Rigoristen über die bloße Wahl eines solchen Stoffes ungeberdig anstellen, so mögen sie sich fragen, ob nicht diese bloße Wahl schon aus satirischer Absicht floß, und ob sie sich nicht eher defensiv als offensiv gegen ein solches Werk werden zu verhalten haben. Sie haben die vereinten Waffen des Geschichtschreibers und des Satirikers zu fürchten, und der Bund zwischen Beiden ist viel enger, als man glauben sollte. Die Wahrheitsliebe, die Unpartheilichkeit, die Rücksichtslosigkeit, und vor Allem die gerade Beurtheilung und den gesunden Verstand, den die Geschichte an den vergangenen Dingen äußert, übt die Satire an den gegenwärtigen Dingen, und sie kann daher in keine bessere Schule gehen, als eben in die der Geschichte. Beide wägen mit gleicher Wage wie die Gerechtigkeit, und die Satire ist blind wie diese, und führt, wo es Noth ist, ein schonungsloses Schwert wie diese. Ihre Sprüche fallen gegen alles Ausschließende, gegen jedes Extrem; daher auch auf den Ernst, der nicht den Scherz, und auf den Scherz, der nicht den Ernst vertragen will. Nie hat vielleicht die Satire ein breiteres Feld gehabt als eben jetzt; denn nie trieb man sich leicht in so schroffen Extremen herum, als es jetzt unter uns geschieht. Und dies hat vielfach seine Quelle in Dem, worauf wir uns in Deutschland so Vieles einbilden, in unserm sogenannten geistigen Leben. Das Leben hat sich bei uns gleichsam in die Bücher zurückgezogen, und unsere Bücher wissen vom wirklichen Leben wenig oder nichts. Seit Jahrhunderten haben

wir das Handeln vergessen, und leben in einem Reiche der Ideen. Alles verflüchtigt sich in einer sublimen Allgemeinheit: durch nichts wollen wir an unsere materielle Existenz erinnert werden. Wir leben lieber in dem Alterthum und in der Vergangenheit als in unserer Gegenwart, beschäftigen uns lieber mit dem Fernsten als mit dem Nächsten; wir gehören lieber der Welt an als einem Vaterland. Wir vergraben uns in ein süßes Spiel mit Empfindungen, in ein selbstgefälliges Spiel mit Gedanken, in ein genialgeltendes Spiel mit Leidenschaften, um nur nichts mit der Thätigkeit und mit dem handelnden Leben zu thun haben zu müssen. Universalität, Genialität, Idealität sind die Losungswörter des Tages. Man bekämpft den politischen und moralischen Eigensinn und die Beschränkung zu Gunsten jener Universalität und Vielseitigkeit, und vergißt, daß man damit jeden Charakter vertilgt, denn jeder Charakter ist etwas der Vielseitigkeit Widersprechendes; man bekämpft den gesunden Menschenverstand zu Gunsten jener Genialität, und achtet es nicht, daß man damit jedes Talent untergräbt, denn auch jedes Talent ist etwas Einseitiges, aber in seiner Einseitigkeit Wohlthätiges; man bekämpft jedes Materielle zu Gunsten jener Idealität, und bemerkt nicht, daß man damit alles Gesunde zugleich zerstört, denn wir sind einmal, wie wir Menschen sind, auf die materiellen Bedürfnisse dringender angewiesen als auf die geistigen.

Gegen diese vornehme Idealität stellt sich der Gegenstand dieses Werkes von selbst. Es ist ein materialistischer Gegenstand, allein er liegt nicht in dem entgegengesetzten Extreme des Gemeinen und Niedrigen, welches aller verschönernden Würde unfähig wäre, und grade dies befähigt ihn so sehr zu einer satirischen Behandlung. Ich nannte das Gelag oben einen halb geistigen halb physischen Genuß; es ist unter den materiellen Genüssen einer der geistigsten, unter den geistigen einer der materiellsten; es hält an sich eine richtige Mitte. Die Geschichte der Zechkunst wird dies ausweisen. Wir werden überall in der Geschichte der Völker auf Perioden treffen, wo bei einer Fülle von physischer Kraft das Bedürfniß einer Veredelung des

äußern Lebens zugleich mit dem Ringen nach höherer innerer Vervollkommnung eintritt. Eine solche Zeit war in Deutschland die Reformation. Solche Zeiten aber, die mit einer beneidenswerthen Energie die äußern und innern Kräfte üben und regen, die zwischen alter Derbheit und neuer Humanität, zwischen einer gewöhnten Hausmannskost für Phantasie und Geist, und neuer Ahnung einer feinern Nahrung schwanken, solche Zeiten kennen den frohen Genuß des Weins und die Gemüthlichkeit der regelmäßigen geselligen Freude am Tiefsten und Innigsten. Auf solchen Zuständen würde diese Geschichte am liebsten verweilen; ein Bild solcher Zustände vorzuführen, würde gewiß nichts Ueberflüssiges und Verkehrtes in unserer Zeit sein, die jeden Tag bestimmter eben diese Zustände ablegt, in der die Geselligkeit selten mehr ihren Zweck in die bloße Freude und Erholung setzt. Der geistige Luxus, jene falsche Sublimität, jene lüderliche Genialität führen dahin, daß man auf jene spießbürgerlicheren Sitten wie auf ein jammervolles Misere zurücksieht, daß man jene Sitten und jene Zustände mit ihrem beschränkten Glücke belächelt, da doch das beschränktere Glück das echtere zu sein scheint, weil jedes hinzukommende Bedürfniß zwar, wenn es befriedigt wird, unsere Genüsse erhöht, aber auch immer mehr die Befriedigung erschwert und darum immer mehr alle Zufriedenheit und alles Glück untergräbt und zerstört. Was wird uns doch die Zukunft bieten für die große Einfalt jener Sitten, für die Gelage der Jugend, die nichts wollten als schrankenlose Lust, für die Abendunterhaltungen der Bürger, die der nächsten Umgebung in Haus und Gemeinde gewidmet waren, für ihre gemüthlichen, von keinen politischen Factionen gestörten Kreise, für ihre gemäßigte, gegründete, auf reife Erfahrungen gestützte und darum oft triviale Opposition gegen Maßregeln der Regierungen, denen ihre Beurtheilung gewachsen war, was für die Gradheit und tüchtige Ehrbarkeit jenes Geschlechtes, unter dem wahrlich Wahrheit und Treue im Weine war und dem keine Sonntagsoper und keine Whistparthie ersetzen kann, was ihm sonst im Weingarten der Mittag nach der Kirche im Kreise von Weib und Kind, von Verwandten und

Freunden gewährte. Alle öffentliche Lust geht aus unsern Kreisen hinweg, und wir geben Feste und Gesellschaften, um uns und Andere zu langweilen. Das Ceremoniel gibt uns Mühe und Arbeit, wo wir uns erholen wollen; die Rücksicht und Etikette spannt unsern Kopf, wo wir die Phantasie wollten walten lassen. Nur wo es sich die Männer hier und da gestatten, nach guter deutscher Sitte bei der Weinflasche das Ceremoniel mit den Weibern zu entfernen, und wo kein Ausschuß die Trinksprüche erst zu genehmigen braucht, nur da taucht wohl noch einmal die laute echte Freude mit der lautern, echten Zechkunst hervor.

Denn es gibt ja auch kein geistiges Vermögen, das durch körperliche Genüsse eine so unmittelbare, stärkende und belebende Nahrung erhielte als die Phantasie durch den Wein; und während der Thee das Gespräch im Gleise chinesischen Anstandes hält, oder das Bier die rasche Combination abstumpft, so schärft der Wein den Stachel des Witzes, belebt die geistreiche Unterhaltung, würzt und erhöht die gesellige Stimmung. Dem Dichter, der in der Phantasie lebt und der wirklichen Welt den Rücken kehrt, war daher der Wein immer lieb, der über die Wirklichkeit hebt, der die Wirklichkeit steigert; es ist das Weinied von Anakreon an bis auf die Anakreontiker in Deutschland in heiterer, ein vielcultivirter Zweig der schönen Literatur gelieben; dem Weine sind die ersten Erzeugnisse der tragischen Kunst geweiht, und die Dichtung räumte ihm die eigne Gattung des Dithyrambus ein, zu dem ein Dichter, der, wie Wieland, das Wasser vor dem Weine priese, niemals den ühnen und gefährlichen Aufflug finden würde. Und wer auch onst Ursache hat, von der wirklichen Welt sich abzuwenden, der die Freiheit, seiner Phantasie zu leben, der hängt dem Beine an. Wenn ich mir mein idyllisches Bild durch satirische üge verderben wollte, so würde ich hier die Klöster und Mönche anführen, allein ich will lieber den wandernden Bettler ennen, dem Sorge und Noth die Welt verleidet. Man hat en Schlaf als den Freund der Armuth gepriesen, es gab aber eiten, wo man auch den Wein als ihren Freund rühmte,

der im wachen Zustande Träume erweckt, die den Kummer des darbungsvollen Daseins hinweggaukeln. Denn der Wein verlockt selbst den Bettler zur Verschwendung, dem Laster, das man dem Weine mit Recht so oft vorgeworfen hat, obwohl es, wenn es anders Grade der Laster gibt, eines der edleren heißen darf. Und diese frohe Vergeudungssucht schafft dann dem Armen Rath für seinen Jammer, Trost für seine Besitzlosigkeit, für seine Heimathlosigkeit einen Ort, an dem ihm wohl ist, und sie lehrt ihn vergessen, was ihn drückt und was ihn niederdrücken würde, wenn Jeder, der ihm einen Pfennig geben kann, ihn weigerte wegen des Mißbrauchs, der damit getrieben werden möchte. Der Wein macht den Menschen freigebig und liberal; der dargereichte Becher ist ehedem ein Symbol gewährter Gastfreundsaft gewesen; und nichts von seinen Gütern theilt selbst der Geizige so gern mit, als die die Geselligkeit fördern, den Taback und den Wein. Denn auch mittheilend im Verkehr macht er und vertraulich, er knüpft Freundschaften, und ist noch jetzt ein Symbol der Verbrüderung. Reizt er zuweilen zu Eifer und Zwiespalt, so stimmt er auch wieder zur Eintracht, und ehedem konnte auch keine Versöhnung geschlossen werden, ohne daß ein gemeinsamer Trunk sie besiegelt hätte. Beim Weine ist der freieste und aufgeklärteste Platz der Welt, wo du nicht nur denken darfst, was du willst, und sagen darfst, was du denkst, nein, wo auch die Gedanken den höchsten Schwung nehmen, dessen der Mensch fähig ist. Ich weiß nicht, ob es neidische Götter in den Wein gelegt haben, daß er seinen übermäßigen Genuß selbst straft; denn ohne dieses niederwerfende Feuer im Weine selbst wäre, scheint mir, der Himmel und seine Geheimnisse weit mehr durch den Geistesflug des Zechers gefährdet als durch die gethürmten Berge des Titanen. Wo Despoten und Hierarchen die Völker in Schlaf und Dummheit halten wollten, haben sie daher den Wein verboten. Nur in Zeiten, wo Freiheit und Aufklärung Allgemeingut waren, wo keine Kasten Weisheit oder Recht und Macht voraus hatten, konnte man die politische Berathung beim Wein einführen; denn nur in solchen Zeiten des nationalen Gemeinwesens und Gemein-

gefühls durfte man auch die Einbildungskraft ungefährdet um Rath in Staatsdingen und praktischen Geschäften fragen und auf Resultate der Berathung hoffen, die vor der nüchternen Probe am Tage nach dem vorerörternden Zechabend bestehen konnten. Denn nur solche heroische Zustände, wie sie uns von den Deutschen und von den Persern der Urzeiten dargestellt werden, haben die Tugend der Wahrheit und Treue voraus und konnten in der öffentlichsten Angelegenheit ihre Stimme hören, die immer aus dem Weine spricht, und damals brauchte nicht Einer zu fürchten, daß ihn der Wein antreiben könne, im Reden der Wahrheit zu viel zu thun. Nur solche Völker, die des Menschen handelnde Natur nicht scheuten, die der Männlichkeit und Kriegskraft vorzugsweise den Namen der Tugend gaben, konnten dem Weine seine Ehre thun, und es mußte ein Hellene sein, der wie Aristophanes fragen konnte:

> Den Wein zu tadeln für die Besinnung wagst du frech?
> Vor dem Weine was doch wäre thatbefördernder?
> Schau an, sobald Weintrinker sind die Menschen, dann
> Reich sind sie all, ausführend, sieghaft im Gericht,
> Ja hochbeseligt und den Freunden förderlich.

Auch bei uns Deutschen war es ja so lange herkömmlich, daß in Trunk jedes Geschäft abschloß, und es gab keine Verlobung, einen Handel und kein Pactum, das nicht ein Weinkauf be-leitete. Unsere ganze Geschichte durchdringt unsere Weinliebe. Bei der ersten Abscheidung unserer deutschen Grenze sahen wir arauf, daß uns die linken Rheinufer wegen der Weinfülle lieben; wir schrieben Bücher über die deutsche Nationalneigung um Trunke; wir gliederten unsere Geschichte nach den Perioen der Zechkunst; und alte Sprüchwörter nennen unsere Trinkıst als das deutsche Nationallaster, wie die Dieberei als das panische, den Trug als das italische, die Eitelkeit als das anzösische. Sowie man nirgend Weine hat, die so sehr der Reinheit fähig sind als die deutschen, und mit deren echtem Weincharakter kein guter Deutscher die tückische Natur der Südeine vergleichen wird, so hat man auch nirgend so sehr für ngemischtheit Sorge getragen, nirgend so sehr die Reinheit

der Zechkunst, nirgend die Trinkkönigreiche und die alten Zechsitten so fest gehalten. Nur in Deutschland konnte in neuerer Zeit die Idee zu einer Geschichte der Zechkunst gefaßt werden. Mir haben es vielleicht die Parzen in das etymologische Gespinnst meines Namens (ger-win, nicht gêr-win) gewoben, der Geschichtschreiber des Weins zu werden. Und vielleicht findet diese Geschichte in Deutschland auch noch einen behaglichen Leser, der von des Menschen natürlichem Bedürfniß zu reden und zu lesen nicht für zu indelicat hält. Nie soll sich der Mensch mit thörichtem Dünkel über seine materiellen Genüsse und Wünsche erheben, ihre vernünftige Pflege allein hält ihn menschlich und der Natur nahe, und vielleicht beruht zum großen Theile der schlichte, auf das Verständige und Einfache gerichtete Sinn unserer Nation auf dieser Eigenheit, daß ihr diese Dinge nicht gleichgültig sind; so lange sich das Volk nicht vom Zeitungslesen und vom Gaffen am Markte zu nähren versteht wie Franzosen und Italiener, hat es die Hände geschäftig, die Kräfte rüstig, die Augen offen, und wo nur lebendige Regung der Kraft ist, da steht es mit einem Volke unter keiner Bedingung so übel. Gelingt es mir, dem Tüchtigen und Männlichgesinnten ein heiteres Bild dieser männlichen Freuden des Menschengeschlechts vorzuführen und ihn zu verführen, neben den sublimen Gerichten unserer sonstigen Literatur einer derbern Beikost sich genießend zu erfreuen, so ist, daß ich mit unserm alten Walther rede, „mein Wein gelesen und sauset wohl mein' Pfanne."

1. Vaterland des Weines.

Ich berühre die botanische und die industrielle Cultur des Weines nur gelegentlich, weil hierüber so viele schätzbare Werke existiren, vor nicht lange erst auch Henderson's Geschichte des Weins in's Deutsche [1]) übersetzt und von Andern für eine voll-

1) Henderson, The history of ancient and modern wines. Deutsch, Weimar 1833.

ständige Literatur des Weins gesorgt worden ist. Ich bezeichne also auch die Heimat der Rebe nur, um den natürlichen Gang der Erzählung einzuhalten, und verschiebe vorerst noch von dem mythischen Ursprung des Weins oder der Weinbereitung zu reden. Forschen wir nach dem Urlande des Weinstocks, so werden wir, wie bei jeder Frage nach dem ursprünglichen Sitze der Sprache oder jedes andern Zweiges der Cultur, nach dem westlichen Hochlande von Asien gewiesen, mögen wir nun der Sage von dem Altvater Noah und dem nysäischen Bacchus folgen, oder den Untersuchungen der Naturforscher. Diese letztern lehren uns, daß schon auf den canarischen Inseln und auch in Amerika die Rebe nicht sowol wild, als vielmehr verwildert, dagegen im südwestlichen Europa hier und da, z. B. in italienischen Wäldern, eigentlich wildwachsend gefunden wird, daß dies aber im Südosten viel häufiger ist und in Asien immer zunimmt. Eigen ist es, daß eben am Ararat, wohin uns auch die jüdische Sage weist, Tournefort in seiner „Reise in die Levante“ eine wahre Werkstätte der europäischen Pflanzen entdeckte, und an den Grenzen von Georgien sah er das Land von wildwachsenden Weinstöcken und Fruchtbäumen bedeckt. Im Kaukasus traf Marshall die Rebe von selbst gedeihend im Wald und Gebüsch und ganze Bäume überrankend, und noch jetzt sieht man an der rohen und gleichgültigen Weise, mit der die Bewohner jener Gegenden den Wein lesen und behandeln, wie sie ihn als ein gemeines Product ansehen; die Art der Aufbewahrung, sowie die Quantität, die der Grusier täglich zu sich zu nehmen pflegt, beweist das Nämliche und paßt vollkommen zu Dem, was schon Xenophon von dem in Cisternen aufbewahrten Weine der Karduchen erzählt. So erhielt Elphinston, seinem Berichte über Kabul zufolge, von dem Sultan der Guckers Trauben zum Geschenke, die in dessen Lande von selbst fortkamen. Nicht allein die Masse dieser wilden Reben in jenen Gegenden nöthigt, dieselben als die Heimat des Weines anzusehen, auch die bekannte Trefflichkeit der gepflegten Trauben in Persien zwingt dazu. Die Fülle und Güte des persischen Weines konnte bewirken, daß in diesem Theile des an Ceremonie und Religion so streng

haftenden Orients das Gesetz des Korans, welches vom Genuß dieses Getränkes abmahnt, nie durchdringen konnte. Olivier zog die Trauben um Ispahan allen, die er in Griechenland, den Inseln des Mittelmeers und in Syrien versucht, vor; keine, meint er, käme dem Kismisch gleich, der eine kernlose Beere trägt von mittlerer Größe, mit dünner Schale. Das dichterreiche Schiras ist gefeiert wegen der Trefflichkeit und des Reichthums an Wein und guter Luft; und Morier in seiner „Reise durch Persien" setzt den Wein von Kazwin noch über den von Schiras; auch ist diese Stadt ihrer milden und schönen Lage wegen mit dem Beinamen des Paradieses von den Persern belegt worden. Was aber die Fülle angeht, so sagt schon Strabo, daß in Hyrkanien ein Weinstock einen Metretes (circa 33 Quart berliner Maß) Wein zu geben pflege; in Margiana sollen sich Stöcke gefunden haben, deren unterster Stamm zwei Klaftern im Umfang gehabt und deren Trauben an zwei Ellen lang gewesen wären. Noch größer sei die Fruchtbarkeit in Aria; dort halte sich auch der Wein in ungepichten Gefäßen durch drei Geschlechter.

II. Unter den Negern ist der Wein nicht einheimisch.

Den Strich, den die höhere Cultur des Menschengeschlechtes in ihrem Laufe von Ost nach West bezeichnet hat, welche die gemäßigte Zone nicht leicht verließ, hat auch die Cultur des Weines genau innegehalten. [2]) Haben auch andere Gegenden, nördlicher und südlicher von der bezeichneten Grenze, an jener Civilisation einen gewissen Antheil gehabt, so scheint es doch jetzt ausgemacht, daß die Negerstämme, die Ureinwohner von Afrika, außer aller nachweislichen Verbindung damit stehen. In dem Gebiete von Afrika aber, wo diese Stämme von jeher saßen, ist auch bis auf den heutigen Tag kein Weinbau zu finden und die Rebe ist in ganz Afrika in alten und neuen Zeiten ein Fremdling gewesen, und ein Fremdling, den man kaum irgendwo einen eingebürgerten nennen kann. Jenem Könige

2) S. Shouw's Pflanzengeographie, S. 204 fg.

der langlebenden Aethiopier bei Herodot, dem Kambyses seine Geschenke schickte, dünkte darunter der Wein das einzig Beneidenswerthe, was sie hätten, und ihm schrieb er das bischen Alter zu, zu dem die Perser im besten Fall ihr Leben zu fristen vermöchten. [3]) Seine Neger kannten also den Wein nicht, so wenig als ihn irgend ein Volk, wie wir mehrfach sehen werden, im Zustande der Uncultur kennt; sie nahmen ihn aber auch nie auf, so wenig als sie überhaupt eine Civilisation aufnahmen; sie blieben vielmehr zu allen Zeiten bei ihrem Towak, dem aus den Blumenkolben gewonnenen Palmwein, stehen; selbst der Lotuswein, von dessen Bereitung Herodot wußte, scheint nur den Libyern zu gehören. [4]) Nur die Einwanderer ältester und neuester Zeit haben den Weinstock in Afrika zu verschiedenen Zeiten eingeführt, und dies wollen wir im Fluge übersehen. Am Ersten sind hier die Aegypter zu nennen, kaukasische Stämme, die nicht autochthonisch in Libyen zu Hause sind. Von dem alten Weinbau in Aegypten geben außer den schriftlichen Urkunden selbst die Ruinen alter Gebäude Zeugniß, und ich werde unten von den Gemälden in den Todtengrüften bei El-Kab reden, auf welchen unter mancherlei Darstellungen auch das Verfahren bei der Weinlese, beim Aufbewahren und Kühlen des Weines abgebildet ist. Mehre Gegenden werden ausdrücklich genannt als weinberühmt; Eleithyia hatte Weinbau; der mareotische See und Tänia, wo jetzt Alles öde und wüste liegt, waren ihres Weines wegen gepriesen; [5]) Alexandrien führte Wein nach Rom aus und Horaz kennt den Mareotischen; dem Luxus aber schien der Falerner in ägyptischer Behandlung besser, [6]) sowie auch schon der Wein von Tänia für gewürzhafter und stärker galt, als der alexandriner. Doch schon zu Athenäus'

3) Herod. III, 22.

4) Cf. Polyb. bei Athen. lib. 14. Plin. 13, 17. Theophrast. Hist. plant. VII, 14.

5) Strabo p. 1134. ed. Falcon.

6) Lucan. Pharsal. X, 161. Bei Henderson, Cap. 5, ist in Bezug auf diese Stelle ein Irrthum.

Zeit [7]) war diese Cultur meist dahin, und nur der von Antylla hatte damals noch einen Namen. Auch scheint doch selbst in den bessern Zeiten der einheimische Wein nicht für die Consumtion hingereicht zu haben, denn Herodot spricht weitläufig über Weineinfuhr aus Hellas und Phönizien. [8]) Ob Libyer oder Berbern jemals eine eigne Weincultur gekannt haben, ohne fremdes Zuthun, lasse ich dahingestellt. Gewiß ist, daß in alter Zeit die Pflanzländer der Griechen und Karthager im Norden von Afrika voll von Wein waren, und wir werden unten hören, daß der Bacchusdienst in Cyrenaica ausgebreitet war und noch jetzt Spuren in Ruinen davon übrig sind. Plinius redet von Weingärten als Spuren alter Cultur im Gebirge Dyris [9]) (Atlas); noch jetzt sind, wenn nicht des Weins doch der Trauben wegen, Weinberge bei Tunis, im reichen Gebiet von Derna wie in dem ärmlichen von Mafen in Fezzan, in Mauritanien soll man nach Strabo auch Trauben von einer Elle im Umfang gefunden haben; in den Oasen sah Belzoni Reben und in der von Siwah sind sie wie mehre andere Südfrüchte vortrefflich. In neuerer Zeit brachten Portugiesen, wie nach Madeira und den canarischen Inseln, von denen ich hier nicht rede, auch den Wein mit andern Früchten nach Abyssinien; dort zeigt sich in der Dürftigkeit und eigenthümlichen Art des Gebrauchs am meisten, wie fremd diese Pflanze hier ist; und so ist sie auch unter den Griquas nur von Missionnairen gebaut, die, wie sie jederlei Cultur, welche sie darzubringen pflegen, nur auf das Christlich-Religiöse beschränken, so auch hier der Weincultur eine blos christliche Bedeutung geben, indem sie ihn blos zum Gebrauch beim Abendmahl bauen. Anders ist's mit dem berühmten Capwein, welchen aufgeklärte französische Emigrirte, Protestanten, welche das Edict von Nantes austrieb, zuerst bauten, ungewiß, ob mit Reben aus Persien und vom Rhein, oder blos mit solchen von Schiras. Allein so sehr das Klima hier

7) Athenaeus I, 25.
8) Herod. III, 5, 6.
9) Plin. Hist. nat. V, 1.

die Cultur des Weins begünstigt, so scheint dagegen der Boden desto ungünstiger, und Colebrooke [10]) in seinem Werke über den Zustand des Vorgebirgs der guten Hoffnung schiebt den Erdgeschmack, den die Capweine unangenehm an sich tragen, auf den Untergrund des sonst nicht übeln Bodens, der an vielen Orten aus thonigem und sandigem angeschwemmtem Boden besteht. Was aber das Local nicht verdirbt, scheint die Indolenz der Holländer gar verdorben zu haben, oder liegt sonst ein Unsegen auf dem afrikanischen Lande; man erzählt sich von dem verkehrten Verfahren bei der ersten Anlage der Weinberge am Cap eine Art von Märchen, und noch hat selbst das Beispiel des bessern Constantiaweins nicht dahin führen können, die Weinberge an felsigern Stellen anzulegen.

III. Verkümmerte Pflege des Weins und der Zechkunst in China.

Wenn man den chinesischen Gelehrten trauen dürfte, so hätte man den Weinstock in China schon mehr als tausend Jahre vor Christi Geburt gekannt. Sie beziehen sich auf alte Bücher dabei, auf den Tschu-ly und den Schi-king; allein was den letztern angeht, so scheint dort überall von dem Fruchtwein die Rede zu sein, der in China fast einzig im Gebrauch ist. [11]) In jedem Falle scheint nach den echtesten Zeugnissen der Reiswein in China älter zu sein, als der Traubenwein, denn während man für das höchste Alter des Weins nur das ungewisse Zeugniß des muthmaßlichen Verfassers des Tschu-ly, des Tschu-kong, der 1122 v. Chr. auf den Thron stieg, anführen kann, so wird die Erfindung des Reisweins in die Zeit der Dynastie Hia (2207 — 1766 v. Chr.) gesetzt. [12]) Dies nun ist auch aller anderweitigen Erfahrung gemäß, denn Biere (und weiter sind

10) Bei Henderson S. 283 der deutschen Uebersetzung.

11) Schi-king, deutsch von Rückert. S. 296:

Weither geht man Wasser holen,
Gerstenwein beim Dampf der Kohlen
Zu bereiten aus dem Guß.

12) Mémoires sur les Chinois, T. V, p. 48.

die Getreideweine der Chinesen nichts, nur daß sie sie mit mancherlei Zuthaten von Pflanzen und Früchten, auch mit Trauben, häufig versetzen) sind überall früher Volksgetränk als Wein; sowie alles Branntwein- und Liqueurartige erst auf den Wein folgt, [13]) und auch in China erst seit dem siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung Traubenbranntwein genannt zu werden scheint, der übrigens ein Lieblingsgetränk der gemeinen Chinesen ist, und, von ihnen warm und stark fast wie Weingeist, und so unangenehm er schmecken soll, in großer Quantität getrunken wird. Nur zu einer verhältnißmäßig kleinen Zeit scheint die Weincultur eine eigentliche Blüte in China gehabt zu haben, ihr Frucht- und Branntwein scheint ihnen jederzeit mehr am Herzen gelegen zu haben. Der Erfinder des Reisweins ward zwar von dem Kaiser Yu-te verbannt, weil dieser die traurigen Folgen vorausgesehen hätte, doch aber erhielt sich dies Getränk gegen alle unendliche Male wiederholten Verbote bis auf den heutigen Tag als eine Zierde der chinesischen Tafel. Es paßt zu dem Volke, das von nichts fast als Reis, dieser Wasserpflanze, und von Thee lebt, auch an diesem zwischen Wasser und Branntwein schwebenden, nicht kalt und nicht heiß eingenommenen Getränke mit derselben Hartnäckigkeit zu hangen, wie an jeder alten Satzung und Ordnung. Diese Biere sollen leicht eine sehr üble Wirkung haben, anfangs den Menschen feist machen, dann aber Schwindsucht, Verlust alles Appetits und zuletzt völlige Aushagerung und Tod nach sich ziehen; [14]) es war daher natürlich, daß die väterlichen Kaiser, die sich ihrer Unterthanen wie leibhaftiger Kinder annahmen und in der Reichsgesetzgebung die Diätetik immer eine große Rolle spielen ließen, [15]) diese schädlichen Getränke verboten, und verschiedene Kaiser gingen mit Rath und That voran. Der dritte Kaiser der Dynastie der Mantschu, Yong-Tscheng, wid-

13) Es ist bekannt, daß der Branntwein zuerst aus Wein, dann erst aus Weinhefen und später aus Getreide u. s. w. bereitet ward. Beckmann, Beitr. I, S. 34.

14) Mémoires sur les Chinois, T. VII, p. 35.

15) Ibid. T. II, p. 424.

mete unter seinen zehn Geboten eines diesem Gegenstande, und der große Kanghi sagt in seinen Vorschriften, er habe sich trotz seines Gefallens daran nicht an Wein und Branntwein gewöhnt; bei Gelagen und Festen brächte er ihn blos an seine Lippen, und er könne daher wol von sich rühmen, daß er gar keinen tränke. Weil ferner dieser Wein eine große Menge Getreide aufreibt, was in einem bevölkerten Reiche, dessen Existenz von seinem Kornbau abhängt, nicht gleichgültig sein konnte, so hatten auch möglicherweise von diesem höhern Gesichtspunkte aus die häufigen Verbote ihren guten Grund. Allein der wichtigste Grund lag noch viel tiefer, war noch viel reiflicher erwogen, und da dieser hauptsächlich auf den Traubenwein geht, so müssen wir erst noch einen Augenblick auf die Rebencultur zurückkommen.

Wir haben oben gehört, daß die Trauben in China alt seien; der ebengenannte gelehrte, philosophische, menschenfreundliche Kanghi selbst bezeugt in seinen Bemerkungen über Naturlehre und Geschichte [16]), die Trauben seien aus Westen nach China gekommen, und er rühmt selbst von sich, daß, da sonst nur wenige Gattungen in China existirt hätten, so habe er aus Ha-mi drei neue Sorten kommen lassen, indem er lieber eine neue Frucht in seinem Lande einführen, als hundert Porzellanthürme bauen wolle; er bemerkt dabei, daß diese Reben im Süden entarteten, allein im Norden in steinigem und trockenem Boden gut fortkämen. Die Erfahrungen jedoch, welche die Missionnaire in Peking machten, waren nicht günstig; nicht allein ist der Boden entgegen und das Klima bekanntlich unverhältnißmäßig rauh, sie mögen sich auch sonst ungeschickt dazu angestellt haben. Grade von den südlichen Provinzen aber soll es gewiß sein, daß sie einst viele Weinstöcke gehabt haben, und der Wein, den man in Schan-si, Schen-si, Pe-tsche-ly, Schan-tong, Ho-nan und Hu-kuang zog, hatte die Eigenschaft, sich lange Jahre, in wohlverschlossenen Gefäßen eingegraben,

---

16) Mém. sur les Chin. IV, 471.

zu halten. [17]) Dies zeigt uns aus einer fernern Beobachtung, was wir später vielfach wiederholt finden werden, daß sich das günstigste Terrain mit der Zeit unverträglicher mit der Rebe zeigt, daß diese, ähnlich wie ihr Produkt unter den Menschen, eine jugendliche Kraft des Bodens verlangt, auf dem sie schön gedeihen soll. In den ältern oder mittlern Zeiten von China also wird der Traubenwein in allen Liedern genannt, der vom Flusse Kiang wird besonders gepriesen; man weiß, daß in verschiedenen Perioden Schößlinge aus Samarkand, Persien, Tibet, Kaschgar, Turfu und Ha-mi eingeführt wurden; die Annalen selbst erwähnen ihn deutlich unter der Regierung des Kaisers Wu-ty, Dynastie Han, 140 J. v. Chr. Von da an läßt sich der Gebrauch desselben fast von Regierung zu Regierung verfolgen, und die letzte Dynastie hat seit dem schon genannten Kanghi noch mehre Regenten aufzuweisen, die neue Reben aus ferneren Provinzen eingeführt haben, so daß die Südprovinzen ihre alte Weincultur wiederherzustellen anfangen. Allein meistens scheinen die Trauben in Ha-mi und Schan-si zu Rosinen verbraucht zu werden, und was wir gelegentlich von der Beschaffenheit derselben in Hoai-lai-hien hören, daß ihre Beeren riesenmäßig groß, wie Pflaumen seien, mit dicker Schale, und daß diese Größe nicht sowohl vom Klima, als davon herrühre, daß die Reben auf Brustbeerbäume gepfropft sind, daß sie ferner schon im April, Mai und Juni reif wären [18]), dies Alles scheint uns höchst charakteristisch für eine ausgeartete Cultur und gibt uns möglichst schlechte Begriffe von dem Weine, der dort zu gewinnen sein möchte. So sehr also die Jesuiten uns auch den heutigen Weinbau in China ins Licht zu stellen suchen, so glauben wir daran wenig; im Mittelalter aber muß er desto glänzender gewesen sein. Es wird aber hierüber nur in einem gewissen Dunkel berichtet, aus welchem wenigstens kein bestimmtes Factum zu erbeuten ist. Der Wein, heißt es [19]), sei nur

---

17) Mém. sur les Chin. T. V, p. 481.

18) Ibid. III, p. 498.

19) Ibid. V, p. 482.

allzugut in China fortgekommen; er habe mancherlei Revolutionen veranlaßt. So oft die Regierung Befehl gegeben habe, die Bäume, welche den Saatfeldern hinderlich waren, auszurotten, sei das unnütze Gewächs der Rebe nicht ausgenommen worden, und wenn das Gedächtniß die Berichterstatter nicht trüge, so sei es sogar einige Male ausdrücklich genannt worden. Gewiß ist, daß die Ausrottung des Weinstocks in den meisten Provinzen unter verschiedenen Regierungen so weit getrieben wurde, daß man selbst die Erinnerung daran verloren habe, und dies veranlaßte dann, daß man nachher oft geglaubt hat, die Rebe sei sehr spät erst nach China aus dem Occident gebracht worden. Man hat also immer geschickt den Vorwand vorgeschoben, der Weinstock ziehe vom Getreidebau ab, obgleich doch mit guter Pflege vielleicht auf demselben Raume dieselbe Quantität eines edlern Getränkes hätte erzielt werden können als durch den Reis oder die Gerste, die man da zog, wo man die Rebe vertilgt hatte. Allein man fürchtete augenscheinlich die geistige Wirkung vor jeder andern. In einem so regelrechten Räderwerk, wie der chinesische Staat ist, was konnte da gefährlicher sein, als eine unregelmäßige Bewegung in den Köpfen, die durch den Wein so gar zu leicht hervorgebracht wird! Selbst den Kornwein hat man daher so oft zu machen verboten; als es nichts half, hat man seinen Gebrauch auf Feste, Mahle, Opfer, oder für Gäste und kraftlose Greise eingeschränkt; nicht genug, man hatte bei solchen Gastmahlen selbst den königlichen Prinzen einen eignen Mandarin bestellt, der ihnen auf die Finger sah, daß sie nicht mehr als drei Gläser tranken; noch mehr, man hatte bestimmte Ceremonien vorgeschrieben, weitläufige Gesundheiten und Reverenzen, die vor jedem Glase, das Einer trinkt, hergehen müssen, Weitläufigkeiten, über die nur ein Freigeist, wie die Jesuiten sagen [20]), lachen kann, in denen aber ein Philosoph bewundert, mit welcher Weisheit der Gesetzgeber, und mit welcher Geschicklichkeit er die Unmäßigkeit und die verderbliche Freiheit der Rede sammt aller Unordnung,

---

20) Mém. sur les Chin. T. IX, p. 366.

welche die unzertrennliche Begleiterin derselben ist, aus seinem Volke verbannt habe! Wir haben schon gesehen, welcherlei die Wirkungen des Kornweins in China sind; der weise Kaiser Kanghi klagt, daß der Wein stumpf und dumm mache und die Gedanken verwirre. Wie viel furchtbarer mußten die Wirkungen des Traubenweins sein! Von ihm ist daher wohl die Rede, wenn ein gewisses Buch [21]) aus der Dynastie Tschu den warnungsvollen Aufschluß über die nur allzugegründete Besorgniß der chinesischen Regierungen gibt, daß, wenn unter den Völkern in China damals ein Geist der Rebellion und des Aufruhrs herrschte, wenn sie von ihren alten Tugenden und Grundsätzen ungeheuer verloren hätten, die Ursache davon einzig die Wirkung des Weines sei. Hinweg also mit jener verruchten Keckheit, welche die vom Wein gelöste Zunge verräth, jenem lauten Wesen und dem lästerlichen Vertrauen auf die eigne Kraft, dem Erhöhen der Geister, das dem gelehrten Kaiser einerlei mit Verwirrung scheinen mußte, dem frechen Verletzen der guten alten Anstandsregel, dem muthwilligen Heraustreten aus dem alten guten Gleise! Wie sollte dies Alles, das mit dem Weine unzertrennlich zusammenhing, dem philosophischen Staatshaupte in seiner unbeweglichen Ruhe und Besonnenheit und dem Rath seiner ministeriellen Pedanten nicht höchst staatsgefährlich dünken und bis auf die letzte Spur vertilgungswürdig? Man wundere sich also über die Züge der Enthaltsamkeit, die von den Kaisern erzählt werden! Ihnen lag es ja ob, dem Volke mit gutem Beispiele voranzutreten! Hatte ja ihr Prophet Confucius die Worte der Mäßigkeit hinterlassen: daß grober Reis zur Speise und Wasser zum Trank, und der gekrümmte Arm zum Polster genug sei zum Glück. [22])

So haben es denn auch die Regierungen in China schon in den frühesten Zeiten dahin gebracht, daß der Anstand und die Sittsamkeit überall herrsche. Sie haben den Wein auf festliche Gelegenheiten beschränkt; im „Schi-king“ hört man also beson-

---

21) Mém. sur les Chin. T. IX, p. 114 sq.

22) Werke des Confucius, deutsch von Schott, S. 67.

ders, daß dem Gast die Ehre des Bechers, aber auch ihm mit der bescheidenen Sparsamkeit gegönnt wird, wie sie dem schmuzigen Geiz des Chinesen gemäß ist, der schon darum keine Trinkkunst verstehen konnte, weil ihm die Liberalität, was der Orient die fließende Hand nennt, abgeht. Es heißt in einem Gastliede: [23])

Ein edler Gast ist bei uns eingekehret,
Gerühret ward das Saitenspiel,
So lang es unserm Gast gefiel,
Und mit dem Becher hab' ich ihn geehret. —
Der Saitenklang beständig quoll,
Und immer war der Becher voll,
Und uns zu Ehren hat er ihn geleeret;
Der Wein war leicht und rein und hat ihn nicht beschweret.

Und anderswo:

Am Spieße brät ein Häschen,
Das Blatt vom Kürbis pflücken wir,
Dem Gast ein Gastmahl schmücken wir,
Und schenken ein vom guten Wein ein Gläschen.

Wir haben oben aus andern Quellen gehört, daß den Greisen hauptsächlich der Wein reservirt blieb; hier wird es bestätigt: [24])

Tragt, ihr Geschürzeten, Becher im Kreise,
Wein den gewürzeten trinken die Greise,
Daß sich erneuere ihnen die Frische,
Aber die Euere braucht kein Gemische.

Bei den Festen selbst, wo der Wein gestattet war, brauchte man die Vorsicht, weitere Einschränkungen zu machen. Alle Mahle und Gelage sind einer so strengen Etikette unterworfen, fast wie die, welche der Hof den Gesandten zu geben pflegt; bis auf die Art der Zubereitung und Auftragung der Speisen erstreckt sich das sorgsame Gesetz und beschneidet der Koch- und der Zechkunst die Flügel. Wenn ein Kaiser U-tse seinen Kriegern ein Fest gab, um sie sich zu gewinnen, so durfte doch die steifste Rangordnung in Sitz, Speise und Trank nicht fehlen;

23) Schi-king, S. 164.
24) Ebendas., S. 347.

und vom Kaiser Tsie-sche-hoang wird unter Anderm die Herstellung der alten Einladungen und Feste gerühmt, und wie da jede einzelne Ceremonie ihren gehörigen Gang, Anfang und Ende hatte, daß eine bescheidene und anständige Freude in allen Augen strahlte. Daß dem häuslichen Feste ein Muster gegeben werde, sind öffentliche Feierlichkeiten in allen Städten angeordnet [25]); Mandarine präsidiren dabei, das Gesetz ladet die Gelehrten und die Bürger von Ruf dazu ein; auch hier ist bis ins Kleinste das Ceremoniel vorgeschrieben. Der Hauptzweck dieser Feste ist, das Verdienst hervorzuheben, die Sittsamkeit, den freundschaftlichen, conventionellen Anstand zu wahren, und der Präsident liest in diesem Sinne gewisse Gesetzartikel im Namen des Kaisers vor, in deren Eingang ausdrücklich daran erinnert wird, daß man sich nicht eigentlich wegen des Vergnügens an Speise und Trank versammelt habe, sondern um die Treue gegen den Fürsten aufzufrischen und dergleichen mehr, und darauf haben alle Gesänge und Musikstücke ihren Bezug. Ein einziges Trinklied von freierer Bewegung ist mir im „Schi-king" aufgefallen, wo ich freilich nicht weiß, wie viel Antheil der Uebersetzer, namentlich an der Form hat; sonst ist der Inhalt charakteristisch für die chinesische Poesie überhaupt, die ihrer planen Thatsächlichkeit wegen einen merkwürdigen Contrast gegen alles Orientalische bildet: [26])

Das Wasser das frische,
Das trinken die Fische,
Die Karpfen, die Hechte;
Wir wackeren Knechte
Bei Tische,
Wir trinken das Wasser das echte.

Das Wasser das frische,
Das trinken die Fische,
Die Aale, die Lachse;
Ihr traurigen Dachse
Bei Tische,
So trinket, daß Lust euch erwachse.

---

25) Mémoires etc. T. IV, p. 148.

26) Schi-king, S. 181.

Das Wasser das frische,
Das trinken die Fische,
Die Welse, die Störe;
Wir fröhlichen Chöre
Bei Tische,
Wir trinken, als ob sichs gehöre.

Das Wasser das frische,
Das trinken die Fische,
Die Barben, die Schmerle;
Ihr rührigen Querle
Bei Tische,
Nun schlürfet vom Weine die Perle.

Das Wasser das frische,
Das trinken die Fische,
Die Schleien, Forellen;
Wir freien Gesellen
Bei Tische,
Verschlingen vom Weine die Wellen.

Doch selbst in der höchsten Ekstase behalten die wackern Zecher eine Art von Besinnung, und wenn man etwas einen nüchternen Rausch nennen kann, so scheint dies in folgendem höchst bezeichnungsvollen Liede [27]) vortrefflich ausgedrückt zu sein:

Unsre Gäste werden trunken
Und der Anstand höret auf;
Ihre Augen sprühen Funken,
Und die Zung hat freien Lauf.

Die verschobnen Mützen schwanken,
Hangen nur an einem Haar,
Steife Bein' im Tanze wanken,
Alte Stimmen singen klar.

Da du mir nur Becher leertest,
Bist du schon wie ausgetauscht,
Wenn du nun noch einen kehrtest,
Wärest du wohl gar berauscht.

Zwar ich muß mich deiner schämen,
Weil ich völlig nüchtern bin,
Doch willst du mit heim mich nehmen,
Führe sacht mich immerhin.

---

27) Schi-king, S. 249.

Zwar du führest mich in Pfützen,
Doch mir selber schwankt der Kopf,
Laß auf deinen Arm mich stützen,
Und ich halte dich beim Schopf.

Mit diesem äußersten Punkte des Trinkens will ich schließen. Diese stumpfe Trunkenheit ist so, wie sie ein warmer Kornwein wird hervorbringen können, und paßt zu dem häßlichen Charakter des Chinesen so gut, wie der Zug, der in einem andern Liede vorkommt, indem sich Einer, dessen geladene Gäste nicht zu rechter Zeit kommen, ordentlich froh darauf tröstet, seinen Wein allein zu trinken. Den Werth des Weins zur Geselligkeit kann man ja wohl auch da nicht kennen, wo die Convenienz die Zunge bindet und ein Ceremonientribunal existirt, und wo der Theekessel nicht vom Feuer kommt, der ja auch bei uns nichts fördert als die Strickerei, die üble Nachrede und die Nervenschwäche; und dann ist überall die lüsterne Begierde nach dem physischen Genuß Das, was dem Chinesen seinen Wein wie seine gewürzten Brühen lieb macht, was ihn sogar hier zur nie erhörten Widersetzlichkeit gegen seine Regierung gebracht hat. Wie schrecklich aber ists, diese kindischen und eckigen Reste uralter Gewohnheiten mit den raffinirtesten Bedürfnissen und den verfeinertsten Lebenseinrichtungen auf eine ängstliche Weise verschränkt, die giftigsten und heimlichsten Laster bei diesem Volke im Schwang zu sehen, ohne daß eine Stimme dagegen laut werden könnte, da man mit der ausgesuchtesten Schlauheit, bis an die Grenze des physischen Bedürfnisses hin, den Ausbruch jedes Unmuths und jeder Freude — von Gesetzes wegen verboten hat.



Ueber

deutsches und französisches

Unterrichtswesen.

1834.



Wir gehen bei dem nachfolgenden Aufsatze von der Frage der Verpflanzung des deutschen Unterrichts- und Erziehungswesens nach Frankreich aus und haben dabei vorzugsweise die Vorschläge im Auge, die Herr Cousin dem französischen Cultministerium gemacht hat. Wir sind dabei nicht gesonnen, die Berichte dieses Mannes von dem Gesichtspunkte aus zu betrachten, von welchem derselbe seinen Gegenstand hauptsächlich erforscht, weil von dieser Seite her sein Werk schon in mehren deutschen Blättern zur Sprache gekommen ist und von Männern besprochen ward, die auch berechtigter waren, über die äußere und innere Organisation des deutschen Schulwesens und über die Art der Verpflanzung desselben nach Frankreich, wie sie von Cousin vorgeschlagen wird, zu sprechen. Uns aber schien es, als hätte dieser Gegenstand auch von andern Seiten her, die der französische Reisende übersah, aufgefaßt zu werden verdient, und als hätte von diesen andern Seiten aus jene Frage der Transplantation vielleicht mehr Licht erhalten, sei nun von ihren Grenzen, ihrer Natur oder ihrer Statthaftigkeit überhaupt die Rede. Einen dieser Gesichtspunkte, und einen solchen, der uns und unsern Beschäftigungen der verwandtere ist, und der zugleich der Sache ein hohes Interesse für unser Deutschland selbst abgewinnt, wählen wir uns für diesen Aufsatz und glauben, daß selbst eine noch unbedeutendere Arbeit über eine so große und theure Angelegenheit nicht ganz übersehen werden

dürfte, weil unter den Beiträgen zu dem allgemeinen Schatze der Beförderungsmittel der Humanität auch ein kleines Scherflein — wenn nur echter Münze — nicht verschmäht werden sollte. Vielleicht wird sich nun Mancher wundern, daß wir uns in dem Augenblicke, wo wir selbst grade diese Echtheit der Gabe zur Bedingung machen, mit uns selbst wie im Widerspruche, in dem Nachfolgenden eine Münze von einem, nicht ganz fremden, doch wol etwas abweichenden und ungewohnten Gepräge in dem bezeichneten Fond niederzulegen erbieten. Der Mühe müssen sich also Diejenigen, welchen die Verwaltung jenes Schatzes gleichsam in die Hände gegeben ist, schon unterziehen, die gebotene Gabe insoweit zu untersuchen, ob das Metall wenigstens rein, und welcher Art und welches Werthes es ist; wir wünschten nicht, daß man auf das vielleicht Auffallende der Prägung hin das Geschenk unfreundlich und ungeprüft abwiese, und noch dringender möchten wir fodern, daß Die, welche es analysiren werden, zum mindesten das Lautere von dem Falschen, das Echte von dem Unechten auch wirklich zu unterscheiden wissen.

Doch genug der Bilder, wir wollen zur Sache selbst kommen. In Deutschland wird sich Mancher beim Lesen der Briefe des Herrn Cousin über die Eile und anscheinende Oberflächlichkeit gewundert haben, welche dem ehrenvoll Beauftragten für seine Reise durch Deutschland und seine Nachforschungen vorgeschrieben war. Uns im Besondern fiel es sehr auf, da uns gleichzeitig ein Schriftchen von einem andern Franzosen vorlag (Izarn's „Exposé de l'état actuel de l'instruction publique en France." Paris 1814), welcher sich zu dieser Zeit ebenfalls mit Wärme und Eifer um das Unterrichtswesen kümmerte und zu diesem Zwecke eine ähnliche Reise durch Deutschland, Dänemark und Holland machte, wobei er versichert, denselben Weg der Beobachtung eingeschlagen zu haben, wie ein gewisser Fremder, der in gleicher Absicht in Frankreich reiste und dessen Verfahren von dem des Herrn Cousin sehr absticht.

Ein Fremder kam nach Frankreich — erzählt Izarn — vor bereits sieben Jahren, um sich eine genaue und gründliche Kennt-

niß von diesem Theile unserer gesellschaftlichen Einrichtungen zu verschaffen. In dieser Absicht wandte er sich an die Familienväter der untern Classen und fragte sie über die Erziehung, die sie erhalten hatten, und über die, welche man ihren Kindern gab. Er durchlief ebenso die mittlern Classen und ging zu den höhern über; er wandte sich selbst an eine große Anzahl von öffentlichen und Privatlehrern, und während eines ganzen Jahres, so lange seine Reise in die Hauptstädte des Reichs dauerte, stellte er ungefähr dieselben Fragen an alle Diejenigen, mit denen er in einige Verbindung kommen konnte, indem er überall eine genaue Notiz von ihren Antworten nahm.

Hierneben nimmt sich freilich die größere Leichtfertigkeit des ministeriellen Abgeordneten unvortheilhaft aus, die ihm auch schon öffentlich vorgeworfen worden ist. Allein wir müssen nicht vergessen, daß Herr Cousin einer der genauesten Kenner von Deutschland ist und als solcher leichter beobachten konnte. Wir gestehen, daß, als wir seine für Deutschland so schmeichelhaften und für Frankreich, so Gott will, so fruchtbaren und erfolgreichen Berichte über unsere Schulen lasen, wir nicht anders als den richtigen Takt bewundern konnten, mit dem er die ganze Aufmerksamkeit der Behörde, welcher die große Reform des französischen Unterrichts anvertraut ist, nicht auf das Erreichbare allein, sondern noch mehr auf das wirklich Erreichte, noch mehr auf das Bestehende, als auf das Mögliche richtete, und wie er meisterhaft mit der Gegeneinandersetzung der ganz praktischen, reellen und anwendbaren Einrichtungen und Gesetze der deutschen Schulen und des Pomphaften und Utopischen in dem in Frankreich Herkömmlichen allen Nachtheil, der aus dem Unbestimmten und Imaginairen fließt, grell neben den Vortheil stellte, den eine ganz den Nutzen und das klare Verständniß bezweckende Organisation hervorbringen muß. Es ist ein großes Verdienst, das er sich dadurch erworben hat, daß er dem alten und eingewurzelten Uebel, das in Frankreich verbreitet und weit genug gediehen war, um auch große und kühne Männer von dem Versuche der Abhülfe gänzlich abzuschrecken — daß er, sagen wir, diesem Uebelstande einen geordneten Zustand mit

allen Einzelnheiten entgegenstellte und überall die Einfachheit, die Natürlichkeit, die Zweckmäßigkeit, den Erfolg auf dieser Seite so klar ins Licht setzte, daß selbst ein Verzagter und Kleinmüthiger die großen Schritte zur Verbesserung wagen müßte, welche er vorzeichnete.

Je mehr aber zu wünschen ist, daß die bereits erfolgten oder noch zu erwartenden Umänderungen in dem französischen Unterrichtswesen zu einem frohen Ende führen möchten, um so ersprießlicher würde es gewesen sein, wenn man den großen Gegenstand immer von neuen Seiten beleuchtet und nichts unbeachtet gelassen hätte, was, sollte er auch vorerst noch in weiter Ferne liegen, doch als ein wünschenswerthes Ziel vorsteht. Man hätte auch das Innere neben dem Aeußern berücksichtigen sollen, das Allgemeine, was in Deutschland dem Besondern unterliegt und in Frankreich unterliegen muß; man sollte doch auch das Mögliche neben dem Wirklichen betrachten, das an Einem Orte Förderliche nicht schlechthin für förderlich, das Gute nicht für unverbesserlich nehmen; nicht, um unvorsichtig mit allerhand ausgedehntern Einrichtungen, auf die eine solche vielseitigere Betrachtung vielleicht geleitet hätte, die beabsichtigte Verbesserung und Reform zu übereilen, nicht um mit zu fremdartigen Institutionen die althergebrachten und angewöhnten plötzlich zu verdrängen zum Verdruß der Menschen, sondern um bei den leisen und allmäligen Abänderungen ein höchstes Ziel deutlich und unverrückt im Auge zu behalten, das die neuen Einrichtungen bedingt, durchdringt und concentrirt. Denn alles Werk der Menschen, das nicht innerlich von einer Idee ausgeht, die das Materielle und Aeußerliche erst gestaltet, sondern das mechanisch aus äußern Theilen zusammengesetzt wird, von denen man dem Zufall überläßt, ob sie sich amalgamiren und zu einem gleichartigen lebendigen Ganzen verbinden werden, treibt in sich den Keim der Nichtigkeit und des plötzlichen Verderbens.

Es würde daher leicht von einem großen Werthe gewesen sein, wenn die französische Regierung, indem sie die äußere Organisation der deutschen Schulen zu erforschen suchte, zu

gleicher Zeit deutsche Männer oder auch Franzosen, die sich lange genug unter Deutschen aufgehalten und das Land und seine Sitten genau genug kennen gelernt hätten, um über so schwierige Dinge zu urtheilen, angeregt hätte, in gründlichen Preisschriften — nicht um Lohn des Geldes, sondern der Ehre — zu entwickeln, welch ein innerer Sinn den äußern Einrichtungen im Unterrichts- und Erziehungswesen in Deutschland zu Grunde läge, welche Züge des Nationalcharakters oder welche Eigenthümlichkeiten der menschlichen Natur überhaupt grade diese Form der Schule bei uns hervorbrachten, wie sich diese historisch gestaltete, was an ihrer Gestaltung nationell und unverpflanzlich oder auch andern Völkern angemessen sei. Eine solche Erforschung der letzten Gründe des deutschen Erziehungswesens hätte zu mehrfachen Zwecken hingearbeitet. Man würde unstreitig nicht allein auf eine viel einfachere Weise scheiden gelernt haben, was in unsern Institutionen als Ausfluß des Volkscharakters unübertragbar und mit der französischen Natur unvereinbar ist; man würde auch diese deutschen Einrichtungen selbst genauer zu beurtheilen gelernt, man würde gefunden haben, daß viele feine Nuancen, die oft unbeachtet bleiben, ihre tiefere Bedeutung haben, daß viele scheinbar üble Gebräuche Nothwendigkeiten sind, die nur zum Theil mißbräuchlich ausgeartet sind, und daß mancherlei gepriesene Gewohnheiten in der That eher für Mißbräuche gelten müssen, als was man gemeinhin dafür gelten läßt. Man würde sich überzeugt haben, daß viele der bestehenden Ordnungen mit dem Geiste, von dem sie in ursprünglicher Gestalt ausgingen, in ihrer gegenwärtigen Form im stärksten Widerspruche stehen, und daß nicht Alles, was man in Deutschland gut preist, wirklich das Gute ist; man würde den reinen Grundsatz, der in der Nation wurzelt, gefunden haben, und mit ihm die irrende Anwendung, welche die Individuen davon machen. Es ist nur gar zu häufig, daß der Mensch schlechter ist in der Gewohnheit seines Lebens, als in seinen Maximen; bei Völkern aber ist es immer der Fall, daß ihre ganze Richtung unter der Leitung ihres Instinkts viel besser ist, als die Einsicht der Individuen weiß; daß diese oder

jene unverwüstliche Gewohnheit des Ganzen viel besser ist, als die Verbesserungen, welche die Träger jener Gewohnheit selbst einzuführen meinen. Die Völker lenkt mehr das Gemeingefühl nnd der nähere Impuls des Menschenschicksals, das nicht irrt; der verständig gereifte Einzelne macht seinen Willen und sein Wissen geltend, die nur beide so gar-selten zureichen, die Natur der Welt und der Menschen recht zu erkennen, geschweige mit ihr eingestimmt, sie zu fördern und zu unterstützen. Wollte man also dem Trefflichen und Wahren wirklich nahe rücken, so kam es in der That darauf an, daß man die Richtung, welche die deutsche Nation in der Ordnung ihres Erziehungswesens so unveränderlich einschlug, daß keine Willkür von Cultministerien und Schulräthen, kein Traum der pädagogischen Theoretiker und Methodiker sie davon abbringen konnte, aufs gründlichste erforscht hätte; in ihr mußte man das Princip suchen, von dem die deutsche Erziehung ausgeht; aus diesem Princip sich jede einzelne bestehende Einrichtung nach ihrer Zweckmäßigkeit oder Zweckwidrigkeit, nach ihrer Uebereinstimmung oder ihrem Widerspruch mit dem letzten Grundsatz erklären. Befolgte man diesen Weg auf der andern Seite auch in Erforschung des Wesens und der Bestrebungen der französischen Nation auf diesem Felde, dann war es unvermeidlich, daß man auf ein reines, für Gegenwart und Zukunft lehrreiches Resultat gekommen wäre.

Ob aber damit grade die Ausführung des großen Werkes, das man in Frankreich vorbereitet, leichter geworden wäre oder in ihrem Erfolge gesicherter als so, darüber möchten wir nicht wagen abzuurtheilen. Es scheint sich — traurig genug für unser Geschlecht — so zu treffen, daß die Einsicht und das reifere Nachdenken über unsere menschlichen Zustände immer erst dann sich in den Völkern zeigt, wenn bereits die schönsten und frischesten Kräfte des Körpers oder des Geistes, die nöthig wären, um den aufgefundenen Regeln und Verbesserungen Folge zu geben, geschwunden sind. Wir meinen, wie auch die einzelnen Menschen sich erst im gesetztern Alter über ihr Leben besinnen und sich über die verbrachte Zeit und deren Anwendung Rechenschaft geben, und wie sie dann meist mit dem Bedauern

auf die geschwundene Jugend zurückblicken, daß deren reger Spannkraft die Verbindung mit der Besonnenheit ihres Alters versagt sei, daß die eine verrausche, ehe die andere eintrete, die letzte aber vergebens nachzuholen suche, was nur mit der Hülfe der erstern zu erreichen sei, so pflegen sich auch die Völker gewöhnlich erst dann mit Theorien zu befassen, wenn die praktische Uebung schon gewissermaßen erschöpft ist. Nirgends sind die landwirthschaftlichen Anstalten, Versuche, Verbesserungen, Methoden und Schriften häufiger, als wo der Boden bereits der Productivität zu ermangeln beginnt, in der er sonst auch ohne viel künstliche Pflege dem Landmann wuchernd sein Samenkorn wiedergab; wenn Aristoteles seine Poetik schreibt, wenn Plato seinen ideellen Staat erschafft, wenn Macchiavell seinen Reformgedanken nachhängt, dann ist bereits die dichterische und politische Kraft aus den Nationen so geschwunden, daß nirgends mehr Heil und Hoffnung ist. Und so, fürchten wir denn auch, könnten die Beobachtungen, die man über die Natur des menschlichen Wesens in Bezug auf Erziehung anstellen möchte, selbst in unserer deutschen Nation zu spät kommen, nachdem sich überall das Zeitbedürfniß ungestüm mit allerhand zerstörenden Foderungen in die Schule drängt. Doch dies kann nicht eben abschrecken. Denn fördert auch der Mensch, der in Selbstbetrachtung sein vergangenes Leben mustert, sich selbst nur wenig mehr in Bezug auf praktischen Nutzen, so geht doch, zwar nicht die ganze Masse seiner Erfahrungen und Belehrungen, aber doch ein Theil derselben auf den Sohn oder Schüler über, der ihm nahe steht, und so kann gewiß jede gefundene Wahrheit, wenn sie auch nicht im Augenblick augenscheinlichen Nutzen bringt, doch künftig einmal ihre Früchte tragen und hat übrigens in sich selbst ihren Lohn. Diese oder ähnliche Gedanken bestimmten uns, das Nachfolgende aufzuschreiben, womit wir aber keineswegs das Problem, das wir oben gestellt wissen wollten, zu lösen, sondern nur versuchsweise deutlicher auf den Weg zu leiten meinen, der eingeschlagen werden mußte, wenn diese Aufgabe wirklich gelöst werden sollte.

Wenn man nur einen ganz im Allgemeinen vergleichenden

Blick auf den Gang des Erziehungswesens in Frankreich und Deutschland wirft, so springt die ausserordentliche Abweichung desselben in beiden Ländern sehr deutlich in die Augen, und dunkel fühlt man gleich, welch eine große Kluft den Grundcharakter der zwei Nationen auch hier trennt. Schon in der ältesten Zeit, wo beide Völker politisch und moralisch noch weniger geschieden waren, zeigen sich doch schon in äußern und innern Verhältnissen Ursachen genug, auf die man die spätere Verschiedenheit der beiderseitigen Bildung zurückführen kann. In Frankreich war überall römische Cultur einheimisch geworden; die alten Kaiserschulen gingen zwar unter der Völkerwanderung verloren, allein an vielen Orten, wo deren existirt hatten, traten später christlich-geistliche Schulen hervor, und bei Errichtung von Universitäten nahm man in den romanischen Landen, wie ausdrückliche Beispiele beweisen, auf jene alten Sitze Rücksicht, wenn auch die letzte Spur der frühern Anstalten erloschen war. Solcher Schulen nun gab es in Frankreich eine große Menge, in Deutschland nur wenige an den Grenzen. Hier ward auch ihr Faden, wie in England, ganz unterbrochen; in Gallien aber gab es rhetorische und Rechtsschulen in Clermont, in Bec und in Toul in so frühen Jahrhunderten, daß man fast auf eine ununterbrochene Fortdauer aus der römischen Zeit her schließen möchte. Dadurch, daß das Schulwesen überall in die Hände der Geistlichkeit kam, ward zwar im Anfang des Mittelalters das Erziehungs- und Unterrichtswesen fast in ganz Europa gemeinsam, gleich eng und beschränkt, und früh kam die Entfremdung der Kinder von dem älterlichen Heerde auf, der in ursprünglichen Zeiten der einzige und natürlichste Erziehungsort der Jugend ist. Allein in Deutschland war durch das lange Beharren der Sachsen in ihren frühern Gewohnheiten, durch das Zurückbleiben der Nation überhaupt und ihre Entfernung von römischer Civilisation im Volksgesang eine Art von nationaler Erziehung erhalten, die in Frankreich fast ganz gefehlt zu haben scheint; durch das langsame und allmählige Uebergehen der Völker in die neue Lehre des Christenthums ward dieser verfrühte Austritt aus dem volksthümlichen und patriar-

chalischen Bande zwischen Aeltern und Kindern lange vermieden; die Verspätung der deutschen Cultur im Allgemeinen brachte den Vortheil, daß die Hauszucht und Hauslehre, wie sie nun immer gewesen sein mag, sich so fest einpflanzte, daß die deutsche Erziehung sich niemals aus dem Einfluß des Hauses und der Familie entfernte, und daß auf diese Weise das häusliche Leben nicht so bald hier wie in Frankreich untergraben werden konnte, welches überall die Grundlage jeder liberalen Erziehung sein muß und überall war, wo die Völker sich freier entwickelten; bei den Juden, wo Hausandacht und Gottesverehrung alle Erziehung in sich faßte; in Athen, wo sie der Hausvater leitete und die Familien; in Florenz, wo Verwandte höchstens und die Zunftgenossen influirten. Die Menschen bedurften langehin nichts weiter, als was ihnen eben der Vater geben konnte; alles Andere mußten sie in Klöstern suchen, und je häufiger dies in Frankreich bei der häufiger gebotenen Gelegenheit geschah, desto mehr trug dies zu der frühen Verschiedenheit der Bildung beider Völker bei. Dazu kam die Staats- und Regierungsform in beiden Landen, die in Frankreich sich schnell ebenso fest und straff gestaltete, wie in Deutschland locker und lose, was auf das Schulwesen dort ebenso übel als hier gut einwirkte. Es war ferner von einem großen Einfluß, daß die Universität in Paris, die eine so ungemeine Bedeutung im Mittelalter gewann, nicht wie die italienischen und deutschen hauptsächlich den Charakter einer Rechtsschule trug, sondern mehr einer theologischen Anstalt; die Freiheit der Lehrenden und Lernenden litt dabei unter dem Einschreiten der geistlichen Oberbehörde, welche sich abwechselnd mit den Königen in die Angelegenheiten der Universität mischte, sie ordnete und ihre Privilegien bestimmte. Diese Universität nahm sich übrigens das Regiment der französischen Könige und ihre Herrschsucht und Willkür zum Vorbild, und wie in der politischen Geschichte die Neigung zur absoluten Gewalt in den Fürsten vortritt, so in der des Schulwesens das usurpatorische Streben bald der geistlichen, bald der weltlichen Corporationen der Universität. Von dieser und andern höhern Lehranstalten aus, die nur für Jünglinge bestimmt waren, ver-

breiteten sich nachher auch Schulen für Kinder in das übrige Volk, wie, um Ein Beispiel statt Vieler zu geben, aus den Decreten des Lateranconcils von 1179 hervorgeht. Dies, sowie das Emporkommen der Collegien, welche bald alle Erziehung an sich rissen, hatte die freiste Gestaltung des öffentlichen Unterrichts zur Folge, die Frankreich, im Verhältniß zu den Zeiten geredet, vielleicht je hatte; man dehnte die Erziehung in den Collegien auf Knaben und Jünglinge aus, auf moralische und intellectuelle Bildung, man riß sie von der Universität los und errichtete solche Anstalten in vielen Städten; die Mannigfaltigkeit der Tendenzen und der eingeschlagenen Wege, die Rivalität zwischen den Mönchsorden und den weltlichen Collegien der Privaten oder Gemeinden, die strengere Disciplin, die größere Unabhängigkeit von den Königen, Alles trug zur Vervollkommnung bei. Allein es folgte aus dieser Freiheit ein doppelter und großer Nachtheil. Dadurch, daß der Unterricht auf der einen Seite die Sache von Privatunternehmern solcher Collegien geworden war, verlor der Staat allmälig alle Autorität und allen Einfluß auf denselben; kein nationales Bedürfniß und kein allgemeines Ziel ward ins Auge gefaßt, Zügellosigkeit, Sittenverderbniß und Unwissenheit nahm überhand, und Verachtung folgte. Auf der andern Seite aber fehlten jene allgemeineren Zwecke und jene Abhängigkeit vom Staate auch in den Collegien der geistlichen Corporationen. Die Dominicaner zuerst brachten ihr Ansehn zu einer ungemeinen Höhe; später geriethen die Anstalten in die Hände der Jesuiten, die sich schlau dem herrschenden Drang nach Wissen zu accomodiren wußten, sie gründeten zahllose neue Collegien und bewirkten, daß factisch die religiösen Orden den ganzen Unterricht in Besitz nahmen, daß derselbe in keinerlei Uebereinstimmung mit den Institutionen des Staats, sondern nur mit denen der Congregationen war, daß der Staat fortwährend alles Einflusses beraubt blieb, wie z. B. nach dem unvollkommenen Reformversuch Heinrich IV. im Jahr 1598 („**Recueil des lois et règlemens concernant l'instruction publique depuis 1596, jusqu'à ce jour.**" Thl. I.) während eines ganzen Jahrhunderts von Regierungswegen nichts geschah

und nur dem Gebrauch überlassen wurde, was er etwa Neues einführen möchte (Rollin, „Traité des études"). Man kann das Gute, was die Jesuiten eben durch ihren Unterricht hervorgebracht und durch die Gelehrten, welche sie bildeten, anerkennen, muß aber darum doch der Herrschaft dieser Congregation den völligen Ruin der französischen Nationalbildung hauptsächlich zuschreiben. Es ist nicht genug überdacht worden und ist auch nicht leicht zu überdenken, welch einen ungeheuern Schaden es brachte, daß einmal durch die Uebung einer formellen und leeren Andacht in ihren Schulen alle großen Begriffe von Religion zu Grunde gingen, und dann durch die Uebung eines barbarischen Lateins und des mechanischen Theils der Sprachen aller Sinn für die echte Classicität. Dies hatte die unausbleibliche Folge, daß alle Häuslichkeit, Einfalt, Frömmigkeit und schlichte Sitte hinschwand — ein nie wieder zu ersetzender Verlust! — und daß hier die Perrault und Locke gehört wurden, welche die classischen Studien verhöhnten und verwarfen. So fanden alsdann die phantastischsten Methodiker und pädagogischen Grillenfänger breite Bahn, ihre Systeme feilzutragen, die nur auf der Verdorbenheit des häuslichen Lebens und auf den Mangel aller wahren, am Quell griechischer Einfachheit und Natur geschöpften, menschlichen Bildung erwachsen konnten, und die doch durch Geist so vorstachen, aber auch durch Wunderlichkeit so abschreckten, daß man nachher fast alle Stimmen über das Unterrichtswesen zu überhören und unbeachtet zu lassen gewohnt ward; und als endlich in der Revolution und Restauration (wovon gleich hernach mehr) die Regierungsbehörden wieder einschritten, geschah dies theils so unbeholfen und chimärisch, theils so unschlüssig und engherzig, und war zugleich von einer solchen Flut zwar nicht mehr so sonderbarer, aber meist so leichter und windiger Schriften Befugter und Unbefugter begleitet, daß der alten Geringachtung, ja fast der Verzweiflung an der ganzen Erziehungssache neuer Grund gegeben ward. Bzarn, in dem angeführten Schriftchen, sagt S. 4:

Quand j'ai voulu connaître l'histoire de cette partie de nos institutions sociales, qui a pour objet l'instruction de la

jeunesse, et que je me suis livré à une étude approfondie de la marche qu'elle avait tenue, depuis son origine jusqu'aux temps où nous sommes, combien de fois n'ai-je pas été surpris de voir une nation si éclairée se tenir si longtemps dans une fausse route. Mais lorsque j'en suis venu à la lecture de tant de bons ouvrages publiés sur cet objet depuis le commencement du siècle précédent, avec quels pénibles regrets n'ai-je pas reconnu, combien les temps et l'habitude ajoutent de forces à l'erreur, et rendent tout amendement difficile. Je ne crois pas qu'il y ait une partie de nos institutions dont on ait mieux fait sentir les vices et pour laquelle on ait proposé des moyens plus roisonnables d'amélioration, et pourtant elle demeurait toujours la même; que dis-je, elle empirait encore, et on laissait faire.

Allein wir haben den vortheilhaften Begriff von jenen "guten Werken", von jenen vorgeschlagenen, "verständigen Mitteln" nicht; wir erkennen in solchen Schriften, wie die bekannte von L. René de Caraduc de la Chalotais („Essay sur l'éducation nationale"), die leicht eine der besten ist, nur den guten Willen als das Beachtenswertheste an, und wir zweifeln, ob das nicht selbst in den neuern Schriftstellern, in Izarn, in Guizot, in unserm Cousin selbst das Beachtenswertheste geblieben ist. Der Letztere täuscht sich offenbar am wenigsten über seine Nation; wie sehr aber leuchtet jene den Franzosen so schädliche und so oft vorgeworfene Nationaleitelkeit aus den angeführten Worten des Izarn, und wenn die Leser nachsehen wollen, wie er sich an eben jenem Orte die Ursachen von der Vernachlässigung der Schriften über Erziehung deutlich zu machen sucht, so werden sie finden, daß er sich dort wieder durch dieselbe Eingenommenheit zu einem Schlusse verleiten läßt, welcher der Wahrheit ungefähr direct entgegen ist.

Die Geschichte vielleicht keines Landes hängt so sehr mit der Regentengeschichte zusammen wie die von Frankreich; in ähnlicher Weise bietet eine ausführliche Geschichte der pariser Universität, wie die von Duboullai (Bulaeus, "Hist. univ. Paris."), überall Gelegenheit, die Geschichte des ganzen französischen Schul-

ınd Unterrichtswesens anzuknüpfen. Der Unterricht war und
lieb in den Händen von Corporationen, welche zugleich meist
ie Hauserziehung ersetzten, und die mit der Universität bald
n feindlicher, bald in freundlicher, in näherer oder entfernterer
Beziehung standen. Diese Körperschaften unter sich gehen über
on weltlichen zu geistlichen, von geistlichen wieder zu welt-
ichen, nach jeseitiger Entfernung in einem einzigen großen
yklus. Erst die Universität von Paris mit ihren großen Privi-
gien unter Philipp August, deren Körper wesentlich weltlich
ar; seit 1229, wo aus besondern Umständen die Vorlesungen
n der Universität ausgesetzt waren, ergriffen die Dominicaner
ie Gelegenheit, sich emporzubringen, was ihnen auch nach
nem langen Kampf von 1243 — 57 gelang, wo sie das Recht
hielten, Lehrer in ihren eignen Klöstern anzustellen, welche
ls Glieder der Universität gelten und deren Decrete denen der
niversität gleich gehalten werden sollten. Dazu die Sorbonne
it ihrem großen Einfluß auf Universität, Volk und Regierung;
ann die Jesuiten mit ihrem eminenten Ansehen, nach denen
an sich noch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zu-
icksehnte, wie später zwischen 1762 — 89 nach den Benedic-
nern; endlich die allmächtige Universität von Frankreich, die
chöpfung Bonaparte's. Ueberall tritt hier wie in der gesamm-
n innern und äußern Geschichte von Frankreich der Eine
ug hervor, nach welchem man hier alle Volksangelegenheiten
n Oben herab durch Willkür von Einzelnen oder von Körper-
haften zu leiten strebte.

Vergleicht man nun dies Concentrationswesen mit dem Zu-
ınd des deutschen Unterrichts und der Schule, die völlig auf
eiheit und Unabhängigkeit von Universitäten und Akademien
ruht, so wird man leicht einsehen, wie die Formen unsers
chulwesens gar zu eng mit der Natur des Volks zusammen-
ngen, und daß die Frage von der Verpflanzung desselben
mer schwieriger wird, je tiefer man in die Sache eindringt.
ankreich hat Schulen, Universitäten, Akademien, Lehrstühle
: Sprachen und Alles von seinen Königen und Geistlichen
alten, in Deutschland schuf sich das Volk Alles und riß Alles

an sich, und man kann in den äußerlichsten Dingen zeigen, wie Das, was in Frankreich immer eine Erscheinung oder ein Werkzeug in den obern Sphären blieb, in Deutschland seinen Hauptflor in den untern hatte, wie z. B. die Landsmannschaften bei uns fast überall nur in den Corps der Studirenden dauerten, und die Cassation eine Waffe in der Hand der Schüler ward. Nie vergiftete die Pest mönchischer Erziehungsanstalten Deutschland in dem Maße, und man hat nie einer Congregation, die an den Staat nicht gefesselt war, die sich und ihre Institutionen über das Vaterland und die Gesetze stellte, und die ein fremdes Haupt anerkannte, den Unterricht preisgegeben. Deutschland ward durch die republikanischen Regungen in der Schweiz, den Städten und in Holland zu dem eigentlichen Bürgervolk der neuen Zeiten; das Treiben der Handwerker und Gewerbsleute in Deutschland, das sich so frei, so strebend, so poetisch gestaltete, vermittelte nachher den wohlthätigen Eingang der Reformation, durch welche Aufklärung, gesunder Verstand und Geistesfreiheit, Tiefe und Ernst erst recht zum bleibenden Eigenthum der Nation ward, bis in den Bürger- und Bauernstand herunter. Schon vor der Reformation rangen sich die Niederländer von dem geistlichen Zwang zu freiern Schulanstalten los, welche von Deventer aus eigentlich auf Deutschland übergingen. Es traten jene merkwürdigen Männer vor und in der Reformation auf, die das Geschlecht von dem alten Dunkel erlösten. Unser besseres und uns eigenthümliches Schulwesen begann erst von da, wo die Antipapisten den alten Unfug zerstörten, als die Bibel Volksbuch ward, als Luther seine Katechismen schrieb, als Melanchthon neue Schulbücher schrieb und Humanisten bildete, als Johannes Sturm seine Schulen errichtete und den Unterricht umschuf, als Trotzendorf die alten Gegenstände der Rhetorik, Ethik, Dialektik und Philosophie aus der Schule verbannte. Wir fürchten, nur mit großer Vorsicht und nur mit genauer Kenntniß und Erwägung der Neigungen der französischen Nation möchten auch nur einzelne Theile einer Organisation, die ganz und in allen ihren Theilen auf dem Protestantismus ruht und auch nur in den protestanti-

Ländern Deutschlands mit Erfolg besteht, die ganz sich gründet
auf das fromm verständige Wesen des deutschen Mittelstandes,
in ein Land zu übertragen sein, das zwar an den ersten Re-
gungen jenes Geistes einigen Antheil nahm, aber von Aquaviva
und der pädagogischen Thätigkeit seiner Genossen in eine ganz
entgegengesetzte Richtung zurückgeworfen ward; in ein Land,
wo das scholastische Treiben und die Mathematik Mittelpunkte
der Pädagogik wurden, was alles Gemüth und alle menschliche
Empfindung um so mehr beengen mußte, als sklavisches Be-
wachtsein, mönchischer Zwang und Mangel an aller echten Auf-
lärung hinzutrat. Es war daher natürlich, daß, während in
Deutschland der edle Spener mit seinen Verbesserungen im Re-
ligionsunterricht auf guten Boden traf, während Hermann
Franke's und Aehnlicher Wirken voll Erfolg blühte, die ähnliche
Erscheinung eines Fénélon in Frankreich wie ein Spott aus-
ah; stand es auch damals herzlich schlecht mit unsern Schulen,
o stand es doch um die Erziehung des Herzens gut, die haus-
väterliche Zucht war groß, die Hausandacht war noch nicht
verbannt und hatte noch Sinn und Bedeutung. Es war natür-
ich, daß in Deutschland die Basedow und die frühern und
pätern Theoretiker meteorisch vorübergingen und hinschwanden,
nehr verlacht als beachtet, während sie in Frankreich, aus-
gearteter in ihren Hirngespinnsten, größeres Aufsehen machten.
Es war natürlich, daß endlich unter der letzten glänzenden
Epoche unserer Literatur, unter dem herrlichen Aufschwung
er Geister, unter der Einführung griechischer Cultur in leben-
voller Gestaltung, sich in Deutschland das Schulwesen völlig
uf seine Höhe hob, still, gleichförmig, von unten gepflegt;
während in Frankreich die lautesten und ungeheuersten An-
rengungen der Schreiber und der Regierungen immer zu kei-
em Ziele führten und nur die üble Lage der Sache heller ins
icht setzten.

Wir können nämlich unter der Gährung der Revolution ähn-
che Erscheinungen beobachten in Hinsicht auf das Unterrichts-
wesen wie im Politischen. Man griff mit einer unbändigen
eidenschaft die alten Institute an, entwarf Riesenpläne, un-

geheuer frei und schrankenlos, was die äußere Organisation betrifft, und ungemein eng, wo es auf das Wesentliche ankam. Man hatte sich im 18. Jahrhundert erst die Jesuiten zurückgewünscht, seit 1762 fing man an sie zu verachten und suchte die Doctrinairs wieder; nach 1790 lehnte man sich gegen alle diese feststehenden und unbeweglichen Körperschaften auf und verlangte volle Freiheit des Unterrichts. Die assemblée constituante erließ am 3. und 14. September 1791 das Gesetz, das einen großen und gemeinsamen Nationalunterricht schaffen sollte. Dies blieben natürlich nur Worte und Projecte. „In der Revolution", sagt Guizot („Essai sur l'histoire et l'état actuel de l'instruction publique en France." Paris 1816), „schien es, als ob die Menschen den wahren Typus des Universums aufgefunden hätten und darnach die wirkliche Welt ordnen wollten, welche bis dahin das Werk einer blinden Gewalt gewesen sei, und jetzt durch Vernunft geregelt werden sollte. Heiliges und Weltliches griff man gleich zerstörend an. Die moralische Bildung kümmerte diese großartigen Planmacher nicht; nur die Verbreitung aller Art von Wissenschaft unter allen Ständen und Altern setzte man in eine Verbindung mit der Verbreitung des Freiheitssinnes, denn die Forderung nach Erweiterung solider Kenntnisse hatte sich schon früher in ganz Europa in der allgemeinen geistigen Revolution geltend gemacht; das Interesse der Gesellschaft und der Individuen kam wenig in Frage, es ging Alles auf das Phantom der Wissenschaft hinaus, die verherrlicht werden sollte. Vorschläge und Berichte in diesem Geiste wurden den constituirenden und gesetzgebenden Versammlungen vorgelegt; sie blieben ohne Ausführung." Hier schon fragt Guizot, was man auch jetzt freilich wieder fragen möchte: woher so viele Lehrer für einen solchen Unterricht? woher unter den Schülern die Vorbereitung, solchen Unterricht zu empfangen? Die Menschen fehlten, die man nicht durch Decrete schaffen konnte. Ein Jahrhundert wäre nöthig gewesen voll Ruhe, um diese Systeme durchzuführen; denn überall ist der Unterricht nicht das Werk der Gesetze, der Decrete, des Einzelwillens gewesen, sondern das langsame Werk der Zeiten und Völker. Mit diesem chimärischen Entwurf einer

gemeinsamen, unentgeltlichen Nationalerziehung für Jung und Alt ahmte man also auch hier, wie sonst, das Alterthum irre gehend nach, und ohne sich Rechenschaft von dem Verkehrten zu geben, das darin läge, sowie man jeden Augenblick Anordnungen traf, die von gänzlicher Verkennung aller menschlichen Natur zeugen, wie z. B. als man die strenge Schuldisciplin, ohne die nie eine Schule bestehen kann, in jenen Zeiten verbannte; als in einem Rapport über das Unterrichtswesen an die gesetzgebende Versammlung geäußert war, es müsse sogar der Gehorsam des Soldaten gegen die Vorschriften seiner Disciplin in nichts verschieden sein von dem des Bürgers gegen das Gesetz, und die Vernunft und Vaterlandsliebe müßten ihm eher Befehle ertheilen als die Gewalt und die Furcht vor der Strafe. Von dieser Zeit an fehlt in Frankreichs Schulen die nöthige Subordination. 1793 decretirte der Convent den Verkauf aller Güter der Collegien und unterdrückte endlich diese Anstalten selbst sowie die Facultäten, und gab den Unterricht völlig frei. Von da an stritt man sich, besonders in der Restauration, in einer Unzahl von Schriften für diese völlige Unabhängigkeit, oder für den Einfluß der Staatsgewalt auf den Unterricht. 1795 errichtete man die Centralschulen, weil unter der Vernichtung der Collegien die Zügellosigkeit gar zu fühlbar ward. In jeder Hauptstadt der Departements sollte eine große Schule errichtet werden. Man setzte aber Professoren dahin, welche die höchsten Zweige der Wissenschaften lehrten, für die es ganz an Vorbereitungsschulen fehlte; diese Lehrer mußten sich also zu einem Elementarunterricht herablassen, mit dem weder die innere Ordnung dieser Schulen, noch die Natur ihrer Unterrichtsgegenstände zusammenstimmte. So blieben auch diese Schulen Versuche. Es wurden Decrete zu Primairschulen erlassen, allein gleichfalls ohne Erfolg. Nur der Specialunterricht blieb unangetastet, und es zeigt sich der Genius der französischen Nation darin, daß, während der Verfall aller niedern Schulen beharrlich fordauerte, die verschiedenen medicinischen, ökonomischen, polytechnischen Anstalten, die physikalischen und exacten Wissenschaften gediehen. Diese Richtung ist in Frankreich durchaus

entschieden. Die Nation knüpft Alles und bezieht Alles auf das praktische Leben, der Staat selbst begünstigte die Einmischung von allerhand wunderlichen und heterogenen Begriffen, und so jagt man dort auf der einen Seite imaginairen und geträumten Phantomen nach und schließt sich auf der andern zu eng der gemeinen Praxis an. Was mag sich doch der Gesetzgeber dabei gedacht haben, der noch 1821 in einer Ordonnanz vom 27. Febr. sagen konnte: „**Les bases de l'éducation des collèges sont la religion, la monarchie, la légitimité et la charte**"!! Das Decret vom 21. Oct. 1793 schreibt vor, in den ersten Schulen des Elementarunterrichts sollen die Kinder ihre erste physische, moralische und intellectuelle Erziehung erhalten; sie sollen sprechen, lesen, schreiben und etwas französische Geographie lernen; dann „**on leur donne les premières notions des objets naturels, qui les environnent, et de l'action naturelle des élémens. Ils s'exercent à l'usage des nombres, du compas, du niveau, des poids et mesures, du levier, de la poulie et de la mesure du tems.**" Etwas allgemeiner lautet das Decret vom 18. Nov. 1794; nach einem andern vom 15. Nov. 1811 soll der Elementarunterricht wieder gar nicht über Lesen, Schreiben und Rechnen hinausgehen. Ein Seitenstück zu dem Decrete von 1821 gibt ein anderes vom 29. frimaire an 2 (19. Dec. 1793) ab: „**La convention nationale charge son comité d'instruction de lui présenter les livres élémentaires des connaissances absolument nécessaires pour former les citoyens, et déclare que les premiers de ces livres sont les droits de l'homme, la constitution, le tableau des actions héroïques ou vertueuses.**" So schreibt das Gesetz über die Organisation des öffentlichen Unterrichts vom 3. brumaire an 4 (25. Oct. 1795) aus dem Nationalconvent vor: die Primairschulen sollen lesen, schreiben, rechnen und die Elemente der republikanischen Moral lehren („**Recueil des lois etc.**" Thl. I. S. 45). Die Gegenstände der Centralschulen von 1795 sind für die Knaben von 12 Jahren Zeichnen, Naturgeschichte, alte und neue Sprachen; für die von 14 Jahren Mathematik, Naturphilosophie, praktische Chemie; für die von 16 Jahren allgemeine Grammatik, schöne Künste, Geschichte

und Gesetzgebung. Ganz der Richtung auf die exacten Wissenschaften folgte auch Buonaparte, als er sich in die Arbeiten seiner Commission für die Schulreform mischte.

Il dicta, sagt Guizot (a. a. O. S. 54) sur-le-champ un projet de décret different, ou se retrouvait, à chaque article, l'empreinte de cet esprit incohérent et gigantesque, dans lequel fermentaient incessamment une multitude d'idées bizarres, qu'il prenait pour des inventions sublimes, et dont il voulait faire la loi du monde. On y lisait, p. e., qu'il n'y aurait que 8 professeurs dans chaque lycée, savoir 4 professeurs de latin, et 4 de mathématiques; que l'un des professeurs de methématiques enseignerait la composition et la décomposition des métaux dans leurs rapports avec la société, ce qui semblait dire, qu'il enseignerait la pierre philosophale etc.

Als nach der Verständigung des Consuls mit seiner Commission das Gesetz vom **11. floréal an 10** („**Recueil**" Thl. **II**, S. 43 fg.) erschien, nach welchem der Unterricht in Primairschulen, die von den Gemeinden errichtet werden sollten, in Secondairschulen, die von den Gemeinden und Privaten, in Lyceen und Specialschulen, welche von dem Staate unterhalten wurden, ertheilt werden sollte, kehrte man in vielen Stücken in Gegenstand und Form des Unterrichts zu den alten Einrichtungen zurück; für die königlichen Collegien wurden als Hauptgegenstände alte Sprachen, Rhetorik, Logik, Moral, Elemente der mathematischen und physikalischen Wissenschaften vorgeschrieben. Die Primairschulen blieben auch damals ebenso vernachlässigt und das Gesetz darüber ebenso unausgeführt, wie vorher unter dem Convent; nichts ward erreicht, als daß doch endlich einmal wieder die Leitung des Unterrichts an die Staatsgewalt kam. Und doch, auch jetzt litten die königlichen Lyceen wieder von dem Corps der Geistlichkeit; es entschlüpfte dem Staate gleichsam wieder seine Autorität; jene riß Vortheile an sich, die Napoleon selbst gesucht hatte. Dieser hatte die neuen Schul-Einrichtungen benutzen wollen, um sich Creaturen zu schaffen; auf Staatskosten sollte eine Anzahl von Pensionnairen in den Lyceen erzogen werden, die man aus den Söhnen

der ums Vaterland Wohlverdienten wählen wollte. Als nachher die Lyceen wegen der Sittenlosigkeit ihrer Zöglinge verrufen wurden, litten sie erst unter der Concurrenz der Pensionslehrer, besonders aber unter den kleinen Seminarien. Seit 1802 waren nämlich die Bischöfe autorisirt, Seminarien für Leute zu errichten, die sich dem geistlichen Stande widmen wollten. Allein nach der Revolution fanden sich wenige, die dazu Lust zeigten; die Priester fanden also für nöthig, die Erziehung der künftigen Geistlichen von Anfang an zu übernehmen; sie gründeten also kleine Seminarien, Collegien oder Pensionnate für den Secondairunterricht, für Kinder, zu welchem Stande sie auch sich bilden wollten. Der billige Pensionspreis, die muthmaßlich bessere Sorge für Religion und Moral schafften den Seminarien Zulauf, die auf diese Weise Vieles für unentgeltliche Erziehung junger Geistlichen aufwenden konnten. Indessen ging nachher die Universität in Frankreich wieder strenge von dem Princip aus, daß die Unterrichtspflege Staatssache sei; und die kleinen Seminarien wurden der Universität übergeben, die aber ihre Autorität mit Schonung übte. Wieder blieb aber, auch nach Errichtung der Universität, das Alterthum, die moralischen Wissenschaften, besonders Geschichte, und die Literatur und Sprachen fremder Völker theils unvollständig, theils ausgeschlossen; die schlechten finanziellen Anordnungen erregten dieser neuen Anstalt große Gegner, und es ward ein neuer Stoff zum Streit für und wider die Verwaltung des Unterrichts durch Geistliche oder Weltliche. („De l'instruction publique et de l'université de France." Paris 1814.) Es blieb so ein Widerspruch in den Foderungen der Parteien, zwischen dem erstrebten Neuen und dem bestehenden und eingewurzelten Alten, und noch Izarn bedauerte das Drängen der Plane und die wechselnden Verordnungen, deren eine die andere zerstörte, ohne doch ihrerseits durchzudringen, und er meinte, die Nation wolle in dieser Hinsicht weder das Alte noch das Neue, worin uns mehr Wahrheit zu liegen scheint, als der Schreiber vielleicht selbst wußte. An zwei Stellen trifft er die Ursachen des schwankenden und schwer festzustellenden Zustandes, wenn er die Leichtfertig-

keit der Franzosen und ihre unbegreifliche Indifferenz für ihre eignen Institutionen und die steten Declamationen über diese Materie erwähnt, die von der tiefsten und allgemeinsten Unkunde in der Sache zeugen, und wenn er dann die Bemerkung macht, daß die Nation groß ward ohne Unterricht. Völker, die durchaus nach einer andern Größe als der durch Wissenschaft und Geist ringen, scheinen weniger um innere Angelegenheiten dieser Art bekümmert zu sein; so sorgte auch Rom nie für eine Abhängigkeit des Unterrichts vom Staate; auch dort war die praktische Richtung so vorherrschend, daß ein Quintilian schon bei der frühesten Erziehung die künftige Bestimmung des Knaben zu berücksichtigen lehrte. Dieser praktische Sinn dominirt in allen vorgerückten Nationen und greift zusammen mit dem Geist der Nationalität. In England erzieht man die Jugend nicht zu guten, natürlichen, vorurtheilsfreien Menschen, sondern das höchste Ziel, das man dem Schüler steckt, ist das Benehmen und die Kenntnisse, oder auch nur der Schein der Kenntnisse, die einen Gentleman machen; in diesem Begriffe preßt man, aus Urzeiten her, wo man zwischen Politik und Moral noch nicht schied, Das, was für sittliche und bürgerliche Tugend in England gilt, zusammen. An die Stelle von etwas Aehnlichem setzen in Frankreich heute die Parteien wol Verschiedenes; indessen wollen Alle eher Franzosen bilden als Menschen. Die Franzosen sind ganz Nation und Staat, wo wir Menschen und Welt sind. In Deutschland genügt es hier und da noch den Vernünftigen, ihre Kinder zu Menschen gebildet zu sehen; doch regt sich auch hier schon mit einer gefährlichen Macht die Anfechtung gegen die alte gute Sitte: der Eine fodert mit Ungestüm Sorge für physische Erziehung, die jeder Vater viel besser geben kann, als die Schule; dem Reichen wird die Hauserziehung zur Last, er sucht Pensionnate und Institute und stößt sein Kind in die Fremde; ein Anderer will deutsche Sprache, die Nibelungen und Otfried's Evangelienharmonie, um Deutsche zu erziehen; und wieder Einer, der seinem Säugling schon in der Wiege eine Bestimmung gibt, lehrt ihn mit der Muttermilch zwei, drei Sprachen und vergiftet ihm alle tiefere Freude

am Leben, indem er ihm den behaglichen Sinn für Eine Heimat nimmt.

Versuchen wir im Folgenden, dieser nationellen Richtung im französischen Erziehungswesen die weltbürgerliche der deutschen gegenüberzustellen, um auf einer noch höhern Stufe den Gegensatz recht deutlich kennen zu lernen.

Die Erziehung der Völker ist im frühesten Anfang ganz Eins mit dem Leben selbst; sie wird später national, d. h. die spätern Zeiten nehmen aus den frühern die Elemente ihrer Bildung und leben in der Erziehung der jüngern Generation gleichsam die Geschichte des Volks nach; bei einzelnen Völkern, aber nur ganz wenigen, ging sie noch weiter und faßte, entweder vorwärts oder rückwärts schauend, die ganze Menschheit ins Auge und bildete sich an ihr und für sie weiter aus. Diese Sätze sind an wenigen Beispielen ganz evident zu machen.

Die Schule, der kleine Staat der Kinder, bildet in China den Staat der Erwachsenen aufs treueste ab. Getrennte Adels- und Volksschulen zeigen die herrschende Rangordnung und das Vorragen einer Gelehrtenklasse; der Unterricht selbst, pedantisch, verfrüht, beschränkt, pure Gedächtnißsache, erklärt einfach den Charakter der ganzen chinesischen Bildung, oder diese ihn. In Indien ist derselbe Fall mit dem schmalen Volksunterricht und dem geheimen und heiligen der Braminen; in Aegypten erscheint die ungefähr gleiche Geltung des weltlichen und geistlichen Adels in den Priestercollegien für die wissenschaftliche Kastenbildung des Adels und der Priester zugleich. Im alten Persien, das den Wissenschaften fremd blieb, ist eine gemeinsame, auf das Moralische und Physische blos abzweckende Stammerziehung; und alle patriarchalischen Staaten alter und neuer Zeit, sowie alle patriarchalischen Anfänge der Völker gehören hierher. Hier also bringt die Schule den Staat, der Staat die Schule nicht weiter; Eins spiegelt das Andere ab.

Die nationale Erziehung ist die deutlichste, gewöhnlichste, bei allen Völkern, die eine reifere Entwickelung hatten, gleicherweise vortretende. Die Erziehung der Juden repräsentirte das Stamm- und Familienmäßige des ganzen Staatsorganismus, sie grün-

dete sich auf Häuslichkeit; der Unterricht, so weit er da war, war ein historisch-nationaler. Wie die Propheten das Volk erinnerten an Gottes Wohlthaten, an die man die glänzendsten Punkte der alten Volksgeschichte knüpfte, so lehrte der Vater den Sohn in der Hausandacht den Gott kennen, der ein nationaler, ein historischer Gott war; alle Ermahnungen der Propheten erinnerten an die glückliche Vergangenheit des israelitischen Volkes, die dieser Gott geschenkt; alle Drohungen an die gefährdete Gegenwart, die dieser Gott herbeigeführt. Das Land, das der Jude bewohnt, und der Regen, der es befruchtet, ist nur unter der Bedingung gegeben, daß das Volk ihm treu bleibe, und das Gesetz befiehlt den Vätern: „Lehrt diese Worte eure Kinder, daß du davon redest, wenn du in deinem Hause sitzest, oder auf dem Wege gehest, wann du dich niederlegst und wann du aufstehst.“ Die berühmte Volkszucht der Spartaner könnte man fast eher in jene erste Reihe stellen, nur daß sie doch mit der Zeit einige passende Elemente aus der poetischen und musikalischen Bildung Griechenlands in sich aufnahm. Es ist ein streng historischer Gang in der athenischen Erziehung, wie sie in Plato's „Protagoras“ geschildert wird; wo erst das Kind von Mutter und Vater, von Wärter und Amme Anschauungen und Begriffe erhält, dann Lesen und die epischen Dichter verstehen lernt, dann die lyrischen, dann durch Gymnastik zum äußern Staatsdienst vorbereitet, endlich von dem Staate selbst die Gesetze zu beobachten gelehrt wird. So hängen die meisten Staaten des jetzigen Europas an den Formen und den Unterrichtsgegenständen, die ihre Vorzeit, das Mittelalter, sie gelehrt; wenige schüttelten sie in etwas ab.

Diesen zweiten Weg gingen auch jene Nationen, die wir als die erwählten bezeichneten, welche gleichsam die Menschheit zu vertreten bestimmt waren; allein sie rissen sich von der Nationalität zur Zeit ihrer politischen Gesunkenheit und ihrer geistigen Reife los und setzten sich ein größeres Ziel. Zuerst trat unter den Juden Jesus Christus auf; frei von allen nationalen Rücksichten und Vorurtheilen, schied er für alle Zukunft das geistige Reich von dem irdischen und veränderte durch seine Lehren von

Bruderliebe und Menschenwerth die ganze Ordnung des Lebens: diese seine Lehren sind ewig, sind für die Dauer des Menschengeschlechts. Die Juden also wirkten durch diesen Einen Lehrer auf alle folgenden Jahrhunderte, auf den ganzen gebildetern Theil der Menschheit. Vorgearbeitet hatten der Ausbreitung dieser Lehren Sokrates und seine Schüler. Er trat in einer ähnlichen Zeit des Sinkens nationaler Kraft gegen die nationale Erziehung auf, gegen den Dichter, der für die griechische Nation und ihr Erziehungswesen völlig Das war, was Moses für die Juden; er schien wie Jesus den alten Propheten reinigen zu wollen und warf sein Ansehn nieder. Des griechischen Philosophen Apostel und ihre Schulen waren, wie seine eigne Lehren, gegen das Nationelle, und wiesen vom Bürgerlichen weg auf das Menschliche; sie gründeten nicht eine Religion, sondern eine Wissenschaft, in der man sich, nicht beschauend, sondern aufklärend, über die irdischen Verhältnisse sollte wegsetzen lernen; sie setzten an die Stelle der alten nationalen Musik die Musen überhaupt. Indem Plato einen doppelten Curs des Unterrichts für die verschiedenen Jugendalter in seinen Gesetzen vorschrieb, und die neuen Gegenstände der Arithmetik und Geometrie, der Dialektik und andere in den Unterricht einführte; indem Aristoteles allen Unterricht und Bildung als ihren Zweck in sich selbst enthaltend setzte und die Frage nach einem praktischen und handgreiflichen Nutzen Dessen, was gelehrt und gelernt wird, ablehnte; indem er die Wissenschaften der Arithmetik und Geometrie, der Rhetorik und Poetik, der Rechtskunde und Politik, indem er mit einem Worte das gesammte Reich der Philosophie eröffnete, schufen diese Griechen alle Elemente, an denen sich nach dem bevorstehenden Umsturz aller Verhältnisse der alten Welt die neue werdende emporbilden sollte, und die Namen ihrer Lehrorte sind wie Symbole auf die folgenden Zeiten übergegangen. Das ganze Mittelalter und die Völker, die in ihrem innern Wesen ihm nahe blieben, bildeten nur einen Uebergang. Man nahm wohl die Lehren des jüdischen Propheten und der griechischen Philosophen auf; allein man verkannte und entstellte sie. Aus den Verirrungen dieser Zeiten schien es einmal, als ob die

Florentiner, die die alte Philosophie poetisch zu verjüngen suchten, zu erlösen strebten; doch blieb das Werk den deutschen Reformatoren vorbehalten. Die großen Völker und ihre großen Lehrer reichten sich in dieser großen Zeit gleichsam die Hände zum Bunde, unsere Luther und Melanchthon vernichteten Pfaffenwesen und Scholastik, und setzten eine reine Gotteslehre und eine echte Weisheit an die Stelle der alten Barbarei. Die Griechen hatten die Stufe ihrer allgemeinen Wirksamkeit für das Menschengeschlecht erstiegen, als sie, vorschauend und für kommende Generationen schaffend, die Wissenschaften und die Bildung des Verstandes cultivirten; die Deutschen begannen ihre geistige Mündigkeit anzutreten, als sie rückschauend den Geist griechischer Humanität in sich aufnahmen, das barbarische Latein verschmähten und die kalten römischen Autoren unzureichend fanden. Diese eigenthümliche Form der Begegnung beider Nationen ist ihrem übrigen Auftreten in der Geschichte der Menschheit ganz analog, indem wir die Griechen überall schöpferisch und erfindend, die Deutschen, so weit sie ihre Entwickelung bis jetzt gebracht hat, immer nachahmend und aufnehmend, beide aber in beidem genial und originell und unter sich, wie Humboldt gesagt hat, verwandt finden, eine Verwandtschaft, die eben nur in der ähnlichen Vertrautheit beider Nationen mit dem allgemeinen Charakter der Menschheit liegt. Alle die Völker, die wir nannten, sind auch schon während jener Zeit, wo sie noch ihrer nationalen Entwickelung folgten, eigentlich die einzigen Repräsentanten der Menschheit. Die drei Hauptseiten einer jeden Erziehung und menschlichen Entfaltung, die religiös-moralische, die physisch-sinnliche und ästhetische und die intellectuelle werden in diesen drei Völkern aufs vollkommenste und reinste dargestellt. Bei den Juden bezog sich alle Erziehung und aller Unterricht, sei's in Familie oder Volk, durch Lehrer, Schriften oder Propheten, auf Religion, auf die Verehrung des Einen nationalen Gottes, der nachher, unter geläuterten Begriffen, wenn es nicht zu beschränkt oder unfromm klingt, ein Eigenthum der Menschheit ward; sie knüpften zu einer Zeit, wo die religiöse Bildung die einzig existirende war, ihr ganzes Leben in Staat und Haus an den

Gott der Väter. Die Griechen, in einer Zeit, welche die üppigste physische Kraft nährte, alle Sinne zu einer merkwürdigen Schärfe und die Einbildungskraft zu einem nie wieder erfolgten und nie wieder zu erwartenden Grade von schöpferischem Wirken trieb, knüpften Alles an Musik und Gymnastik und an den harmonischen Einklang der innern und äußern Natur; ihre Wissenschaften waren während der Zeit ihrer nationalen Bildung mehr Werk der Phantasie, ihre Religion sogar war ihrer Kunst untergeordnet, und es ist ein völliges Mißverstehen, wenn man hergebrachten Sentenzen zu Gefallen das umgekehrte Verhältniß behauptet. Deutschland aber pflegt das Intellectuelle; gesunde Richtung des Verstandes war von je der Ruhm der Nation; die Reformation sprengte die Fesseln, die man dem freien Denken anlegen konnte, und seitdem ordneten wir, wie die Juden der religiösen, die Griechen der künstlerischen, Alles der wissenschaftlichen, intellectuellen Bildung unter, welche die verständige Richtung der Zeit auf ernste Lehre und Kenntnisse einzig fördert, und wir hielten diese sogar in unserer eben dadurch so originellen poetischen Literatur innerlichst fest. Die griechische Zeit konnte ihrer Natur nach und mußte vielleicht von den ursprünglichen religiösen Vorstellungen des Ostens entfernter sein; die deutsche aber kann beider vergangener Bildungen der Juden und Griechen nicht entbehren, sowie alle Ausbildung des Verstandes ohne Nahrung des innern Sinnes für das Heilige und Schöne nie eine gesunde und gediegene sein kann. Deutschland nahm daher alle Elemente der Vergangenheit, in denen sie die Menschheit, um diesen Ausdruck zu wiederholen, gleichsam nachlebt, in sich auf, und unsere national gewordene Erziehung bildet die Geschichte der Menschheit in einer Weise ab, die überraschend einfach ist, und die nach ungemein vielen Seiten hin auf unsere dieserartigen Verhältnisse erläuternde und belehrende, ermuthigende und niederschlagende Blicke werfen läßt. Aus dieser Vergleichung wird sich namentlich wieder ergeben, wie nahe die deutsche Nation der allgemeinen Menschlichkeit steht, wie treu sie sich dem Gange des Ganzen anschließt, was immer ihr höchster Ruhm bleiben wird, sowie wir in den glücklichsten

Genien unter den einzelnen Menschen im Grunde nie etwas Anderes bewundern, als ihre enge Verwandtschaft mit der Natur und mit dem allgemeinen Charakter der Menschheit. Wir werden finden, wie ungemein sicher der Instinkt der Völker leitet. Das Gemeingefühl unserer Nation traf das Wahre, ohne es zu wissen, setzte sich, verfolgte und erreichte ein Ziel, ohne es zu kennen. Dies ist die Eigenschaft des Instinkts überhaupt; er geht auf ein Ziel auf gradem Wege los, während der freie Wille, der sich aus ihm, durch Erfahrung und Leben hervorgerufen, entwickelt, sichere Wege sucht und oft irrt. In einzelnen Menschen nur steigert sich der Wille zu einer großen Höhe, nie aber so, daß er den Instinkt ganz verdrängte; in Völkern aber behauptet dieser über das bewußte Handeln ein stetes großes Uebergewicht. Der Takt der Nation erkannte richtig ihre Stellung und ihre Aufgabe; von ihr müssen wir Grundsätze der Erziehung lernen, denn wir lernen dann an der Natur selbst, die untrüglich ist. Und uns wäre es gar nicht so überflüssig, uns selbst über unser Treiben in den Schulen aufzuklären, ehe wir uns mit der von den Nachbarn uns angethanen Ehre brüsten. Es ist unter der Leitung von Schulcommissionen, die nichts von dem Unterrichtswesen verstanden, unsägliche Verkehrtheit eingerissen, und wol mehr noch durch unsere ausübenden Pädagogen, denen man viel zu früh das Lehren und Erziehen gestattet. Aus einer solchen Verfrühung, aus der freilich nothwendigen Bildung von Seminaristen (die man nur viel zu handwerksmäßig betreibt) und Candidaten entsteht der große Schaden, daß diese allzubald auf ihr Geschäft wie auf eine vollendete Kunst blicken, das sie doch erst mit langen Beobachtungen an der Jugend und an der Natur der Menschen erlernen sollten. Aus dem totalen Mangel an solchen Beobachtungen aber kommt es, daß nie ein Theoretiker, ein Philolog oder praktischer Schulmann im Festsetzen der Objecte des Unterrichts oder der Grenzen der Erziehung einfach die Natur traf, und daß fast nie Einer an die Ordnung gedacht hat, in der die Kenntnisse dem jungen Geiste vorgeführt werden müssen. An der Stelle von solch einem universellen Princip ruht bei der

Masse unserer Philologen nur Steckenpferdreiterei, pedantische Gelehrsamkeit, ehrliches Nachtreten in die vorgezeichneten Spuren, und wo sich ja einmal Einer zur Reflexion über sein Amt erhebt, bringt er es denn auch zu einem Grundsatz, wie man das nennt, d. h. zu einem Gemeinplatz, zu einer moralisirenden Floskel, die nicht viel mehr als nichts ist. So ist zu fürchten, daß, wenn uns auch das wahre Princip aller Erziehung durch eine geglaubte Offenbarung bekannt würde, sich kaum Jemand finden dürfte, der nur irgend fähig wäre, eine Anwendung davon zu machen. Diesem Princip aber läßt sich, wie wir schon sagten, wenn man bei der Nation fragt, in der That auf die Spur kommen; das Allgemeine läßt sich bei ihr auskundschaften, nachdem das Einzelne mehr oder minder consequent sich gestaltete.

Denken wir uns folgende allgemeine Züge der Erziehung eines deutschen, den Studien bestimmten Knaben, deren Zusammentreffen in Einem einzelnen Falle man vielleicht selten finden wird, deren strictes Vorhandensein aber Niemand leugnen kann, der mit der einfachen Classe des deutschen Mittelstandes bekannt ist, wo er noch nicht im Pesthauch des vornehmen Lebens verdorben, kränkelnd und empfindsam, weich und äffisch-besorgt, nein, wo er noch kräftig, thätig und beschäftigt ist. Dort nimmt für das neugeborne Kind die Mutter die Pflege über sich und gibt der erwachenden Phantasie, den Sinnen allerhand einfache Nahrung: Freundlichkeit und glänzende Gegenstände dem Auge, tändelnden Gesang und rasselndes Spielwerk dem Ohr, die Wärme der mütterlichen Brust und der künstlichen Umhüllung dem Gefühl. Sonst aber wächst das Kind unter den ungünstigsten Umständen auf, unter dem Verhätscheln der Freundinnen, der Vernachlässigung der Mägde, gar oft unter allem Mangel an Sorgfalt von älterlicher Seite selbst, denn es ist in Deutschland noch ziemlich allgemeine Meinung, daß ein so zartes Alter der Erziehung nicht bedürfe. Der Vater scheut gar oft den Säugling und kümmert sich erst um ihn, wenn mit dem Eintritt der Sprache das Erwachen des Verstandes gegeben ist. Doch thut er gemeiniglich nichts, als er lehrt das Kind einzelne sinnliche Erscheinungen der Gegenwart kennen und unterscheiden,

gibt den Vorstellungen mit dem Einüben der Worte und Namen beharrliche Gestalt und nährt so das Gedächtniß. Er freut sich aber der Unbeholfenheit des kindischen Sprechens; weit entfernt, das Kind frühzeitig in eine Rechtsprechung hineinzuschrauben, seine Organe zu quälen und Satzverbindungen nachplappern zu lassen, ahmt er wol selbst nach und gebraucht seine versetzenden Benennungen und läßt sich zu ihm herunter. In einer spätern Periode läßt der weise Erzieher dem Kinde noch lange hin Raum, seine Phantasie und seinen Drang nach Beschäftigung am Spiel zu bilden. Er gibt dem Nachahmungstrieb Nahrung, der sich im Malen und Zeichnen und dergleichen kundgibt; Vater oder Amme führt es in den ungeheuern Reichthum der Märchen und Sagen ein, deren Wunder es nicht allein in Unkenntniß der Möglichkeiten glaubt, sondern auch ähnliche erfindet und als Wahrheiten erzählt. Dieser scheinbaren Gewöhnung an Unwahrheit tritt man nur sehr vorsichtig entgegen, sowie den Egoismus dieser Jahre der Vater zwar mit ernster und strenger Gewöhnung an Gehorsam, die Mutter mit Gewöhnung an Andacht und heilige Scheu zu hemmen sucht, ohne daß sie jedoch über die natürliche Erscheinung sich Sorge machten. Die ersten Elemente des Wissens bringt man dem Kinde im Hause bei, um den Charakter des Spiels auch hier festzuhalten, denn Nachahmung und Neugierde sind die gemeinschaftliche Wurzel des Spielens und Lernens. .Sein erster Unterricht nach dem Lesen war vielleicht noch biblische Geschichte, besonders des alten Testaments, womit es übrigens auch die Schule empfängt. Den Verstand übt dann kräftiger die Schule an den alten Sprachen und an mäßigem, aber gründlichem mathematischen Unterricht. Doch fesselt man vorzüglich noch des Knaben Phantasie mit der Homer'schen Sage, den Heroengeschichten, mit griechischer und römischer Historie; in der Geographie mit Robinsonaden, Reisewundern, nie Gesehenem und Gehörtem, so auch in der Naturgeschichte. Bei allem Lerneifer aber liebt selbst der geistreiche Schüler das Spiel mehr als das Buch, und die deutsche Schule, die nicht in Pensionnate einengt, gibt Raum und Zeit, um frei zu toben, und kluge Aeltern wehren ihren

Kindern die Lauffreiheit nicht. Mit dem reifenden Verstande tritt man in den genannten Gegenständen eine Stufe höher; das Alterthum aber bleibt der Mittelpunkt, an dessen Mark sich der Knabe, ohne es zu wissen, so kräftig saugt, daß die eintretende französische Sprache ihrem antiantiken Charakter nach detestirt, so daß man wohl thäte, sie noch weiter hinauszuschieben, wenn man nicht ziemlich fest auf die Dauer des classischen Sinnes rechnen kann. Im vierzehnten Jahre wird der Knabe confirmirt. Weiß ihm der Lehrer seinen Religionsunterricht ans Herz zu legen und für seinen Geist faßlich zu machen, so läßt diese Handlung neben der großen Derbheit, die dieses Alter eigen hat, den Eindruck einer großen Heiligkeit und Sanftheit zurück. Mit der Entwickelung der Pubertät zeigt sich noch mehr dieser Gegensatz zwischen dem Uebermuth reifender Kraft und den stillen Momenten sinniger Versenkung. Vater und Lehrer arbeiten in diesen Jahren besonders darauf hin, den Egoismus der Knabenjahre zu unterdrücken, das lebhafter gewordene Gefühl und die lebendige und leicht verleitbare Einbildungskraft zu ordnen und zu lenken; sie führen ihn daher in neuere deutsche Literatur ein und lassen ihn eher einmal im Zuviel irren, als daß sie ihm, wie es oft genug leider geschieht, alles Lesen wehren. Sie wehren ihm damit die Ausbildung des Gemüths, für welches das Alterthum weniger Nahrung bietet. An der Grenze dieser Periode melancholischer Stimmung und schwärmerischen Hanges tritt dann gewöhnlich mit Abwerfung religiöser Scrupel, die in der deutschen Jugend meist erst in die Universitätszeit fallen, größere Klarheit ein. Die Universität, die ganz nur Verstandesbildung bezweckt (weshalb man die alten Schulfächer der Logik und Philosophie für sie zurückschob), wirft die frühern Vorstellungen und Phantasiereize oft so grell ab, und der Gegensatz der innern und äußern Freiheit gegen den alten Zwang ist so scharf, daß toller Verkehr, Rauferei, Rohheit, Faulheit und Satire die immerwährenden und nie zu vermeidenden Folgen sind, und daß man nie eine andere Wahl haben würde, wollte man diese verschrienen Ausartungen durchaus aufheben, als an die Stelle des mehr militairischen Corps der

Studenten ein mehr pfäffisches und mönchisches, oder ein pedantisches und scholastisches zu setzen, wofür uns der Himmel in Gnaden bewahren möge! Die Sitte verlangt ein Examen, das Examen verlangt in den letzten Universitätsjahren Fleiß und Rückkehr zu den Studien. Mit den Accessisten- und Candidatenjahren tritt ein sogenanntes Philisterium ein, das dann in das praktische Leben einen Uebergang bildet.

Vergleicht man diesen in der Erziehung im Hause, in der Schule, im Leben zur Gewohnheit gewordenen Gang mit der Geschichte der Menschheit, so ist es ganz leicht, das allgemeine Bild menschlicher Entwickelung in beiden zu entdecken, und wer es wollte, könnte diesen Umriß mit viel größerer Bestimmtheit und deutlicherer Zeichnung geben, und er könnte aus der Natur des Menschen die Nothwendigkeit des gleichen Ganges darlegen. Die Mutter Natur erzog die ersten Völker einfach, langsam, zwischen Rohheit und Unthätigkeit, die Thiere waren ihre Lehrer, aber die Natur selbst war ihre sorgsamere Pflegerin. Als ob es ewig in dem kindlichen Zustande beharren wollte, zeigen die ersten Jahrhunderte oder Tausende des Menschengeschlechts wenig innere Entwickelung, bis in Aegypten und Judäa plastische Kunst, Poesie und Sagengeschichte hervortrat. Hierarchie und Despotie mußte eintreten, wenn die Rohheit der Völker gemildert und gebändigt werden sollte. Die Juden sind das erste Volk, die in der Bildungsgeschichte der Menschheit mit ihrer freiern religiösen Entwickelung Epoche machen. An sie schließen sich die Völker des classischen Alterthums und lehren zum Guten das Schöne, zum Abhängigen das Freie, zur Scheu vor den Göttern das Vertrauen auf die menschliche Kraft. Das Uebermaß des letztern zähmte das Christenthum, ohne jedoch vorerst die rohe Gewalt niederhalten zu können. Das Mittelalter und sein lyrischer und epischer Gesang wirkte dahin entschiedener, und die edlere Sinnlichkeit, die zugleich sinnig macht. Die Reformation warf die unmündigen Religionslehren ab, sie ordnete der Vernunft das Reich der Kenntnisse unter und brachte in ihrem Gefolge alle Zügellosigkeit im Großen, die wir noch heute in der Universitätswelt im Kleinen beobachten; aber sie

machte uns eben frei von Pfaffen und Pedanten, zu denen wir nicht wieder herabsinken wollen. Die große Ausartung der Zeit hatte einen Rückfall in eine Perückenperiode zur Folge, nach deren Ablegung erst wieder die freiere Aufnahme und Verwirklichung des in der Reformation Begonnenen eintreten konnte.

Was nun Alles aus einer auf diesen Grundlagen weiter gehenden Vergleichung und Erforschung des deutschen und französischen Nationalcharakters, in sofern er sich in dem Erziehungswesen beider Völker ausspricht, für Aufschlüsse über die Art der Verpflanzung der Schule des einen Volkes auf das andere zu holen sind, ziemt nicht uns, hier lehren zu wollen; es gehört dazu wieder ein Franzose selbst, der die einzelsten Verhältnisse in Frankreich bis ins Innerste kennt. Grade darum weil die deutsche Schule so sehr auf der allgemeinen menschlichen Natur ruht, sollte es scheinen, als müsse sie sich sehr zur Uebertragung auf jede Nation eignen. Und dem ist wol in der That so. Aus eben diesem Grunde konnte auch das Griechische nach Asien, nach Aegypten und Rom verpflanzt werden. Allein bedenken wir, daß es dort überall von Griechen selbst in Masse eingeführt ward, daß Griechen selbst es accommodirten, und daß es in Rom doch eben nie in das Volk, sondern nur in die Classen einging, die sich zugleich der griechischen Sprache bemächtigen konnten. Wir wissen daher nicht, ob grade auch in dem nationalen Frankreich dies Weltbürgerthum leicht Eingang finden wird; in Frankreich grade, dem wahren Lande der Scholastik, die man in Deutschland vernichtete, als die deutsche Schule gegründet ward; in Frankreich, das mit seiner leeren und verkehrten Literatur Europa eine Zeitlang auf Abwege führte und alle moderne Verschrobenheit pflegte, nach deren Zerstörung im vorigen Jahrhundert erst die wahre Restauration der Schule in Deutschland erfolgte; in Frankreich, wo die Erziehung nicht auf die Sitten, sondern auf Tournure, nicht auf Sachen und ernste Kenntnisse, sondern auf Worte und Schein ausgeht, was man bei uns so antipodisch haßt; in Frankreich, dem Land der Systeme, die man bei uns so verachtet, dem Land der gesunkenen Religiosität, auf deren Basis unsere Schule gebaut ist;

in Frankreich, wo der schwierige, der Nation nicht anpassende, und wir wissen nicht, ob überhaupt mögliche Rückschritt von dem Vorwalten der exacten Wissenschaften zu dem der moralischen zu machen wäre, wenn dem Wesen, nicht blos der Form nach das Unterrichtswesen mit dem unsern in Uebereinstimmung gebracht werden sollte. Welch eine Masse von schwer zu lösenden Problemen sich hier darbietet, lernt man auch in Cousin's Werk sehr genau; der gründliche Kenner beider Nationen weiß das nur allzu gut und verbirgt es auch nicht, daß er es weiß. Er braucht Religion, er braucht die Bibel zur Grundlage des Volksunterrichts; aber mit welchen Aeußerungen muß er dies der Nation empfehlen? „Man müsse sich nicht fürchten, laut den Grundsatz zu bekennen, daß die Religion die Basis des Volksunterrichts sei; er sei ebenso politisch als schicklich"!! Und welche Methode des Religionsunterrichts schlägt Cousin vor zur Einführung? Für die Anfänger, bemerkt er vortrefflich, genüge der Katechismus und die biblische Geschichte; allein die in den humanen und rhetorischen Wissenschaften gereiften Zöglinge will er durch einige Jahre genau vertraut machen mit der heiligen Schrift und den Kirchenvätern und ihnen so ein Christenthum einpflanzen, das keine Spötterei erschüttern solle! Wenn er von dem Erziehungscorps spricht, so erscheint er in ähnlichem Zweifel. Die französische Geistlichkeit kann er nicht brauchen, und doch meint er, die Geistlichkeit überhaupt nicht entbehren zu können. Er sagt (Thl. II, S. 149 fg. in der Uebersetzung von Kröger):

„Nach den Verwaltungsbehörden sollte die Geistlichkeit die größte Rolle bei dem öffentlichen Unterricht spielen. Wie hat sie einen solchen Auftrag vernachlässigen und selbst abweisen können! Es ist aber eine beklagenswerthe und anerkannte Thatsache, daß die Geistlichkeit sich in Frankreich größtentheils gleichgültig und feindselig gegen den Volksunterricht bewiesen hat. Möge sie sich, wenn das Gesetz ihr keinen großen Einfluß auf den Elementarunterricht gewährt, ihn selbst nehmen; denn es ist ihre Sache, dem Gesetz voranzugehen und sich voraus den nöthigen Platz zu

schaffen. Das Gesetz, Tochter der Thatsachen, würde sich dann ein wenig auf die Geistlichkeit stützen können; aber wenn es sie gänzlich davon entfernen wollte, so beginge es einen ungeheuern Fehler, denn es würde die Geistlichkeit ausdrücklich dem Elementarunterricht entgegensetzen und sich in einen erklärten, anstößigen und gefährlichen Kampf einlassen. Der natürliche Mittelweg ist, den Pfarrer oder Pastor, oder, wenn es sein kann, Beide zugleich in die Gemeindecommission und den obersten Geistlichen des Departements in die Departementscommission zu setzen. Den Geistlichen das Präsidiat dieser Commission zu geben, wie es durch die Restauration für die Cantonscommissionen geschah, das hieße wollen, was sie wollte: daß diese Commissionen sich nie oder umsonst versammeln; sie dagegen ausschließen, wie gewisse Leute wollen, welche sich für große Philosophen halten, würde eine in jeder Beziehung sehr üble Gegenwirkung hervorbringen. Man muß daher unsere Commissionen weder den Geistlichen übergeben noch sie davon ausschließen, sondern sie darin aufnehmen, weil sie das Recht haben, darin zu sein und die Religion zu repräsentiren. Die rechtlichen, vernünftigen und angesehenen Leute, welche die Commissionen bilden sollen, werden nach und nach ihre geistlichen Collegen fortreißen, indem sie ihnen die schuldigen Rücksichten bezeigen. Ueberdies, Herr Minister, ist jetzt die Geistlichkeit besiegt und die Zeit gekommen, sie zu benutzen, während man sie in Schranken hält. Napoleon war nicht blöde, und doch hat er mit der Geistlichkeit unterhandelt wie mit dem Adel, mit der Revolution wie mit Allem, was eine wirkliche Macht war; und man müßte blind sein wollen, um zu leugnen, daß die Geistlichkeit in Frankreich eine wirkliche Macht ist. Man muß daher die Geistlichkeit benutzen und nichts versäumen, um sie wieder auf den Pfad zu führen, wo Alles sie hinzieht: ihr klares Interesse, ihr heiliger Beruf und die alten Dienste, welche sie der Civilisation Europas geleistet hat. Aber wenn wir die Geistlichkeit beim öffentlichen Unterricht für uns haben wollen, so darf dieser Unterricht nicht ohne Moral und Religion sein, sonst wäre es wirklich der Geistlichkeit Pflicht, ihn zu bekämpfen,

und sie würde in diesem Kampfe die Theilnahme aller rechtlichen Menschen, aller guten Familienväter und selbst des Volkes für sich haben. Sie, Herr Minister, sind Gott Lob zu einsichtsvoll, zu sehr Staatsmann, um zu meinen, daß es einen wahren Volksunterricht ohne Moral, Volksmoral ohne Religion und Religion ohne Gottesdienst geben könne."

Eine sorgsame Pflege für Bildung von Volkslehrern in den Normalschulen könnte wohl mit der Zeit auf das verfallene Familienleben der Franzosen wohlthätig rückwirken (was indeß vielleicht durch musterhafte Pensionnate noch besser geschehen könnte, deren gänzliche Abstellung in Frankreich sehr schwierig sein möchte); allein dann wäre durch Jahre hin bei der Aufnahme von Zöglingen in die Seminarien aufs vorsichtigste zu wachen, daß man keine verschrobenen Naturen zuließe und nicht, wie in Deutschland so häufig ist, eine Planzschule von arroganten und am Ende doch unerfahrenen Lehrern gründete. Und welchem Seelenkenner sollte man dies Amt vertrauen? wem die Einrichtung dieser Anstalten, wem ihre Leitung? Herr Cousin, der sich so viel und so aufrichtig mit diesen Angelegenheiten beschäftigt hat, verlangt, daß die Seminaristen noch als Lernende beständig im Lehren geübt werden. Damit öffnet er wieder aller Oberflächlichkeit und aller unfreien Beschränktheit Thür und Thor. Er hat in Deutschland, wo er aus einzelnen Beobachtungen die Verwaltung des öffentlichen Unterrichts viel zu voreilig für durchaus kirchlich hält, nicht einmal daran denken gelernt, seinem Vaterlande die Errichtung einer philologisch-pädagogischen Facultät vorzuschlagen, die in der freien und aufgeklärten Weise deutscher Universitäten Leute für den Unterricht mit Wahrung der Individualitäten bildete und nicht in zwanglosen Normalschulen corpsmäßig abrichtete. Herr Cousin sieht die Nothwendigkeit der allgemeinen Verbreitung des Unterrichts ein, und doch wagt er es nicht, ein Gesetz vorzuschlagen, das selbst nur einen gelinden Schulzwang auflege.

„Die Idee, daß es Pflicht aller Aeltern sei, ihre Kinder in die Schule zu schicken, ist vielleicht nicht allgemein genug unter uns verbreitet, um sie in das Gesetz aufzunehmen; aber Jeder-

mann hält die Errichtung einer Schule in jeder Gemeinde für nothwendig, und man erkennt willig, daß die Unterhaltung dieser Schule eine allgemeine Last sein, und die Gemeinde, welche zu arm ist, vom Departement, und das Departement vom Staate unterstützt werden müsse. Dies ist ein beinahe zugestandener Punkt und soll in das Gesetz aufgenommen werden. Die Ausführung selbst ist diesem Gesetze vorangeeilt, und seit einem Jahre bewilligen überall die Municipalräthe, sowie sie können, die meisten der Fonds für den Volksunterricht in ihren Gemeinden. Es kommt nur darauf an, diese fast allgemeine Thatsache in eine gesetzliche Verpflichtung zu verwandeln."

Ganz vortrefflich predigt er gegen alle chimärischen und wunderlichen Hirngespinnste, gegen die Oberflächlichkeit und fade Sentimentalität der französischen Volksbücher; er neigt sich mehr für die ernsten, gründlichen, praktischen, sächlichen Schulschriften der Deutschen; nur schien er uns hier und da allzu sehr in das deutsche Extrem der Kleinlichkeit zu fallen. Es hat uns gewundert, daß ein Franzose und ein Mann wie Cousin noch Gott danken mag, daß auf allen deutschen Gymnasien die lateinischen Einführungs- und Actusreden der Professoren üblich sind, und daß er den in unsern Programmen mitgetheilten Geschichten der Schulanstalten eine für das Publikum interessante Seite abgewinnt. Gewiß, selbst das deutsche Publikum hat daran kein Interesse und sieht diese Sitte für Pedantismus an, der den Franzosen und den Gesündern unter uns selbst so lächerlich ist. Mag man doch solche Annalen für die Schule immerhin aufbewahren, allein sie publiciren, heißt nur das Publikum behelligen und den Lehrerdünkel nähren, der ohnehin in dieser Classe aus natürlichen Gründen so schwer zu vermeiden ist. Herr Cousin dringt auf Entfernung alles Rhetorischen der französischen Schule; allein noch können ihn seine eignen Lieblingsstudien verleiten, von Vorbereitung für philosophischen Unterricht in der niedern Schule zu reden, was doch von selbst auf alles alte Floskel- und Flunkerwesen zurückführen würde. Wenn er gleichzeitigen Unterricht verlangt, so hätte er nur nicht so zweideutig oberflächlichern und ausgedehntern Unterricht ver-

langen sollen, denn daran möchte die französische Schule sogleich wieder scheitern; die Gegenstände weder, noch die Fortschritte müssen zu sehr ausgedehnt werden; Gründlichkeit und Ausdehnung in die Tiefe kann nicht genug empfohlen werden. Herr Cousin erklärt sich, im Allgemeinen wol sehr mit Recht, gegen die Pensionnate, trotz seiner Anerkennung der Schulpforte; er räth, die collèges à pensionnat in collèges d'externes überzuführen; seine Vorschläge für Administration und äußere Organisation sind überhaupt glücklich und weise, nur möchte man fürchten, man werde wieder dabei stehen bleiben und nicht in das Wesentlichere eindringen, wie es z. B. bei Cousin selbst wieder gar zu französisch in alter Weise klingt, wenn er von drei Lehrern drei Elementarbücher entwerfen lassen will, die von dem königlichen Conseil bestätigt und den Departementsschulen — doch glücklicherweise nur empfohlen werden sollen. Er will, und das dünkt uns sehr weise, für Frankreich die physikalischen und mathematischen Wissenschaften in Ausdehnung erhalten wissen, daneben aber die humanen gehoben. Wir möchten Mittel und Wege genau angegeben wissen, wie das geschehen soll, denn das dünkt uns eine der allermißlichsten Aufgaben, und sollten wir blos aus dem schon berührten Takte unserer Jugend schließen, die das Widersprechende in der französischen Sprache und Literatur mit dem Antiken so sehr empfindet. Ganz gegründet scheint auf der einen Seite der Wunsch, kein permanentes, sondern vorerst ein provisorisches, wieder zu revidirendes Gesetz über den Elementarunterricht entworfen, einen leisen Anfang gemacht, ein behutsames Verfahren eingeschlagen zu sehen. Er sagt (Thl. II. S. 133 fg.):

„In Frankreich, Herr Minister, ist bei dem gegenwärtigen Zustand der Dinge ein Gesetz über den Elementarunterricht durchaus nothwendig; aber wie hier eins entwerfen, wo vorangegangene und alle Erfahrung in dieser so wichtigen Angelegenheit fehlen? Der Volksunterricht ist bisher so verlassen gewesen, es haben so wenig Versuche stattgefunden, oder diese haben so wenig Erfolg gehabt, daß uns in dieser Hinsicht die allgemeinen Ideen mangeln, die im Geiste und den

Gewohnheiten gewurzelten, vorgefaßten Ansichten, welche die Bedingungen und Grundlagen einer echten Gesetzgebung sind. Ich wünsche daher ein Gesetz und fürchte es zu gleicher Zeit; denn mir graut, daß wir damit beginnen, uns in hirngespinstische Entwürfe (utopies) zu stürzen ohne das Bestehende zu beachten. Gebe Gott, daß wir begreifen, ein Gesetz über den öffentlichen Unterricht könne gegenwärtig nur ein vorläufiges (provisorisches), aber kein für immer festgesetztes (definitives) Gesetz sein; daß es nothwendig in einem Jahrzehend wieder umgearbeitet werden müsse, und daß es blos darum zu thun ist, den dringendsten Bedürfnissen zu genügen und den unbestreitbarsten Punkten eine gesetzliche Bestätigung zu geben.«

Wenn aber nur auf diesen Vorschlag hin nicht wieder halbe Maßregeln ergriffen, zögernde und unschlüssige Versuche gemacht werden; wenn man nur nicht auf halbem Wege stehen bleibt, wie so oft in Frankreich geschehen ist. Nur bei langsamem Reifen und Fortschreiten wird das Echte erreicht werden; es ist also gut, daß man sicher geht, so neues Leben läßt sich nicht mit Einem Schlage schaffen; allein, hat die Nation auch die Ausdauer, welche einzelne Franzosen selbst so oft an ihr vermißten, um mit Geduld auf diesem neuen und fremden Wege zu wandeln? Und doch ist diese Geduld so unumgänglich nothwendig. Die Lage von Frankreich ist nicht die von Preußen, das die Ausführung seines praktischen Schulgesetzes zur Hälfte dem Verständniß und der Erfahrung der untern Behörden überlassen konnte, da die Grundlage desselben schon seit hundert Jahren volksthümlich war. Frankreich aber muß den Unterricht und die Unterrichtenden neu schaffen. So oft man an diese Aufgabe zurückdenkt, drängen sich wieder und immer wieder die Fragen auf: werden die Fächer des Wissens, wird die Methode und Behandlungsart, welche Deutschland eigentlich so geistig frei machen, in Frankreich je heimisch werden können? wird sich je der Widerspruch ausgleichen zwischen den alten Formen im Religionswesen und den neuen Ideen, die frivole Steigerung der letztern in den obern Classen und das stumpfe Beharren der

Volksclassen in den erstern? In dieser Hinsicht steht das französische Volk seit langer Zeit gleichsam fest und still; das deutsche geistige Treiben zeichnet sich grade durch Dauer und Stärke der innern Thätigkeit aus. Ob nun diese dort wieder vortreten kann? Solche beharrliche Thätigkeit ist überhaupt nur das Eigenthum geistig tieferer Nationen und Individuen; Frankreich aber duldete von jeher zu viele Schranken gegen seine Thätigkeit.

Bei einer solchen Unzahl von zu berücksichtigenden Dingen also kommt uns Deutschen nichts weiter zu, als bescheidene Winke zu geben, die unsere Nachbarn genauer erwägen werden. Ueberdächten wir aber reiflich unsere eigne Natur und den Pfad, auf den uns unser Volk hinweist in seiner Geschichte und seinem Leben, so könnten wir aus diesem Nachdenken und aus entsprechenden Beobachtungen unendlich Vieles lernen über unsere eignen Zustände. Mit Grauen sehen wir dem einbrechenden Geist der Verweichlichung und Neuerung zu, der alle gesunde Gewohnheit vertauschen möchte mit den ausgeklügelten Vorschriften halber Pädagogen und halber Physiologen, die des Menschen geistige Natur nur aus Ferne und Nebel kennen. Mit dem ängstlichen Bewachen und Pflegen der ersten Monate und Jahre der Kindheit hat man sich ein weites Feld geöffnet, die ganze Entwickelung der Kinder zu verfrühen und zu übertreiben; und dies vorzüglich ist der Krebs, der an unsern Generationen nagt. Statt das geistig erstarkende Kind so lange als möglich in seinem eigenthümlichen Elemente, in Spiel, in Freudigkeit und Frohsinn, in schrankenloser Freiheit und Ungebundenheit zu halten, die ihm die Schule und das Leben so bald verbittert und wegnimmt, lehrt man es in Worten und Bewegungen allerhand Zierlichkeit und Convenienz, lehrt es Zahlen und Buchstaben lallen und witzige Antworten automatisch herplappern und treibt mit physischer und geistiger Nahrung Körper und Geist zu einer schnellen Reife, die im natürlichen Menschen unheimliche Pein hervorruft. Oft schlägt man das andere Extrem ein und dünkt sich ungemein weise, wenn man vom Kinde alle schwere Nahrung entfernt, alle frühe Geistesübung flieht, beson-

ders aber wenn man über die Sprachen schimpft und bis in hohe Jahre dem Knaben Kinderbücher voll weichlicher und läppischer Sentimentalität in die Hände gibt, der größte Unsinn, der sich zum Ruin des Geschlechtes mit jedem Jahre neben Kinderbällen und Maskeraden und Gesellschaften weiter einschleicht, wobei man sich denn überall entschuldigt hält, wenn man dergleichen mißbilligt und belächelt, aber mit verwünschenswerther Schwäche das Alles so hinbestehen läßt. Dies heißt die Hauptquelle aller Lernbegierde, den Trieb der Nachahmung, das Aufblicken an den Erwachsenen, denen gleich zu werden das Ziel aller Kindheit und alles Treibens der Kindheit ist, mit schmählichem Leichtsinn verstopfen. Wenn man dem Knaben Kindergeschichten in fader, ekler Erzählung ohne Ende auftischt, so engt man ihn damit in die Formen ein, denen man ihn doch entwachsen sehen will, sowie, wenn man ihm vorzeitig die Verstandeswerke neuerer Schriftsteller in die Hand gibt, man ihn in weite Formen ausreckt, zu denen er noch nicht herangewachsen ist, mit Verrenkung seines gesammten innern Organismus.

Es kann nicht oft und laut genug gesagt werden: das lebendige und ausgelassene Spiel ist des Knaben einzige Erholung und Freude; die einzige Lecture für ihn sind alte Mythen und Sagen, die Geschichte der Griechen und Römer und alles Einfache und Große in andern Zweigen, das diesem ähnlich ist; dort hat er ein erwachsenes Geschlecht voll Kindlichkeit und eiserner Kraft handelnd als Muster vor sich, ein Geschlecht, dessen Sprache und Handlungen ihm verständlich und seiner Fassungskraft angemessen sind. Das Große, das Edle, das ihm hier vorgeführt wird, dient unendlich viel besser, die trotzige Starrheit, den Muthwillen, den Egoismus, die Rohheit, ja die Gewaltthat, Dieberei und Plünderungssucht der Knabennatur zu bändigen, als alle moralische, religiöse und pietistische Predigt, die der Knabe grade am wenigsten beachtet, und es ist eine klägliche Verkehrung der Begriffe, wenn man mit aufgezwungenen Andachtsübungen meint, religiösen Sinn zu fördern, statt daß man an großen Beispielen und an einer nach

der Seite der Moral hin gewandten Erzählung einfach großer Geschichtsstoffe erst die nöthige Grundlage legt, auf die man später, wenn sich im reifern Knabenalter die Stimme des Gemüths regt, die dem jungen abgeht, religiöse Begriffe und Gefühle pflanzen kann, die vor dem vierzehnten bis sechzehnten Jahre nach der gewöhnlichen Ordnung der Dinge auf Sand gebaut sind und es bei unserm üblichen Religionsunterricht meist für immer bleiben, weil wir denselben statt zu einer reinen Angelegenheit des Herzens mit vorzeitigen, zu schweren, abstracten Vorträgen ganz zur Verstandessache machen. Wenn man diese Grundlage mit weiser und besonnener Wirkung auf des Knaben moralisches Gefühl durch Geschichte und Beispiel nicht legt, so ist für alle Zukunft alle Hoffnung auf ein festes Fortrücken des innern Lebens ganz verloren; es ist grade, wie wenn man das Kind, um sein Ohr zu bilden, statt an einfache Vocalmusik und frohe festliche Lieder an einen ihm ganz unverständlichen Instrumentallärm gewöhnt; wenn man es an das Clavier zwingt mit Gliedern und mit einer Gemüthsstimmung, die beide innerlichst widerstreben; es ist, wie wenn man (was merkwürdigerweise noch immer geschieht) alte Chrestomathien, aus der gereimten Prosa unserer Gellert und Pfeffel zusammensetzt, oder neue, in die sich die verschrobenen Poesien unserer modernen Dichterlinge eindrängen, in den Händen der Schuljugend zu Declamationsübungen läßt, was so viel ist, als methodisch ihren Geschmack an aller Poesie, dem herrlichsten Bildungsmittel der Spätjugend, rein zu untergraben.

Es ist eine Wahrheit — sagen die Fragmente über die Literaturbriefe irgendwo — die mehr als Eines Schulprogrammes werth wäre, daß manche Wissenschaft, manche Geschicklichkeit kein anderes Opfer als die Erstlinge unserer Jahre, unserer Munterkeit und unserer Begierde annehmen könne; daß zu gewissen Bildern und Begriffen ein gewisser erster Adlerblick nöthig sei, die man, wenn dieser fehle, nachher nie im gehörigen Lichte sieht, nie mit der gehörigen Macht empfindet, nie mit dem wahren Feuer denkt und im ganzen Umfang erfaßt. Es kam auf den ersten allmächtigen Eindruck an; ist dieser verfehlt, so

ist Alles verloren; verloren der erste unerklärliche Scharfsinn, der nie durch Geduld und Fleiß ersetzt wird; verloren das innerliche Gefühl des Bewußtseins, daß man das Ganze habe; verloren das Hausherrn- und Eigenthumsrecht, mit diesen Begriffen schalten und walten zu können.

Wenn wir das nicht bedenken, dann erziehen wir uns eine unglückliche Nachkommenschaft. Wenn wir die Ausbildung der Einbildungskraft nicht über der alleinigen Begünstigung des Verstandes wollen erstickt sehen, dann müssen wir aus dem frühesten Unterricht die übermäßige Quälerei der Jugend mit der Grammatik, den übertriebenen Unterricht in Mathematik, alle schwierige Fragen in physikalischen und geographischen Wissenschaften, alle neuere Geschichte und Statistik, alle strenge Chronologie, Nomenclatur und Tabellen entfernen. Wenn wir nicht vorzugsweise mit der Beschäftigung der Phantasie anfangen und ihr in dem ihr angehörigen und von ihr beherrschten Alter ihre Geltung lassen, dann entstellen und verunzieren wir die junge Seele, nehmen ihr allen ersten Impuls und Kraft weg, werfen die frischeste Lust darnieder und lähmen und fesseln den Geist im Anfang seiner werdenden Thätigkeit. Wir können den Anfänger in der Naturgeschichte nicht mit Systemen, mit Gattungs- und Classenunterscheidungen empfangen; wir dürfen in der Geographie nicht den modernen, gegen unsere ganze Natur streitenden Weg einschlagen und mit der nächsten Umgebung, mit der verwickelten, trockenen, belehrungslosen vaterländischen Landkunde anfangen, sondern wir müssen eher damit aufhören; das räumlich Entfernte, das Einfachste, das Ethnologische, die Entdeckung der Länder und Völker paßt allein und einzig für das jüngere Alter. So ist in der Geschichte das Zeitlichentfernte, das Einfachste, das Heraustreten der Menschheit aus sich selbst Das, was dem Knaben zusagt; den gesunden Jungen verdirbt man mit minutiöser Zeitrechnung und dergleichen alle Freude an der Erzählung. Grade diese moralischen Wissenschaften, die einzigen, die dem Standpunkte unserer nationalen Bildung nach die höchste Pflege erfodern, behandelt man bei uns weder methodisch-verständig noch auch ausführlich

genug; und es ist ein Zug, der des preußischen Schulwesens im höchsten Grade unwürdig ist, daß man die mathematischen und Naturwissenschaften augenscheinlich begünstigt und die Geschichte fürchtet und meidet. Man rückt so einen Zweig der Wissenschaften, der uns noch entfernter liegt, gewaltsam näher und unterdrückt damit einen andern, der grade die ganze Zeit beherrscht, und was mehr ist, der grade weit die größte Bürgschaft für die echte Civilisation eines Volkes in sich trägt. Die mathematischen Wissenschaften sollten in der Schule mit weit größerer Gründlichkeit auf der einen Seite, auf der andern aber mit weit größerer Einschränkung gelehrt werden. Die einfachste Arithmetik und Geometrie bei dem Knaben durch stete Wiederholung und neue Auffassung in Begriffe übergeführt, genügt für die allgemein menschliche Bildung; die Fachbildung des Studirenden muß immer der Universität vorbehalten bleiben, der man ebensowenig die höchsten Stufen des geschichtlichen und physikalischen Unterrichts muß entreißen wollen. So treibt man auch die alten Sprachen auf den Schulen allzu weit. Wenn die Primaner mit der Kenntniß des Aeschylus und Pindar auf die Akademie kommen, wozu noch philosophische Seminarien und Professoren? Ueber allen solchen Uebertreibungen versäumt man das Reelle, lehrt Sprachen ohne Sachen, gibt von dem Alterthum eine unverstandene und unlockende Form, aber führt nicht in das innere Heiligthum ein. Kenntniß der Geschichte und Poesie, der Kunst und Sitte der griechischen Völker ist und bleibt das allein echte Bildungsmittel der Jugend; sie muß aber dem Knaben auch auf andern Wegen nahe gebracht werden, als auf dem der Sprachen, denn dieser Weg ist lang und schwer und verdient Verschönerung und Erleichterung. Aus jenen alten Gedichten hören wir eine lebendige Sprache voll Seele und Jugend, die wir in allen neuern, auch den besten Dichtern vergebens suchen; verbannen wir sie, dann verbannen wir allen guten Geschmack und einfachen Sinn und Natur; lebendig eingeführt müssen sie wenigstens einen Theil der wundervollen Wirkung üben, die sie im Alterthum geübt haben; sie haben diese Wirkung auch auf unsere Nation geübt; allein ver-

kennen wir es ja nicht, nicht damals, als die vortrefflichsten Philologen ihre Commentare und Texte der Autoren lieferten, nicht einmal in der Reformationszeit, wo man gewiß auf die Sache ging, aber nur auf dem Weg durch die alten Sprachen, sondern damals, als man wetteiferte, mit trefflichen Uebersetzungen, mit Belebung der Geschichte, mit Beleuchtung der Kunst des Alterthums das Alterthum uns nahe zu stellen und die Alten, wie Niebuhr sagte, zum räumlich entfernten, mitlebenden Geschlechte zu machen. Uns scheint es auch überhaupt, als ob die alten Sprachen nicht blos darum bei uns gelehrt werden, weil sie Mittel zu dem Zwecke sind, das Alterthum kennen zu lernen, sondern weil wir sie, eine angewandte Logik, mit weisem Sinn an die Stelle der wissenschaftlichen Logik des Mittelalters setzten, an deren Stelle Niemand die Mathematik als vorzüglichstes Bildungsmittel des Verstandes empfehlen wird, der Menschen fürs Leben an einer Mannigfaltigkeit von Dingen üben und erziehen will; wir wählten dazu grade diese alten Sprachen, weil sie, wenn sie auch nicht jener anderweitige Zweck allerdings empfähle, in sich logischer und feiner in ihrem grammatischen Bau sind als alle neuern, als französische und vaterländische Sprache. Wenn es also ein denkbarer Fall wäre, daß die herrliche griechische Sprache nicht nothwendig verbunden mit den herrlichen Schriften wäre, die wir in ihr besitzen, so würden wir vielleicht doch zu ihr greifen als zu dem einfachsten Mittel der Verstandesübung. Wir wollen aber trotz unserer großen Verehrung der alten Sprachen sie nicht zum Zweck gemacht wissen als Sprachen. Je mehr unsere Philologen engherzig dies Mittel zum höchsten Ziel alles Unterrichts machen, weil sie eben aller eigentlich pädagogischen Bildung ermangeln, desto entschiedener weissagen wir ihnen und ihren Sprachen den Anwachs der Gegner, die durch diese verkehrte Behandlung der Sache ein Recht bekommen; und wir müssen bekennen, daß wir, obgleich wir mit bitterer Wehmuth die altclassische Bildung aus unserer Nation würden schwinden sehen, doch gegen das Ueberhandnehmen dieser unfruchtbaren Sprachcultur am Ende mit Partei nehmen würden. Als Mittel der Verstandesbildung billigen wir

allein den grammatischen Unterricht; deutsche Grammatik ist dazu aber nicht tauglich, auch abgesehen von der Thorheit, die in dem grammatischen Erlernen der Muttersprache liegt, ein Vorwurf, den der treffliche Jakob Grimm den deutschen Sprachlehrern zu Gefallen nicht hätte zurücknehmen sollen. Die Alten waren auf das Erlernen ihrer Sprache hingewiesen, sie übten daran das Denkvermögen; ihnen fehlte aber vergleichendes Sprachstudium, das wir besitzen. Ihr Lese- und Buchstabirunterricht zielte schon dahin; allein sie lernten darum in ihrer guten Zeit nicht Das, was wir Grammatik nennen, und schon dem mühseligen Lesenlernen suchten sie ein Gegengewicht zu halten mit der feinen musikalischen Declamation ihrer alten Gedichte, das eine Freude an ihrer lebensvollen Dichtung hervorbrachte, welche ihnen ihr übriger Sprachunterricht nicht vergällen konnte, während wir unter unsern Pädagogen nur wenige wüßten, die auch nur mit einer passenden Wahl von guten deutschen Poesien der Qual des Auswendiglernens entgegenzuwirken wüßten; unter unsern deutschen Sprachlehrern nur Wenige, die den glücklichen Einfall hätten, ihre Schüler die Themata zu Stylübungen selbst wählen zu lassen oder ihnen mindestens eine große Masse von Quellen zur Belehrung über ihre Aufgabe anzugeben, da ja sogar den Erwachsenen niemals das Loos trifft, über etwas schreiben zu sollen, über das er nichts weiß oder wissen konnte; eine Anfoderung, die man lächerlich genug bei jedem aufgegeben Aufsatz an die Knaben macht, statt daß man die Stylübungen von allen Lehrern der Realien und alten Sprachen in freiern Uebersetzungen oder Behandlung freigewählter Partien ausführlich vorgetragener Gegenstände aus verschiedenen Fächern leiten ließe. Wir vertheidigen also streng grammatischen Unterricht nur in den alten Sprachen; wir verdammen aus dieser Ansicht die Erleichterung desselben mit Hamilton'schen oder gar noch wahnsinnigern neuern Methoden, dem Maschinenwerk des Geistes; es gilt uns nicht, die griechische und lateinische Sprache in Eile zu lernen, sondern langsam, aber reif den jungen Verstand an ihnen zu bilden und nicht mit der gräßlichen Barbarei von Interlinearüber-

setzungen das behagliche Wohlgefühl an der mütterlichen Sprache mit frevelhafter Thorheit in der Wurzel zu zerstören; wir sind aber auch nicht für absichtliche Erschwerung, sondern lieben mit Bacon weder die Einengung durch Compendien, noch die Präcocität und übereilte Reifung zu den Wissenschaften, die Dünkel und Prahlerei erzeugt; wir empfehlen mit ihm die weise Verbindung der zwei Methoden, die er versinnlicht mit dem Beispiel der erleichternden Blasen des Schwimmmeisters und der erschwerenden Schuhe des Tanzlehrers. Aus doppelten Gründen würden wir im alten Sprachunterricht die Bevorzugung der griechischen Sprache vor der lateinischen und den Beginn mit jener vor dieser als eine Lebensfrage für echte Bildung empfehlen. Hier ist überwiegender Reichthum an Formen, größere Feinheit und Freiheit der Structur, hier weit nicht so viel Gedächtnißwerk als im Lateinischen. In dieser Sprache ist eine unerschöpfliche Quelle, den Knaben zu reizen und zu begeistern, was im Lateinischen durchaus mangelt. Es ist nicht genug zu beklagen, daß trotz dem Flor unserer Kenntnisse der griechischen Sprache und Literatur und dem gesteigerten Werth, den ihr die neuere Zeit vor der lateinischen wiedergegeben hat, sich nicht Eine bedeutende Stimme dafür erhoben hat, das Latein an die beschränktere Stelle des Griechischen zu drängen, oder lieber die Methode des Betreibens der griechischen zur Norm für beide Sprachen zu machen. Kleben wir so unbegreiflich fest an Einem, an Einem einzigen Rest des Mittelalters, die wir so kühn und eifrig alle andern zerstörten? Oder wäre der Vorzug, den man dieser Sprache läßt, der Gebrauch und das Ansehen, das wir ihr in unserm Leben noch heute einräumen, etwas Anderes als ein barbarisches Ueberbleibsel aus der Zeit der Scholastik? Man gebe für eine solche Behauptung auch nur Einen nur scheinbaren Grund! In jenen Jahrhunderten, wo das Latein das einzige Vehikel der Aristotelischen Philosophie war, war sie allerdings allgemeine Gelehrtensprache von Europa; heute ist sie das nicht mehr, wo die nationale Losreißung von dem mittelalterlichen Verband allgemein ward, und wo Jeder, der auf den Namen eines Gelehrten Anspruch machen will, doch die Hauptsprachen

der Europäer kennen muß. Dazu hat sie durch die Fortschritte der Wissenschaften in allen Fächern den alten Anspruch auf eine lehrende Sprache ganz verloren, und es dünkt uns von allen Seiten eine große Schmach, daß wir in Disputationen und Antrittsreden, in Dissertationen und in andern Büchern, als etwa in Werken über orientalische Sprachen und dergleichen schwer Abgängiges und theuer Anzuschaffendes, noch diese Sprache neben der reich entwickelten Muttersprache dulden, und daß wir in Schulen mit lateinischem Styl oder gar Versen so viel Zeit und so viel guten Sinn und gesunden Geschmack verderben, daß wir häufig trotz der geringen Zeit, die verhältnißmäßig auf das Griechische gewandt wird, größere, wenigstens erfreulichere Fortschritte und mehr Gefallen an dieser Sprache in der Jugend finden. Wir schreiben nicht und sprechen nicht Griechisch, und doch ist unsere Kenntniß der Sprache und Literatur der Hellenen vielleicht im Wesentlichen bedeutender, in jedem Fall, obgleich sie so jung noch ist, viel heilsamer und fruchtbarer gewesen, als die der lateinischen; denn Homer und Herodot sind eine Nahrung für die jugendlichen Geister, die ewig lockt und reizvoll anzieht; Cornel und Cicero aber werden wir nie dem jüngern Schüler lieb machen. Man führt uns lange Jahre in der kalten, strengen Sprache und Bildung des rohen, nur durch Waffenruhm großen Volkes herum, und wir lassen zur Seite die Nation, die in Kunst und Wissenschaft aller Folgezeit und dem ganzen Menschengeschlechte Ordnung und Maß, Gesetz und Regel vorschrieb; wir thun es, die wir uns rühmen, die Finsterniß der frühern Jahrhunderte abgeschüttelt zu haben; die wir beobachten und unwidersprechlich nachweisen können, wie überall, wo die lateinische Literatur vorherrschend den Geschmack und die geistige Thätigkeit des Volkes bestimmte, wie in allen romanischen Landen, selbst in Italien, die Höhe der nationalen Bildung nicht erreicht ward, an die wir zweimal reichten, als der griechische Genius über uns webte: in der Reformation und in den letztverflossenen Jahrzehnden. Es gilt uns, einen sicher greifenden Verstand in der Jugend zu reifen, nicht griechische und römische Verskünstler zu machen; es gilt, edle Menschen von wahrer

Humanität zu bilden, nicht dem Knaben mit Ueberfülle von fremden Lehrgegenständen das Lernen zu verbittern; es gilt, bei der hervortretenden Individualität den Schüler mit Einsicht und Umsicht auf einen ihm tauglichen Weg zu leiten, nicht ihn mit rein unbrauchbaren Kenntnissen oberflächlich ausgerüstet in die weite Welt zu jagen. Darum, weil wir die natürliche Heiterkeit der Jugend zerstören, pflegen wir die Keime zu unglücklichen Menschen, und wir sehen jene unselige Classe von Jünglingen überhandnehmen, die, in keinerlei Kenntniß sicher, weder die Wissenschaft noch das Leben verstehen; jene Generation von Spöttern und Träumern, von Menschenhassern und unruhigen Geistern, die, weil sie nicht den natürlichen Gang des Lebens zu gehen sich getrauen, zu jedem Wagniß bereit sind, das ihnen eine noch so erträumte Aenderung der Dinge versprechen könnte. Wir müssen weniger und gründlicher lehren und von den Alten lernen, viel Denken und viele Gewöhnung in die Schule zu verpflanzen. Wenn dazu Raum gegeben wird, dann ließe sich für eine besonnenere Jugend stehen. Verschließt man aber den Weg dahin, wer will da die Folgen übersehen? Wenn der Wahnsinn weniger mißleiteter Jünglinge Strafen auf die ganze Nation herabruft, wenn um der Verblendung einzelner unmündiger Köpfe willen der ganze geistige Fortgang des Volkes gehemmt werden sollte, wenn eine so partielle Sache wie die letzten Excesse der Studentenwelt die Regierungen bewegen könnte, die deutsche Lern- und Lehrfreiheit zu gefährden, die deutschen Universitäten in ihrem innersten Wesen zu verletzen — dann nimmt man der Nation ihren äußersten Trost und zerbricht ihren letzten Stab; man entrückt ihr, die hier und da anfängt, ungeduldig nach politischer Freiheit zu jagen, die doch noch Vielen für ein Hirngespinst gilt, auch die Freiheit des Geistes, die der Gesammtheit der Nation ein theueres, ein seit Jahrhunderten bewährtes, ein unentbehrliches Besitzthum geworden ist.



zur

Reform der deutschen Universitäten.

1 8 3 5.

Ein Ministerialbericht.

Seit dem Wiederaufblühen unserer geistigen Cultur im vorigen Jahrhundert haben sich in Deutschland durch mehrere Jahrzehnte in verschiedenen Perioden sehr verschiedene Bestrebungen offenbart, der neu errungenen Superiorität der Nation im Gebiete der Wissenschaften und aller Bildung in den Schulanstalten eine Bürgschaft der Dauer und Erhaltung zu gründen. In den Volksschulen und Gymnasien, scheint es, hat man nach mannigfachen Versuchen die Form gefunden, mit der eine Beruhigung der Anforderungen der Zeit eingetreten ist, besonders nachdem man auch in neuerer Zeit den polytechnischen und Realschulen mehr Aufmerksamkeit widmete. Nur in den Universitäten haftete man strenger an dem Althergebrachten, berücksichtigte man weniger, was mehrfach das Bedürfniß der veränderten Bildung laut verlangte: man sollte glauben aus einer gewissen Scheu, an so ehrwürdige Anstalten zu tasten, an die sich seit ihrem Entstehen ein Theil des Ruhmes und des Glückes der Nation anknüpfte. Gleichwohl ruht die öffentliche Stimme auch jetzt nicht, stets ihre Wünsche neu aufzufrischen und gerade diese letzten Zeiten scheinen wieder ungestümer als alle früheren auf eine Reform der hohen Schulen zu dringen. Ew. — Ministerium der öffentlichen Bildung und Erziehung glaubte sich daher nicht länger der Pflicht entziehen zu dürfen, diese große Angelegenheit zum Gegenstande seiner Untersuchung zu machen, und in dem beifolgenden Plane einer Reorganisation der Universitäten haben wir die Ehre, dem Throne die Resultate derselben vorzulegen.

Indem wir die verschiedenen dahin abzielenden Entwürfe einzeln in Ew. — Hände geben, ist es sowohl zu deren besserem Verständniß nothwendig, als auch durch die Gewohnheiten dieser Regierung uns vorgeschrieben, daß wir die Grundsätze ausführlich angeben und veröffentlichen, die uns bei unseren Vorschlägen geleitet haben. Wir haben nichts versaumt, was unseren Entwürfen Zufriedenstellung der allgemeinen Forderungen und Billigung von Seiten der Sachverständigen versprechen konnte; wir haben außer der herkömmlichen Consultation der Studienbehörden uns mit allen alten und neuen Schriften über diese theueren Gegenstände bekannt machen zu müssen geglaubt, um ja von allen Seiten dieselben beleuchtet zu sehen. Unter Ew. — Regierung, die einen Ruhm darein setzt, die beste Einsicht und den besten Willen um sich zu versammeln, scheut man sich weder, die öffentliche Stimme vor dem Beschlusse um Rath zu fragen, noch nach dem Beschlusse ihrem Urtheile Raum zu geben. Denn die Ueberzeugung herrscht hier, daß seit ewigen Zeiten in dem Staate die Regierenden und Regierten als Parteien gegen einander über stehen, deren größere Prozesse auf die Dauer nicht durch die Willkür der Herrscher, noch durch die Gewaltthat der Beherrschten, sondern durch einen weit höheren Richter geschlichtet werden, als dessen Stimme die Weisheit von Jahrtausenden die Volksmeinung genannt hat, in der sich von je die unmittelbarste Einwirkung des Schicksals der Staaten und Völker kund gab, auf die man weislich daher in jedem auch kleineren Conflicte zu achten gewohnt ward. Es kommt nur darauf an, daß man die Stimmen der Parteien selbst von denen der unparteiischen Richter zu unterscheiden weiß, daß nicht eben in jedem launenhaften Artikel der Zeitungsschreiber, noch in den Theorien der Gelehrten der Ausspruch der öffentlichen Meinung gesucht werde, und dies zu verwechseln kann man auch nur da verführt werden, wo man die Staaten selbst nach Launen oder Theorien regiert, wo selbst die Parteisucht oder das System, der tastende Versuch oder die Doctrin am Ruder sitzt, wo man den Geschicken der Völker zu widerstreben oder sie zu bestimmen mit gleichem Leichtsinne unternimmt. Allein unter Ew. — Re-

gierung hat sich die Einsicht Bahn gebrochen, daß das Regieren eine selbstständige Kunst ist, die von Routine sowohl wie von Gelehrsamkeit nur spärlich unterstützt, von leidenschaftlichem Partei-Eifer und Systemmacherei aber geradezu untergraben wird, deren Meister vielmehr von Natur eine Sympathie mit dem Vaterlande und der Nation mitbringen, und dann an der unmittelbaren Erfahrung des Lebens und der mittelbaren aus der Geschichte lernen muß, und der sich demnach immer, auch wo er einer umsichtigern und weiseren Stimme aus dem Volke gegenübersteht, in einer gewissen Unabhängigkeit fühlen wird, die ihm das vertrautere Verständniß seiner Kunst mittheilt, und die man sich auch gerne auf der anderen Seite im Volke gefallen läßt, da sie ein Zeichen von Sicherheit und Grundsätzlichkeit der Verwaltung ist, mit der man Energie, Consequenz, Garantie und Erfolg überall gepaart sieht, während sonst überall Schwanken und unbestimmter Versuch auf Gerathewohl herrscht und der Eigensinn politischer oder gar philosophischer Farben, mit denen eben so nothwendig Schwäche, Unentschlossenheit und ein provisorischer Zustand verknüpft ist.

Auch unsere Entwürfe zu einer neuen Einrichtung des höheren Schulwesens und besonders der Universitäten werden sich in dieser eigenthümlichen Unabhängigkeit halten, sowohl von den Wünschen so Mancher, die aus diesen Angelegenheiten einzelne Beziehungen herausgreifen, sie einseitig beleuchten, oft nach persönlichen Neigungen, wenn nicht nach schmutzigeren Motiven beurtheilen und darauf ihre Anträge gründen; als auch von den Forderungen der Gelehrten, die einseitig in ihre Studien versenkt auch in ihren Wünschen für die Wohlfahrt ihrer particularen Wissenschaften übersehen, daß im Einzelnen manches eine Verbesserung scheinen kann, was im Ganzen eine Hemmung sein würde; ja wir werden in unserem Plane selbst von den competentesten und vielseitigsten schriftstellerischen Rathgebern hier und da so abweichen, wie etwa ein bildender Künstler die Ausstellungen und Angaben eines Kenners, der nicht selbst die Kunst übt, wohl beherzigen würde, allein zu Folge der Gränzen der Technik zum Theile dahinter zurückbleiben müßte, zum Theile

auch wohl sie übertreffen könnte. Die Einen, die nur abgerissene und vereinzelte Motionen machten, vergessen, daß man aus dem Allgemeinen erst auf das Besondere herabkommen muß, und scheinen überhaupt die Wichtigkeit der Sache nicht umsichtig zu kennen, da sie wohl mit der Frage über die Honorarien eine Angelegenheit zu besprechen anfangen, die, wenn sie erledigt werden soll, wobei man so kleinliche Rücksichten füglich ganz aus dem Auge lassen und dem Gebrauche überlassen darf. Die Anderen, welche allgemeine Systeme schaffen, übersehen zu leicht, daß nicht Alles im Staate möglich ist, was sich in der Imagination vortrefflich ausnimmt. Jenen Charakter vereinzelter Rathschläge, mit denen keine Hülfe geschafft werden kann, tragen fast alle Anträge der in unseren Tagen erschienenen Schriften, und auch in den besseren wird oft eben da abgebrochen, wo man eigentlich nach der Rüge des Bestehenden die Angabe des Besseren erwartet hätte. *) Viel wichtiger als alles in dieser letzten Zeit Erschienene dünkten uns verschiedene Arbeiten aus jenem schweren Jahre des französischen Kaiserthums, wo unsere Universitäten wie unser Vaterland ein völliger Untergang bedrohete und wo die trefflichsten Männer unter Deutschen und Franzosen ihre Stimmen zu erheben sich aufgefordert fühlten. **) Allein auch von diesen war es uns nicht vergönnt so vielen Gebrauch zu machen, wie man ihrer Vortrefflichkeit nach erwarten sollte, weil alle Verhältnisse sich zwischen jener und unserer Zeit allzusehr verändert haben. Als diese Schriften entstanden, lebte man in einer Periode der Auflösung aller nationalen Bande und einer Unabhängigkeit der Wissenschaften, die durchaus nur einem Zustande eigenthümlich sein konnte, wie er damals war, unmöglich aber heute noch Statt haben könnte, wo man die Nationalbande wieder enger zu ziehen strebt. Die ausgezeichnet-

*) Hiermit mag wohl die Schrift von Huber (Hamb. 1834) gemeint sein, die auch wirklich am Schlusse gleichsam an der Möglichkeit der Abhülfe verzweifelt. Die Redaction d. deutsch. Jahrb.

**) Offenbar wird auf die lateinischen, französischen und deutschen Broschüren von Tittmann, Villers, Wachler und Schleiermacher, sämmtlich aus dem Jahre 1808, gedeutet. Die Redaction.

sten jener Schriftsteller nahmen eine fast vollkommene Unabhängigkeit der Schule von dem Staate in Aussicht, erklärten sich gegen die herrschende Meinung, daß der Zweck der Universitäten sei, junge Männer für den Staatsdienst zu bilden, und sie setzten den Selbstzweck der Wissenschaft an dessen Stelle. Wir sind dieser Ansicht keineswegs fremd und hoffen unsere Entwürfe in großen Beziehungen damit in Einklang zu zeigen, glauben aber doch, ihr Gränzen stecken zu müssen: wir glauben nach ganz allgemeinen Gesetzen der Billigkeit die Unabhängigkeit der Wissenschaft vom Staate nicht weiter zugeben zu können, als der Staat seinerseits von der Wissenschaft unabhängig ist. Man hat wohl die Selbstständigkeit der literarischen Academien in Anspruch für die Universitäten genommen; man hat aber übersehen, daß diese ihr wissenschaftliches Wirken vom Staate ganz abtrennen, von diesem also ganz füglich jeden Einfluß verbitten durften. Allein wenn heutzutage die Wissenschaft anfängt, ihre eigene innere Vollendung nicht für sich genügend zu finden, wenn sie in die äußere Welt hinüberstreift, auf den Staat und seine Einrichtungen, und alles in der politischen Welt Geschehende ihren Einfluß zu üben sucht, wenn man aus Romanen und Poesie Staatssysteme entwirft und auszuführen strebt, wenn die Cameralistik jedes practische Talent zu irren und die Rechtsgelehrtheit sich jedem Landesgesetze zu widersetzen bemüht ist — wie, sollte da der Staat nicht wenigstens eine Nothwehr gebrauchen und da, wo die Wissenschaft selbst aufhörte sich Selbstzweck zu sein, dem gemäß der Wissenschaft sich gegenüberstellen dürfen? Nur daß freilich diese Nothwehr auf nichts mehr als auf Abwehr und nicht auf Unterdrückung ausgehe.

Wenn also jene Neueren hinter uns zurückblieben und uns da verließen, wo unsere Pflicht erst anhebt, welche kein Raisonnement, sondern Verbesserungen, keine Ausstellung, sondern Herstellung heischt, so bleiben wir hinter jenen Aelteren zurück, weil die veränderten Zeitverhältnisse ganz andere Gesichtspunkte verlangen und andere Maßregeln gebieten. Das aber dürfen wir von diesen früheren Verfechtern der deutschen academischen Einrichtungen lernen, in eine ähnliche Uebereinstimmung mit den

Bedürfnissen unserer Jahre zu treten, wie sie damals mit denen der ihrigen standen: da man damals eine Verschmelzung der deutschen hohen Schulen nach dem Muster der Pariser Universität oder eine Zersplitterung in Specialschulen gleichmäßig und mit gleichem Rechte fürchtete, indem jedes den Ruin unseres ganzen Schulwesens mit sich führen würde, wie konnte man anders als sich des Bestehenden mit regem Eifer annehmen, dies Bestehende vor Allem gegen den plötzlichen Sturm der fremden und unverständigen Reformer retten und im Sinne dieses Bestehenden noch größere Forderungen machen? Gerade die tüchtigsten Männer aber fanden, wenn auch nicht den inneren Geist der Lehre, der Lehrer und der Lernenden, doch die Lehranstalten und deren Formen in allem Bestehenden so vortrefflich, wußten aus denselben das Wesen der Universitäten so schön herzuleiten, daß sie sogar mit großem Scharfsinne aus den bloßen verschiedenen Benennungen dieser Anstalten das Verhältniß derselben unter einander auszumitteln, oder das bereits ausgemittelte System daraus zu bestätigen wußten. Allein heutzutage ist die Lage der Dinge eine durchaus geänderte. Keine plötzliche Gefährdung von außen bedroht den hergebrachten Zustand der Schule, und es bedarf jetzt nicht des leidenschaftlichen Schutzes von Anstalten, die nicht mehr angetastet werden können. Vielmehr findet man heute die Gefahr im Innern, findet sie in der Ausartung von alten Einrichtungen, im Gange des ganzen Unterrichts, in den Sitten der Schüler, und mag man auch vielfach in den Ansichten über die Art und den Umfang der Reform abweichen, so scheint doch von den Regierungsbehörden nicht allein, sondern auch allgemein in der Nation eine Reform überhaupt als unerläßlich angesehen und laut auf die Abstellung alles Mißbräuchlichen gedrungen zu werden, so daß es jetzt vielmehr der Ueberlegung bedarf, was von dem Bestehenden anzufechten sei? wo wirklicher Mißbrauch und wo dieses wirklichen Mißbrauchs Quelle liegt? welches die geeigneten Mittel zur Herstellung sind? und welche unter den laut gewordenen Wünschen dabei berücksichtigt zu werden verdienen?

Und um dies auszumitteln (was freilich schwerer ist, als

mancher ungestüme Idealist und mancher unzufriedene Angehörige des Schulkörpers denken dürfte), und um alsdann unserer besten Einsicht die zweckdienlichsten Maßregeln folgen zu lassen, schlagen wir zwei Wege ein, die nach unserem Urtheil zugleich betreten werden müssen, wo in politischen Dingen zu einem festen und sichern Ergebniß gelangt werden soll, ohne welche Begründung jede Regierungsverordnung stets nur wie die Vorschrift eines unverständigen Arztes, der urtheilslos Andern ablernt und selbst kein Verhältniß zwischen Krankheit und Heilmittel kennt, auf gutes Glück versucht wohl einmal zufällig eine gute Wirkung haben könnte, in den meisten Fällen aber unmerklich das Wohl des Volkes und den Ruf des Pflegers untergraben würde. Wir halten an das Bestehende die Tageswünsche der Menge und die Anforderungen der Gegenwart und prüfen neben diesen lauten Stimmen noch aufmerksamer die stillen Einwirkungen des Gebrauchs und der Richtungen in Zeit und Volk, die sich von selbst Bahn zu brechen pflegen; und auf der andern Seite halten wir daran die Geschichte und die Vergangenheit und suchen die Ergebnisse des Ganzen an den Gesetzen der allgemeinen menschlichen Natur zuletzt zu prüfen. Niemand hat uns hier einen Vorgänger abgegeben: denn die am lautesten schreien, verstehen oft selbst die wahren Wünsche ihrer Umgebung am wenigsten; einer beruft sich auf geschichtliche Erfahrung und vergißt, daß dieselben historischen Erscheinungen nach der veränderten Lage der Menschheit jetzt heilsam und dann wieder schädlich sein können, und die kleinste Anzahl dachte je daran, daß, um pädagogische Rathschläge zu geben, um eine Stimme über Erziehung und Unterricht zu haben, vor allen Dingen eine erfahrungsmäßige, physiologische Kenntniß des Menschen nöthig ist, die wieder ihrerseits nicht blos aus der Schulpraxis entnommen sein darf. So unzertrennlich hier die Einsicht in das Eine auch die in das Andere in sich schließen zu müssen scheint, so ist es doch nur zu natürlich, daß eben der, welcher am eifrigsten in der Gegenwart und für sie lebt, am abgesagtesten dem Forscher in der Vergangenheit feind ist, und daß wieder dem gelehrtesten Historiker die nächste Umgebung ein gleichgültiges

Räthsel ist. Was in dem Reiche des Wissens augenscheinlich so getrennt auseinander liegt, das soll der echte Staatsmann in sich vereinen, und darum haben alle Zeiten sein Geschäft eine Kunst genannt (weil die Kunst überall strebt zu binden, wo die Wissenschaft und der Verstand scheidet und trennt), und nur die neueste Zeit brachte das Unding einer Staatswissenschaft auch bei uns schon zu einer Geltung, die sie seit dem Bestande der Welt nur in Ländern zu erhalten pflegte, wo bereits mit der Staatskunst der Staat selbst auf der Reige war, und die sie in unserem mehr erst werdenden Vaterlande, indem sie die Fremde nachahmt, usurpirt.

Sollen wir zuerst von den Tendenzen der Zeit und den Desiderien der Gegenwart ausgehen, so kann es Niemanden entgehen, wie sich hier im schroffsten Gegensatze zwei ganz verschiedene Bestrebungen geltend zu machen suchen, deren Versöhnung, wie es scheint, außer dem Reiche der Möglichkeit liegt. Die Mehrheit, dies ist nicht zu verkennen, strebt mit einem ganz practischen Sinne nach einem völligen Materialismus in der Wissenschaft. Dem Knaben so früh als möglich eine Bestimmung zu geben und ihn zu dieser Bestimmung auf dem kürzesten Wege und in der schnellsten Zeit und mit dem wenigsten Aufwande hinzuführen, dies fängt an, die Sorge eines jeden Vaters zu werden. Das Lernen, die Wissenschaft ist hier durchaus Mittel zu einem außerhalb gelegenen Zwecke. Diese Zwecke sind verschiedener Art, daher theilen sich die Stimmen dieser Secte im Einzelnen wieder aufs vielfachste. Jeder wünschte die Gegenstände in der Schule bevorzugt, die gerade ihm für die Absichten, die er mit seinem Sohne hat, zusagen: die Schule aber geht nur einen allgemeinen Gang, der Alle zugleich nach Möglichkeit gleicherweise zu Allem befähigen soll, und deswegen ist ihr Tadel hauptsächlich gegen die Gymnasien gerichtet. Sie müssen sich zwar, weil sie ihren Kindern eine leichte und bequeme Carriere im Staate ausdenken, mit dem Staate, der nun einmal die Obhut über diese Gymnasien hat, zu halten suchen; sie sind also vorsichtig mit offner Opposition, aber sie thun Alles, um im Stillen auf Lehrer und Schule zu wirken. Stolz auf das

früh reifende Talent des Kindes, bietet man Alles auf, um die aufschießende Pflanze noch mehr zu treiben; das Haus unterstützt die Schule im Anhäufen von Kenntnissen durch Privatstunden und Nachhülfe, und im Reifen des Verstandes durch Einweihung in alle bürgerlichen Verhältnisse, in alle Familien- und Stadtgeschichten und vielleicht auch durch Aufdecken der Fehler des jeweiligen Lehrers an der Schule; man lehrt die Knaben mit vier Jahren Rechnen; mit sechs französisch; man klagt über die schleichenden Fortschritte, über die mangelnden und über die überflüssigen Unterrichtsgegenstände und über die schlechte Methode, an deren Stelle man die mechanischste als die beste empfiehlt, um hier und da etwa einen nachgiebigen Lehrer zu gewinnen; man schreit nach neuern und über die alten Sprachen; man findet es unsinnig, dem künftigen Cameralisten die nutzlosen Sprachen der Griechen und Römer überhaupt, dem Juristen außer der Sprache seiner Rechtsquellen, dem Mediciner außer seinem Apothekerlatein auch noch das Griechische aufzubürden. Mit der Universität aber steht diese Partei besser. In der Schule hätte sie gar zu gern die Gewalt der Regierung ein wenig gemäßigt, die strenge Disciplin ein wenig lockerer gehabt, allein auf der Universität herrscht Freiheit der Studien und nur daß der hoffnungsvolle Sohn diese Freiheit auch auf seine Zeit- und Geldverwendung ausdehnen kann, ließe vielleicht Manchen wünschen, daß hier einige Beschränkungen eintreten möchten. Sonst aber stimmen meistens die Vorschriften der Väter mit den Wünschen fauler Söhne am besten: sich ja nicht anderswohin umzusehen, als nach dem, was das Brodstudium und das Examen rigorosum verlangt. Hier kommt auch die Universität diesen Wünschen und Vorschriften entgegen und behandelt eben solche nothwendigere Fächer, Pandecten und Physiologie und Kirchenhistorie u. s. w. in einer so behaglichen Breite, daß dem, der schon einigen Begriff von einem Examen von Hause mitbringt, nichts zu wünschen übrig bleibt.

Man darf wol in dem angefangenen Bilde fortfahren und sagen: Diese Mehrheit mit diesen Bestrebungen hat in ihrer Mitte einen Ausschuß von Sachverständigen, der seiner großen

Majorität nach nicht mit diesen Ansichten der Menge stimmt. Es sind die höher Gebildeten, die jene materielle und reale Richtung in der Wissenschaft verabscheuen. Dem Knaben schon in der Wiege oder in der Schule eine Bestimmung zu geben, scheint ihnen eine der unseligsten Folgen, welche die Schwierigkeit der Subsistenz in unseren Zeiten mit sich führt, und eine der Hauptursachen, warum in unseren höheren Ständen so wenige Zufriedenheit mit dem Berufe und den Geschäften des Tages anzutreffen ist. In der frühen Reife des Knaben sehen sie den ganzen Ruin der Zeit; sie ist die einzige Quelle jener Altklugheit, die im Jünglinge die voreilige Thätigkeit des Verstandes zeitigt und unsere Jugend auf unnatürliche Beschäftigungen hinlenkt, in denen sie zu nichts als zu Verirrungen kommen müssen. Wenn man die Wissenschaft sich selbst Zweck sein lasse auf der Schule, so halten sie die Entwickelung der Knaben in Ruhe und Glück für gesichert. Auf den Gymnasien wollen sie nichts als eben die Allgemeinheit des Lernens, die jene bekämpfen; die ganze menschliche Bildung soll das Ziel der Schule sein und nicht die Fachbildung des Professionisten; nicht auf das Lernen von diesem und jenem, nicht auf die Kenntniß von Thatsachen und Massen, nicht auf einseitige und frühzeitige Richtung des jungen Geistes auf Einen Gegenstand, nicht auf den unmittelbaren practischen Gebrauch des Gelernten komme es an, sondern auf die Uebung und Lenkung, die langsame und sichere Reifung der Geisteskräfte überhaupt, auf die allgemeine Thätigkeit und Richtung auf wissenschaftliches Erkennen im Allgemeinen; daß die strengen Wissenschaften eben so wie alles Gedächtnißwerk für die Schule nicht passe und für die kindischen Kräfte des Knaben, daß die übereilte Anstrengung derselben der Tod aller geistigen Gesundheit und aller menschlichen Empfindungen, so wie alle mechanische Lehr- und Lernmethode, alle Hast des Schülers und Lehrers der Tod aller Wissenschaft sei. Mit den Gymnasien ist daher diese Partei, im Gegensatz zu der früheren, zufriedener. Sie lobt die strenge Disciplin, die der Staat aufrecht hält, da die Kindheit und Schule patriarchalische Zucht nöthig hat; sie billigt es, daß den Eltern jeder Einfluß auf die

Schule durchaus gewehrt werde, und wünscht nur vielleicht die allzu ängstliche und pedantische moralische Behandlung aller Knaben nach Einem Leisten freisinniger ermäßigt; sie billigt die Einhaltung periodischer Course, weil sie das Zurückhalten eines schnellen Talentes für unschädlicher hält, als das hastige Antreiben; sie hält den Knaben in seiner Sphäre, verleidet ihm das Zusammensein mit Alten, jagt ihn in die Gesellschaft seiner Altersgenossen, gönnt ihm seine freien Stunden zum Spiel und läßt ihn lieber, was er im Addiren und Subtrahiren oder im Lernen der französischen Phrasen versäumt hat, im Jünglingsalter nachholen, wo der Begriff vom Zweck des Lernens erst erwacht; sie heiligt das Ansehen auch des mittelmäßigen Lehrers und die Achtung der Schule; sie preis't die antike Bildung, leitet von ihr, oder von dem Griechenthum, alle unsere Weisheit, unsere Besonnenheit, unser inneres Glück her, und fängt mit größerer Bestimmtheit an, die Bevorzugung des Griechischen vor dem Lateinischen zu verlangen; *) sie weis't in dem Schulgebrauche in Deutschland aus Physiologie und Psychologie, aus Natur und Geschichte der Menschheit nach, wie ein wunderbarer Einklang darin mit den ewigen Gesetzen jeder menschlichen Entwickelung herrscht, was neben der Art, wie sich der humane Unterricht gegen jeden Sturm der gegnerischen Mehrzahl in imposanter Unerschüttertheit erhält, ein Beweis ist, wie sehr die geistige Macht der materiellen überlegen, wie überlegen zugleich der Instinct der Nationen dem tadelsüchtigen Besserungsstreben der Menschen ist. Sollte man auf dieser Seite etwas an den Gymnasien tadeln, so wäre es gerade die schon zu große Nachgiebigkeit gegen jene Gegenpartei: man findet die Humaniora noch gegen die exacten Wissenschaften zu sehr im Nachtheil, die moralischen Wissenschaften zu sehr gedrückt, man vermißt selbst in den humanen Lehrgegenständen die auf wahre

*) Es scheint, diese ganze Stelle geht hauptsächlich auf die Briefe über die Natur und den Zweck des höheren Unterrichts von van Heusde (übers. v. Klein), ein Buch, das zur Schande der deutschen Schulmänner wenig bekannt ist, und auf das wir gerne in einem besondern Artikel zurückzukommen wünschen. Die Redaction.

Humanität abzweckende Behandlung, die mehr auf Herz und Phantasie gehen sollte, als auf Gedächtniß und Verstand, man klagt über das Polytechnische, das sich selbst in die Gymnasien eindränge. Mit der Universität sind aber eben diese Klassischen desto unzufriedener, je zufriedener die andern. Sie hassen die Brodstudien und hassen die unwissenschaftliche Art des Vortrags, die nur darauf ausgeht, das Detail der Wissenschaft zu erschöpfen für's Gedächtniß und Examen, nicht ihre letzten Ergebnisse fruchtbar zu versammeln für das Leben und den Menschen. Sie wollen, daß sich Rechtsgelehrtheit, Medicin, Theologie stets abhängiger erklären von der Philosophie, während sie sich in der That stets unabhängiger erklären, was von diesen als ein höchst trauriges Zeichen von dem trostlosesten Rückgange der Zeit in aller ächten Wissenschaft betrachtet wird; sie beklagen, daß die Abtrennung der einzelnen Disciplinen stets schärfer wird, daß die Facultäten ihre Gränzen stets strenger ziehen, daß der Gebrauch das Naturrecht und die Religionsphilosophie in die Hände der Juristen und Theologen legt und wol gar die Statute den Historiker aus der Kirchen- und Rechtsgeschichte weisen. In die unterdrückte philosophische Facultät würden diese den Kern der Universität gelegt sehen wollen; mit ihren universalen Studien den Anfang gemacht und erst dann mit dem Studium der drei Specialfächer, die nach bestimmten äußerlichen Zwecken behandelt werden und die wissenschaftliche Richtung preisgeben, fortgefahren zu sehen verlangen, was von selbst auf eine Verlängerung der Studienzeit führen würde, der diese Partei überhaupt so zugeneigt ist, wie sie sich von dem übereilten Rennen und Treiben in der Schule durchaus abwendet.

So schroff der Gegensatz dieser Ansichten ist, so wird doch an den Staat, der zwischen beiden steht, gefordert, daß er sich für Eine entscheide oder zwischen beiden vermittle. Allein es läßt sich nicht läugnen, daß er weder für Eine entschieden, noch unter beiden vermittelt hat. Sondern er wählte — wir können dies Ew. — leider nicht verhehlen — er wählte eine Partie, die er schwerlich schlimmer wählen konnte, er theilte sich zwischen beide, suchte beide zu befriedigen und befriedigte keine, und

wird von beiden Seiten der Halbheit und Unentschlossenheit seiner Maßregeln wegen angeklagt, und dies eben sind die Eigenschaften, die man heute am ungernsten nachsieht, denn es fängt an mehr eingesehen zu werden, was bisher nur dunkel gefühlt ward, daß an diesen unseligen Schwächen der ganze Continent niederliegt, daß sie die Hauptquelle sind von all' dem geheimen Unmuth, der in den Nationen gährt, die sich meist wie kräftige Heere unter zaghaften Anführern zwischen der Scheu vor der Disciplin und dem schmerzhaften Gefühle ihrer unbenutzten Kraft und unbehaglicher und erwartungsvoller Ruhe halten. So ist es in allen den deutschen Staaten, wo noch die Erziehung der Jugend, das einzige politische Bildungsmittel der neuern Zeit, das sich dem Bande vergleicht, welches die alten Staaten um ihre erwachsenen Glieder schlangen, als ein großes und heiliges Moment in der Sorge für das öffentliche Wohl angesehen wird. Wir schweigen von denen, wo sie als ein gefährliches Mittel des Neuerungsgeistes danieder gehalten wird und von der ganzen Reihe derer, die zwischen diesen beiden Aeußersten inne stehen und die Leitung des Schulwesens, zu ihrem sichtbaren Schaden, wie einer geringfügigen Nebensache in die Hände von Cameralisten und Juristen hingeben und man möchte sagen, es wie ein nothwendiges Uebel toleriren und fristen. Allein selbst in den aufgeklärtesten Theilen des gemeinsamen Vaterlandes, unter die wir Ew. — Lande obenan stellen dürfen, herrscht jener schwankende Zwiespalt in der Stellung der Regierung zu den Schulen. Sie theilt sich auch hier und wendet sich wechselnd mit halben Concessionen bald auf diese, bald auf jene Seite. Wir sahen, Ein Theil der Schulanstalten befriedigt im Allgemeinen die Eine Partei, ein Anderer die Andere. Die Regierung ist aufgeklärt genug, um einzusehen, daß eine tiefere Einsicht in den Forderungen des Klassischen sich überall siegreich kund gibt; allein sie ist nicht genug dem practischen Interesse entfremdet (und kann es nicht sein), um sich ganz von jenen Realisten wegzuwenden, die ihr von weit unmittelbarerem Nutzen, für den Moment weit unentbehrlicher, wenn auch nicht für das innere Gedeihen des gesammten Staates

förderlicher sind, als diese. Die Regierung neigt sich also zu den Klassischen und gewährt ihnen die niedere Schule, entzieht ihnen und ihren Forderungen aber noch die höhere; sie gewährt ihnen das Unumgänglichere: denn wäre die Universität mehr nach ihren Wünschen gestaltet, das Gymnasium aber weniger, so würde hier im Keime Alles erstickt, was sich wenigstens im bessern Schüler manchmal auch durch die Inconvenienzen der Universität erhält. In der Errichtung von polytechnischen und Realschulen begünstigt sie mehr diese als die andere Partei: sie scheint diejenigen, welche die Wissenschaft aus so materiellen und industriellen Gesichtspunkten betrachten, ganz aus der Wissenschaft weg mit richtigem Tacte auf die Industrie hinweisen und den Uebergang hierhin vermitteln zu wollen. Allein nicht Jedem von der andern Farbe ist damit gedient; und um auch diesen etwas zu bewilligen, finden nun neuere Sprachen, Mathematik und alles ähnliche Reale mehr Zulassung auf den Gymnasien. Nun klagen die Einen über Hemmung der klassischen Studien durch diese Zugabe und die andern durch die Beibehaltung jener neben dieser Zugabe, die nach ihren Wünschen mehr Hauptsache sein sollte. Diese möchten gerne, daß sich der Staat mehr seines Vortheils erinnere und mehr den Unterricht vorschreibe, jene meinen, die Studienräthe mischten sich nur allzu viel hinein; es gab wohl Staaten, wo man Studienpläne auf Probejahre einführte, und wo sie von dem Schulkörper sogleich mit der Vorabsicht entgegen genommen wurden, ihre Unbrauchbarkeit darzuthun: denn die Studienräthe und Schuldirectorien sind gleichsam die Repräsentanten dieses Zwiespaltes in der Regierung, weil jene sich eben so natürlich dem Staate und seinen practischeren Ansichten anschließen, wie diese der Wissenschaft und ihren allgemeineren Interessen. Die reale Partei fordert wirkliche Gewährungen, die andere will blos ungestört sein: jene fordern auch positiv Dinge, die gewährbar sind, diese aber mehr ein Immaterielles, was der Staat nur gehen lassen und wenig unterstützen kann, wenn der Geist der Zeit nicht die Hauptsache thut. Weil nun der Staat zu durchgreifenden Veränderungen langsam ist, zum Bestehenlassen aber viel geneigter, so gewinnt die

Majorität weder durch ihre ungestüme und ihre freundliche Annäherung an den Staat, noch die Minorität durch ihre Weisheit und ihre Opposition bedeutend. Was auch der Staat den Realisten gewährt, entzieht er ihnen auf einer andern Seite wieder. Er befördert ihr polypragmatisches Wesen: er quält sie aber desto mehr mit entsprechenden Examinen: und eben in der Wissenschaft, die zum Jammer jedes vernünftigen Menschen in stets engere Verbindung mit der Staatsverwaltung gesetzt wird, und die das materielle Princip im Cyclus aller Wissenschaften recht eigentlich vertritt, häuft man die Gegenstände des Examens am ärgsten, fordert von dem Forstbeamten alte Sprachen, und vom Architecten neben den alten auch zwei bis drei neue, und von dem, der sich gerne mit einem Mauthdienste begnügte, Kenntnisse in Chemie und in höherer und höchster Mathematik. Fördert man auf der Universität zum Verzweifeln der strenger wissenschaftlichen Partei jene Methode des Vortrags und der Lehre, welche die Vorbereitung zum Staatsdienste besser ins Auge faßt, so schärft man dagegen auch die Forderungen und verlangt nach dem ersten auch noch ein zweites und drittes Examen; läßt man auf der andern Seite die wissenschaftlichen Disciplinen fallen und vegetiren so gut sie können, so übt man dagegen auch in dem Examen der zur Docentenwürde Promovirten, die sich also ganz der Wissenschaft widmen, die nämliche Nachsicht, und duldet die ähnliche Schlaffheit, wie man dort in den Specialwissenschaften die Zügel schärfer faßt. Es scheint ein ganz genaues Entsprechen zu herrschen zwischen dem Bestreben unten und dem Thun und Treiben oben: man weiß nicht, hat die erweiterte Kenntniß in den Hochstudien die geschärften Prüfungen oder diese jene hervorgebracht, der Verfall der philosophischen Facultät den Verfall der Doctorwürde oder umgekehrt; und es wäre die Frage, ob, wenn die philosophische Facultät die Kraft hätte, sich mit innerer Begeisterung wieder selbst zu heben, der Staat ihr nicht entgegenkommen würde, eben wie z. B. die Naturkunde sich so emporhob, daß sie der Staat alsbald materiell unterstützte und sich und den jungen Staatsdienern dabei in seiner Begünstigung z. B. chemischer Studien oft linkisch genug neue und nutzlose

Lasten aufbürdete; eben wie in einem befreundeten Lande sogar philosophische Systeme zu solcher Achtung gekommen sind, daß sie eine Begünstigung von Seiten des Staates hervorriefen, die nur allzu sehr die Freiheit der allgemeineren Studien angriff und gefährdete und die Freunde der Wissenschaftlichkeit aufmerksam machen sollte, in ihren Forderungen und Wünschen nichts weniger zu verlangen, als solch' eine directe Unterstützung des Staates. Sieht man nun dies Alles, so scheinen die Verhältnisse, die im Anfang so gar verwirrt und widersinnig schienen, ein weit anderes Ansehen zu erhalten und weit natürlicher und nothwendiger zu sein, als man glauben sollte. Und in der That, ob zwar es wünschenswerth ist, daß zwischen der reinen Wissenschaft und dem Staate heutzutage ein engerer Verband gepflegt werde, als in früheren Zeiten, wo sie unter dem Namen der freien Kunst unabhängiger für sich und reine Schulsache war, und daß eine Wechselwirkung eintrete, etwa so, wie in den schöneren Zeiten Griechenlands der Staat auf die Kunst wirkte, damit die Kunst auf den Staat nicht anders als lauter und wohlthätig zurückwirke, so ist es doch durchaus natürlich, daß sie sich ihrerseits durchaus auf nichts anderes als auf sich selbst stütze und namentlich eine äußere Nothhülfe lieber entbehre, als zugleich einen inneren Einfluß dabei gestatte, den der Staat so gerne dabei wird geltend machen wollen. Nirgends wird er sich dazu versuchter fühlen, als eben auf der Universität. Wie er die Schule, wie er namentlich die Gelehrtenacademien unterstützt, möchte uneigennütziger scheinen; allein dort, wo sich der reifende Jüngling zwischen dem Dienst im Staate und der reinen Wissenschaft entscheidet, weil da die philosophische Facultät, welche diese letztere als ihren alleinigen Sitz erklären würde, mit den drei übrigen zusammengeworfen ist, die sich ganz aus speciellen Bedürfnissen des Staates, unter besonderer Fürsorge des Staates und für den Dienst des Staates gebildet haben, dort sagen wir, muß nothwendig das Interesse des Staates näher treten, und es scheint billig, daß er sich dieser seiner eigentlichen Schöpfungen vorzugsweise annimmt, daß er hier Eingriffe thut, die er in andern Fächern nicht thut, daß

er, was ihn zunächst fördert, zunächst wieder fördere. Alle diese Zweige waren ursprünglich bloße empirische, practische, traditionelle Kenntnisse; und dem Meister alles Wissens, Aristoteles, als er die Grenzen aller echten Wissenschaft absteckte, würde vor dem Mißgedanken gegraut haben, positive Rechts- oder Religionslehre in seinen wissenschaftlichen Cyclus aufzunehmen. Nur der Verfeinerung späterer Zeiten konnte es einfallen, diese practischen Fächer theoretisch zu begründen, und der Speculation das Herkommen, die Gewohnheit und die Ueberlieferung zu opfern. Ihr zu Gefallen konnte der Staat unmöglich seine Aufsicht über diese rein pragmatischen Disciplinen, die erst aus ihm und seinem Bedürfniß flossen, aufgeben. Umgekehrt hat kein unmittelbares Bedürfniß des Staates die freien Künste und was Alles damit zusammenhängt, gestaltet, sie sind auch nicht unter besonderer Fürsorge des Staates geworden, noch für den Dienst des Staates zunächst berechnet. Ihre Pflege gehört der Menschheit an, da ihr Zweck nur ein rein menschlicher ist, und zu ihrem eignen Schaden würden sie sich diesem freien Spielraum entziehen und sich dem Staate verpflichtet machen; die Specialwissenschaften aber gehören der Pflege des Staates an, da sie auf das geistige, moralische oder physische Wohl der Gesellschaft zunächst abzielen. Dennoch sollen beide nicht verbindungslos neben einander liegen, der Staat sich nicht den Einen ganz entfremden, noch die Andern ihrem Verbande mit der strengen Wissenschaft ganz entreißen wollen, wie denn in allen Verhältnissen der inneren Politik neuerer Zeit die erhabene Aufgabe gestellt scheint, die menschliche Freiheit mit dem natürlichen Gesetze der Gesellschaft in Einklang zu bringen. Ob nun die Art der Verbindung, die zwischen beiden Statt hat, die rechte sei, scheint nach der Unzufriedenheit, die darüber herrscht, nicht anzunehmen zu sein: und diesem Probleme näher zu kommen, glaubten wir daher auf einem andern Wege versuchen zu müssen, als auf dem bisher betretenen; denn die Begehrungen und Zustände der Gegenwart durchkreuzen sich so, daß es blos aus der Wahrnehmung dessen, was sie darbietet, schwer sein möchte, sich aus diesem Labyrinthe zu finden.

Wir wollen daher nur in einen ganz kurzen Ueberblick bringen, was die Geschichte dieser höheren Schulanstalten ganz Allbekanntes an die Hand gibt, um vielleicht hieraus neue Winke zu ziehen, die uns in unserer Aufgabe förderlich sein können. Die Universitäten haben, wie Alles, was die Wissenschaft und ihren Betrieb angeht, ihren Anfang in Griechenland. Wenn man nicht zu weit zurückgehen will, kann man ihren Ursprung in Sokrates und seinen Schülern suchen. In den Schulen dieser großen Männer und ihrer zahllosen Nachfolger ging noch alles Bestreben auf die allgemeine sittliche und geistige Bildung der Jugend. Kein Bezug auf etwas Handwerksmäßiges, kein Verband mit dem Staate war irgend sichtbar, und die größte Unabhängigkeit war so vorausgesetzt, daß, als ein Sophokles in Athen das Gesetz gab, es solle kein Philosoph ohne die Bestätigung des Rathes einer Schule vorstehen, alle Weisen die Stadt verließen, so daß das Gesetz zurückgenommen und der leichtsinnige Nomothet um fünf Talente bestraft ward. Diese Schulen waren im Alterthume in zahlloser Menge in Griechenland und allen römischen Provinzen verbreitet, denn es waren Unternehmungen von Privaten und von Städten. Ueberall aber waren sie im Anfange reine Philosophenschulen; Niemand dachte hier an einen Vortrag über Rechtslehre oder Arzneikunde. Ja als Berytus (im vierten Jahrhundert) vielleicht eines der ältesten Beispiele von einer besonderen Facultätsschule für Juristen gab, so eiferte schon damals Libanius, daß man über dem Rechtsstudium die althergebrachten Studien der Philosophie oder Rhetorik versäume. Erst später stellten sich solche einzelne Schulen der Theologie, Medicin und Rechtsgelehrtheit in größeren Orten wie Alexandrien oder Rom nur dem Orte nach neben einander oder neben jene philosophischen Schulen, unter sich offenbar in einem ganz lockeren oder gar keinem Verbande. Diese Verhältnisse nun sind im byzantinischen Zeitalter ein solches Vorbild von dem, was im Mittelalter geschah, wie überhaupt Alles diese Zeit im kleineren Maßstab gebar, was die gothische Periode im größeren wiederbrachte. Alle Universitäten des Mittelalters in Italien und Frankreich waren ursprünglich auf nichts

als auf die sieben freien Künste berechnet. Ihre Unabhängigkeit vom Staate war ganz entschieden und sie lehnten sich vielmehr an die Kirche; sie opponirten der Kirche und dem Staate; sie hatten ihre eigenen Gesetze; ja jede einzelne Corporation hatte ihre besonderen Statute unter sich, und hier und da war die gesetzgebende Gewalt sogar bei den Schülern und nicht bei den Lehrern. Von einer Vorschrift oder Beschränkung der Unterrichtsgegenstände oder von irgend einem nach dieser Seite gewendeten Einfluß des Staates konnte also gar keine Rede sein; auch gab es bis ins zwölfte Jahrhundert noch keine Facultäten und Facultätswissenschaften, die dem Staate einen solchen Einfluß hätten besonders wünschenswerth machen können. Erst unter den Capetingern wurden in Paris die Theologen zugezogen, als sie schon anfingen, sich mit fremden Dingen zu beschäftigen und die Religion mit der Philosophie zu verbinden suchten. Sonst aber ward in Paris weder das Recht, noch in Bolognas Rechtsschule die Theologie, noch in beiden die Medicin, noch in dem arzneigelehrten Salerno jene beiden Wissenschaften gelehrt. Auch hier also lagen die philosophischen und die pragmatischen Disciplinen getrennt, und erst seit den Zeiten des Gratian und der Schüler des Honorius geschahen die ersten Schritte, die medicinischen und die Klosterschulen mit den philosophischen und juristischen zu vereinigen. Diese Vereinigung war ein offenbarer Auswuchs und eine Ausartung von dem ursprünglichen Zustande. Sie zeigte sich in der äußern Form und Umgestaltung: die alten Nationen, die in den philosophischen Schulen geherrscht hatten, die mit ihrer rein richterlichen Gewalt eine vollkommene republikanische Colonie dargestellt hatten, verschwanden; sobald die pragmatischen Fächer hinzutraten, hörte die alte Freiheit auf; es blieb den Facultäten, die an die Stelle der Nationen traten, von der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt dieser letzteren wenig, sie behaupteten nur die Gewalt gelehrter Richter, die ihnen wie jene auch bis heute nur noch im Schatten übrig geblieben ist. Seit dem Hinzutreten der drei sogenannten höheren Facultäten schrumpften sämmtliche Nationen der alten Philosophenschule in Eine Facultas artium zusam-

men, eine Zeitlang behauptete diese noch ihr ursprüngliches Primat, behielt Anfangs noch die Rectorwahl, die Aufsicht über die Casse, die Gerichtsbarkeit und alle ersten Privilegien. Hierauf aber entspann sich ein Jahrhunderte andauernder Kampf zwischen den drei Facultäten und der philosophischen; die letztere ward erst äußerlich aus allen Privilegien gedrängt und neuerlich ist auch ihre innere Entwürdigung und mit ihr ihre völlige Niederlage entschieden.

Wenn also so manche Stimmen in neuerer Zeit unsere Universitäten und ihre Einrichtungen einen barbarischen Rest des Mittelalters genannt haben, so müssen wir, was diese eben berührten Verhältnisse angeht, noch einen Schritt weiter gehen und behaupten, diese ungeschickte Verschmelzung der speculativen und practischen Wissenschaft und der Vorzug der letzteren vor der ersteren sei sogar eine Ausartung der ausgearteten Einrichtungen des Mittelalters und komme nicht einmal an Reinheit den ursprünglichen Instituten dieser sogenannten barbarischen Zeit bei. Von Deutschland aber besonders muß man geradezu noch hinzufügen, daß es diese Anstalten in ihrer reineren Gestalt gar nie besessen hat, sondern daß es seine Universitäten erst erhielt, als schon lange die ursprünglichen Philosophenschulen untergegangen waren, und daß es von den verfallenden Anstalten in Frankreich und Italien seine ersten Muster nahm, weil sein Mittelalter erst da recht anfing, wo das Romanische überall schon abblühete. In Deutschland hatte daher der Einfluß der Stifter der Universität auf die Anstalt und ihre Lehrer vom Anfang an Statt, während die italienischen Universitäten weder Stifter noch Gesetzgeber hatten. In Deutschland aber gedieh von jeher in keinerlei Zweigen irgend etwas recht, was von oben herab gezogen werden sollte, und unsere Universitäten hatten daher nur Einmal eine kurze Blüthe, als in der Reformationszeit diese künstliche Zucht durch den Staat und für den Staat in etwas aufgegeben war; und wo irgend sonst eine deutsche Academie einen glänzenden Zeitpunkt aufzuweisen hat, mußte irgend ein liberaler Fürst oder Curator die Hindernisse wegräumen, welche das Bestreben des Staates, diese Anstalten

nach seinen Zwecken zu nutzen, in den Weg legt, oder es war nur die partielle Blüthe eines einzelnen Faches, die durch ein Zusammentreffen begeisterter Lehrer oder auch Schüler veranlaßt war. Unsere alte Poesie und Wissenschaft, wie unser alter Kaiserstaat kam nicht zu einem nationalen Gedeihen, weil weder da noch dort das Volk einen Antheil an den Gesängen der Hofpoeten, den Büchern der Schulmänner, und den Richtungen der Fürsten nach der Fremde nahm. Erst die neueste Zeit nimmt in allen ihren Bestrebungen das ganze Volk in Anspruch und in Poesie und Wissenschaft sahen wir bereits die schönsten Früchte. Der Grund hierzu ward in der Reformation gelegt, in welcher alle Kräfte der Nation zu einer Erregung kamen, die hoffentlich noch Jahrhunderte lang nachwirken wird. Wie wir damals begannen, die Wissenschaft von dem mittelaltrigen Wust und der Scholastik zu reinigen, und diese Reinigung heute erst völlig zu beendigen suchen; wie wir damals Elemente einer neuen Poesie werden sahen, die das vorige Jahrhundert erst zu einer herrlichen Blüthe brachte; wie damals die Herstellung der Religion begonnen ward, die erst heute und gestern ihre sichtlicheren Früchte trug, so fing man damals auch unser Schulwesen an zu reformiren und seine Vervollkommnung scheint eben so unseren Zeiten aufbehalten. Bei jeder Reform nun strebt nach eigner Erfahrung eine Zeit aus einem verdorbenen Zustande zu dem reineren und ursprünglichen, von dem der gegenwärtige entartete ausging, zurückzukehren, und das Verlorne wieder herzustellen mit Festhaltung dessen, was die unglückliche Erfahrung der Zeiten gelehrt hat. Nicht jeder Nation, die einen solchen Versuch macht, gelingt er in gleichem Grade. Wo man in den romanischen Landen an den Universitäten und Schulen reformirte, blieb man an den Einrichtungen des Mittelalters haften. In Deutschland aber rang man zur griechischen Weisheit und Simplicität zurückzukehren. Es gelang in den Gymnasien, den antiken Geist zur Seele des Unterrichts zu machen; äußerlich sind alle unsere Schulbenennungen griechisch. Nur unsere Universitäten haben von diesem Geiste des Alterthums nichts aufzuzeigen, weder in den Richtungen der Jugend,

noch in Methode und Vortrag der Lehrer, noch in den Statuten der Anstalten. Und hier ist es ganz außerordentlich merkwürdig, daß fast alle Männer, die neuerdings über die inneren Verbesserungen unserer Academien geschrieben haben, auch wenn sie es nicht bewußt vor sich haben, einen Zustand und eine Art der Veränderung in Aussicht nehmen, der uns auch hier unmittelbar auf die griechischen Philosophenschulen zurückführt. Man höre nur die Schleiermacher, van Heusde, Wessenberg oder wie sie alle heißen! Sie alle nehmen die geistige Erregung, die Sittigung des Menschen, das allgemeine Erkennen zum Zweck der Universitäten; ein Zweck, der mit partiellen Aenderungen auf unseren Academien, wie sie jetzt sind, nie erreicht werden kann! Sie nehmen eine Unabhängigkeit vom Staate in Aussicht, die nie vom Staate zugegeben werden kann, so lange die Wissenschaften daran Theil haben sollen, die er in seiner Praxis unmittelbar braucht! Sie sehnen sich nach einem Verbande zwischen Lehrern und Schülern, nach einer freundschaftlichen Annäherung zwischen beiden, nach einer freien, dialectischen responsorischen Art des Verkehrs und der Lehre, die wohl ein unbeschränkter Lehrer in einer begeisternden Wissenschaft und im kleinen Kreise einführen könnte, nie aber ein Mediciner oder ein Pandectenlehrer, der dem Faden des trocknen Compendiums folgen und zu hunderten von Zuhörern reden muß! ja geradezu nennen sie die Spaziergänge des Aristoteles und die Schule des Platon und die sokratische Lehrart als das Ziel ihrer Wünsche und doch, wo sollte sich der Sokrates finden, der über Pandecten, über Dogmatik und Chirurgie in dialectischen Gesprächen belehrte!

Aus diesem Verhalte der Dinge glauben wir so viel entnehmen zu dürfen, daß in unseren Gymnasien die Fortschritte um eine Stufe weiter gerückt sind als auf den Universitäten; daß man dort gleichsam zu dem humaneren, freiern Wesen der Alten rückkehrte, hier aber auf dem Corporationswesen des Mittelalters hängen blieb. Etwas aber scheint in diesem Zustande natürlich zu sein; wie wollten wir je aus der Vereinigung jener verschiedenen Disciplinen das Corporationsmäßige entfernen?

Ja selbst das Alter, in dem wir die Jünglinge auf diesen Anstalten versammelt sehen, hat eine angeborne Neigung für Körperschaften und Verbindungen, die wir mit keinerlei Mitteln leicht zu unterdrücken hoffen dürfen; und es scheint, als ob man mit Recht in dem einzelnen Menschen die ähnliche periodische Entwickelung wie an der Menschheit selbst unterscheidet, und daß man in der Folge und dem Charakter dieser verschiedenen niederen und höheren Anstalten, der durch so lange Zeiten autorisirt ist, einen neuen Beweis dafür habe, wie deutlich nachweisbar in dem Erziehungsgang der Menschheit und des Individuums diese Wechselbeziehung Statt hat. Allein wäre auch dieser Unterschied der in den Gymnasien und auf den Universitäten herrschenden Richtungen ein wesentlicher, wie wir dies allerdings so wenig leugnen können, wie daß ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Knaben- und dem Jünglingsalter und ihren beiderseitigen Bedürfnissen ist, so fragen wir doch, ob auch der harte Uebergang von dem Einen zu dem Anderen nothwendig, ob es natürlich ist, daß der Mensch in diesem zarten und reizbaren Alter zu so grellen Sprüngen, zu so gewaltsamer Veränderung, zu einem so schweren und harmvollen Wechsel gezwungen werde? Und diese Frage führt uns auf einen andern, auf den Standpunct, wo wir die menschliche Natur unmittelbar zu Rathe fragen wollten. Und allerdings finden wir da, daß diese Uebergangszeit, wie jede andere und offenbar diese weit mehr als jede andere, etwas Schroffes, Hartes, Unglückliches von Natur schon mit sich führt, was wir freilich mit keiner Anstalt und Einrichtung werden austilgen wollen. Wie sollte es anders sein, da dies eben die Zeit ist, wo im Physischen der Organismus in eine neue Periode tritt, die sich mit all' ihren neuen und großen Revolutionen auch im Psychischen und Geistigen kund gibt. Es ist die Zeit, wo die Phantasie, die gerade jetzt in ihrer höchsten Regsamkeit und Blüthe steht, allmählig gezwungen wird, ihre bisher unbeschränkte Herrschaft über den Geist dem Verstande abzutreten; die Zeit, wo sich religiöser Glaube mit Aufklärung und Einsicht in den menschlichen Dingen anfängt zu streiten; wo die Masse neuer Dinge,

die den aus dem engen Kreise der Schule und des Hauses tretenden Jüngling empfängt, ihn zertheilt, zerstreut, schwankend und unbeständig macht; wo ein Leben, das nichts von Beschwerde kannte oder über die einzige Beschwerde des Lernens aus früher Gewöhnung nicht reflectirt hatte, vertauscht wird mit der ersten Freiheit, in die sich ein viel härterer Zwang mischt, ein Leben mit Freuden, ohne Rücksichten und Einschränkungen, aufgegeben gegen die erste Convenienz, die sich gleich mit allerhand Subtilitäten herbeidrängt; eine Zeit, wo das Lernen und Leben nicht mehr Selbstzweck ist, wie bisher, sondern auf ein Künftiges bezogen wird, das noch dunkel vorsteht, auf eine Laufbahn im Staate, vor welcher der noch freieren Seele schaudert, auf ein sogenanntes Philisterium, das sie verachtet. Ein solcher gewaltsamer Uebergang muß im Seelenleben sich nothwendig im Aeußeren offenbaren, und es hat auch da die Menschen der Instinct viel glücklicher geleitet, als es die Ueberlegung und der Verstand thun würde, indem er sie lehrte, den heftigen Ausbrüchen der Jugend in diesen Jahren vorsichtig entgegen zu treten, den Uebermuth dieser Periode nicht so hoch anzuschlagen wie den eines mehr in die bürgerlichen Schranken eingewöhnten Alters, ihrer Ausschweifung, ihrer Verachtung des Conventionellen, ihrer Rohheit und Wildheit, ihrer Raufsucht, ja vor nicht lange sogar ihrem Hang zu muthwilligen Entwendungen (die die Sitte mit einem milderen Namen belegte) nachzugeben, und nur der Unverstand ängstlicher Väter, die vielleicht nicht die würdigsten Erinnerungen aus ihrer eignen Jugendzeit übrig hatten, und nur die Blindheit von Pedanten und die Besorgtheit schwacher Regierungen konnte den ewigen Gesetzen der Natur entgegentreten und der Jugend auszutoben wehren wollen, konnte auf den thörichten Gedanken kommen, sechzehnjährige losgebundene Knaben dem Hause und der Schule, der Aufsicht der Lehrer und Eltern mit einem Male entziehen und sogleich dem Stocke der gemeinen Polizei unterordnen zu wollen. Daß doch eben diese Väter, die ein viel tolleres Leben auf ihren Universitäten führten, am hartnäckigsten die ähnlichen Freiheiten ihren Söhnen und Enkeln nehmen wollen! Daß doch die Alten, die Lobpre-

diger der vergangenen Zeit, nie lernen mögen, billig gegen die nachwachsende Jugend zu sein und ihr das Bischen Sünde zu gönnen, was gegen die ihrigen nicht in Betracht kommt. Denn wir sind durch die heiligste Pflicht der Wahrheit gezwungen, Angesichts des Thrones zu erklären, daß wir die Schreier, die die Regierungen gegen die Sittenlosigkeit der Studirenden aufzuhetzen suchen, und mögen sie es mit noch so viel religiöser Salbung oder moralischem Pompe thun, für die gefährlichsten und unverständigsten Unheilstifter halten. Die echte Wissenschaft, die Lernbegierde, der Sinn für alles Höhere, das und mehr der Art liegt in der That in den letzten Zügen unter diesen Academikern, aber Unsitte, Tobsucht, Rohheit und Unsittlichkeit, weit entfernt, wie uns diese glauben machen möchten, im größten Flore zu stehen, theilen dies Darniederliegen in den letzten Zügen, und wir mühen uns recht ab, das Hinsterbende noch mit einem Todesstoße zu zertreten. Wir wollen hier nicht gerne Jemanden einreden lassen, der weder Geschichte noch Leben kennt! Wer da meint, daß in einer großen Versammlung von jungen Männern, seien es Casernen oder Universitäten oder Klöster und Pfaffenseminarien, jemals ein Muster von Zucht und Tugend herrschen könne, der hat hier gleich alle Stimme verloren. Und was die Erfahrung aus der Vergangenheit angeht, so wissen wir recht gut, was die Alten schon von ihren Studenten sagten und sangen, wir wissen, was Augustinus von den Schülern in Carthago und Rom predigte, wir wissen, wie es im ganzen Mittelalter herging. Die Zeiten sind nicht mehr, wo man, wie Jacob von Vitri erzählt, in Einem Hause die Künste der Aphrodite und Pallas lehrte, wo im unteren Stockwerke die Hetären und im oberen die Gelehrten disputirten, und die Züchtigen den Schmähnamen der Sodomiten auf offener Straße aus unreinem Munde anhören mußten! So sehr noch heute die Holzscheiter und das Geld der Studenten auf den Vortrag der Lehrer Einfluß üben, doch ist es nicht so arg, wie einst in Italien, wo die Schüler die Lehrer selbst wählten, ihren Vortrag mit rohem Tadel oder Beifall begleiteten und im Nothfall sie vom Catheder jagten! Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert war Waffen-

tragen, Plünderei, Aufruhr, Frevel an den Todten in den Gräbern allgemein, und im Saufen und lüderlichen Leben wetteiferten Lehrer und Schüler mit einander! Ja, welcher Aeltere unter uns erinnert sich nicht wenigstens von Hörensagen noch aus dem achtzehnten Jahrhundert des Nachtschwärmens, der Masken, des Wetzens, des Lichtwegrufens, der Pereatschreie und tausend anderer Schnurren, die unsere Zierpuppen auf der Academie gegen heimlichere Sünden und gleißenden Anstand vertauschten! Und welchem Jüngern unter uns muß man erst sagen, daß die Auszüge jetzt in ihren letzten Resten erstorben sind, diese furchtbare Waffe, die einst fähig war, Weltstädte und königliche Regierungen zu erschüttern! Nein, wahrlich, wir können nicht denken, daß ein so sichtbares Aussterben jeder kräftigen Regung in der Jugend ein Glück in einem Staate ist! wir wissen wohl, daß, weil man hier immer und immer mehr Schranken anzulegen versuchte, diese Tobsucht sich in eine andere Richtung gewandt hat, wo sie den Staat durch dessen eigenes Verschulden auf eine ganz andere Weise untergräbt, und so furchtbare sittliche Wirkungen hatte es im Mittelalter gehabt, als man diese Tollheiten der Jugend in Collegien und Bursen zu zwingen dachte, als man aus dem Corps der Studirenden mehr Pfaffen als Militairs machen wollte, oder als man in den Universitätsstatuten (noch nicht so lange her) die Professoren aufforderte, Studenten an ihren Tisch und in ihre Obhut zu nehmen: die scheußlichen Ausartungen der Pariser Collegien und der deutschen Bursen, das schändlichste Unwesen, das solche Professor-Burschen verübten und all das Uebel, das noch in den englischen Einrichtungen herrscht, schreckt uns von diesen Versuchen zurück, die menschliche Natur mit thörichtem Unterfangen in ihrem Laufe hemmen zu wollen. Doch wir schlagen darum nicht vor, allem Unfug Thür und Thor zu öffnen: allein es scheint uns darin die Weisheit des Verfahrens in diesen Angelegenheiten liegen zu müssen, nicht daß man die natürliche Ungezähmtheit dieses Alters eindämme und gewaltsam zügele, sondern daß man dessen Sinn für Schönheit und edle Sitte, seinen Hang zum Idealen und Großen benutze, um dem Thierischen ein über-

legenes Gegengewicht zu halten; und zugleich darin, daß man den Uebergängen dieser Zeit, die innerlich schwer genug zu überwinden sind, äußerlich den Weg ebene. Aber freilich, welch' einen Gebrauch treffen wir hier allgemein geworden! Wie mit einer grausamen Absichtlichkeit strebt man diese Uebergänge gerade erst recht hart und grell zu machen! gerade als ob man, weil man nun doch einmal sterben müsse, dem Scheidenden noch recht die letzte Stunde verbittern wollte! gerade als ob man dem zum Manne reifenden Jüngling in der Zeit der Hypochondrie den Nervenreiz noch recht zu erhöhen strebte! Wir halten den Knaben bis in sein sechzehntes und siebzehntes Jahr im harten Schulzwang, wir treiben ihn da im Allgemeinsten herum, nähren seine kindische Einbildungskraft mit dem Alterthume, der idealen Seite der Menschheit, wir halten ihm jede Ansicht von der Wirklichkeit der Welt ferne, wir verschließen ihm (und dies Alles mit Recht) jeden Blick auf das practische Leben, um alle natürlichen Kräfte des Menschen, unbestimmt von äußeren Rücksichten, emporkeimen zu lassen. Plötzlich und ohne irgend eine Vermittlung wird der Schuldamm zerbrochen, wir reißen ihn aus diesen Verhältnissen heraus, wir nehmen ihm die süße und stille Freude der Heimat, wir stoßen ihn aus dem väterlichen Kreise in die Fremde, aus dem Kreise der Schulfreunde, an denen er jede Falte des Herzens und jede Rücksicht im Umgange kannte, unter ein wildes Heer von launenhaften, tölpelhaften Gesellen, die er entweder, wenn er innerlicherer Natur ist, flieht und meidet (was wieder nicht ohne Nachtheil für ihn bleibt), oder unter die er sich mischt, und von denen er dann die unwürdige Behandlung erfahren muß, die noch ein elender Rest von dem einstigen Uebermuthe der Schoristen gegen die Pennale ist; bei Erwachung der ungezähmtesten Leidenschaften gerade überlassen wir den Jüngling, gerade in den Jahren, wo er in Leichtsinn und Sorglosigkeit wie ein Rohr hin und her schwankt, sich selbst, und von der älterlichen Bewachung und Lehre weg verkaufen wir ihn dem schlechtesten Beispiel, gerade dann, wo sich der allerwildeste Affect des Menschen im ersten Feuer ausbildet. Fürwahr dies ist eine treffliche Sorgfalt des Staates

für seine Kinder, man muß es bekennen! Und was thut er, um dem Exceß zu wehren, in den ein so verwahrlos'ter junger Mensch ja fast nothwendig gerissen wird? Er setzt ihm Richter, die ihn schonen müssen, er schreibt ihm Gesetze, deren Erfüllung, und nimmt ihm einen Eid ab, dessen Haltung nicht verlangt wird! Er hat die Collegien abgeschafft, und es würde damit auch noch schlimmer sein; es gibt hier und da Ephorate und sie sind ein Kinderspott; man schlägt religiöse Bindungsmittel vor, dies würde die hohlen und zum Hohn gewordenen Institute unserer Universitäten um eins vermehren. Doch was suchen wir auch in solchen äußeren Anstalten, was wir dem Wesen der Sache nach im inneren Geiste suchen sollen! Bleibt ja doch die Beschäftigung übrig, die so vieles gut macht, was die äußere Lockung gefährdet! Bleibt ja die Wissenschaft, für die glücklicherweise eben in diesen Jahren die erste und frischeste Begeisterung zu erwachen pflegt. Wir werden ohne Zweifel von dieser glücklichen Fügung der weisen Natur weisen Gebrauch zu machen und mit einem guten Geiste von da aus jenen bösen zu bannen wissen! Wir werden uns ganz an diese Seite der Jugendvergnügen festklammern, um mit ihnen die entgegenstehenden durch die innere Kraft und den Willen des Jünglings selbst, nicht mit äußerem Zwang, zu mäßigen! Wenn wir hier bitter würden und unsere Stellung und unsere Pflichten übersähen, es wäre uns in der That zu Gute zu halten! Der herrschende Zustand ist in dieser Hinsicht der trostloseste, der gedacht werden kann. Wir schicken den Knaben aus der Schule und haben ihn schon zu irgend einem Fache durch allerhand Blendwerk bestimmt, ehe er auch nur eine Ahnung von dem hat, wozu er bestimmt ist, ohne daß er nur den geringsten Aufschluß darüber empfangen hätte, ohne daß er im geringsten wissen könne, was ihn erwarte als Beruf seines Lebens, oder wie er sich dazu vorzubereiten und seine Studien anzugreifen hätte. Drei Viertheile der Menschen werden durch diesen unsäglichen Leichtsinn auf Wege gelenkt, die für sie nicht taugen. Der so Bestimmte tritt nun seine Studienzeit an; Niemand gibt ihm eine Anleitung; kaum daß eine alte Tradition die

Collegienreihe angibt! Die Landsmannschaft weis't den Ankömmling zu dem und jenem Lehrer; der unterhaltendste gilt für den besten, der gewissenloseste für den bequemsten, der gefürchtete Examinator für ein nothwendiges Uebel; die kürzeste Stundenzahl für das erwünschteste. Nun beginnt der arme Scholar mit der Encyclopädie seines Faches, und ihm beginnt Alles zu dunkeln über Nomenclaturen und Rubriken, und zu langweilen über endlosen Dictaten und trockenen Distinctionen. Vielleicht will er sich in einem philosophischen Collegium erholen; die Gewohnheit oder gar das Gesetz weis't ihn auf die alte Barbarei der Logik, das macht ihn noch betäubter. Wagt er sich gar in ein anderes philosophisches Gebiet, so trifft er ein dürres System oder eine schale Eklektik, er suchte Weisheit für die Seele und das Herz und findet hohle Phrasen. Nun erinnert er sich an die klassischen Studien seiner Schuljahre, die ihm gerade beim Abzug von Gymnasien anfingen theuer zu werden, er sehnt sich wieder einmal nach einem alten Tragiker, oder nach Antiquitäten und Literatur, und da wird er in der ersten Stunde mit Citaten erstickt. Will er sich in die Geschichte retten, so findet er nicht Einen unter Zehnen, der ihm zum Gemüth spräche, der ihm den gesunden Verstand wach halte: das einzige Ziel, das sich ein historischer Docent stecken sollte. Er fällt ermüdet, nachdem sein guter Sinn ihn so lange hat aufrecht erhalten, in sein Fach zurück; vielleicht will er es oder muß er es noch mit dem philosophischen Theile versuchen: er hört Naturrecht, leider ist es aber aus den Händen der Philosophen in die des Fachmannes gekommen und des Handwerksgelehrten, der es vielleicht nur liest, um zu beweisen, daß es kein Naturrecht gebe. Wenn er nun, so grausam getäuscht, zuletzt an allem, was ihn erwartungsvoll in der Wissenschaft gespannt hatte, verzweifelt, wenn er sich nun an das Brodfach hält, die Qual der trockenen Vorlesungen mit Versäumen, mit Verträumen, mit wilden Erholungen zu versüßen sucht, da kein Lehrer da ist, der ihn traulich aufnehme, der ihn freundlich höre oder liebreich ermahne, ermuntere, tröste oder begeistere, da der Freund seiner Jugend schon vielleicht versunken in Roh-

heit ist, wer will es ihm verargen, wenn er zuletzt hingeht und thut desgleichen! Wenn er anfängt, der Wissenschaft und ihrer Vertreter zu spotten, die Gelehrsamkeit zu verachten und zu hassen, wenn er in seiner moralischen Ungebundenheit die Lust sucht, die ihm der wissenschaftliche Verein nicht zu geben vermochte, so willig er sie suchte! Hat er dann die Studirzeit beendet, so ist das Resultat, daß er klagt, nicht noch Einmal studiren zu können, da er nun erst anzufangen wisse! Wer unter uns hat nicht diesen Seufzer selbst ausgestoßen? Wer hat ihn nicht hundertmal ausstoßen hören! Und sollte etwas Kläglicheres, etwas Unseligeres gedacht werden können? Allein dies Alles ist nicht genug. Aus dem Zwang der Schule in die schrankenlose Freiheit der Universitäten getreten, tritt er jetzt wieder eben so grell in einen noch schrecklicheren Zwang zurück. Nun erst nöthigt ihn ein unsinniger Examinationszwang oft nach vertobten physischen Kräften zur unnatürlichen Anstrengung der geistigen Kräfte. Unter Gedächtnißwerk, banger Erwartung, Gewissenhaftigkeit, Hast und Bereuung des Versäumten erstickt sich jeder offene Sinn und indem ein gutgewillter Jüngling die glänzendste Prüfung besteht, kann er in demselben Momente die letzten Reste menschlich freier Gesinnung und Vorurtheilslosigkeit zu Grabe getragen haben. Nicht genug: es erwartet ihn nach der ersten vielleicht noch eine zweite und dritte Prüfung, es erwarten ihn die Handlangerdienste eines Accessisten, und der noch kaum mit Idealen gefüllte Jüngling muß sich nun im Gemeinsten herumtreiben. Dies ist der zur Gewohnheit gewordene Gang in unserer Jugendzeit; und dabei lassen wir die politische Verdächtigung und was Alles sonst das Fortkommen unter uns hemmt bei Seite. Von keinem gereiften Menschen, von keinem besonnenen Alter könnte man leicht die Bewilligung so ungeheuerer Einflüsse verlangen, die hier von unmündigen Leuten gefordert wird! Und wir wundern uns, wenn die Jugend gegen die wirkliche Welt einen Haß einsaugt? Wundern uns, daß dieser Haß sich gegen den Staat, gegen das Bestehende wendet? Wundern uns, daß eben die Besten, die Fleißigsten, die Strebsamsten unter dieser Jugend dies am entschiedensten

thun? Wir verfolgen, wir unterdrücken eben diese am leidenschaftlichsten, sehen jeden selbstständigen und energischen Charakter mehr und mehr aus der Gesellschaft entschwinden und Alles in Lahmheit versinken, und wundern uns darüber, nachdem wir jedes Talent erdrückt, jeden freieren Sinn verfolgt, jede edlere Seele eingekerkert, jeden strebenden Menschen, der nach einem Zustande reinerer Menschlichkeit rang, in Ketten gelegt haben? Unglückliche Jugend! man zwingt dich erbarmungslos auf diesen vorgeschriebenen Weg, der die glücklichste Natur irren, den Begabtesten verdummen, das schönste Talent zerstören, den herrlichsten Charakter verderben muß! Und wenn man dich auf Abwege gerissen hat, die Niemand vermeiden kann, als der Trägste und Elendeste, der dahinten bleibt, dann martert man dich und dein Talent zu Tode und preßt das letzte edle Blut im Gefängniß aus deinen Adern. Und weil man es wohl fühlt, wie entsetzlich es ist, solche Anstalten zu besitzen, die nothwendig zu Verirrungen führen, die der Staat wieder nothwendig bestrafen muß, wie entsetzlich also, Vergehen zu bestrafen, die man selbst veranlaßt hat, so sucht man nun vorzubeugen, man verschwendet alle Strafmittel mit schonungsloser Unerbittlichkeit an der verpönten Gesinnung, an den Phantasmen und Idealen der Jugend, man straft die Absicht und den Willen mit Versperrung aller Lebensaussicht, und daher kommt es dann, daß wo ja einmal eine ungeheuere That, ein wirkliches Verbrechen begangen wird, das sich auch mit jenen Zuständen, aus jenen Verführungen nicht entschuldigen läßt, der furchtsame Staat kein Mittel mehr in Händen hat, die Strafe in unverhältnißmäßiger Lässigkeit hier wie dort in rücksichtsloser Strenge übt, und zuletzt Freund und Feind erbittert.

Wenn uns der Eifer in diesen Betrachtungen hinriß, so findet dies gewiß vor Ew. — am ersten Entschuldigung, da Sie nie wollten, daß die Stimme des Herzens von den Berathungen über die Wohlfahrt des Reiches ausgeschlossen werde. Und hier kann man ja zweifeln, ob sich der Verstand nicht noch mehr über diese widersinnigen Verhältnisse empören müsse, als das Gefühl. Man würde nicht begreifen, wie solche unselige Zustände

entstehen und so lange ausdauern konnten, wenn man nicht wüßte, daß auch dieses zähe Reste des Mittelalters sind, deren wir noch so manche zu tilgen haben. Das ganze Mittelalter war eine Zeit der schroffsten Gegensätze und bestand darin wie in seinem eigenthümlichen Elemente; Ketzerei und orthodoxer Glaube, die höchste Poesie und die einseitigste Verstandesschärfe, der dürreste Skepticismus und der dunkelste Aberglaube, die freieste Sittenlosigkeit und die allerstrengste Convenienz berührten und kreuzten sich durch lange Jahrhunderte. Der Idealismus, die Reizbarkeit, die Principlosigkeit, die Zügellosigkeit, das Brutale der Jugendzeit lag damals über der ganzen Menschheit und ertrug sich desto leichter in dem Individuum. Seit dem achtzehnten Jahrhundert aber strebt unter uns Alles, diese Gegensätze zu lösen und zu der besonneneren Ruhe zurückzukehren, die wir in der griechischen Welt so sehr bewundern. Wir haben daher, wenn wir hierzu auch in der Schule gelangen wollen, die Eine Aufgabe zu lösen, aus den Schuleinrichtungen die Planlosigkeit zu entfernen, die aller dieser Mißstände Erhalterin bis hierhin war. Wir müssen von dem Gedanken ausgehen, der Jugend den Frohsinn zu bewahren, der ihr natürlich ist, und ihr die schmerzlichen Einwirkungen der neuen Verhältnisse dieser Lebensperiode möglichst zu ersparen; wir müssen der Thätigkeit der Einbildungskraft längere und frischere Nahrung geben, um dieses Alter länger in seinem Elemente athmen zu lassen, ehe wir es an die Beschäftigungen des reiferen Alters vorzeitig gewöhnen und jener materiellen Richtung auf die wirkliche Welt zu frühen Eingang schaffen, die dem politischen Streben der Studirenden unserer Tage einen so altklugen und nur darum so gefährlichen Charakter gegeben hat, weil es den Charakter des Romantischen und Phantastischen abgelegt hat, mit dem man es füglich hätte dulden mögen; wir müssen der Jugend getrosten Muth und frohe Aussicht auf ihre Zukunft erhalten, um sie mit den Zuständen der wirklichen Welt zu versöhnen; wir müssen die schönen Seiten des menschlichen Charakters, die sich dieser Periode eigenthümlich zeigen, um jeden, selbst um jeden höchsten Preis zu nähren suchen, um durch sie die roheren

Züge, die sie begleiten, zu mäßigen; wir müssen sorgen, ihre Sittlichkeit zu wecken und zu pflegen, ohne dem Leichtsinne und dem Muthwillen dieses Alters zu hart zu begegnen; wir müssen auf Gründlichkeit und Fleiß dringen, ohne durch erschreckende Forderungen in Hast und unnatürliche Anstrengung zu jagen und ohne mit unsinnigen Forderungen der Examinen zu schrecken und mit der herkömmlichen Manier den Examinanden wie einen Delinquenten zu behandeln. Um dies Alles mit einem Male zu erreichen, gibt es nur Ein Mittel, die Gewöhnung des Knabenalters oder Schule zu der Gewöhnung des Mannesalters und des Lebens in leisen und allmähligen Uebergängen überzuführen, ohne irgend einem gewaltsamen Sprung dabei Raum zu geben. Das Leben in der Schule, wie das Leben des gereiften Mannes ist durchaus Gewöhnung; und ob zwar wir dem Mittelalter des Menschen eine größere Licenz gern gestatten, so ist es gut, daß der Jüngling nicht vergesse, wozu er aufwachsend sich bilde; nur ihn aus Zwang in Zügellosigkeit und aus Zügellosigkeit wieder in Zwang zu stoßen, kann nicht weise sein und kann keinen guten Erfolg haben. Wir müssen dabei im Auge haben, echte Wissenschaftlichkeit vor Allem wieder zu Ehren zu bringen, ohne dabei die gerechten Forderungen des Staates auf einen gründlichen Betrieb der practischen Wissenschaften zu vernachlässigen; wir müssen die allgemeine menschliche Bildung sicher stellen und sie zur unumgänglichen Grundlage der Fachbildung machen, für die wir auf der andern Seite die gleiche Sorgfalt tragen müssen. Wir können uns, wenn der alte Ruhm unserer hohen Schulen bewahrt oder, daß wir richtiger sagen, begründet werden soll, vor kühnen und durchgreifenden Reformen nicht scheuen, müssen aber vermeiden, freventlich und muthwillig zu zerstören; und indem wir Mancherlei vorzuschlagen haben, dürfen wir nicht vergessen, daß es weise gethan ist, bei großen Veränderungen nicht zu viel zu thun, sondern auch der Zeit und der Erfahrung etwas zu thun übrig zu lassen.

Wenn diese Aufgabe schwer und fast unlösbar, und so manche Gegensätze unvereinbar *scheinen*, so kann doch nie wirklich unausführbar, nie wirklich unvereinbar *sein*, was in

der menschlichen Natur so offenbar neben einander liegt, und es kommt nur darauf an, daß man ihr abzulernen versteht: dann kann man nie irren. Wir glauben aber mit unseren Entwürfen aus dem Irrgange, in den wir bisher uns selbst recht tief hineinführten, einfach und unfehlbar herauszuleiten. Folgendes diene zu einem kurzen Commentar der nackten Verordnungen und Statute.

Wir haben in einem ersten Entwurfe, der einige wenige Punkte des niederen Schulwesens behandelt, die nothwendig einiger Veränderungen bedurften, um mit unseren Vorschlägen zur Universitätsreform in Einklang zu kommen, das zehnte Jahr erst als das Normaljahr zur Aufnahme in das Gymnasium festgesetzt, und wünschten, daß davon nur in den allerseltensten Fällen eine Ausnahme gemacht werde. Wir gehen bei diesem Vorschlage von der doppelten Absicht aus, daß die Knaben überhaupt erst später, als es jetzt üblich ist, zum Anfang des Lernens angehalten werden möchten, daß also gleich im Antritt des Schulgangs der übertriebenen und frühen Reife gewehrt, und daß schon so ganz frühe das allmählige Ueberführen aus einem Zustande in den andern begonnen werde, daß wir bei allen unseren Einrichtungen zur Hauptrichtschnur nehmen. Wir gehen von der physiologischen Erfahrung aus, daß das eigentliche Kindesalter bis ins siebente oder achte Jahr reicht; wir wünschen daher, daß bis zu dieser Zeit ihm das Spiel und die freie Bewegung im Hause gelassen werde und wir würden die alte gute Sitte empfehlen, die Elemente des Lesens und Schreibens dem Kinde in wenigen Stunden des Tages, mit mehrjähriger Uebung lieber als mit Uebereilung, im Hause lieber als in der Schule, beizubringen, um ihm gleich die erste plötzliche Abgewöhnung von Freiheit zu Zwang zu ersparen. Noch können wir nicht rathen, alsdann sogleich den werdenden Knaben in das Gymnasium zuzulassen, das eine strengere Zucht handhaben muß, keine Rücksicht auf die Wünsche der Aeltern nehmen darf, keine besondere Berücksichtigung der einzelnen Knaben bei der meist zu großen Anzahl der Schüler gestatten kann. Einer solchen Rücksicht auf des Kindes Eigenthümlichkeit und einer schonenden Ge-

wöhnung an die Schule bedarf dieses zarte Alter und die Wünsche besorgter Aeltern sind in dieser Zeit noch verzeihlich; jene Rücksicht kann aber in Candidatenschulen weit besser genommen werden und die Wünsche der Aeltern finden hier natürlich eher Eingang, als in der unabhängigen Staatsschule. Auch sind wir für die Begünstigung dieser Privatschulen darum, weil wir sie als die einzige Planzstätte zur Ausbildung guter Gymnasiallehrer ansehen. Sich selbst überlassen, von ihrer eigenen Tüchtigkeit und ihrem Eifer abhängend, ohne die Vorschrift von Methode und Lehrzwang kann der junge Pädagoge hier zuerst seine Lehrgabe prüfen, sich an seinen Idealen versuchen, seine Selbstständigkeit sichern und Erfahrungen sammeln. Versuche zu machen und Erfahrungen zu sammeln, oder vielmehr damit auf dem Gymnasium den Anfang zu machen, kann man nicht gestatten, und was in einzelnen deutschen Staaten angefangen hat, die Einführung von Vicarien an dem Gymnasium, untersagen wir förmlich. Wir berufen zu diesen Lehranstalten des Staates Niemanden, der nicht eine geraume Zeit Privatunterricht ertheilt hat, und berücksichtigen den guten Ruf, den sich ein solcher Vorsteher einer Vorbereitungsschule mit seiner Lehrfähigkeit erworben hat, bei einer Vocation eher, als die Anciennität.

Wir überlassen es ganz der Willkür dieser Privatschulen, ob sie griechisch und lateinisch lehren wollen oder nicht, wünschten aber die Entwickelung allgemeiner grammatischer Begriffe an der deutschen Sprache vor Allem bevorzugt zu sehen; dies würden wir in der Prüfung bei der Aufnahme ins Gymnasium verlangen und außer den Elementen im Allgemeinen nichts als Kenntniß der altbiblischen Geschichte und einige Vorbegriffe der griechischen Mythe und Sagengeschichte. Ob der Eintretende einen Anfang in den alten Sprachen habe oder nicht, wäre gleichgültig; sie würden in der untersten Classe elementarisch angefangen. Wir statuiren nur drei Classen mit je zweijährigem Cursus, der nur schwer eine Abkürzung verstattet, denn wir halten es für keinen Nachtheil, daß die oberen Ordnungen den unteren zu Gefallen etwas gehemmt werden, wir halten vielmehr den Vortheil für unberechenbar, wenn die unteren Ord-

nungen sich nach den oberen allmählig gewöhnen und wenn die oberen sich im letzten Jahre etwas fühlen lernen und durch Wiederholung fortschreiten, die leider durch das Rennen unseres Schulganges ihre alte Solidität ganz verloren hat. Ew. — werden in unserem Plane finden, daß wir in der untersten Classe das Griechische zuerst und allein lehren und erst in der zweiten Classe das Latein folgen lassen, jenes also erst mit dem zehnten, dieses mit dem zwölften Jahre anfangen. Wir können nicht länger die Unnatur gut heißen, die in dem hergebrachten Gange liegt. Indem wir überall beim Unterrichte nicht blos die Ueberladung des Gedächtnisses und die Schärfung des Verstandes ins Auge fassen, sondern auch der Phantasie des Knaben ihre Nahrung verschaffen und sein Gemüth beschäftigen wollen, so muß es uns daran gelegen sein, ihm sobald als möglich auch den Sprachunterricht in dieser Weise zusagender zu machen. Dies kann nur geschehen, wenn ihm ein Schriftsteller in die Hand gegeben wird; nur die griechische Literatur aber bietet für den allerersten Anfang im Aesop, für den späteren Fortgang im Homer und Herodot solche unverwüstliche Werke, die dem Knaben keine Schwierigkeit verleiden kann, wenn sie nur einigermaßen mit Sinn behandelt werden. Indem wir jede unnütze Last von dem Schüler zu wälzen suchen, wohl bedenkend, wie unnatürlich die Bürde schon ist, die leider die Umstände unentbehrlich machen, entfernen wir jedes weitere Maaß in der Einübung des Lateinschreibens, als so viel zur Einübung der grammatischen Regeln nothwendig ist und verlangen darin nicht mehr, als im Griechischen, schaffen demnach auch Alles, was bisher diese unfruchtbare Kenntniß noch zu einem quälenden Bedürfniß auf der Universität machte, ein für allemal ab. Wir aggregiren dem Gymnasium Lehrer in neueren Sprachen, machen aber selbst das Französische nicht länger zu einem Gegenstande der Lectionsliste. Wir finden, daß jede neuere Sprache mit dem allgemeinen Zweck der Wissenschaft nichts gemein hat, mit dem practischen Leben dagegen desto mehr, so daß wir es jedem Vater überlassen zu müssen glauben, darin nach seinen Wünschen zu verfahren; wir glauben sogar, daß es der Regierung

Pflicht ist, mit ihrem Vorgange auf das schädliche Vorurtheil aufmerksam zu machen, an dem wir mit einer merkwürdigen Gläubigkeit hängen, daß uns das Französische unentbehrlich zum Fortkommen sei. Wir denken, daß weder die französische Literatur noch die französischen Waffen je wieder zu einer solchen Verbreitung kommen sollen, daß diese ehemals wahre Ansicht wieder aufs neue wahr werde; zum routinirten Reisenden aber zu erziehen, kann nicht der Zweck der Gymnasien sein. Wir haben die Ehre, Ew. — Aufmerksamkeit auf die exacten und mathematischen Wissenschaften zu lenken: wir schreiben hier einen viel beschränkteren Kreis vor und finden es einer aufgeklärten Regierung für viel würdiger, die moralischen Wissenschaften dafür mit mehr Sorgfalt zu pflegen, weil nur diese den jungen Geist für die Anstrengung im mathematischen und Sprachunterricht mit Erholung entschädigen, nur diese den Charakter bilden und festigen; und wir empfehlen daher alle Systematologie und Gedächtnißwerk aus Geschichte, Geographie und Naturgeschichte möglichst, besonders aber in den unteren Classen zu entfernen. Nichts Angelegeneres haben wir endlich Ew. — zu empfehlen, als die Herstellung der gymnastischen Körperübungen in ihrem ganzen Umfang, und wir scheuen uns nicht, dies als eine Grundbedingung der Verbesserung auch unseres Volks-Schulwesens festzustellen, denn wir sind überzeugt, daß nur die übele Gewohnheit diese Anstalten so lange in ihrem unverdienten Banne hielt, und daß Ew. — fern ist von der Furcht früherer Regierungen, die, wenn wir uns recht erinnern, nach einer einzigen unglücklichen Begebenheit vor der Jugend im Staate übermäßige Besorgniß zu hegen anfingen. Dies muß einer Regierung fremd sein, die sich in ihrer Kraft fühlt, sich in ihren edlen Absichten sicher und ruhig weiß; und es kann kein Zweifel sein, daß unsere Vorschläge Ew. — Autorisation erhalten, da es nur ein so mattes Zeitalter, wie das unsere, sich längere Zeit gefallen lassen konnte, sich in einem unveräußerlichen Rechte beschränken zu lassen, da nur eine Regierungsweise, wie sie nach der Zeit großer Anstrengung seit zwanzig Jahren der Erschöpfung und Schlaffheit in Europa allgemein

ward, die alte Lehre aus dem Auge lassen konnte, daß nur im gesunden Körper eine gesunde Seele wohnen könnte.

In allem Uebrigen haben wir die Gymnasien im alten Zustande gelassen; die Selectenclasse, die auf einen halbjährigen Cursus eingerichtet ist, soll entschiedener den Charakter einer Uebergangsclasse annehmen, als bisher. Niemand soll aus den Gymnasien darin zugelassen werden, den seine Fortschritte noch nicht dazu befähigen. Die Gegenstände der Vorträge in dieser Classe sollen sich hauptsächlich um die Methode des academischen Studiums drehen. Was die alten Studien der Prima fortsetzt, soll einen freieren Gang nehmen. Wir empfehlen, die Gegenstände der cursorischen Lectüre im Griechischen und Lateinischen von den Schülern selbst frei wählen und vorschlagen zu lassen, wobei der Lehrer nöthigenfalls sein Veto gebrauchen könnte; dasselbe wird in der vaterländischen Literatur anwendbar sein, in die hier vorzugsweise eingeführt werden muß; dem erfahrenen Lehrer wird es nicht an Mitteln fehlen, den Unterricht auch in vielen anderen Zweigen freier zu geben, die Selbstthätigkeit, das eigne Interesse zu wecken und so mit leiser Hand die Individuen zu leiten, die sich in diesem Alter zwischen sechzehn und siebzehn Jahren, welches die Normalzeit des Eintritts aus dem Knaben- in das Jünglingsalter ist, anfangen auszubilden und bestimmte Richtungen zu suchen. In dieser Periode hat der Jüngling sich zu entscheiden, ob in ihm das Selbstische, wie es in den meisten Menschen thut, obsiegen soll, ob es ihn nach dem Erwerb bürgerlicher Ehren, nach einer bestimmten Laufbahn drängt, oder ob das Allgemeine und Ideelle in ihm vorherrschen soll, das ihn mehr auf sich selbst und auf seine menschliche Ausbildung überhaupt weis't, und ihn mehr für die ausschließliche Cultur der Wissenschaft ohne Rücksicht auf bürgerliche Wirksamkeit bestimmt. Diese Entscheidung nicht zu übereilen, die Seite des Menschlichen und Idealen hervorzuheben, den Jüngling erst im Allgemeinen der Wissenschaft zu beschäftigen, damit sein edleres und freieres Bestreben nicht zu frühe unterdrückt und in der schnellen Herrschaft der Richtung auf ein einziges Fach verloren werde, bedarf es nach unserem Er-

messen der leisesten, schonendsten Fürsorge, und da hier unsere Einrichtungen uns ganz verlassen, so sind wir genöthigt, eben hier unsere kühnsten Veränderungen zu treffen.

Wir machen Ew. — aufmerksam, indem wir das Vorausgeschickte in kurzen Ergebnissen resumiren, daß der älteste, der in jeder Periode wiedergekehrte, der am lautesten und nachdrücklichsten ausgesprochene Wunsch der sachkundigsten Männer der war, der philosophischen Facultät wieder zu ihrem verlornen Ansehn geholfen zu sehen, daß sie davon das Heil unserer Universitäten erwarteten, davon die Rückkehr zu einer geordneten natürlichen Bildungsmethode. Wir haben zu zeigen gesucht, daß die Geschichte der Universitäten diesen Wunsch rechtfertigt; daß unsere jetzt sogenannten Anstalten von dem, was sie ursprünglich waren, ganz ausgeartet sind; daß dies ursprüngliche in der philosophischen Facultät wesentlich gelegen ist, daß die übrigen Facultäten sie aus diesem natürlichen Vorrechte verdrängt haben, und dies in den Zeiten, wo der Materialismus in aller Wissenschaft dominirte. Schon vor dreißig Jahren haben die tüchtigsten Männer Deutschlands bedauert, daß keinerlei Anstalt und Anordnung weder auf Schule noch Academie war, durch welche dem unentschiedenen Jüngling eine Anleitung gegeben würde, sich für ein ihm zusagendes Fach zu entscheiden; aller Vortrag von Encyclopädie und Hodogetik auf dem Gymnasium kam dafür zu früh und geschah zu oberflächlich, und das Aehnliche auf der Universität kam zu spät und nach der bereits erfolgten Entscheidung. Man schlug schon damals die Emporhebung der philosophischen Facultät als Rettungsmittel in dieser Hinsicht vor; man wollte den Jüngling zu einem ein- oder mehrjährigen ausschließlich philosophischen Cursus anhalten, ehe er seine eigentlichen Fachstudien begönne oder sich dazu bestimme. Allein dies wäre nicht ohne sehr harten Collegienzwang zu bewerkstelligen, der uns auf den Universitäten wie sie jetzt sind unausführbar scheint, schon weil die Anzahl der Studirenden für eine Controlle des Fleißes zu groß ist und die Belegscheine keine Garantie dafür bieten. Es würde dies überdies zu einem gehässigen Streite mit den drei Facultäten führen,

die in ihrem Range und in ihrer Stellung bereits so fest stehen, daß sie auch ohne Ungerechtigkeit nicht wieder daraus zu verdrängen wären. Noch unausführbarer scheint, was man damals als eine Veränderung in den Facultäten selbst vorschlug, um den Handwerksgeist zu hemmen: daß stets die Fachlehrer als außerordentliche Docenten in der philosophischen Facultät in irgend einem Zweige derselben Vorträge zu halten verpflichtet werden sollten, was man für das einzige Mittel erklärte, die Verbindung dieser Doctrinen mit der wahren Wissenschaft, ohne welche jene gar nicht auf die Universität gehören könnten, zu erhalten: ja man sprach es aus, daß Jeder, der dies nicht könnte oder möchte, verlacht und verjagt zu werden verdiente. In fortgesetzter Berührung mit den pragmatischen Wissenschaften würde weder die Philosophie vor dem materiellen Princip geschützt sein, das sie schon jetzt so sehr drückt, noch auch besonders würde es vermieden werden können, daß nicht die älteren in die Fachstudien übergegangenen Studirenden auf die jüngeren in dem philosophischen Cyclus zwangsmäßig festgehaltenen Schüler mit einer viel empfindlicheren Geringschätzung herabsehen würden, als bisher auf die sogenannten Füchse oder Pennale, da sich diese Verachtung kaum mehr auf die Minderjährigkeit, sondern zufolge der ganzen practischen Richtung jener Vorgerückteren auf das wissenschaftliche Treiben der Jüngeren selbst werfen würde: dies aber würde jede Begeisterung für die Sache auf der Stelle lähmen, und nur von dieser würden wir ein Gedeihen erwarten. So große Massen, wie sie sich auf unseren Universitäten zusammen finden, in Liebe zu binden und für ein geistiges Bestreben zu fesseln, halten wir für nicht möglich, und es müssen, dünkt uns, innere Triebfedern benutzt werden, die auf diesen Anstalten nicht benutzt werden können, es müssen äußere Förderungsmittel aufgeboten werden, die auf diesen Anstalten nicht von Nutzen sein würden, wenn in der That ein natürlicherer Weg eingeschlagen werden soll, den gerade sich entwickelnden Jüngling im sechzehnten oder siebenzehnten Jahre zu einem tauglichen Berufe zu leiten, ihn menschlich zu lassen, wenn er schon gelehrt zu werden anfangen soll, seinen

Blick weit und offen zu halten, wenn er ihn schon ausschließend auf Einen Gegenstand zu richten denkt, in ihm die Wärme für das Edle, Schöne, Ideale zu erhalten, wenn er schon für das practische, wirkliche Leben und die Gewöhnlichkeit der Welt sich vorzubereiten anfängt. Daß dies durch die Fächer der philosophischen Facultäten am besten, ja einzig durch sie geschehen kann, ist auch unsere Ueberzeugung; daß es durch knappe Aufhülfe derselben geschehen könne, halten wir für unmöglich. Wir bedürfen einer außerordentlichen Umbildung dieses Zweiges der Academien, die wir nicht hoffen können, allmählig und in schüchternem Verändern des Bestehenden zu erlangen. Und da es ganz ein anderes ist, blind und auf gutes Glück ein Bestehendes umzustürzen und zu zerstören, ein anderes aber mit den Wünschen der Zeit, den Bedürfnissen der Gegenwart, den Vorschriften der Vernunft, den Erfahrungen der Geschichte und der Natur des Menschen gleichmäßig im engen Bunde nach den gleichmäßigen Forderungen aller dieser großen Hebel das Bestehende im Nothfalle auch kühn und bedeutend umzugestalten, so stehen wir nicht an, in Ew. — Landen solche Mittel vorzuschlagen, die allerdings große Veränderungen mit sich führen, aber auch die größte Bürgschaft für einen gewünschten Erfolg. Wir schlagen die formelle und locale Trennung der philosophischen Facultät von den drei übrigen Facultäten vor. Die Geschichte selbst rechtfertigt nicht nur, sondern sie fordert diese Maßregel. Die Universitäten waren ursprünglich nichts als Philosophenschulen; sie waren als solche getrennt von den Specialschulen; nichts kann auch den engen Verband späterer Zeiten eigentlich entschuldigen. Zu dieser ursprünglichen Form zurückzukehren, weis't uns Nachdenken und Erfahrung entschieden hin. Wir werden in der äußeren Form der Schule dem inneren Bedürfniß des zu erziehenden Menschen dadurch auf Einmal unendlich viel näher treten. Trennung ist überall für die Cultur der Völker gut gewesen, wo nur auf der anderen Seite wieder ein natürliches und einfaches Band der Vereinigung zu schlingen gelang, was uns in unserem Falle nicht schwer werden soll. Es war der erste Schritt zu neuer Cultur in Griechenland, als

sich die Schulen der Weisen für die erwachsenen Jünglinge von den Knabenschulen trennten; es war der erste Schritt der neuen Aufklärung, als vor und in der Reformation die Gränze der Gymnasien und Universitäten gesteckt und die alte Verbindung derselben aufgehoben wurde. Gehen wir einen Schritt weiter und eröffnen mit dieser neuen Einrichtung eine neue Epoche für unsere Nationalbildung. Eine Trennung vollends, die so ganz der Natur des Menschen überhaupt und unseren besonderen Bedürfnissen gemäß ist, die nichts Anderes bezweckt, als in geschiedenen Anstalten den schroffen Uebergang vom Knaben- zum Jünglingsalter, und den von der allgemeinen Jugendbeschäftigung zum besondern, particularen Lebensgeschäfte des Mannes zu vermitteln, die in der einen den moralischen und wissenschaftlichen Charakter im Allgemeinen sichern, in der anderen die Vorbereitung zum practischen Leben geben will, eine solche Trennung kann nicht anders als heilsam und erfolgreich sein. Wir hoffen selbst in der äußeren Form der Anstalten schärfer und besser darzustellen, wie die philosophische Wissenschaft sich bald aus Practische anlehnen, bald in sich abschließen soll, und wie wieder die einzelnen Doctrinen zwischen dem wissenschaftlichen und dem politischen Vereine in der Mitte stehen.

Beiderlei getrennte Anstalten werden demnach einen höchst decidirten Charakter haben, der nichts von der Halbheit oder Gemischtheit unserer jetzigen Einrichtungen tragen wird. Wir versuchen Ew. — die todten Umrisse unserer Statute mit etwas sprechenderen und lebendigeren Farben auszumalen.

Die philosophische Facultät für sich allein wird künftig den Namen der Universität oder hohen Schule tragen, der ihr seiner Bedeutung nach, so wie der Geschichte nach einzig und allein zukommt. Die übrigen Facultäten wollen wir nach dem Muster der schweizerischen Anstalten Academien nennen, bestehen aber nicht ängstlich auf dem Namen, sondern überlassen lieber dem Gebrauche die Entscheidung. Hinfort gebrauchen wir also den Namen Universität und Academie in keinem andern, als in unserem eigenthümlichen Sinne, um jedes Mißverständniß zu vermeiden. Die Universität wird künftig, wie sie innerlich die

Mitte hält zwischen Gymnasium und Academie, auch in ihren äußeren Formen diese Mitte zeigen. Zuerst wird diese Classe der hohen Schulen der Anzahl nach die der jetzigen Universitäten überschreiten, die Academien aber werden auf viel wenigere reducirt werden können; die Zahl der Schulen wird nach oben zu abnehmen und die Zahl der Universitäten zwischen der der Gymnasien und Academien inne stehen. Unsere ganze Einrichtung und der Zweck der Sache selbst erfordert es, daß auf den Academien ein großer Zusammenfluß von jungen Männern Statt habe, denn die Vorbereitung fürs wirkliche Leben und für den Beruf fordert Mittheilung und Menschenkenntniß, und dazu muß hier Gelegenheit gegeben werden; er erfordert auf der andern Seite ebenso eine verhältnißmäßig geringere Schülerzahl auf den Universitäten, weil größere Zurückgezogenheit und Sinnigkeit ein Zug des anfangenden Jünglingsalters ist, der durch unser jetziges Universitätswesen mit Gewalt auf die entgegengesetzte Seite der Rohheit herübergerissen wird. Die philosophischen Studien dazu verlangen und erlauben eine zutraulichere Methode des Vortrags und des Unterrichts: sie zu erzielen sahen wir schon vorher jeden besten und begeistertsten unserer academischen Lehrer mit Planen und Entwürfen bemüht; sie wird aber nur erzielt werden können, sowohl wenn die nothwendig trockenere Methode des Vortrags in den Fachwissenschaften ganz aus den Augen gerückt und der Schüler mit ganz ungestörter Aufmerksamkeit auf jene unserer Universität eigenen Disciplinen gerichtet ist, als auch wenn die Zuhörer jünger, unverdorbener, weniger dünkelhaft und noch strikter ans Lernen gewöhnt sind als jetzt, und auch ihre Zahl nicht zu groß ist, als daß dadurch die Annäherung zwischen Lehrer und Schüler sogleich unmöglich gemacht würde, von der wir viel Gutes erwarten möchten. Schon darum würden wir hier vorschlagen, die Lehrer der Selectenklasse der Gymnasien großer Städte aus Professoren der Universität, wenigstens der größeren Zahl nach bestehen zu lassen, und wir würden für diese Classe Vielheit der Lehrer empfehlen. Die Vereinigung von einer Academie und einer Universität an Einem Orte werden wir natürlich nach

allem Vorhergegangenen nicht gestatten können; die Vereinigung von Gymnasium und Universität an einem Orte haben wir aber aus mancherlei Gründen nothwendig, die sich bald von selbst ergeben werden. Die Academien würden wir in kleinere Städte verlegen, um die auf Gedächtnißstudien und Realitäten Gerichteten nicht zu zerstreuen; Universitäten aber würde jede größere Stadt besitzen, denn die Schüler dieser Anstalten wollen wir gerne davon zurückhalten, dünkelhafte Rollen spielen zu wollen; auch brauchen wir Kunstanstalten und dergleichen, was sich leichter in großen Städten findet, für die Unterrichtgegenstände hier. Wir wollen die Ersparniß als einen weiteren Grund für diese Anordnung anführen: denn nothwendig werden die Ausgaben durch diese Vervielfältigung der Anstalten außerordentlich vermehrt. Wir werden aber diesem Uebelstande durch verschiedene eben so einfache als zweckmäßige Mittel begegnen, und eines darunter könnte schon dieses sein, daß die obern Lehrer der Gymnasien zum Theil, zum Theil auch gebildete Beamte und Privatleute, die der Universität nicht aggregirt, aber an dem Universitätsorte wohnhaft sind, gegen geringere Remuneration oder freiwillig Vorlesungen übernehmen könnten, und dies würden wir schon darum unterstützen und fördern, um alles Schulmäßige, alles Fach- und Standeswesen in dieser Sphäre nicht allzu sehr emporkommen zu lassen. Einen Hauptgrund für jene Einrichtung aber suchen wir noch darin, daß wir die Mehrzahl der Studirenden an der Universität aus Eingebornen der jedesmaligen Universitätsstadt bestehend wünschten, um dadurch trotz der größern Freiheit, die wir dem Alter der Universitätsmitglieder gemäß halten, eine größere natürliche, nicht zwangsmäßige und gehässige Aufsicht zu erhalten. Doch ehe wir darauf eingehen, müssen wir die äußeren Hemmnisse zuerst wegräumen.

Wir schlagen Ew. — vor, in jeder Stadt von etwa 20,000 Einwohnern eine Universität mit Staatsmitteln so weit zu fundiren, als die äußerste Noth erheischt. Die reichlichere Ausstattung aber würde der jedesmaligen Stadt selbst anheim gegeben werden, die ein natürliches Interesse dabei hat, ihre hohe

Schule nicht allein darum zu heben, daß sie durch ihre Vortrefflichkeit Fremde anlocke, sondern auch, daß nicht ihre eigenen Söhne nach dem Besuche fremder Universitäten streben, was den Aeltern, die sie ohnehin noch auf die Academie auswärts senden müssen, beschwerlich fallen würde. Denn nothwendig wird durch unsere Einrichtung die Studienzeit sehr verlängert; die Ausgaben werden bedeutender; wir halten dies aber für das einzig geeignete Mittel, den Zudrang zu den gelehrten Studien zu hemmen, jeden Vater frühe aufmerksam auf die Fähigkeiten seines Sohnes zu machen, damit er sich nicht mit Selbsttäuschungen um einen bedeutenden Aufwand und um seine eitlen Erwartungen zugleich bringe; den Unbemittelten aber, der in gleichmäßigem Fleiße ausgezeichnet fortschreitet, pflegte man von je in Ew. — Gebiete mit zuvorkommender Freigebigkeit je nach seinen Bedürfnissen ganz oder zum Theile zu unterstützen, so daß dies in einem auf seine Talente so aufmerksamen Staate kein Einwurf sein kann. Und wenn uns diese Hemmung des Zudranges gelingt, so hoffen wir eben dadurch mit schleunigerer Beförderung zum Staatsdienst zu entschädigen, für die verlängerte Studienzeit die Accessistenzeit zu verkürzen und diese peinliche Periode dadurch zum Theile mit der ehrenvolleren academischen Zeit zu ersetzen. Wir beabsichtigen also, daß im Grunde nur von der Regierung der erste Anstoß, das erste Muster in Errichtung solcher Anstalten gegeben werde, wir würden aber erwarten, daß die Gemeinden diese Anstalten mit der Zeit ganz selbst übernähmen, wie sie in alter Zeit sie stets gepflegt haben, wir würden jeder auch geringeren Stadt, welche die Mittel dazu aufwiese, gestatten, nach eigenem Plane (der nur nicht im Wesen dem Zwecke dieser Anstalten widerstreben darf und die Bestätigung der Regierung haben muß) solche hohe Schulen zu gründen, die Lehrer zu berufen und die Statute zu entwerfen. Auch jedem Privaten, der Mittel und Lust dazu hätte, müßte nichts im Wege stehen, solche Anstalten unter Bestätigung des Staates fundiren zu dürfen. Unter dem Wetteifer der Städte, unter dem Mitwirken des Volkes, von dem Volke aus wollen wir diese Anstalten lieber entstehen, allmählig werden und wachsen

lassen, als in den Tag hinein gewaltsame Verfügungen treffen, die sogleich an der Macht der Verhältnisse scheitern würden. Wir sahen oben aus historischen Ergebnissen, daß unseren Universitäten das populäre Element mangelt, das Emporsteigen aus dem Volke selbst, was einzig und in allen Zweigen uns in neuerer Zeit groß gemacht hat. Wohlan, geben wir dem Volke aus eigenem Antriebe, aus eigner Einsicht diese usurpirten Anstalten zurück, ehe uns der unwiderstehliche Lauf der Verhältnisse dahin wirft, wo sie uns mit Gewalt genommen, im Taumel der Leidenschaft reorganisirt werden und gleich mit der Reorganisation wieder einen Keim neuer Uebel empfangen eben dadurch, daß die Reform in Leidenschaft und Gewalt vor sich ging. Hemmen werden wir ja den Lauf des Schicksals nicht und nicht den Kreisgang der Dinge, nach dessen ewigem Gesetze Alles Gewordene im Laufe der Zeiten und nach seiner Vollendung im Guten und im Bösen zu seinem Anfange zurück zu kehren strebt. Es dünkt uns der besonnenen deutschen Nation und ihrer Leiter und Pfleger würdig zu sein, es endlich einzusehen, daß Umwälzungen und Revolutionen in den Staaten nicht eine künstliche Schöpfung unsinniger Köpfe seien, sondern kritische Perioden des Staatskörpers, die durch Eigensinn und Sträuben gegen die einzigen Heilmittel in den neueren Zeiten tödtlich geworden sind, während die griechische Welt in ihrem naturgemäßen Fortschreiten unsere Begriffe von Revolution gar nicht kannte, es dünkt uns unserer besonnenen Nation würdig, dieser Krisis zu begegnen und nicht ein Unheil sich über den Kopf wachsen zu lassen, das sie aufreiben wird, wie es andere Nationen aufgerieben hat. Was würde aus unserer wissenschaftlichen Cultur werden, wenn einst unser Schulwesen mit einer solchen fieberhaften Wuth aus dem herkömmlichen Bestande herausgerissen werden sollte, wie es in Frankreich in der Revolution geschah? Alle Früchte, die Jahrhunderte gesammelt haben, wären auf Einmal dahin! Wir vergönnen daher der Nation, was sie mit Recht verlangen kann, und lassen ihr unter leiser Lenkung Raum, den Weg zu gehen, auf den sie ihre Natur hinweis't. Wir wollen nicht leichtsinnig den Zügel aus

der Hand lassen, aber wir wollen, um doch die Figur beizubehalten, das Gebiß schonen, wie ein geschickter und sicherer Reiter thut. Wir geben den Theil der höheren Schulanstalten dem Volke zurück, der der Menschheit überhaupt mehr angehört als dem Staate; wir reserviren dem Staate jenen andern Theil, der die bürgerliche Bildung angeht. Dies ist eben so natürlich als billig; es ist in der Geschichte begründet und im Rechte. Die allgemeine menschliche Bildung geben wir der Menschheit anheim und suchen nur unter Gemeinden und Individuen den edlen Wetteifer anzuregen, ohne den niemals etwas Großes in den Nationen geschehen ist. Es kommt nur darauf an, die Freigebigkeit zu spornen. Zu allen Zeiten suchte die Milde der Menschen einen Ausfluß; und es war schon einmal eine Zeit im Mittelalter, wo Geistliche, Adel und Städte rivalisirten in Dotirung und Errichtung von Schulen und Collegien. Wohin könnte sich jetzt die Wohlthätigkeit würdiger wenden? So lange aber freilich von den Regierungen nur das Beispiel des verständigen Rechnens gegeben und Alles aufs Rechnen bezogen wird, wie soll da im Volke ein edlerer Verkehr und ein liberaleres Bestreben werden?

Die Universität lehnt sich auf der Einen Seite an das Gymnasium und setzt den klassischen philologischen Unterricht fort; die hierhin einschlägigen Vorträge können wohl zum großen Theile von den oberen Gymnasiallehrern versehen werden: dies hängt natürlich von deren Fähigkeit und Tauglichkeit ab. Das eigenthümliche Feld der Universität ist das ganze Gebiet der Philosophie, Literatur und Literarhistorie, Geschichte, der mathematischen und physischen Wissenschaften, in welchen letzteren sich die Anstalt mit den polytechnischen Schulen berühren darf, wo deren existiren, wie in den philologischen Fächern mit dem Gymnasium. Große äußere Hülfsmittel bieten wir für die Universität nirgends auf, weder bedeutende Bibliotheken, noch Laboratorien, noch botanische Gärten von großem Umfange und dergleichen. Für Chemie, Physik und Botanik werden Nominalprofessuren auch auf den Academien errichtet sein und nur an diesen der Zahl nach geringeren Anstalten werden der Natur der Sache

nach umfassendere Sammlungen und Hülfsmittel für diese Fächer sein können, wo dann der, welcher ein ausschließliches Studium daraus macht, seine Befriedigung findet, während wir für den Staatsdienst im Allgemeinen, namentlich an den Cameralisten, die großen Forderungen in einzelnen dieser Disciplinen nicht weiter stellen werden, da sie uns durchaus unfruchtbar scheinen. Wir müssen überdies aus diesen Anstalten den ganzen Sinn verbannen, der heutzutage das Heil der Universitäten in solchen Sammlungen und äußeren Hülfsinstituten sucht, und für das Talent und die Wissenschaft nichts thun zu müssen glaubt, wenn nur Mittel zum Selbststudium da sind. Ein trauriges Zeichen der ganz plump materiellen Richtung unserer heutigen Wissenschaft! Wir bezwecken auf diesen Anstalten jene lebenvolle und belebende mündliche Belehrung, die unsere wackersten Schriftsteller verfechten; wir wünschen das schöne Wechselverhältniß zwischen Schüler und Lehrer eintreten zu sehen, das die Vorlesungen mehr zu freundlichen Mittheilungen, zu Responsorien, zu vertraulichen Unterhaltungen macht, die das Selbstdenken der Schüler in Anspruch nehmen; wir müssen daher alles Citationswesen, das Bücher nothwendig macht, alles streng Gelehrte, das Selbstforschen voraussetzt, hier verbannt wünschen und nichts kann hier eine heiligere Pflicht sein, als bei Vocationen nicht ausschließlich, aber doch vorzugsweise auf Talente Rücksicht zu nehmen, welche die Gabe des Vortrags mit dem Sinn für das Allgemeinere der Wissenschaft verbinden, die überall nicht das Detail, sondern das Ganze, nicht die Gelehrsamkeit, sondern die Weisheit, nicht das Zerstreuen in Facten und Einzelnheiten, sondern das Versammeln in den Endresultaten der Wissenschaft im Auge haben. Leider stellen sich unter uns der freieren wissenschaftlichen Mittheilung nothwendige Hemmnisse entgegen. So ist vortrefflich bemerkt worden, daß das Gespräch, das zur Anregung des inneren Lebens so vorzüglich taugt, unter uns nicht mehr so wie im Alterthum anwendbar ist, wenigstens nicht unter Mehreren, weil unsere Bildung zu individuell ist, und bei der Theilnahme Mehrerer sogleich zu viele verschiedene und widersprechende Ansichten laut werden würden, als daß das

Zusammenfassen derselben in ein Schlußergebniß leicht möglich wäre. Der Cathedervortrag wird daher stets die Hauptform unserer Vorträge bleiben müssen; allein hier müssen wir nur vermeiden, daß der Lehrer nie über sich selbst seine Zuhörer vergißt, nie sein Amt über seiner Gelehrsamkeit, nie die Wissenschaft über dem stehenden Heft, nie den wahren Nutzen des Geistes über der Buch- und Stubenweisheit, nie die echte Wärme für das echte Wissen über dem gelehrten Dünkel, nie das Bestreben, dem Schüler eine lebenvolle Anschauung zu geben, was weder mit Apparaten, noch mit erschöpfenden Dictaten und Compendien, noch mit Büchern und Citationen geschehen ist. Es sind vortreffliche Worte, die ein vortrefflicher Mann vor etwa dreißig Jahren ausgesprochen hat und die wir nicht besser zu sagen wüßten, daß ein Professor, der ein ein für allemal geschriebenes Heft immer wieder ablies't, an die Zeit mahnt, wo der mündliche Vortrag und das Heft statt der Bücher dienen mußte, daß aber heute nicht abzusehen ist, warum der Staat solche Männer besolden solle, damit sie sich des Privilegiums erfreueten, die Wohlthat der Druckerei ignoriren zu dürfen. Und hier müssen wir doch im Vorübergehen für unseren Heerd gegen die Gelehrten fechten und sie laut anklagen, daß sie darum, weil sie diesen Weg nicht einschlugen, zum Verfall von Wissenschaft und Universität viel mehr beigetragen haben, als irgend eine Regierung mit verkehrten Maßregeln; da auch nur durch sie und eine neue Begeisterung, die von ihnen ausgeht, das Gedeihen der reformirten Universitäten erzweckt werden kann, da die Regierung hier nie etwas Anderes thun kann, als die Hindernisse wegräumen. Allein wie wenig geschah und geschieht von unseren Lehrern für die Verbesserung von Lehrmethode und für die Erregung der jungen Männer! Die Begeisterung kann der Staat nicht schaffen, die zu allen Zeiten Wunder wirkte, die auch in den Schulen Wunder wirkte, zu der Zeit, als Melanchthon sagen konnte, daß man einen Humanisten wie einen Gottgesandten begrüßt habe! Man hat es denn auch freilich schon vorlängst empfunden, daß, um einen freieren Charakter des Vortrags zu erzielen, die Vorlesung selbst nicht

der einzige Verkehr des Lehrers mit seinen Schülern sein dürfe. „Es schließt sich an die Vorlesungen eine Kette von Verhältnissen, Conversatorien, Wiederholungs- und Prüfungsstunden, solche, in denen eigne Arbeiten mitgetheilt und besprochen werden, bis zum Privatumgang des Lehrers mit seinen Zuhörern, wo das eigentliche Gespräch dann herrscht. Nur indem er allmählig diese Verhältnisse knüpft und benutzt, kann der Lehrer die herrliche Sicherheit der Alten, welche immer den rechten Fleck trafen in ihren Unterredungen, verbinden mit der edlen Bescheidenheit der Neueren, welche eine schon angefangene und selbständig fortgehende individuelle Bildung jedes Einzelnen immer voraussetzen müssen.“ In diesem letzteren Punkte wünschten wir indessen nicht zu weit auf den Universitäten gegangen zu sehen. Wir wünschen, daß dem Lehrer hier noch mehr vertraut werde, als prüfend nachgegangen, denn es ist trostlos genug, daß wir die Frühjugend bisher nöthigten, sogleich mit Skepsis und Zweifel zu beginnen, anstatt mit Glauben, da diesem Alter das Anlehnen an einen gereiften Geist und an eine fremde consequente Weltansicht nöthiger und heilsamer ist, als schwankende eigene Principien voll Widerspruch. Wir bedürfen hier überall mehr der bloßen Anregung, und dazu sind auch mangelhafte äußere Hülfsmittel genügend; zu eigentlich gelehrten Studien wollen wir hier noch nicht anhalten, sondern vorbereiten. Die Universität lehnt sich daher auf der anderen Seite an die Academie und lehrt vorbereitend die Encyclopädie der eigentlichen Specialwissenschaften, sowie diejenigen Fächer derselben, die das philosophische Gebiet berühren, Naturrecht, Religionsphilosophie, Physiologie und dergl. Damit aber dieser Lehrgegenstände wegen nicht wenigstens durch drei Professuren (die nothwendig hier der wenigeren Honorarien wegen weit höher dotirt sein müssen, als auf den Academien) diese ohnehin kostbaren Anstalten noch mehr vertheuert würden, so haben wir ein eben so einfaches, als höchst zweckmäßiges Auskunftsmittel durch folgende Verordnung angegeben. Wir machen diese Universitäten zu den eigentlichen Pflanzstätten der Lehrer an den Academien. Wir berufen an diese letzteren regelmäßig Niemanden, noch

lassen wir als Docenten zu, der nicht einige Jahre an einer Universität als Privatdocent die encyclopädischen und philosophischen Fächer seiner Wissenschaft gelehrt hat. Nicht allein wird uns diese Anordnung die Kosten für diese Vorbereitungslehrer an der Universität ersparen, sondern was mehr ist, es wird dabei nichts Wesentliches versäumt werden, da die Kenntnisse auch des jüngeren Mannes für diese allgemeineren Zwecke hinreichen; und was das Wichtigste ist, gerade diese Fächer eignen sich so höchst vortrefflich für eine Schule der Privatdocenten selbst, da sie zuerst in eine allgemeinere, philosophischere Ansicht der jedesmaligen Wissenschaft nöthigen, die für den künftigen Fachlehrer nicht anders als vom größten Nutzen sein kann, und da sie zugleich, in einer noch universelleren Weise, den jungen Lehrer im Besonderen seiner Wissenschaft beschäftigen, so daß weder seine philosophische Richtung leicht eine unpractische, noch seine practische eine unphilosophische werden kann. Dem Stande der Privatdocenten denken wir durch dies glückliche Verhältniß einen ganz neuen Schwung zu geben: sie werden sich gleich beim Auftreten unentbehrlich fühlen, dies wird ihnen sogleich eine ganz andere Stellung sichern. Wir geben ihnen damit keinesweges einen Anspruch, aber wir werden uns, wie jeder weise Staat sollte, stets geneigt finden lassen zu Remunerationen, wo das Verdienst vorleuchtet. Wir stellen die vollkommene gelehrt-richterliche Befugniß der Universitäten und Academien her; im philosophischen Fache wird die Universität allein, in den einzelnen practischen Wissenschaften die Academie die Doctor- oder Candidatenwürde ertheilen. Die Zulassung als Docent auf der Universität hängt nur von der Entscheidung des Senats ab, und bedarf der Autorisation der Regierung nicht. Die Prüfung der Promovirenden soll blos schriftlich geschehen; sie soll mehr das Urtheil, als die Gelehrsamkeit prüfen; die Spiegelfechterei der Disputation, der Gebrauch der lateinischen Sprache, der aus Zeiten übrig ist, wo unsere Sprache der wissenschaftlichen Erkenntniß Einzelner ebenso ungenügend war, als jetzt umgekehrt die lateinische fast der Erkenntniß der Masse nicht mehr genügt, ferner Bezahlung und Gebühren, Gelehrteneid, und

wie all der übrige Unsinn heißt, der noch mit diesem Acte verknüpft war, ist aufgehoben. Dadurch hoffen wir die Prüfung zu schärfen. An die Dissertation muß weit größere Anforderung gemacht werden; sie muß gedruckt werden vor der Bewerbung, denn alle Universitäten oder alle Facultäten zugleich sollen über sie ihr Urtheil einreichen, damit jede Parteilichkeit beseitigt und der Doctor zum Lehren, an welcher Anstalt es sei, sogleich befugt werde. Das Habilitationsrecht ist von der Promotion unzertrennlich; und die nachgiebige, oft aus Habsucht fließende Bereitwilligkeit, die Doctorwürde zu ertheilen, um Jemanden seinen Wunsch nach einem Titel zu befriedigen, muß von selbst hinwegfallen, und damit wird diese Würde aus ihrer Gesunkenheit sich bald wieder ehrenvoller erheben. Ew. — werden nicht anstehen, eine so nothwendige Classe von Lehrern auf diese Weise zu heben; denn Sie theilen nicht die argwöhnische Belauerung jedes Standes, der noch Jugend hat, und Sie werden nie in die Maßregel willigen, die man, scheint es, zu ergreifen hier und da geneigt ist, einen Stand mit einer bestimmten Anzahl von Gliedern schließen zu wollen, in dem freier Wetteifer nöthiger ist, als irgendwo sonst.

Um aber auf unseren Lehrcursus zurückzukommen, so setzen wir für die regelmäßige Zeit des Universitätsbesuchs drei Jahre fest, wovon wir das erste mehr noch den philologischen Studien, das zweite den allgemeineren Fächern der Philosophie, Geschichte und Literatur, das dritte den Vorbereitungsfächern für die practischen Wissenschaften vorzugsweise gewidmet wünschten. Dies mag jedoch Tradition werden, wir zwingen zu diesem Gange nicht streng. Wir glauben jedoch, völlige Hörfreiheit den Schülern dieser Anstalten nicht gestatten zu können. Wir schreiben also vor, daß Jeder ehe er auf der Academie zugelassen wird, die vorbereitenden Collegien seines Faches gehört haben, und von jedem Curse auf der Universität wenigstens die Belegscheine von drei Collegien vorbringen muß, deren Wahl ihm jedoch (auch in den Vorbereitungscollegien anderer Wissenschaften als der von ihm gewählten) frei gelassen wird. Denn wir wollen Niemanden in eine allgemeine Form des Wissens zwän-

gen, sondern wir achten die Eigenthümlichkeit eines jeden Einzelnen und lassen ihn auf seine Weise nach der Art von Erkenntniß streben, die ihm am meisten zusagt, geben ihm die Wahl unter allen Disciplinen allgemeiner Wissenschaft, ja wir werden es gerne sehen, wenn Jeder die encyclopädischen Vorlesungen in allen Fächern besucht, um so vom ganzen Gebiete des Wissens wenigstens einen allgemeinen Begriff zu erhalten. Wir halten darauf, daß die Zeugnisse des Fleißes und Eifers durchgängig von Seiten aller Lehrer gleich günstig lauten: hier wird auch die kleinere Anzahl der Zuhörer und der nähere Verkehr, den wir auf alle Weise gefördert wünschten, die Controlle des Fleißes dem Docenten möglich machen. Es dünkt uns recht, daß der Schüler die Stunden der Collegien unausgesetzt einhalte; muß das der Lehrer thun, so wird es billig auch vom Zuhörer verlangt. Für diesen Zwang entschädigen wir dadurch, daß bei übereinstimmenden guten Zeugnissen und genügenden Belegscheinen am Ende der Universitätszeit der Abzug auf die Academie von dem Senate gestattet wird, ohne daß eine weitere Prüfung Statt habe, so wenig wie bei dem Uebergang von dem Gymnasium zur Universität. Doch wollen wir auch hier vor jeder Beeinträchtigung schützen und gestehen dem, der sich widerrechtlich zurückgehalten glaubt, die Erlaubniß zu, sich bei einer Prüfungscommission irgend einer beliebigen Universität zu melden, und seine Sache ihrer Entscheidung zu übergeben.

Für den Philologen setzen wir die Zeit von vier Jahren fest: denn seine ganze Bildung darf er fast einzig hier suchen und ihn erwartet auf der Academie nichts, als ein einjähriger Cursus in einem pädagogischen Seminarium, damit wir dort auf der Staatsanstalt den künftigen Schulmann ausschließlich erinnern, daß er bei aller Unabhängigkeit seiner Wissenschaft nicht ganz deren practischen Bezug aus dem Auge setzen dürfe. Dem, der sich zeitig genug für die Medicin entscheiden kann, entlassen wir nach dem zweiten Jahre, weil seine Studien ihn auf der Academie länger fesseln, wo selbst seine Vorbereitungscollegien noch der Wiederholung bedürfen möchten, und weil auch ihn gerade die philosophischen Studien am wenigsten nahe angehen.

Was aber den inneren Unterricht, die Lehrgegenstände u. s. w. in ihren übrigen Beziehungen angeht, geben wir hierin, wie wir schon andeuteten, unsere Rathschläge und Wünsche, überlassen aber alles Weitere dem gelehrten Körper selbst, der seinerseits nun seine besten Kräfte regen möge, nachdem die Regierung that, was nur irgend in ihren Kräften stand. Wir geben die unbeschränkteste Freiheit des Lehrens, sowohl in Bezug auf die Frage wer lehrt, als auch was gelehrt wird. Jeder Promovirte, jeder Angestellte hat das Recht, auf den Universitäten zu lehren; Besoldung aber ziehen nur die eigentlich berufenen Professoren, bei deren Vocation der ganze Körper der Universität vorschlägt und sämmtliche übrige Universitäten von der Regierung um Rath befragt werden müssen, ehe ihre Entscheidung gefaßt wird, eine Bestimmung, die auch auf die Academien angewandt wird. Auf den Universitäten kennen wir innerhalb keine Gränzen: wir gestatten dem juristischen, dem medicinischen, theologischen Docenten in allen Fächern der Philosophie, so wie dem Philologen in den Fachwissenschaften und dem Philosophen in Geschichte und Philologie zu debutiren, so viel er Lust und Kenntniß hat. Wir müssen hier Alles wegräumen, was nur irgend einen Stillstand, eine feststehende Tradition herbeiführen, was irgend ein Talent aufhalten oder unentwickelt lassen könnte; ja selbst auf den Academien haben wir keine Nominalprofessuren mehr in dem Sinne, daß Jedem ein gewisses Collegium in gewissen Terminen zu wiederholen vorgeschrieben werde, eine Einrichtung, von der wir das Festruhen so zahlloser älterer Universitätslehrer in Vorstellung früherer Jahrzehnte besonders herzuleiten haben. Dagegen mag im Nothfall eine Uebereinkunft des Lehrerpersonals dafür sorgen, daß jede etwaige Lücke in den nothwendigen Collegien wo möglich ausgefüllt werde. Jede Manier und jedes System hier zu tilgen, halten wir für eine Hauptsorge, die auch der Staat, so weit er kann, über sich nehmen muß. Daß man daher eigentliche philologische Gelehrsamkeit, geschichtliche Hülfswissenschaften, philosophische Speculation, die sich ganz dem Leben und der übrigen Wissenschaft entzieht, und alles dergleichen nicht bevor-

zuge, nicht besonders betreibe, kann von uns nur gewünscht werden; daß dagegen aller äußere Zunft- und Gewerbszwang wegfalle, verordnen wir ausdrücklich. Es muß uns durchaus darum gelten, den Einfluß, den die heutigen Staaten auf ihre Schulen ausüben, zu ermäßigen und nicht so weit gehen zu lassen, daß jede große Eigenthümlichkeit unterdrückt werde, wenn sie sich in Opposition mit dem Regierungssystem zeigt, eine Klippe, an der ein sonst intelligenzvoller Staat in Deutschland scheitern wird. Denn das ist nicht weise, jeden selbstständigen Kopf zu fürchten und zu entfernen; nicht weise, die ungebundenere Förderung der Wissenschaft nur der unschuldigen und unschädlichen Naturkunde zu Theil werden zu lassen und aus allen anderen Wissenschaften nur solchen Schulen, welche durch Kleinigkeitskrämerei, durch Pietismus oder wodurch sonst ihre Wissenschaft unschädlich und unschuldig zu machen, sondern weise ist es, der ganzen Neigung der ganzen neueren Welt, die Individualität zu respectiren, auch in dem Staate nicht entgegen zu treten, jedes Talent zur Zeitigung in seiner Sphäre zu bringen, von jedem den rechten Nutzen zu ziehen; es ist weise, sich Talente zu erzeugen und zu erziehen; denn sie aus der Fremde an sich zu ziehen ist keine Kunst, wo man größere Mittel hat; und nur solche Aufgenommene zu erhalten muß bei einer so eigensinnigen Richtung der Regierungen fast unmöglich werden und hat sich so manchmal unthunlich gezeigt. Wir sind daher dafür besorgt, den Söhnen unseres Vaterlandes den möglichsten Raum zu gestatten, um alle ihre Kräfte aufs freieste zu üben. Wo immer ein verwandter Staat sich unseren Einrichtungen nähert, werden wir ihn wie im gemeinsamen Verbande betrachten und seine Anstalten wie die unseren respectiren. Weit entfernt, daß wir uns, wie man es wohl anderswo noch in unseren Tagen erleben mußte, in unserem wissenschaftlichen Verkehre und Betriebe unabhängig zu machen suchten, so streben wir nach nichts so sehr als ihn möglichst zu erweitern. Der energische Mann, den wir uns öfters anzuführen bewogen fühlen, hat schon vor mehreren Jahrzehnten in den Bestrebungen eines deutschen Staates, „sich durch geistiges Uebergewicht Macht und

Ansehen über sein eigentliches Gebiet hinaus zu verschaffen“ und in den Maßregeln, die auf eine Unabhängigkeit in wissenschaftlichen Bedürfnissen abzielten, einen „Hochmuth, eine Illiberalität, eine niedrige und geldsüchtige Oeconomie“ gefunden, „die auf die Absicht jener Eroberungen ein noch nachtheiligeres Licht werfen und mehr als irgend etwas solch' eine Regierung bei allen Gebildeten der Nation verhaßt machen müssen.“ Und nun werden wir ja nicht jetzt eine wissenschaftliche Sperre wollen eintreten lassen, eben wo man die mercantilische aufhebt! Wir werden nicht jetzt noch einer solchen Selbstvergnüglichkeit verfallen können, die eine Beschränktheit verrathen würde, die mit so vieler sonstigen Staatsklugheit, wie sie unsere Zeit voraus hat, nicht vereinbar wäre.

Mit dieser absoluten Freiheit in dem geistigen Verkehre unserer Universitäten, in die sich nur für die Schüler so viel Anhalten zum Fleiße mischt, als die äußerste Billigkeit verlangt, setzen wir sodann ihre moralische Freiheit in die engste Verbindung und befolgen in unseren Vorschriften und Gesetzen dieselben Maximen, wie bei den Bestimmungen über das Unterrichtswesen. Wir können nach Allem, was wir oben auseinandersetzten, Ew. — nicht empfehlen, die kaum der Schule entwachsenen Jünglinge unter die gemeine Polizei und das Civilgesetz zu stellen. Wir behalten daher die Universitätsgerichte mit einigen Modificationen bei und legen zugleich dem Throne einen Gesetzcodex für die Studirenden hiermit vor, der von dem bisher üblichen freilich nicht wenig abstechen mag. Nur auf die Hauptgrundsätze, die uns dabei leiteten, erlauben uns Ew. — noch einmal kurz zurückzukommen. — Man gab Gesetze, man beeidigte, man verpflichtete: aber Alles geschah in so abgelebten Formen, daß das Eid- und Pflichtbrechen weder für eine Sünde galt, noch als ein Verbrechen bestraft ward! Man setzte Vorschriften auf und hielt nicht auf ihre Erfüllung; Strafbestimmungen, und hielt nicht auf ihre Vollziehung! Man hielt stets die Augen offen, um Unordnungen auszuspüren, rastlos und schonungslos, und sobald man sie entdeckt hatte, drückte man wenigstens Ein Auge zu, wenn nicht beide! Man hatte Gesetze

und Richter, und autorisirte das furchtbare und schmälige Urtheilsprechen nach der moralischen Ueberzeugung, ein Rest von einer Barbarei, der doch in geordneten Staaten und gebildeten Nationen undenkbar und unerhört scheinen sollte! und von der man selbst früher und anderswo nie einen Begriff hatte, man müßte denn das anführen wollen, was in England, in Oxford, unter dem Namen des schwarzen Buches, seine schändliche Rolle spielte. Von den Patenten und Edicten, die seit langen Zeiten gegen Landsmannschaften und Duellwesen erlassen wurden, ließen sich die ausführlichsten und lächerlichsten Geschichten erzählen: dennoch existirt beides zum Trotze aller Gewalt und jeder Verordnung und selbst die verfolgte Burschenschaft taucht bald unter dieser, bald unter jener Farbe, jetzt hier, jetzt dort, wieder auf; und mag man es gleich glauben oder nicht, die Verfolgungen und Verordnungen haben das, was von Unterdrückung derselben gelang, weit weniger bewirkt, als die Prosa der Frühschule, von der man solch' einen Segen wohl kaum erwartet hätte, und die man nur hübsch festhalten darf, um sich diese alten phantastischen Verbindungen vom Halse zu schaffen, nur daß man sich freilich dafür ein ganzes Geschlecht practischerer Leute auf den Hals laden dürfte, die einmal in Deutschland, wenn Zeit und Gelegenheit käme, die Rolle der Jacobiner vortrefflich spielen würden. Gegen die Duelle im Besonderen versuchte man sich ordentlich in einer Strenge der Edicte, die alsdann niemals ausgeführt werden konnten, und es ist vortrefflich bemerkt worden, daß, weil man alle Mittel erschöpfte, um die, wie es scheint, unmögliche Abstellung zu erzielen, so brachte man sich auch um diejenigen, welche hätten dienen können, die wirklichen und unleugbaren Mißbräuche des Duellwesens abzustellen. Doch! zwischen allen diesen verkehrten Maßregeln der Regierungen und dem Stande der Universitätsgerichtsbarkeit ist ein ganz genaues Verhältniß zu dem moralischen Zustande der Studirenden, und Niemanden kann es befremden, wie unpractisch jene Maßregeln, wie unsicher und schwankend jener Zustand neuerdings ward, der die Geschichte der Universitäten nur oberflächlich kennt. Die Duelle waren ursprünglich Kämpfe auf Leben und Tod, die

ersten Erwähnungen derselben reden davon nicht anders. Hiergegen nahm man mit Recht strenge Maßregeln, die dann lange Zeit aufrecht zu halten gesucht wurden, als sich die Zweikämpfe mehr in Kampfübungen auflös'ten; denn anders kann man doch das jetzt Uebliche nicht nennen, wenn man es nicht Kinderspiel nennen will. Man sieht also, daß in diesem einzelnen Falle sowohl das Verbrechen selbst wie das Strafgesetz im Sinken ist: und im Ganzen ist es nicht anders. Ehedem war die Universität ein eigentlich unabhängiger Staat oder eine Colonie, deren ganzer Körper, Lehrer und Lernende, sich selbst Gesetze gaben, sich in Gesammtversammlungen beriethen, den einzelnen Landsmannschaften eigne Statute ließen; hier und da waren diese Staaten mehr aristokratischer Natur und dann rissen die Lehrer allein diese Rechte an sich; oder sie waren demokratisch, dann übten die Lernenden alle Gewalt und wählten sogar die Lehrer, denn damals waren auch die Studirenden keine Kinder. Es gab Zeiten, wo die Universitäten die peinliche Gerichtsbarkeit hatten, und noch im sechzehnten und selbst späteren Jahrhunderten war es selbst in deutschen Universitäten ganz gewöhnlich, daß sie die jurisdictio omnimoda hatten, daß sie nicht allein in bürgerlichen und Disciplinarangelegenheiten, sondern auch in geistlichen und peinlichen Sachen entschieden. So war auch in andern Zeiten der große Rath in Wien und das Nationalconcilium in Leipzig ganz anders zusammengesetzt und weit zweckmäßiger auf das ganze Docentencorps ausgedehnt, als die heutigen Senate. Fortwährend also ist der Umfang der Gerichtsbarkeit, wie die Zahl der an ihr Theilnehmenden im Abnehmen. Allein auch die Zahl und die Bedeutung der Verbrechen ist es; und die Schätzung der criminellen Verbrechen ist heutzutage anders geworden als sonst. Daß man daher die peinliche Gerichtsbarkeit z. B. dem Universitätsgerichte entzog, ist ganz billig und den geänderten Begriffen der Zeiten ganz gemäß. Was aber die Unbestimmtheit der Universitätsgesetze angeht, so scheint diese durchaus bedingt zu sein durch das Launenhafte, Wechselnde, Unbestimmte in den Neigungen und Vergehungen der Jugend selbst. Schon hier zeigt sich die Thorheit derer, die das gewöhnliche Gesetz über Men-

schen dieses Alters verhängen wollen. Wenn bei dem Jüngling bis in sein fünfzehntes Jahr kein anderes Recht galt, als die moralische Ueberzeugung des Lehrers, keine andere Buße als Carcer und Strafarbeit, soll er nun im sechzehnten Jahre plötzlich unter den Buchstaben des Civilgesetzes gestellt werden, das unmöglich eine Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit dieses Alters nehmen kann, die es verdient und verlangt? das unmöglich so häufige und schnell wechselnde Modificationen erleiden kann, wie das Universitätsgesetz nothwendig fortwährend erleiden muß, wenn hier irgend eine Jurisdiction erzweckt werden soll, die den Jüngling aus der Willkür des Lehrers auf der Schule entnimmt, da er nun selbstständig werden soll, die ihn aber zugleich an einen Buchstaben des Gesetzes gewöhnt, unter den er sich für sein ganzes Leben soll fügen lernen, ohne daß sie jedoch Gesetze vorschreibe, die unerfüllbar sind, und Strafen über den natürlichen Leichtsinn dieser Jahre verhänge, die das Lebensglück der wackersten Menschen vernichten. Aus zweierlei Hauptgesichtspunkten glauben wir daher das Gesetz- und Gerichtswesen der Universitäten betrachten zu müssen, auf die es Ew. — leicht sein wird, unsere Verordnungen sämmtlich zurückzuführen.

Das, was man in dem gewöhnlichen Leben der Studenten als das Charakteristische ansieht, und dem also das Gesetz, das ihm dictirt wird, gegenüber zu stehen pflegt, ist die Verachtung der Convenienz. Möge es Ew. — nicht auffallen, wenn wir unsere Gesetze geradezu hierauf gründen und sie nicht anders entgegensetzen, als gegen Uebertreibung und Mißbrauch. Wir sehen in dem frischen Geiste der Jugend, der sich auf unseren Universitäten noch lebendig zeigt, die Quelle fast von allem Kräftigeren und Besseren, was uns noch von anderen Nationen in den höheren Ständen vortheilhaft unterscheidet. Wenn Ew. — auf die Ursachen zurückgehen wollten, die aller andern europäischen Nationen Bildung so stationär, so einseitig, so national-beschränkt machen, so würden Sie keine andere finden, als daß ein conventionelles Gesetz die intellectuelle Erziehung macht, eben so gut wie die moralische, in welcher wir Deutsche uns nicht anders, als in jener durchaus grundsätzlich und selbst-

ständig zeigen, während die übrigen Nationen hier wie dort dem Herkommen und der Gewohnheit verfallen. Die Bildung des Engländers und des Franzosen hat durchaus Einen Schnitt, von anderen Nationen ganz zu schweigen; die des Deutschen ist mannichfaltig wie die menschliche Bildung überhaupt. Im Intellectuellen konnte dies nur durch unsere Lehr- und Lernfreiheit erreicht werden, die wir deshalb dieser heilsamen Wirkung wegen festhalten mußten; im Moralischen wurde es einzig dadurch erreicht, daß wir in der Zeit, wo sich der Charakter zu festigen und Selbstständigkeit zu werden anfängt, dem Jüngling und allen seinen Neigungen freien Lauf ließen. Wenn wir daher in Deutschland so viel würdigere Begriffe von Tugend und Menschheit haben, als der Engländer oder Italiener, der sie in die bloßen Eigenschaften des Gentleman setzt, d. h. in die Befolgung der moralisch-conventionellen Vorschriften der aristokratischen Tradition, und nicht in die der ewigen Gebote des menschlichen Sittengesetzes, so haben wir dies blos der kräftigen Natur unseres jungen Geschlechtes zu danken, das in dem Alter, welches noch die feine Gesellschaft, den guten Ton, die höheren Cirkel verschmäht, den Anstand mit Füßen zu treten, der Convenienz zu spotten, über die Ständeunterschiede weg zu springen kühn genug ist; wir haben es dem Takte des Staates zu danken, der, so viel er auch diesem kecken Verhöhnen der Sitte entgegentrat, doch immer leichter duldete, wenn der Musensohn durch die Straßen sang und lärmte, die Nachtruhe störte, muthwillige Streiche übte, revoltirte und complottirte, der es nicht hemmte, wenn der Ministersohn den Tanzsaal der Knechte und Mägde beehrte, der keine Kleiderordnung vorschrieb, so phantastisch oder unordentlich die Tracht der Studirenden ausfallen mochte, und der die Jugend doch lieber im öffentlichen Bier- oder Kaffeehause schwelgen und schlemmen, als zu heimlichen Sünden in verborgeneren Häusern sich versammeln sieht, ein Uebel, das in eben dem Grade steigt, wie man jenes andere sinken macht. Allein, zu unserer ewigen Schande sei es gesagt, unser entnervtes Zeitalter fängt an, den äußeren Anstand nun auch höher zu stellen, als die innere Befleckung, und unbemerkt

und ungetadelt läßt man das letztberührte Uebel wachsen und empört sich nur stets lauter gegen das geringere andere, mit dem die äußere Sittsamkeit weniger zu paaren ist, als mit diesem verderblicheren, aber verborgeneren. Wir wissen wohl, daß diesem schwer zu steuern, und unmöglich ist, es auszurotten: dennoch wollen wir nichts unversucht lassen, was eine Gegenwirkung hervorbringen kann. Wir lassen also dies kecke, anticonventionelle Wesen der Studentenwelt, und alle Aeußerungen desselben, welche das Individuelle, Eigenthümliche der Einzelnen oft bis zum Barocken und Fremdartigen getrieben, der Eintönigkeit, der Charakterlosigkeit der sonstigen Gesellschaft gegenüber aussprechen, in seinem freien Laufe, denn es war schon ein alter Spruch: volo esse in adolescente unde aliquid amputem. Wir hemmen nur das Uebermaß mit mäßigen, aber bestimmten Gesetzen, in denen wir besonders den einzelnen leichtfertigen Streich von der Beharrung in Sittenlosigkeit unterscheiden und Subjecte von entschiedener Verworfenheit eben so schonungslos verbannen, als wir vereinzelte Fälle des Muthwillens und der Jugendlust schonend hingehen lassen. Daß wir es offen bekennen: wir hoffen selbst von diesen Gesetzen weniger, als von den Mitteln, die uns unsere neuen Einrichtungen von selbst darbieten. Bis hierhin sahen wir unsere Jugend in den Jahren von siebzehn bis zwanzig in großen Massen versammelt, wo immerhin der tolle Rausch und die Verführung zu arg anwachsen mußte: dies wird nun von selbst wegfallen. Bis hierhin entnahmen wir den Studiosen zugleich der Aufsicht der Schule und der Familie, ohne ihn noch der unmittelbaren Aufsicht des Staates zu unterziehen, und wir gaben ihm nur eine eigene nachsichtige, leicht zu umgehende Aufsicht. Zu viel Licenz auf Einmal! Zu viel für einen charakterfesten, geschweige für einen erst werdenden Menschen, dessen Charakter sich erst bilden soll! Was konnte man da wohl Ersprießliches und Heilsames erwarten? Auf unseren Universitäten aber wird wenigstens die Mehrzahl der Studirenden in der Universitätsstadt selbst ansäßig sein und sie werden daher der Familienaufsicht noch gelassen, und nicht aller und jeder mit einem Male entzogen. Gehen sie nachher auf die

Academie über, so werden sie umgekehrt dieser Familienaufsicht entzogen, dann aber übergeben wir die zum zwanzigsten Jahre Vorgerückten unmittelbar dem Staate, so daß auch hier in der moralischen Bewachung, wie in dem Unterrichte, ein stets naturgemäßes, allmähliges Herüberleiten von einer Station zur anderen Statt habe. Dem Mißbrauche des Zechens, des Nachtschwärmens, namentlich des Duellirens, würde wohl so von selbst gesteuert werden, denn der sich in seines Vaters Hause müßte heilen lassen, würde sich schon vorsichtiger hüten, mit einer Wunde heimzukommen. Wir scheiden übrigens zwischen dem Zweikampf auf Leben und Tod und dem jetzt üblichen Schlagen, und autorisiren das Letztere förmlich. Der Staat kann kein Ehrengesetz geben, und vor dem Publicum ist es stets injuriös geblieben, wenn man einen Injurienproceß selbst gewonnen hatte. Das höhere Alter kennt nicht die feineren, allerdings oft grillenhaften, allein darum nicht minder wirklichen und wahren Begriffe von Ehre und muß nicht mit dem unter ihm gültigen Maßstab die Jugend messen wollen; der Staat hingegen darf nicht diese Begriffe von Ehre unterdrücken oder etwa berichtigen wollen, denn sie eben sind das einzige Conventionsgesetz, welches die Jugend unter sich anerkennt, und es ist gut, daß sie sich auch an ein solches gewöhne; sobald dies aber zugegeben ist, so ist es auch recht, daß sie sich es selbst vorschreibe, denn wie könnte ein solches Gesetz je anders als selbst auferlegt sein! Wir schreiben Ehrengerichte vor; besetzen sie aber zur Mehrzahl mit Studirenden. Wir halten dafür, daß diese jetzigen Duelle, die wir schon vorhin Fechtübungen nannten, gar nicht so gefährlich sind, wenn man nur auch hier den gewerbsmäßigen Raufer von dem zufällig in einen Ehrenhandel Verwickelten scheidet; wir halten dafür, daß sie noch überdies in ihren letzten Zügen liegen, ohne eigentlich uns recht entscheiden zu können, ob wir dies für ein Glück oder ein Unglück ansehen sollen, da es uns auf einer Seite für einen Beweis mehr von der Entnervung der Generation gilt, und da wir nicht anders erwarten können, als mit dem Aufhören der Duelle die Gemeinheit des Handwerksburschenverkehrs,

Prügeleien und die alten sogenannten Marktschlägereien wieder eintreten zu sehen. Wir würden darum jedoch nicht gethan haben, was wohl auf deutschen Universitäten vorgekommen ist, daß wir die von Studentencorporationen selbst gebotene Hand zur Abstellung der Duelle ohne alles Weitere ausgeschlagen hätten.

Wir glauben mit diesen Ansichten Ew. — genugsame Andeutungen gegeben zu haben, in welchem Bezuge jedes einzelne unserer Disciplinar-Gesetze als Theil eines innerlich belebten und von bestimmten Gedanken ausgegangenen Ganzen zu nehmen sei. Der andere Punkt, auf den wir Ew. — Aufmerksamkeit noch hinleiten wollten, war das Corporationswesen der Studenten. Was die Landsmannschaften betrifft, so haben nun die vielen Jahrhunderte der Existenz der Universitäten bewiesen, daß dies eine unaustilgbare Zugabe zu diesen Anstalten war. Wir sahen oben, daß die Menschheit in ihrem Mittelalter den Corpsgeist eben so nährte, wie die Einzelnen in dem Mittelalter des Menschen. Vergebens werden wir je streben, diesen Geist auszurotten. Wir haben daher diese Verbindungen erlaubt und autorisirt: denn wie wollte man sie verbieten, wie ihre Abzeichen hindern, da man wohl sah, wie alle Verordnungen hierüber verirt werden. — Man lasse der Jugend die Spiele der Phantasie und bei ihren Idealen drücke man ruhig ein Auge zu. Man suche die Verbindungen sämmtlich (dies hat ein ehrwürdiger Veteran unter unseren Staatsmännern neulich angerathen) zu heben, man weise diejenigen zurück, die in ihren Statuten auf nichts als auf erhöhte Gelegenheit zu Vergnügungen ausgehen, man weise jede politische Tendenz zurück, leite aber die Besseren zu einem ernsten, wissenschaftlichen Streben, und man sei versichert, daß eine willige Jugend die freundlich gebotene Hand achtbarer Rathgeber ergreifen werde. Bleiben dennoch die politischen Tendenzen nicht bei Seite, so lasse man in Gottes Namen Jeden gewähren in seinen Luftschlössern, bis er es wagt, thätlich in die wirkliche Welt, in den Staat und seine Einrichtungen einzugreifen. Alsdann aber sei die Strafe schnell, scharf, unerbittlich, aber nicht ewig. Wir kön-

nen keinen Exceß eines unmündigen Menschen mit Versperrung aller Lebensaussicht strafen. Dies heißt mit Gewalt und wie mit Absicht ein Geschlecht erziehen, das seine Sache auf nichts stellen muß, das nichts zu verlieren hat, das jeden Moment herbeiwünscht, der eine Aenderung der Verhältnisse verspricht, das eine Bitterkeit einsaugt, die bei gebotener Gelegenheit zu jeder Grausamkeit und Gewaltthat fähig macht. — Wie wir schon bemerkten, ist eben dies die rechte Jugendart, bis aufs Aeußerste mit kühnen Entwürfen zu spielen und eben dann sie plötzlich fallen zu lassen; nur daß dann freilich nicht jenes unjugendliche Element beigemischt sein muß, das ein Complott in Jedermanns Augen nichtswürdig macht. — Wir glauben nicht nöthig zu haben, Ew. — mit weiteren Fingerzeigen auf unsere einzelnen Gesetze beschwerlich zu fallen; sie fließen zu einfach aus den angegebenen Principien. Wir scheuen uns vor der uralten, und stets wieder bestätigten, und leider stets wieder vernachlässigten und vergessenen Erfahrung, daß sich Geist und Bestreben einer Zeit nicht unterdrücken läßt, daß das Verbieten natürlicher Bedürfnisse nichts besser, sondern Alles schlimmer macht, daß man sich mit unüberwindlichen Kräften nicht in fruchtlose und ohnmächtige Opposition setzen darf, und daß es allerwege räthlicher ist, einer Gefahr frei ins Auge zu sehen, als ihr flüchtig und ausweichend beizukommen oder sie zu vermeiden zu suchen. Was half die Unterdrückung der Jugend in Spanien oder Italien, wo man so furchtbare Waffen gegen sie erhob und erheben konnte? Und was kann man gar in Deutschland davon hoffen, wo Bücher allgemein sind, und wo ein Buch, das natürlich zum natürlichen Gefühle redet, mehr Wirkung thut, als tausend Predigten von einem Catheder herab. Der offene, gerade, aufrichtige Ton unserer Regierung, die Verbannung des geschraubten und barbarischen Curialstyls, der um ein Jahrhundert hinter der Bildung des gemeinen Mannes zurück ist, die menschliche Sprache zu den Unterthanen, die unumwundene, unzweideutige Darlegung unserer Absichten werden uns von zahllosen Inconvenienzen befreien, die bisher Unnatur, zwecklose Vornehmheit, Unbestimmtheit in Ton und Inhalt aller

Verordnungen und die schleichende Heimlichkeit der Politik in unseren Staaten mit sich brachte. Nur einer gutmeinenden Verwaltung sieht man Fehler gerne nach, die auf alle Weise unvermeidlich sind; der bösgesinnten, unaufrichtigen legt man auch selbst den guten Willen für Betrug aus. Dazu ist die Jugend vor Allem geneigt. Aber wenn uns gelungen ist, unsere Einrichtungen der Art zu schaffen, daß auf diesen Mittelanstalten der Jüngling in seiner Sphäre gehalten, daß ihm nichts Widersinniges angemuthet, nichts Ueberanstrengendes abgefordert, nichts Ehrenrühriges befohlen, aber auch nichts Gemeines im Geringsten nachgesehen, und jede Beharrung in Lüderlichkeit und Faulheit mit Entfernung bestraft werde, daß ferner in den Statuten diejenige Bestimmtheit herrsche, welche deutlich zwischen der gewährten Freiheit und der genommenen Licenz scheidet, und diejenige Consequenz und Energie im Strafgesetz, die eine stricte Gewöhnung der Jünglinge hervorzubringen tauglich ist, daß auch jede Verordnung und der Ton jeder Verordnung so gehalten sei, daß sich die Jugend nirgends als sich selbst überlassen, nirgends als Herr, und ihre Vorgesetzten nirgends als schwache und furchtsame Hofmeister ansehen lerne, sondern als väterliche Rathgeber, die den strengeren älterlichen Ton vor dem erwachsenden Sohne ändern, mildern, aber jeden Augenblick wieder eintreten lassen und dabei den übermüthigen Jüngling seine Stellung und sein Alter in vollem Gewichte empfinden lassen können, dann hoffen wir allen den Uebeln aus dem Wege zu gehen, die uns seit lange lästig gefallen sind, noch jetzt belasten und neue nach sich zu ziehen drohen.

In Bezug auf unsere Academien dürfen wir uns kürzer fassen; Vieles versteht sich nun schon von selbst, was vorher einer näheren Auseinandersetzung bedurfte. Ihre Zahl schränken wir wenigstens auf die Hälfte der existirenden jetzigen Universitäten ein, aus Gründen, die bereits angedeutet wurden. Wie sich die Universität noch bestimmter an die Schule und an das Allgemeine der Wissenschaft hielt, so die Academie an den Staat und an das Besondere der Wissenschaft. Diese Anstalten sind daher auch ganz in den Händen des Staates und werden nur

von ihm gegründet. Das practische Element soll hier überall vorherrschen und der Dienst im Staate wo möglich hier bestimmter vorbereitet werden. Die Academie wird bestehen aus einem philologischen Seminarium, aus einer theologischen Facultät, der gleichfalls ein besonderes Seminarium beigegeben ist (denn die sinnlose Verschmelzung von Theologen und Philologen hat Gottlob in Ew. — Landen längst nicht mehr Statt), aus einer medicinischen und einer juristisch-kameralistischen Facultät, die wir nach dem Vorgange der Schweiz vorerst nur äußerlich vereinigen, obgleich wir uns vorbehalten, eine innigere und innere Verbindung derselben vorschlagen zu dürfen, da die Forderungen an Juristen und Kameralisten künftighin ohnedem ganz anders motivirt werden müssen. Es ist schon vorlängst empfunden worden, daß mit der Einführung eines positiven Landrechtes die juridische Facultät eine Umänderung erleiden müsse, weil die bloße Kenntniß eines solchen Gesetzbuches zu wenig wissenschaftlichen Charakter habe, und daß diese Umänderung von selbst darauf hinweise, Politik, Staatswirthschaft, philosophische und historische Kenntniß der Gesetzgebung hervortreten zu lassen. Dem practischen Sinne der Zeit im Betriebe der Wissenschaft geben wir hier so gerne Raum, wie wir ihn aus der Universität verbannen wollten; hier sorgen wir daher für möglichst vollständige Apparate, Sammlungen und Hülfsmittel. Diese Anstalten mögen der Sitz der eigentlichen Gelehrsamkeit werden, und wir lassen daher im Lehrplane und Vortrage den gelehrten Körper ganz gewähren. Privatdocenten haben auch hier freien Zugang, jedoch nur nach einem mehrjährigen Lehraufenthalte an der Universität.

Eine feste Studienzeit schreiben wir hier nicht vor. Wir wollen es hier dem schon gereifteren Jünglinge überlassen, wie schnell oder langsam er sich vorwärts bringen will. Wir schreiben hier auch keine Ordnung des Lernens und keinen Collegienzwang vor. Nur Ein Jahr lang muß der Philologe und der Theologe sein betreffendes Seminarium besuchen, der Mediciner in herkömmlicher Weise die practischen Anstalten und der Jurist und Kameralist gleichfalls ein Jahr lang die verschiedenen practischen

Collegien, die wir nach dem Muster, wie sie hier und da schon existiren, überall gesetzlich einführen und weiter ausdehnen. Die Academie wird sich nur in diesen practischen Anstalten, und auch da nur zum Theile von den bisherigen Universitäten unterscheiden; sie werden ihr noch den entschiedeneren reellen Charakter geben, den wir so laute Stimmen begehren hören. Ihre Abtrennung von der Universität hat etwas Aehnliches mit der Abtrennung der polytechnischen Schule von dem Gymnasium. Innerhalb der Academie selbst macht man von dem freien Collegienbesuch zu der Theilnahme an den practischen Uebungen (in welchen die medicinische Facultät fast keiner Aenderung bedarf) denselben Uebergang wie vom Gymnasium zur Selecta, und auf der Universität von dem philosophischen Cursus zu den Vorbereitungscollegien in den einzelnen Disciplinen. Die Facultäten gestatten die Zulassung eines Individuums in die practischen Collegien bei dem bloßen Vorzeigen der Belegscheine der nothwendig vorausgehenden Collegien. Die Facultäten entscheiden nach Verlauf der vorgeschriebenen Zeit aus den schriftlichen und mündlichen Leistungen der zum Abgange sich Meldenden, ob ihnen derselbe zu gestatten ist. Bei einstimmiger Bejahung wird der Abiturient ohne Examen entlassen; bei einer Bejahung mit bloßer Majorität kann die Minorität darauf bestehen, ihn in Gegenwart der Mehrheit einer Prüfung zu unterwerfen (für die auch hier niemals Gebühren bezahlt werden.) Im Fall der Verneinung bleibt der Academiker noch einen oder mehrere Curse zurück. Auch wer wirklich entlassen wird, kann freiwillig noch länger diese practischen Anstalten besuchen und seine Lernzeit wird ihm dann wie die Dienstzeit des Accessisten angerechnet; doch steht es dem Staate frei, zu dem Dienst eines Accessisten oder Auditoren, oder wie die sonstigen Benennungen sind, einen solchen Entlassenen im Fall des Bedarfs zu berufen. Damit die Last der Arbeit an diesen practischen Anstalten sich bei der großen Zahl der Schüler nicht häufe, so verpflichten wir jedes Mitglied der Academie, auch die Docenten, daran Theil zu nehmen. Das Honorar für diese Collegien soll deshalb nicht das gewöhnliche überschreiten, vielmehr die Besoldung oder Re-

muneration nach Maßgabe der Beschäftigung erhöht werden. Es versteht sich wohl von selbst, daß das alte Besolden der Schüler in den Seminarien künftighin wegfällt.

In diesen Seminarien, Kliniken, practischen Rechtscollegien u. s. w. wird eine gegenseitige Mittheilung zwischen Lehrer und Schüler auch hier eintreten, wo die Fähigkeit des Schülers bequem geprüft, seine Gabe zur Production versucht, und ihm Anleitung zu den vielfachsten Arbeiten gegeben werden kann. Es wird selbst die Richtung seiner Fähigkeit erkannt werden und der Lehrer in Stand kommen können, z. B. den Kameralisten für dies oder jenes Fach besonders zu empfehlen; practische Talente und stiller Fleiß werden sich frei entwickeln und ausbilden können, die gewöhnlich dem Staate am nützlichsten sind und oft im Examen am wenigsten erkannt werden können. Ew. — werden bemerken, daß wir auf allen Stufen die Examina ganz entfernt haben. Diese unnatürlichen Klippen glauben wir auf dem gesuchten Wege zur näheren Verbindung zwischen Lehrer und Lernenden überall vermeiden und selbst durch die gestattete Protestation an eine Examinationscommission, wo sich ein zurückgewiesener Abiturient beeinträchtigt glaubt, allen etwaigen Mißbrauch durch Vorurtheile von Seiten der Lehrer, sowie durch die zur Entbindung von der Prüfung nothwendige Einstimmigkeit der Lehrer dem Mißbrauch durch Begünstigung begegnen zu können. Wir halten nach langen Erfahrungen die ängstliche und spannende Zeit des Lernens, die gewöhnlich zwischen die Universitäts- und Examinations- oder Accessistenzeit tritt, für die Periode, wo das Meiste in dem geistigen Leben der Jugend verdorben wird. Diese Zeit mit jener angestrengten und mechanischen Beschäftigung, die noch so oft zum großen Theile nutzlos ist, und die von den Studirenden selbst mit einer schroffen, aber leider bezeichnenden Benennung belegt wird, ersetzen wir mit der ruhigen Thätigkeit und der Uebung ohne Hast in diesem letzten Cursus der Academie. Zudem sind die Examina von jeher zwischen Extremen gefahren und es ist eine anerkannte Sache, daß unter hundert Examinatoren nicht einer ist, der die Kunst zu fragen verstünde; und endlich hat man

sich gar überzeugt, daß diejenigen, die oft das glänzendste Examen gemacht haben, gerade die Oberflächlichen waren, die von Allem Etwas und vom Einzelnen Nichts wußten. Das einseitige Talent ist dem Staate das wichtigste, weil es in dem Menschen das gewöhnlichste ist; dies zu erkennen, dies fortzubilden, dies an der gehörigen Stelle zu nützen, ist die Aufgabe einer weisen Verwaltung; dies einseitige Talent aber gerade wird durch das Examen nicht gefunden. Das Examen macht die Uebung des Gedächtnisses zum vorherrschenden Hülfsmittel des Studirenden; allein der Staat braucht kein Gedächtniß und kein Gedächtnißwerk in seinem Diener, sondern gesunden, practischen Blick und Urtheilsvermögen; ein glänzendes Examen besteht am ersten ein Ehrgeiziger und Ruhmsüchtiger, der sich zu kurzem Fleiße spornen kann, um nachher auf seinen Lorbeeren zu ruhen; allein der Staat braucht keinen Charlatanismus, sondern ruhigen, besonnenen, gleichmäßigen Fleiß und Gewissenhaftigkeit. Diese Eigenschaften werden nur im längeren Verkehr erkannt; und man mag daher die practischen Collegien zu Examinatorien und Responsorien machen, um gleichsam den ganzen jährigen Cursus als eine dauernde Prüfung zu betrachten. — Wir dürfen wohl kaum anführen, daß wir die halbjährigen Examina während der Studirzeit für eine unzweckmäßige Maßregel ansehen, die man auf unseren katholischen Universitäten noch neuerdings wieder eingeführt hat, obwol auf diesem Wege eben diese aus den Jesuitenzeiten her so in Unterordnung geblieben und zu völliger Nichtigkeit herabgebracht sind.

Was aber das Disciplinarwesen angeht, so stellen wir die Jünglinge der Academie, die in der Regel vor dem zwanzigsten Jahre hier nicht erscheinen, und die wir so gerne sogleich mehr dem Staate und der wirklichen Welt nähern wollen, unter das gewöhnliche bürgerliche Gesetz. Academische Gerichte und Senatsberathungen in Disciplinarangelegenheiten giebts daher hier nicht weiter. Das Alter der Mündigkeit scheint reif genug, um sich unter das Civilgesetz fügen zu lernen; die Beschäftigung wird zu ernst, zu wichtig, zu umfassend, als daß wir die tollere Freiheit der Universität auch hier noch gestatten könnten. So-

bald sich einmal der Jüngling für einen Beruf entschieden hat, muß er sich auch schon an strengere Subordination gewöhnen. Sobald er sich dem Staatsdienste nähert, muß er sich auch der herrschenden Sitte der Gesellschaft nähern, muß seine alte Nichtachtung der Convenienz ablegen und man verlangt von ihm mit Recht, daß er jetzt das Bestehende im Staate in seinen Gründen einsehen lerne und nicht mehr im leichtsinnigen Spiele der Phantasie es bekämpfe und angreife.

Wir haben die Ehre, Ew. — mit Gegenwärtigem einen geänderten Schulplan der Gymnasien, einen ganz neuen Plan der Organisation der Universitäten, einen Codex von Universitätsgesetzen und den Vorschlag zu einem Lehrplane auf der Academie vorzulegen, die im Einzelnen ausführen und vollenden, wozu diese Andeutungen vorbereiten und den Grund legen sollten. *)

Wenn diese Vorschläge Ew. — Billigung erhalten, so bitten wir Sie, uns zu autorisiren, das Budget unseres Ministeriums darnach zu redigiren und uns mit dem Minister der Finanzen zu verständigen.

---

*) Die Redaction bezeugt, daß sie im Besitze dieser einzelnen Documente ist und sie mittheilen wird, sobald sie es von Nutzen hält, mehr als diesen allgemeinen Theil zu geben, der dem Weisen schon genügen dürfte.

Einleitung

in die

deutschen Jahrbücher.

1 8 3 5.

Wir sind weit entfernt, indem wir in dem nachfolgenden Aufsatze die Erscheinung dieser Zeitschrift ankündigen, mit hergebrachten Entschuldigungen einer neuen Vermehrung der unübersehbaren Zahl der kritischen Blätter zu beginnen. Wenn es uns nur darum gälte, ein neues Journal als ein Localinstitut, als das Organ einer Academie oder einer literarischen Tendenz, einer einzelnen Wissenschaft oder eines einzelnen Mannes von gelehrtem Rufe neben die in solchen Zwecken bereits existirenden Zeitblätter zu stellen, so würden wir uns einer solchen Verantwortung allerdings nicht entziehen dürfen. Allein es ist unsere Absicht, vielmehr aus der Zahl der bestehenden Journale in Form und Materie herauszutreten, als uns ihnen anzuschließen, und wir erklären am Eingange zu unserem Werke diese Absicht unverholen, selbst auf die Gefahr hin, sogleich für anmaßend verschrieen, sogleich von denen, die das gelehrte Treiben für ein zunftmäßiges Handwerk ansehen, überfallen zu werden. Wir hoffen aber zuversichtlich, mit der näheren Auseinandersetzung unserer Tendenzen und noch mehr mit der Vorlegung unserer ersten Hefte, welche durch die Weise der Verwirklichung unserer leitenden Ideen eben diese selbst näher legen werden, den Theil des Publicums zu gewinnen und in unser Interesse zu ziehen, der das Leben dem Wissen und die Wissenschaft dem Leben nicht entfremdet sehen will, der aufgeklärt und weise alle Gelehrsamkeit nicht als das Eigenthum einer Kaste verschlossen, sondern als Gemeingut — nicht eben unvorsichtig verschleudert, aber doch — Jedermann zugänglich gemacht wissen will, der in einer unermeßlichen Literatur zu scheiden weiß zwischen dem Wenigen, was wahrhaft fördert, was ausgebreitet wirkt, was mächtige Impulse gibt und auf

die Meinungen und Schicksale der Nationen nachhaltigen Einfluß übt, und dem endlos Vielen, was nichtig in sich für den Tag geschaffen und mit der sinkenden Sonne der dunkeln Vergessenheit übergeben ist, oder was von einem Geschlechte junger, mit der Welt unversöhnter, mit Idealen oder Phantomen ringender Leute verbreitet wird, oder was dunkle Männer, die im alten Herkommen befangen bleiben, fortwährend auf einen Boden streuen, der zwar oft nicht an und für sich unfruchtbar sein mag, aber häufig von der lebenden Generation ganz verlassen und unfruchtbar wird, insofern selbst seine Früchte unbenutzt liegen bleiben. Zu diesem Theile des Publikums wenden wir uns, indem wir die Principien anzudeuten suchen, die unserem Werke zu Grunde liegen, obwohl wir nicht erwarten können, Jedermann sogleich ganz deutlich zu werden, ein Ziel, das jedoch mit jedem neu erscheinenden Hefte unserer Blätter mehr erreicht werden wird.

Daß unsere gesammte Literatur seit etwa dem Anfange unsers Jahrhunderts, verglichen mit dem früheren Schwunge, eine gewisse innere Lähmung erlitten hatte, ist ein Satz, den uns vielleicht Mancher, der die wirkenden Geister und den blühenden Buchhandel in Betracht zöge, nicht zugeben würde. Wir wollen, aus Furcht, uns in zu weit abführende Erörterungen zu verlieren, darüber nicht streiten, und begnügen uns mit der ohne Zweifel unwidersprechlichen Behauptung, daß diese unsere Literatur seit den letzten drei bis vier Jahren eine Erschütterung erlitten hat, die man wohl von manchen Gesichtspunkten aus für den Untergang gewisser literarischer Tendenzen wird ansehen dürfen. Es ist nicht unsere Absicht, diese Aenderung der Dinge im Aeußern näher darzulegen; die Störung des Buchhandels durch die letzten politischen Ereignisse in Europa ist so auffallend und Jedermann bemerkbar, daß jede Erörterung darüber überflüssig wäre. Wir können aber nicht umhin, auf ein anderes eben so merkwürdiges als erschütterndes Symptom der Umwälzung in der literarischen Welt aufmerksam zu machen, von dem aus wir am ersten der Einsicht und den Herzen unserer Leser die Natur dieser Umwälzung selbst, ihre Bedeutung und muthmaßlichen Folgen, und von da das erstrebte Verhältniß unserer Zeitschrift zu unserer

Literatur deutlich zu machen glauben. Es mußte dem denkenden Beobachter, der schon früher bei dem Ausbruche der französischen Revolution von 1789 die Wirkungen dieser Bewegung auf einen Göthe oder im spätern Gange der Begebenheiten deren Einfluß auf Johannes v. Müller betrachtete, die Wiederholung einer ähnlichen Erscheinung in unserer Zeit auffallen, wo ein kleinerer Sturm in der äußern Welt gerade so kräftige und starke Geister wie Niebuhr und Schleiermacher so heftig erschütterte und vielleicht dahinraffte, und diese Erscheinung war zweimal um so auffallender, als sie jedesmal an unseren Geschichtsforschern von größten Namen sichtbar ward, gerade an Männern also, die mit jeder möglichen und wahrscheinlichen Erregung der politischen Welt hätten bekannt und vertraut sein und mit jeder auch unverhofften sich schnell verständigen sollen. Allein es ist leichter, sich über solche unerwartete schwere Einflüsse der äußeren Welt auf solche kernige Charaktere und Geister in Staunen zu verlieren, als sich in die Lage dieser Männer zu versetzen und den ganzen Zustand ihrer Seele zu verstehen. Die Einsicht aber in den allgemeinen Gang der Literatur in den Zeiten dieser Gelehrten kann darüber einen klaren und sicheren Aufschluß gewähren.

Die älteren unter den genannten Männern lebten in Deutschland in der schönen Zeit, wo das begeistertste geistige Bestreben in unserer Nation so groß war, daß es uns vor jeder gewaltsameren Influenz der früheren Staatsumwälzung in Frankreich bewahrte, und auch die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts hatten die Nachwirkungen dieses inneren Lebens noch ganz zu genießen. Fünfzehn Jahre des tiefsten Friedens hatten, wenn auch kein sehr gehobenes, doch ein sehr inniges Zusammenwirken der geistigen Kräfte in Deutschland mit den behaglichsten Früchten gesegnet und die Thätigkeit der literarischen Welt war in dieser wie in der guten Zeit des vorigen Jahrhunderts auf keine Weise von äußeren Forderungen oder materiellen Einwirkungen geleitet, die reinste Wissenschaftlichkeit allein war das bestimmende Princip in allem gelehrten Treiben, ja was namentlich unsere poetische Literatur im vorigen Jahrhundert angeht, so gab es eine Zeit,

wo sich diese zu einer solchen Selbstständigkeit, zu einem solchen Selbstgefühl, ja zu solcher Anmaßung erhob, daß sie gegen religiöse und gelehrte Dogmen ankämpfte und sich in juridischen und administrativen Dingen zur Richterin aufzuwerfen begann. Fürwahr, es ist schwer, in der Literargeschichte aller Zeiten und Völker eine ähnliche Periode zu finden, wo mit solch einer liebevollen Hingebung, mit solcher Uneigennützigkeit und aufopferndem Fleiße, geistiger Verkehr gepflegt und das Werk allseitiger Aufklärung und Humanität so innerlich gefördert ward als damals in Deutschland. Diese Ausdauer und diese Begeisterung konnte aber auch nur darin ihren Ursprung haben, daß ein gewisser Idealismus alle Literatur durchdrang und daß jede literarische Forschung und Production all ihren Zweck in sich selbst suchte, keinerlei äußere Bestimmung anerkannte, und keinerlei Einfluß gestattete. Unsere Poesie ließ sich von keinem nationalen Geschmacke bestimmen, nirgends fast, als in ihren letzten Zügen, erscheint sie in einem Bezuge auf die politischen Schicksale des Volkes, sie überflog die Schranken der Volksthümlichkeit, umspannte alle Ferne in Raum und Zeit und zog den Stoff der ganzen Welt in ihren Kreis; folgerecht achtete unsere ästhetische Kritik auf den Nationalgeschmack eben so wenig und verlangte, daß wir die Dichtungen der Griechen und Hochschotten, die Dramen der Engländer, Spanier und Indier, die Epen der Italiener und der Deutschen mit hellenischen und galischen Augen ansehen, mit dem Geiste der Shakespeare, Calderon und Kalidasa beurtheilen, im Sinne des dreizehnten und fünfzehnten Jahrhunderts auffassen sollten. Die Geschichte, die dem wirklichen Leben so verwandt ist, die nur ein Abbild des wirklichen Lebens sein soll, behauptete, wenigstens mit der Gegenwart keine Gemeinschaft haben zu dürfen, sondern ihren Zweck ganz in sich selbst suchen zu müssen und sie schuf Werke wie Niebuhr's, das mehr von römischem als deutschem Geiste dictirt scheint. Die Staatswissenschaften, die sonst überall von den eigenen Zuständen der Länder, die sie nähren, ihre Farbe erhalten, nahmen dieselbe aus den mitlebenden Völkern oder den vergangenen Zeiten und noch mehr aus den Theorien und Systemen, in denen sie eine

Annäherung mehr zu wissenschaftlicher Geschlossenheit als zum practischen Nutzen fanden; so hatte Schlözer die Extreme der Schulphilosophie im Politischen und die Charakter- und Princip-losigkeit der practischen Politik zu bekämpfen, und bekämpfte sie, indem er die Idealpolitik der griechischen Philosophen zu uns herabzog. In der Rechtswissenschaft blieb jener Versuch der geistreichsten Männer in der Zeit von Deutschlands Befreiung, sie mit dem Zeitbedürfnisse in Einklang zu bringen, ohne Erfolg und es machte sich wieder die Schule geltend, die in die wissenschaftliche Ergründung und Vollendung ihr nächstes Ziel setzt. Zu welchem kühnen Rationalismus stieg nicht die Theologie, der es doch am Ende eingestehen muß, daß er mit der Religionslehre für das Volk in geringer Beziehung stehen dürfe. Unsere Philologie erhob sich zum Range einer ganz neuen Wissenschaft und lernte ihre Unabhängigkeit so hoch anschlagen, daß sie den ursprünglichen Verband mit der Pädagogik fast ganz aufgab. In der Philosophie entspann sich ein System aus dem anderen, das alles Verdienst in die Consequenz seiner innern Structur setzte, von dem Menschen aber und dem Nutzen für den Menschen sich immer weiter entfernte. So sucht unsere plastische Kunst ihr Ideal in Griechenland und in Italien und ihr ahnt noch jetzt von keiner Verbindung mit unseren gegenwärtigen Zuständen; oder sie sucht es in der Natur, aber nicht in den Menschen. Es kam hinzu das lebendige Zusammengreifen der Forschungen in der Naturkunde, die überall von außen und innen aufs thätigste gefördert wurden, und die neben der historischen Forschung den ganzen geistigen Betrieb gegenwärtig beherrschen. Denn von der Zeit an, da nach Göthe's und Schiller's Wirksamkeit die originelle poetische Production, die Thätigkeit der Einbildungkraft in Deutschland aufhörte, trat verständige Beobachtung an ihre Stelle, die sich immer nach diesen zwei Seiten, nach Geschichts- und Naturkunde hin, und nach jener gemeinhin früher wie nach dieser, thätig zeigt, und die sich auch in jede andere Kunst und Wissenschaft unvermerkt eindrängte. Diese Beobachtung aber kennt kein heiligeres Gesetz, als Gründlichkeit und Aufgebung der Subjectivität in jeder Forschung und daher

kam es, daß in unserer Literatur mit dem Ueberhandnehmen dieser Richtung jede große Individualität immer mehr schwand, daß an ihre Stelle höchstens Schulen traten, und daß Objectivität ein so verbreitetes Modewort, ein so schreckhaftes Losungswort ward, das eine so allmächtige Gewalt erhielt, daß Niemand mehr wagte, sich dagegen aufzulehnen, daß Viele zwar damit drohten und Viele es fürchteten, ohne eigentlich einen bestimmten Begriff damit zu verbinden, daß aber doch so viel durchgesetzt ward, daß sich am Ende Jeder scheuen mußte, eine Meinung zu haben und auszusprechen, und daß sich eine Toleranz in der Literatur einstellte, die von der Wuth der Kämpfe des vorigen Jahrhunderts sehr eigen abstach.

Aus dieser letzterwähnten Periode der größten Köpfe und stärksten Individualitäten, die Deutschland seit lange gehabt, lebten nun allerhand Männer in die mit diesem Jahrhundert allgemein werdende Epoche der Objectivität herüber; sie erlebten den Uebergang von Kunst zu Wissenschaft, von Productivität zu Receptivität, vom Darstellen zum Sammeln und vom Wirken in der Gegenwart zum Forschen aus der Vergangenheit für die Zukunft und die Reste der Richtungen jener Zeit paarten, durchdrangen, durchkreuzten und rieben sich mit der neuen auf eine wunderbare Weise. Göthe ließ seine Poesien fallen und trat, seine alte Productivität festhaltend, auf das Gebiet der Naturwissenschaft und mußte auf eine harte und unbillige Weise erfahren, daß das Erheben zu fertigen Meinungen, zu Ideen und Resultaten in einer erst werdenden Wissenschaft, in der jeder Tag neue Erfahrungen öffnet, nicht geduldet werden sollte. Anders war es schon mit Schiller's historischen Arbeiten, da man in der Geschichte offenbar durch Herder und Andere schon auf wirkliche Kunstwerke vorbereitet war, und dennoch fühlte sich Schiller selbst bald wieder auf seine dichterische Thätigkeit zurückgewiesen, ja selbst Spittler trat zurück, man ließ seinen Vorgang in der Geschichtsbehandlung fallen und dachte nur, von dem materiellen Forschungsgeist der neuen Zeit bestimmt, in seine Fußtapfen zu treten oder vielleicht auch seine Bücher genießbar zu machen, wenn man seine Winke mit Facten, nur ja mit Facten

ausfüllte, und hat ja selbst der Herausgeber seiner Werke neuerlich seine geistreichen und originellen Hefte über Politik gegen andere Werke über diesen Gegenstand herabgesetzt, wir wüßten nicht aus welchem anderen Grunde, als weil diese doch vollständig wären. Ueberall, in jeder Beziehung wird es sichtbar, wie die Zeit immer mehr unfähig ward, große Subjectivitäten zu beurtheilen und zu ertragen. Wer sollte es für möglich halten, daß man sich in der literarischen und moralischen Beurtheilung Göthe's von Jahr zu Jahr mehr zu einer ordentlich wüthenden Leidenschaftlichkeit steigerte! In den Staaten und Regenten war die nämliche Erscheinung sichtbar, und gegen Friedrich und Bonaparte stachen die späteren Verwaltungen der Staaten gerade so ab, wie die spätere Literatur gegen die frühere. Ein Glück für Wilhelm von Humboldt, daß sein Auftreten so selten und bescheiden, seine Aufsätze oft nur Winke und Resultate sind, die meist nicht verstanden und nicht gelesen werden; seine Versuche, in ästhetischer Kritik auf subjectivem Wege dem Wesen der Kunst nahe zu kommen, fand er wohl selbst räthlich aufzugeben, weil Niemand Sinn dafür zeigte, obwohl er hier einmal nicht blos andeutend, sondern forschend zu Werke ging. Kant hat den Ruhm, das philosophische Studium reformirt zu haben, allein so viele Systeme sich auf ihn aufgebaut haben, gerade das, was seine Eigenthümlichkeit ausmacht, daß er, wie die Alten von Sokrates gesagt haben, die Philosophie zu dem Menschen zurückrief, das hat keiner seiner Schüler ihm abgelernt oder ersetzt. Wir wissen nicht, ob wir uns aus Unkunde im Fache irren, wenn wir meinen, daß Burdach's Physiologie ein Werk von zu kühner Subjectivität ist, als daß eine Zeit, wie die unsere, allgemein anerkennen sollte, daß es ein epochemachendes Werk ist, wie der Verfasser in gerechtem Selbstgefühle voraussah, was aber nur ein späteres Geschlecht einsehen und schätzen wird. Endlich, als Schlosser seine alte Behandlungsart der Geschichte verließ und in seinem letzten größeren Werke ein eigentliches Kunstwerk, das von einem Gedanken getragen ist, schuf: wo ist der Recensent, der es anerkannte? Das Werk scheint indessen gleichwohl Eingang zu finden, was uns ein

Zeichen scheint, daß in der Geschichte vielleicht der Anfang gemacht werden dürfte, den ausschließlichen Weg der objectiven Forschung zu verlassen und indem man darstellende Werke gibt, die von Ideen ausgehen, welche die Zeit und ihr Bedürfniß bedingen, die Wissenschaft für die gegenwärtige Umgebung fruchtbar zu machen.

Es ist unstreitig; von der Zeit an, wo unsere Poesie verfiel und wo unsere freieren poetischen Uebertragungen anfingen in sclavischere überzugehen, von dieser Zeit an zehrte die Literatur nur noch von den Genien, deren Reifung in jene bessere Zeit fällt, sie stieß offenbar alles individuell scharf Vortretende ab, und wo es sich doch vordrängte, sahen wir in der schönen Literatur, in der Philosophie und leider in Fächern, die das Leben unmittelbarer berühren, die Eigenthümlichkeit und Subjectivität zur Carricatur, ja zum Wahnwitze werden; sie brachte keine neuen hervor, die die früheren hätten ersetzen können. Demungeachtet nahmen namentlich die genannten Wissenschaften, die auf Forschung und verständiger Beobachtung beruhen, augenscheinlich zu und in Geschichte und Naturkunde häuften sich Erfahrungswerke, die nicht dankbar genug anerkannt werden können. Wir können nicht umhin, von dieser spätern Zeit zu behaupten, daß sie von schöpferischen Köpfen eigentlich entblößt sei, wir müssen aber anerkennen, daß die Erscheinung natürlich ist, und daß auf der anderen Seite gerade eine solche Zeit der Ruhe, die auf die Kraftanstrengung der vorhergegangenen Periode nothwendig folgen mußte, wieder literarische Talente und Schätze zu Tage förderte, die in jener nicht konnten gefunden werden. Man drehe nur die oben angeführten Beispiele um, und sehe, wie es bei Herder und bei Schiller an historischem Material, bei Spittler selbst an historischem Detail und Allen zu sehr an Vorarbeiten und an Geduld für eigne gründliche Forschung fehlte, als daß man sogleich nicht fühlen sollte, daß zum Gedeihen der Wissenschaft schlechterdings eine Reihe von Jahren folgen mußte, die hier nachhalf. Nun überblicke man nur die Arbeiten unserer Müller, Planck, Wilken, Schlosser, Niebuhr, Manso, Stenzel und wie sie alle heißen und Jeder wird einsehen, welche Tiefe

nach solch einer Thätigkeit die historische Einsicht und welche Weite der Umfang der Wissenschaft erreicht hat. Selbstthätige Geister, die eigne Ideen aufstellen und verfechten, Genien, die neue Wege in den Wissenschaften öffnen, sind selten tolerant und fördern ein Zusammenwirken noch seltner; dagegen gingen die letztgenannten Männer, so verschieden sie untereinder sind, zum größern Theil insofern ganz Einen Weg, daß sie vor ihrer Wissenschaft durchaus aufgingen, und ihre uneigennützige Förderung aufs vortrefflichste betrieben. So ist es unleugbar, daß Göthe, um auch bei ihm den Gesichtspunkt umzukehren, zu frühzeitig in die Naturkunde eine Art der Behandlung einführte, die dem ruhigen Forschen durchaus geschadet hätte, denn gerade in diesem Fache, wo noch so viele Entdeckungen zu erwarten stehen, erkannte selbst der größte Mann des Faches die Nothwendigkeit an, hier mit voreiligen Ideen vorsichtig zu sein. Von diesem Einen Gedanken sind fast alle soliden Werke unserer neueren Literatur ausgegangen, daß nichts mehr den gedeihlichen Fortgang der Wissenschaft hemme, als eben dieses unzeitige Emporschwingen zu allgemeinen Ideen, denen keine ächte und hinreichende Forschung zum Grunde liegt. Dies machte das unvergleichliche Verdienst der Männer aus, die in den physikalischen Wissenschaften, in Geschichte und Literatur der alten und mittleren Zeiten in diesem Jahrhundert unter uns thätig waren. Die sichtbare Blüthe der gründlichsten und empirischen Forschung gerade in diesen Zweigen, deren wahres Element die Empirie ist, mußte unter den Literaten dieser neuen Zeit die heiterste Thätigkeit, den regsten Wetteifer, das froheste Behagen verbreiten; das friedlichste Verständniß unter einander kam hinzu, und eine lange äußere Ruhe nahm die Literatur unter ihren wohlthätigen Schutz. Die politische Welt nahm, erschöpft von kolossalen Bewegungen, die vorhergingen, eine Charakterlosigkeit an, die jedes Interesse davon ablenkte, und auch dies konnte den Studien nicht anders als nützlich sein.

Doch, wenn die Literatur, und wenn selbst die Staatsverwaltungen, welche die Völker nach Theorien zu regieren denken, meinten, diese Indifferenz und dieser Schlaf in der politischen

Welt hätte von längerer Dauer sein können, so zeigte eben die neueste Zeit, daß dies eine Täuschung war. Wie konnte man vergessen, daß niemals, so lange die Welt steht, eine Nation oder eine Zeit, die einmal angefangen hat, von einer Idee ergriffen zu werden und eine Richtung nach deren Verwirklichung einzuschlagen, aufgehört hat, diese zu verfolgen, bis sie zu dem Ziele gelangt ist, zu dem ihre Kräfte ausreichen! Wie konnte man vergessen, daß das vorige Jahrhundert die ungeheuersten Ideen aufstellte, die man zwar, weil sie in Frankreich mit einer frivolen Keckheit auf eine unnatürliche Spitze getrieben wurden, wieder fallen ließ, aber keineswegs um sie für immer liegen zu lassen. Gerade der Geist der Humanität, den das letzte Jahrhundert mit der klassischen Literatur wieder aufbrachte, und gerade die ruhige Forschung in der Geschichte, die im jetzigen Jahrhundert folgte, mußte die besonnene Wiederaufnahme jener Ideen gleichsam bedingen; daß der unbesonnene Versuch, den man 1830 in Frankreich machte, diese Bestrebungen zu unterdrücken, den Gegenstoß verursachte, der so mancherlei Folgen hatte, war daher ein sehr natürliches Ereigniß und unter allen seinen Wirkungen würde man d i e am wenigsten vermuthet haben, die wir im Eingang dieses Aufsatzes angaben, wenn nicht die angeführte Lage der Dinge in Deutschland Alles aufs vollkommneste erklärte. So wie damals Göthe durch die überall sich geltend machenden politischen Tendenzen sich in seiner poetischen Laufbahn gehemmt und die Ruhe seines innern Lebens getrübt sah, so wie Müller seine patriotischen Erwartungen mit Kummer getäuscht fand, so trafen diese neuen Ereignisse mit ähnlicher oder größerer Härte die Männer, die die schönsten Kräfte eines thätigen Lebens an eine Art von Wissenschaft gesetzt hatten, welche unter so plötzlich geänderten Verhältnissen ihre alte Geltung unmöglich behalten konnte. Je ungeduldiger wieder das Interesse an dem politischen Leben wird, desto mehr muß jedes andere diesem weichen; je mehr die Menschen gestaltend und verbessernd ihre äußeren Zustände zu ändern streben, desto mehr werden sich die activen Kräfte vor den passiven geltend machen; je mehr das materielle Bedürfniß sich zudrängt, desto weniger wird man

unfruchtbare Theorien und sterile Stoffsammlung in den Wissenschaften ertragen; je mehr die Gegenwart und das Vaterland die Menschen beschäftigt, um so weniger werden sie das Alterthum und die Fremde um dieser selbst willen behandelt sehen wollen, sondern überall wird man den Bezug auf das suchen, was uns nahe liegt und angeht; man wird belehrende Anwendung verlangen, wo wir jetzt nur trockene Untersuchung haben; die Kunst der Darstellung wird nöthig werden, während wir uns bisher mit dem Formlosesten, was man uns darbot, quälten, aber begnügten; man wird Resultate erwarten und nicht mehr bloße Erfahrungen; eine lebenvolle Wissenschaft, nicht aber nutzlose Systemmacherei, noch auch kahle Sammlerei, die Alles zu haben meint, wenn sie eine Neuigkeit hat; man wird Wahrheiten suchen, die sich aus dem Buch und dem Leben gegenseitig bestätigen, und nicht blos vereinzelte noch so richtige Beobachtung, von der man keinen Zweck und keinen Nutzen absieht. Wenn sich nun diese Betrachtung mit all den wahrscheinlichen Berechnungen, die sich daran knüpfen, jenen Männern aufdrang, wenn sich das ganze Gewicht dieser neuen Interessen und Forderungen ihren hergebrachten Vorstellungen von Wissenschaft entgegensetzte, wenn sie statt der gewöhnten Anerkennung nun nichts als Vergessenheit, statt eines friedlichen Verständnisses nichts als widersprechende Forderungen, statt der alten Gründlichkeit, Vielseitigkeit und Selbstständigkeit in der Wissenschaft nun nichts als Flachheit, Befangenheit und Anlehnung an äußerlich bestimmende Momente voraussahen und ihr redlichstes Wirken gleichsam verloren glauben mußten, gewiß so war ihre Erschütterung nothwendig und der tragische Untergang eben der Männer, die keine Halbheit kannten, bleibt weiter kein Räthsel, so ergreifend seine Lösung auch ist.

In einem solchen Zeitpuncte nun, wo sich neben diesen physischen Wirkungen in der Literatur auch bedenkliche geistige Influenzen zeigen, die nicht minder zum Nachdenken über unsere Zustände anregen, scheint es uns die heiligste Pflicht eines Jeden zu sein, der an dem geistigen Fortgange und Gedeihen der Menschheit einigen Antheil nimmt, Kopf und Herz zu fragen,

was uns vor einem völligen Ruine der Literatur sichern kann, und dann nach bester Ueberzeugung alle Kräfte zu regen, um wo möglich den drohenden Rückgang in ein besonnenes Vorschreiten zu wenden. Aus einer solchen Theilnahme an unserer vaterländischen Cultur fließt das Unternehmen dieser neuen Zeitschrift, die wir darum mit den gewöhnlichen und herkömmlichen, die auf Finanzspeculation, auf Schule und Namen abzielen, nicht gern vermischt sehen möchten. An dieser Quelle unseres Unternehmens, das hoffen wir von unserer verständigen Nation, wird kein deutscher Mann die Lauterkeit verkennen, und keiner ihre Heilsamkeit. Vielfältig wird man vielleicht den Lauf, den wir ihr zu geben versuchen, mißbilligen: dann suche man ohne Groll und Bitterkeit einen besseren, denn es ist ein unversieglicher Quell, der tausend andere Richtungen und Canäle gleich ergiebig ausfüllen kann. Wir sind der Meinung, daß eine richtige, ernste, besonnene Erkenntniß unserer Zeit und ihrer Bedürfnisse, das alleinige Heilmittel ist, das uns erhalten kann. Wir glauben, daß gründliche Forschung in aller Wissenschaft ein Eigenthum unseres Volkes geworden ist, die wir unter keinerlei Umständen je wieder preisgeben müssen, meinen aber zugleich, daß gesunde practische Richtung des Verstandes auf das, was uns vor den Füßen liegt, als eine der schönsten Eigenthümlichkeiten der Deutschen nicht genug gepflegt werden könne in einer Zeit, die uns mehr als alle vorausgegangenen auf unsere materiellern Interessen hinweisen zu wollen scheint. Wir glauben daher auch namentlich die moralischen Wissenschaften mehr als je dem Leben näher stellen zu müssen und würden wünschen, daß bestimmte Gedanken, die uns die Einsicht in unsere gegenwärtige Lage und unsere Bedürfnisse nahe legt, die das Leben bewegen und große Interessen unsers Volks berühren, jedes Werk besonders historischer oder publicistischer Art durchdringen und gestalten möge; wir wünschen namentlich die Ungenießbarkeit unserer streng gelehrten Werke mehr verschwinden und eine freiere Behandlung an die Stelle treten zu sehen, die ohne die Gründlichkeit zu gefährden einem größeren Publikum die Früchte unserer gelehrten Cultur annehmbar macht. Unsere Leser werden

errathen, daß wir der Ueberzeugung sind, daß das Versenken unserer Gelehrten in ihr sogenanntes objectives Forschen nicht mehr das sein kann, was hinfort die Literatur allein bestimmen und beherrschen wird. Jener Wechsel zwischen der Herrschaft der Receptivität und Productivität in der Literatur hat überall geherrscht, hat seine großen und kleinen Räume beschrieben; einen solchen kleinen periodischen Ablauf haben wir angedeutet, es gibt noch einen anderen in der deutschen Geschichte zu beobachten, der viel kolossaler ist. Deutschland war in seiner Literatur bis zur Reformation von Fremden beherrscht, eben wie seine Politik stets nach außen gerichtet war. Seit der Reformation erst und seit der poetischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts ist Deutschland selbstthätig geworden; es gab den Theilen von Europa, die ihm zu folgen fähig waren, Gesetze im Religiösen; ist im Begriff sie im Literarischen zu geben und wird sie vielleicht einst, so lächerlich das jetzt klingen mag, im Politischen geben. Dies aber könnte und kann nur geschehen, wenn wir zum Bewußtsein kommen, dies nur, wenn wir unsere Zeit verstehen. Dieses Verständniß fördern zu helfen, ist unser aufrichtigstes Bestreben; wir wünschen daher, daß die gelehrte Welt das umgebende Leben nicht vergesse. Das ganz rücksichtslose Sammeln, Sichten und kritische Untersuchen muß immer dankenswerth bleiben, wird es bleiben, wird auch forteristiren, ohne darum fortwährend das letzte Ziel bleiben zu können, besonders in Zeiten, die Gelehrsamkeit, Bücherkunde und Bücherverbreitung, geöffnete Quellen, gründlichen Unterricht, allgemeine Zugänglichkeit zu allen literarischen Schätzen voraus haben. In Zeiten der Bewegung und Umwälzung in Literatur wie im Staate ist nichts wünschenswerther, als die Entfernung aller derer, die nichts zu gewinnen haben bei jeder Veränderung und derer, die nichts zu verlieren haben. In der Literatur diese beiden Extreme auszuschließen, soll das Bestreben unserer Zeitschrift sein. Unheilbare Pedanterie, rein unfruchtbare Gelehrsamkeit, altfränkisches Ankleben an dem ältesten Herkommen wird so erklärte Gegner in unsern Blättern finden, wie das seichte Geschwätz unserer jüngeren Generation und ihr dünkelhaftes Erheben gegen

das Heiligste und Größte; wir wollen nichts mit der lüderlichen Genialität unklarer Köpfe zu schaffen haben, und hassen den literarischen Jacobinismus so sehr, wie das Kastenwesen und die Schuldespotie.

Daß wir diese unsere Zwecke mit einem Zeitblatte am ehesten zu erreichen hoffen, ist wohl bei dem Zustande unserer literarischen Welt natürlich. Wir können nur einen Impuls geben um allmählig Gleichdenkende zu weiterem Wirken um uns zu versammeln. Dieser Impuls muß heutzutage wohl nothwendig von einem Journale ausgehen. Auch glauben wir auf keinem anderen Wege fühlbarer darlegen zu können, was da Noth thut, wenn unserer Literatur aufgeholfen werden soll, als gerade mit dem Einführen eines neuen Zeitblattes, das, wenn es auch sonst kein Verdienst haben sollte, doch das Verdienst der Consequenz behaupten oder mit ihm zugleich seine Existenz aufgeben wird, so lange es wenigstens in den Händen der Unternehmer bleibt. Wir glauben, so groß die Zahl der Zeitschriften in Deutschland, so groß die Zahl der an ihnen Betheiligten und Mitarbeitenden ist, daß nicht leicht ein wackerer Mann uns widersprechen wird, wenn wir es laut sagen, daß die Charakterlosigkeit fast sämmtlicher Journale eine so niederschlagende und trostlose Thatsache ist, wie nicht leicht eine andere in unserer Literatur gefunden werden kann. Nirgends zeigt sich mehr, als hier, welch ein verwünschungswerther Leichtsinn in unser gelehrtes Treiben eingerissen ist. Wir lassen uns eine gebildete, auf gründliches Studium, auf ächte Wissenschaft bedachte Nation nennen und pflegen unter uns eine Unzahl von diesen literarischen Anstalten, wo die erbärmlichste Seichtigkeit am breitesten ihr Unwesen treibt, wo die schamloseste Lobhudelei mit der schnödesten Verfolgungssucht wechselt, wo sich ein Volk von mittelmäßigen Köpfen und Kleingeistern einnistete, das dort unter und für und gegen einander sein lautes Wesen treibt, daß jeder Bedächtige fast sich aus diesem Chaos herauszog, daß so viele unserer bedeutenderen Gelehrten ihre eignen Zeitschriften gründeten, was wieder eine Vervielfältigung dieser Institute hervorbrachte, die auf andere Weise schädlich wirkte, indem diese Männer sich und ihre kleine-

ren Arbeiten gerade der Kritik entzogen. In unseren allgemeinen Journalen kann man nun eine Masse Anzeigen finden, aber selten eine Recension; man findet da jeden Wisch aus jedem Winkel besprochen, nur wenn eine große literarische Erscheinung hervortritt, sieht man sich Jahre lang vergebens nach einem Referenten um, der der Sache gewachsen wäre. Unsere Zeitschrift hat sich daher als ihr erstes Gesetz das gestellt, daß unter keiner Bedingung Werke der Mittelmäßigkeit darin recensirt werden sollen, sondern nur solche, die von einem entschiedenen Einflusse auf die Wissenschaft sind. Darum soll dies Blatt aber nicht ein Corpus von bewundernden Anzeigen werden, sondern wir sind der Meinung, daß auch durchaus falsche und schlechte Werke von entschiedenem Einflusse auf die Wissenschaft sein können, und wenn wir auch den Meistern zu zeigen wagen, daß kein Menschenwerk vollkommen ist, so hoffen wir darum von Niemanden getadelt zu werden, dem es ein Ernst ist um Förderung des Wissens. Ist es möglich, so soll jedes umgestürzte Urtheil mit einem neuen ersetzt, jedes gebilligte mit neuen Gründen unterstützt, jeder Mangel erörtert und, wo es der Raum und der Gegenstand erlaubt, die Lücke ausgefüllt werden, so daß unseren Blättern auch ein positiver Werth inwohne.

Wir wollen keinerlei Beschränkung statuiren, außer die, welche durch den Gedanken, der uns leitet, bedingt und geboten wird. Da wir überall die menschliche Gesellschaft und ihr inneres Gedeihen im Auge haben, so schließen wir, was damit in fernerer Beziehung steht, aus und nehmen daher alle exacten Wissenschaften in unsern Plan nicht förmlich auf. Geschichte und Staatenkunde im weitesten Umfang werden den Mittelpunkt unserer Hefte bilden, so daß auch Erscheinungen in der politischen Welt und in der Administration der Staaten unmittelbar und ohne das Medium der schriftlichen Tradition uns interessiren werden; alle Künste und moralischen Wissenschaften sollen sich anschließen, und solche Werke aus den Fächern der Philologie, der Theologie und Jurisprudenz, die sich auf Pädagogik, auf eigentliche Religionslehre, auf practische Rechtspflege und Gesetzgebung beziehen, sollen Beurtheilung finden. Die gelehrten und ausschließlich wissen-

schaftlichen Theile dieser Disciplinen aber, so wie die speculative Philosophie glauben wir nach unseren Ansichten von dem, was unseren Zuständen wahrhaft ersprießlich ist, nicht zulassen zu können; ja wir würden manche dieser Fächer, die in einzelnen Theilen alle geistige Thätigkeit der blos mechanischen opfern, ganz ausschließen, wenn es uns nicht gelten müßte, den echten Humanismus und die wahre Religiosität namentlich gegen den Mißbrauch der betreffenden Wissenschaften selbst zu schützen.

Am liebsten werden wir Aufsätze in Form von Kritiken aufnehmen; doch schließen wir jede Mittheilung, die in unsere Wirksamkeit eingeht, unter keiner Form aus. Besonders wird es unseren Blättern eigenthümlich sein, daß wir eigentlich auf verborgnere Gegenstände aufmerksam machen, wo es uns noch an Untersuchungen und Forschungen fehlt, und Aufgaben zu Arbeiten angeben mit kurzen Andeutungen über den Weg, den nach unseren Gutdünken die Behandlung zu nehmen hätte. Von keinem Theile unserer Hefte hoffen wir so fruchtbaren Erfolg, wenn sie nur einen kleinen Anklang unter unsern jüngern Gelehrten finden sollten. Wenn wir blos stets auf gut Glück, wo sichtbarer, offenkundiger Mangel in der Literatur ist, kritisch arbeiten, Quellen verbinden und läutern, sammeln und redigiren, so ist allerdings immer einem wahren Bedarfe abgeholfen, das Studium wird erleichtert und das Wissen erweitert. Allein nicht immer kann durch bloßes oberflächliches Forschen nach den Lücken in der Wissenschaft das entdeckt werden, was wesentlich mangelt, um endlich auch zu Einsicht und Umsicht, zu völliger Abrundung und zu letzten Resultaten zu führen. Das kann oft nur durch allgemeinere Studien und durch gereiftes Urtheil ermittelt werden. Wir können in der Welt des Wissens eine Menge von Stellen bezeichnen, wo noch terra incognita ist, und andere, wo vielleicht noch ganze Welttheile zu entdecken sind. Auf dem hergebrachten Wege der Versuche und des Tastens hätte man schiffen und segeln können, so lange man wollte, Niemand würde die neuen Gebiete und Räume entdecken, der nicht aus den bekannten Theilen auf die unbekannten schlösse.

Wir werden keine Namensunterschrift entfernen, wo sie uns

gegeben wird; doch werden wir in der Regel keine Namen beisetzen. Es gilt uns nur um die Sache, nicht um den Namen; wir fürchten nicht Ursache zu haben, uns unserer Aufsätze zu schämen, wir fürchten auch keinen Streit und keine Fehde, aber wir wünschen sie nicht, und wollen gerne jedes Mittel ergreifen, um alles Persönliche rein aus unseren Schriften zu verbannen.

Jederlei Zwang halten wir einem Unternehmen, dessen ungeheuere Schwierigkeiten wir uns keineswegs verhehlen, nicht förderlich. Wir denken indessen im Stande zu sein, regelmäßige Monatshefte von vier bis sechs Bogen zu liefern, wir werden aber nicht sclavisch eine dauernde Regel daraus machen, sondern periodenweise nach Umständen diesen Raum erweitern oder beschränken.

Wir wünschen, unsere Jahrbücher zu einem nationalen Werke zu machen, denn unsere Nationalehre scheint uns zu verlangen, daß unserer wissenschaftlichen Cultur eine würdige Repräsentation zu Theil werde. Wir wünschen daher, daß sich gleichgesinnte Männer enge und fest an uns anschließen. Wir erklären sogleich, daß unsere Hefte nicht der Tummelplatz der verschiedensten Ansichten und Bestrebungen werden sollen, daß daher die Aufnahme oder Abweisung eines eingesandten Beitrags (der an die unterzeichnete Redaction einzusenden ist), nur von dem darin herrschenden Geiste abhängen kann. Wer sich unserer Tendenzen fremd fühlt, der wird ohnehin auch keine Lust haben, in unsere Mitte zu treten. Den Mitarbeitern, die bereits durch vorläufige Verständigung in unserem Verbande stehen und Jedem, der auf diese Aufforderung hinzutreten wird, empfehlen wir aufs dringendste, sich mit uns der Zeitschrift wie ihrer eigenen Anstalt anzunehmen; sie soll keinen willkürlichen Redactor haben, jeder Mitthätige soll auch mitredigiren; es wäre schön, wenn Jeder im Namen der Jahrbücher reden könnte und möchte. Wir empfehlen ihnen, in Wahl und Behandlung ihrer Gegenstände dort auf das Große und Werthvolle, hier auf das Tüchtige und Würdige, und ist es möglich auf freie und leichte Bewegung zu sehen; fleißige Besprechung über das, was anzuzeigen und wie es anzuzeigen ist, wird vor Allem dazu dienen, gleiche Gesin-

nung und freundschaftliches Zusammenwirken zu fördern, und nur davon hoffen wir ein fröhliches Gedeihen. Wie schöne Früchte trug es, als die Berliner in solchem Zusammenhalten die Literaturbriefe schrieben! ja selbst die Anfänge unserer allgemeinen Zeitungen, der Göttinger gelehrten Anzeigen, der Heidelberger Jahrbücher — wie wohlthätig durchdrang sie jene Wärme, die nur der Ausfluß eines begeisterten Bestrebens war, gemeinsam das Werk der Wissenschaft zu fördern. Wir denken mit der inneren Geschlossenheit unserer Jahrbücher keineswegs jede abweichende Meinung und eigenthümliche Ansicht auszuschließen, wir wollen nur nicht ohne Zweck und Plan und nicht mit Widersprüchen anfangen, nicht blind jede erdenkbare Manier, jede Laune, jede Richtung vertreten, wie die meisten unserer Zeitblätter thun, wir schlagen nur selbst eine einzige Richtung ein, um ein geistiges Band um alle Theile unseres Werkes zu schlingen, allein diese Richtung ist der Art, daß sie den selbstständigsten Individualitäten gestattet, sich frei und eigenthümlich neben einander zu bewegen. Auch sind wir weit entfernt, eine feindliche Opposition gegen jede andere Tendenz bilden zu wollen und wir denken es zu bewähren, daß wir auch Andersdenkende ehren, wo wir nur Ernst und redliche Meinung sehen. Daß wir das Mittelmäßige und Schlechte ganz liegen lassen, möge beweisen, daß wir dem Streit aus dem Wege gehen; wo aber die Seichtigkeit gefährlich um sich greift, der Charlatanismus sich breit macht, und frivoler Leichtsinn den Ernst des Lebens und die Würde der Wissenschaft antastet, da soll man, so Gott will, die deutsche Natur nicht in uns verkennen, die sich der Würde und des Ernstes stets, und wo es galt mit vaterländischer Derbheit und Gradheit angenommen hat.

Ueber

Schlossers universal-historische Uebersicht

der

Geschichte der alten Welt

und ihrer Cultur.

1835.

Die Redaction der deutschen Jahrbücher wünscht in ihren ersten Artikeln eine solche Wahl zu beobachten, daß aus denselben mehr noch, als aus den bloßen Andeutungen der Vorrede, Zweck und Tendenz der deutschen Jahrbücher klar werde. Wir glauben, kein Werk eigne sich vielleicht unter allen neuern Erscheinungen von Bedeutung besser unter diese einleitenden Aufsätze, als die Universalgeschichte Schlosser's. Wir hatten nur Ein Bedenken, es an die Spitze zu stellen. Da Schlosser, wir wollen nicht untersuchen, ob mit Schuld oder Unschuld, seit den letzten Jahren mehrfach in literarische Streitigkeiten gerieth, da man ihn, gleichgültig, ob mit Recht oder Unrecht, gerne als einen Gelehrten von dictatorischer Anmaßung, als einen Mann, der den kritischen Richterstuhl zu usurpiren Lust hätte, wohl auch als Anhänger der alten Voßischen Partei oder vielleicht als deren zeitiges Haupt — schilderte oder verleumdete, so fürchteten wir, daß beim Erblicken dieses Namens auf der Stirne unserer Blätter die ganze Masse seiner Gegner sogleich dieser Zeitschrift — je nachdem nun der Inhalt des Aufsatzes lobend oder tadelnd ausfallen möchte — für ein bekämpfbares Organ dieser Schlosser'schen oder für ein willkommenes ihrer eigenen Partei halten, sogleich ein Geschrei des Jubels oder der Drohung erheben und sogleich beim ersten Erscheinen unsre Blätter in ein falsches Licht setzen möchte. Wir scheuten die Vorurtheile der Gelehrten, die unvertilgbarsten vielleicht nächst den religiösen; wir scheuten sogleich Streit und Anfechtung über

gungen des eigenen inneren Lebens auffand und dann in seinem geschichtlichen Kunstwerke schöpferisch eine ungeheuere Materie belebend durchdringen ließ, nur diesen Gedanken aufzufassen, wie schwer war das schon! es verlangte ein Leben voll Erfahrung, ein Leben voll Fleiß, und zu beiden ein Gemüth, das empfänglich jeden Eindruck aufzunehmen, einen Geist, der wachsam jede wesentliche Erscheinung zu ergreifen und die Einzelnen zu verbinden weiß, es erforderte einen Menschen, der nicht blos von Gegenwart zu Gegenwart gelebt, sondern der seine Jugend mit in sein Alter herübergenommen hat und in klarer Ueberschauung des Entwurfs seines eignen Lebens zu Selbstkenntniß gelangt ist, die ihn vielleicht am ehesten zu der Kühnheit berechtigt, die Gottheit in dem Gesetze errathen zu wollen, das er sich und der ganzen Schöpfung um sich aufgelegt sieht. Wollte man gar dem Werke oder seinem Grundgedanken opponiren, so gehörte dazu streng genommen ein Buch von ähnlicher Anlage und Ausführung, da ihn, wie ein philosophisches System, nur ein Anderer verdrängen konnte, der sich neben ihn stellte und dem von weisen Richtern der Preis zuerkannt würde. Wie wünschenswerth war es auf der anderen Seite, daß dem zur Auffassung langsameren Laien der Kern eines Buches geöffnet würde, das sich Plan und Zweck nicht an die Stirn schrieb, wie so viele tausend andere Erscheinungen, hinter welchen man ohne eine Vorsicht dieser Art keinen Plan gesucht hätte, sondern das aus Absicht oder Takt sein Inneres hinter die Masse der nothwendigen Aeußerlichkeiten verschließt, um nicht auf der Oberfläche mißverstanden, sondern entweder innerlich erfaßt oder lieber gar nicht gelesen zu werden, ein Buch also, das jede wiederholte Anstrengung um sein Verständniß mit wiederholter Belohnung entschädigt.

In den Andeutungen, die wir im Folgenden mittheilen, wird Niemand eine kleinliche Critik des Factischen vermuthen oder suchen, so leicht es natürlich wäre, in einem Werk von solchem Umfange bei fortdauernden Forschungen nach acht Jahren manche Ausstellungen geringerer Einzelheiten zu machen. Uebler angewandt könnte aber ein solcher Krokylegmus schwerlich wer-

den, als an einem Werke wie dieses: man muß die Bücher mit dem Maaße messen, mit dem sie selbst messen; dies ist nicht allein eine Maxime christlicher, sondern auch kritischer Gerechtigkeit. Wir wenden Worte von Strabo an, wenn wir sagen, daß, „wie wir in kolossalen Werken nicht nach den einzelnen Ausführungen sehen, sondern mehr das Ganze betrachten, ob es in seiner Gesammtheit schön sei, so auch hier das Urtheil gefällt werden muß: denn auch dies ist eine Kolossurgie, die das Große darlegt, wie es sich verhält, und das Ganze.“

Erklären wir uns vor Allem des Verfassers Standpunkt in der Historiographie der Gegenwart und der Nation, wir können dabei nicht besser thun, als zuerst den Verfasser sich selbst gegenüberstellen, seine früheren zu seinen späteren Werken, indem wir dabei auf einen Punkt geführt werden, der ganz geeignet ist, an einem speciellen Beispiele die in der Einleitung angedeuteten Ansichten zu erhärten. Schlosser trat mit seinen ersten Werken in einer Zeit auf, in welcher die quellenmäßige Geschichtsforschung in der schönsten Blüthe stand. Seit Mascov oder Johannes von Müller, — welche Werke hatten wir nicht entstehen sehen! Um von Jenen zu schweigen, die die Manier des vorigen Jahrhunderts fest hielten, die nichts als materielle Erschöpfung erstrebten, welche Unzahl von anderen Geschichten, die mit dieser Gründlichkeit zugleich eine gefälligere Darstellung und Anordnung zu geben suchten, erhielten wir nicht! oder wo wäre die Nation, die in ein Paar Jahrzehnten Männer wie Müller, Plank, Wilken, Mannert, Stenzel, Raumer, Rehm, Rommel, Manso, Eichhorn und wer könnte sie Alle so in Einem Athem nennen, in solcher ehrfurchtgebietenden Menge aufzuweisen hätte? In einer solchen Zeit konnte wohl ein Mann, der aus einem anderen Gebiete erst in die Historie übertrat, nicht anders als sich vorsichtig an diese oder ähnliche vorsichtige Forscher anschließen; er konnte mit seinem Sinne für Gründlichkeit nicht anders, als einem so gewissenhaften Studium zugethan sein, dem er die anderen ergeben fand. Jedermann weiß, daß Schlosser lange Jahre aufs ehrenvollste in ihre Reihe ge-

stellt ward, daß man seine Gelehrsamkeit, weil sie auf unmittelbarer Autopsie der zahlreichsten Quellen in dem ungeheueren Gebiete der Universalgeschichte ruhte, und daß man seine Urtheile achtete, weil sie auf seiner gelehrten Erfahrung ruhten und gleichwohl immer nur mit der größten Sparsamkeit und Vorsicht eingeflochten waren. Noch in seinem Werke, das wir vor uns haben, spricht es der erste Satz aus (was man sich merken muß, falls man nicht eine Tautologie auf dem Titel finden will,) daß der Verfasser Weltgeschichte und Universalgeschichte einander gegenüber stellt, daß er unter jener die Erforschung des Geschehenen, der Erscheinungen und ihrer Ursachen versteht, in die der Schreiber seine eigenen Gedanken so wenig als möglich einmischen solle; unter dieser aber die Geschichte der Menschheit, die auf Inneres und Aeußeres zugleich Rücksicht nimmt, die aus einer leitenden Idee entworfen ist, mit anderen Worten das, was man sonst philosophische Behandlung der Geschichte genannt hat. Wir würden dies nach unseren Ansichten von Geschichtschreibung der neueren Zeit aus einem anderen Gesichtspunkt fassen, und würden sagen: Schlosser gehörte in jener ersten Zeit seiner historischen Schriftstellerei zu jenen genannten Männern, die ganz auf objective Ergründung der Materie gerichtet waren; ihm war die Feststellung des Factums vor Allem wichtig, weil ohne eine unerschütterliche Grundlage von sicherer Erfahrung und Kenntniß in den Thatsachen jede Geschichte ein Unding ist. Diese Ansicht hielt Schlosser in seiner Universalgeschichte noch innerlichst fest: eine Philosophie der Geschichte der Menschheit, abgetrennt von den Thatsachen, ein historisches Raisonnement ohne historische Erzählung würde ihm eine Träumerei scheinen; er würde fürchten, daß damit ein fast unvermeidliches Hineintragen von Ideen in die Geschichte verknüpft wäre, die nicht erst aus der Geschichte selbst entnommen sind, er würde fürchten, die Mannichfaltigkeit der Thatsachen, ihre ewige Erneuerung und Wiedergestaltung müsse von einer solchen Ansicht und Behandlung nothwendig mißkannt, die einfache Darstellung in Treue und Wahrheit deshalb immer getrübt werden; er würde fürchten, statt einer reinen Schil-

derung von den Schicksalen der Menschheit, statt einer einfachen Nachweisung der nothwendigen und ewigen Gesetze an den vorübergehenden Erscheinungen werde hier leicht ein Ziel der Entwicklung angenommen und als ein solches Ziel irgend ein erträumter Glücksstand der Menschheit je nach der Beschränktheit des teleologischen Geschichtschreibers gesetzt werden. So ganz auch diese Ansicht bei Keinem, der Geschichte kennt und weiß, was Geschichtschreibung ist, irgend einen Widerspruch finden kann, so würden wir doch gerade aus ihr eine andere Unterscheidung der geschichtlichen Behandlungsarten ziehen, als Schlosser gethan hat. Wir würden nämlich fortfahren: auch in dieser objectiven Scheidung des geschichtlichen Vortrags steht Schlosser noch in der Reihe der herkömmlichen Ansichten, und wir würden eine subjective an ihre Stelle setzen, und diese an Schlosser's historischen Werken selbst erläutern. In seiner Weltgeschichte, die es wohl verräth, daß sie dem Verfasser nur Mittel war, sich im Gebiet der Historie materiell festzusetzen, hatte er den weiten Plan, in gleichmäßigem Gebrauche der echtesten Quellen das ganze Feld in der angefangenen Weise zu bearbeiten und er trotzte der Meinung seiner Freunde, daß dies über menschliche Kräfte hinausginge. In diesem Werke ging Schlosser von dem einfachsten Festhalten am Ueberlieferten aus; er zeigt schon dort am Hervorheben des Minderbekannten und Uebergehen des Allbekannten, daß es ihm nur um Fülle des Stoffes zu thun war; unter jenem führte er im ersten Bande noch Sagengeschichte auf, von der er sich in der Vorrede zum zweiten schon ganz unverholen abwandte und nur gezwungen, scheint es, das, was von der Art in den ersten Band gerathen war, entschuldigte. Schon im ersten Bande aber war das Betrachten der alten Geschichte aus der gegenwärtigen Zeit, ihre Behandlung nach deren Bedürfnissen, wie sie sich dem Verfasser darstellten, sichtbar. Doch ist es sehr merkwürdig, daß er hier einen Mißgriff that, den uns weder die äußere Welt noch des Schriftstellers Innere erklären kann, ein Beweis, wie diese kunstmäßigere Betrachtung der Geschichte schon ein sehr geübtes Auge erfordert. War es die Sättigung der Zeit an politischen Dingen

oder war es des Geschichtschreibers früherer Beruf, was ihn jene Bedürfnisse besonders im Religiösen suchen ließ, genug ein Zug nach dieser Seite war vorherrschend, bis Schlosser in seinem achtzehnten Jahrhundert zum Schrecken mancher seiner Verehrer plötzlich ins rein Politische übersprang, eine Veränderung, welche ihre verborgenen Mittelglieder haben mußte, auf die sich aber erst nachher aus der Universalgeschichte wohl schließen ließ. Unter all diesem interessirt uns hier am meisten, daß von dem rein Factischen in der Weltgeschichte, in das sich zwar immer eigene Urtheile, Ansichten und Resultate in wachsenden Graden einflochten, in dem achtzehnten Jahrhundert ein greller Uebergang zum ganz Entgegengesetzten gemacht war. Wo dort Alles aufs kritische Untersuchen hinausging, kam es hier auf eine leichte und kecke Behandlung der Begebenheiten heraus; während dort Fülle und Vollständigkeit erstrebt ward, so war hier Ausscheidung und Herausheben des Allerbedeutendsten der Hauptzweck; wo dort in einem riesenmäßigen Plane die Schicksale aller Völker der Erde oft mit einem feinen Tacte in einander geflochten und geschlungen werden, da ist hier im kleineren Gegenstande Ordnung, Abtheilung und Sichtung. Dort war mit Urtheilen über eine vergangene Zeit und untergegangene Menschen mit Vorsicht zurückgehalten, und hier wurden mitlebende Personen, die auf der großen Bühne immer noch agiren, auf eine Weise mitgenommen, die freilich sehr gegen das Frühere abstach und den feinen Cirkeln gewaltig anstößig sein mochte. Kurz, wollte man von dem allmähligen Uebergang von dem Einen Werke zum Anderen, wie er etwa aus einzelnen Beobachtungen näher angegeben werden könnte, absehen, so würde man aus einer blos allgemeinen Vergleichung beider Schriften finden, daß in der Weltgeschichte im ersten Theile fast ganz in dem Sinne der Geschichtsforschung gearbeitet ist, die nichts thut, als fleißig und redlich sammeln; die späteren Theile ersteigen eine höhere Stufe: sie suchen schon Ursachen zu Wirkungen, und Gründe der Erscheinungen; sie forschen besonders in den handelnden Menschen, in den Repräsentanten der Geschichte nach Erklärungen für die Ereignisse; sie suchen diese,

noch nach dem Sichersten strebend, in den unmittelbareren und näheren Ursachen der Begebenheiten, in den moralischen und intellectuellen Eigenschaften der Menschen, und dies geschieht mit der ganz eigenthümlichen Vorsicht, daß zugleich die Rückwirkungen der Begebenheiten auf die innere Geschichte der vorragenden Männer genau erwogen werden; ja es wird schon in einzelnen Punkten ein so totales historisches Talent sichtbar, daß man ihm mit einseitiger Charakterisirung nicht mehr nahe kommt, und daß wir wiederholen müssen, daß wir nur vom allgemeinen Eindruck des Ganzen reden. In der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts verschwinden diese fast ausschließlichen Rücksichten auf die Individuen; ein größeres Maaß der Geschichte wird angelegt; auch die Massen bewegt ein Wille; die Kraft der Richtungen, die sie nimmt, kommt in Anschlag und die Gewalt der Begebenheiten, wenn einmal eine solche Tendenz nach anfänglich leisem Hervortreten stets geltender und zuletzt Alles überwiegend wird, reißt die Einzelnen mit, die sich im menschlichen Dünkel oft vermessen, dem Schicksal vorgreifen zu wollen; aus dem Zwang der von Ewigkeit bestehenden Gesetze wird auf der anderen Seite der freie Wille als bestimmt und beschränkt gezeigt, und künstlichem Menschenwerk ephemere Dauer geweissagt. In der Universalgeschichte greifen alle früher getrennten Behandlungsarten zusammen; war dies theilweise auch früher, wenigstens in Spuren der Fall, so ist doch dieses Werk auch nicht im Ungefähren aus einer einseitig-historischen Betrachtungsart zu erklären. Die Nothwendigkeit ewiger, nie alternder Gesetze und der freie Impuls menschlicher Willkür, die Wirkung des Ganzen und der Massen auf den Einzelnen und die des Individuums auf die Gesammtheit, die in steter Wiederkehr erkennbaren und in deutliche Analogien faßbaren Formen der gleichen oder ähnlichen Entwicklung im Geistigen und Körperlichen, im Theile und im Ganzen neben dem ewig Wechselnden und Neuen in der Geschichte, Alles greift wie es in dem Leben selbst thut und in der Geschichte, dem Abbild des Lebens, thun soll, innerlichst zusammen und durchdringt sich in unscheidbarer Vereinigung und Verflechtung. Noch mehr: der Geschichtschreiber

ersteigt hier den letzten Gipfel geschichtlicher Kunst; er verläßt den Weg der ausschließlich objectiven Betrachtung ganz, er tritt den Erscheinungen und Begebenheiten gegenüber, statt sich, wie die gewöhnliche Geschichtsforschung thut, darin zu vergraben, er sucht das, was jenseits aller erklärbaren Triebfedern und Ursachen zu den Ereignissen liegt, er sucht Gottheit, Vorsehung und Weltordnung aus ihrer Offenbarung an den Ereignissen zu erforschen, oder, wie er selbst sagt, zu errathen.

Aus diesen Stufengängen ist das sichtbarste Fortschreiten zu erkennen von materieller Geschichtsforschung zu psychologisch beobachtender Geschichtschreibung, von da zu combinirender Betrachtung und Beurtheilung der Geschichte und endlich zu einem selbstständigen historischen Kunstwerke, zur freien Schöpfung eines Gemäldes der Geschicke der Menschheit; es ist ein Fortschritt von Reception, zur vielseitigen Beobachtung und zuletzt zur Production, der, wie er hier im besonderen Fall gezeigt ist, sich ebenso aprioristisch als nothwendig konnte herausstellen lassen. Der Durchgang aber durch alle diese einzelnen Behandlungsweisen und das Durchdringen bis zu jener letzten zeigt aber den angebornen Beruf des Mannes zum Geschichtschreiber und verlangte in jedem Falle einen außerordentlichen Menschen. Zu gleicher Zeit aber zeigte er, wovon wir ausgingen, daß es eine Täuschung ist, wenn man objectiv verschiedene Arten von Geschichten bestimmen will, daß sich vielmehr die verschiedenen Auffassungen und Behandlungen nur nach der Natur des betrachtenden Auges richten. Die Geschichte ist nur Eine, und ruht in sich fest; in welchem Grade der Wahrheit und Vollkommenheit sie sich dem Beschauenden darstellt, kommt auf die Klarheit und Gesundheit seines Auges an. Will der Beschauende nicht allein aufnehmen, sondern ein Gemälde von dem Geschehenen entwerfen, so muß er von seiner Umgebung ausgehen, er muß sie vergleichen und in steter Beziehung auf sie arbeiten; um im Bilde zu bleiben: seine Zeit und ihre Lage muß die Bildfläche zwischen Object und Auge bilden, er muß den Distanzpunct genau treffen, wenn er hoffen will, in treuer Perspective sein Gemälde auszuzeichnen. Wer

dies Medium bei historischen Werken aus den Augen setzt, wer unmittelbar am Gegenstand selbst mißt und copirt und mit Copiren und Messen Alles gethan zu haben meint, der kann nur das Verdienst haben, dem Geschichtschreiber Material und Quellen zu liefern, zu bearbeiten und zuzurichten, kann aber nicht für einen eigentlichen Geschichtschreiber gelten. Es wäre interessant, alle unsere Gelehrten, die sich mit Geschichte beschäftigen, nach diesen Gesichtspunkten zu ordnen und jedem seine Stelle anzuweisen; die meisten unserer Forscher haben als solche die ausgezeichnetsten Verdienste, aber als Geschichtschreiber sehr geringe. Weil sie meistens mißkannten, was zur Anlage eines kunstmäßigen Bildes gehört, so haben sie sehr leblose Gemälde geliefert, wo sie diese ohne Kenntniß der optischen Gesetze zu entwerfen suchten; nun liegen manche der schätzbarsten Werke da, die nur erst zeigen, was sie unter geschickten Händen w e r d e n könnten; und es ist an Schlosser schon frühe ein characteristischer Unterschied und ein von ihm selbst gefühlter Vorzug seiner Werke vor den darstellenden Werken mancher anderer Historiker, daß schon in der Weltgeschichte trotz der vernachläßigten Schreibart, trotz den lateinischen Citaten mehr echte und treue Darstellung der geschilderten Zeiten erreicht ward, als durch gezierten Styl, der Alterthümlichkeit oder den Ton anderer Jahrhunderte affectirt; und während auch neuere berühmte historische Leistungen trotz aller aufgebotenen Mühe nicht dahin kamen, die Zeiten, die sie behandelten, in lebendiger Fülle darzustellen, sondern immer todt und kalt blieben, so ist Schlossers Universalgeschichte in ihrem schmucklosen Vortrage immer voll lebenvoller Anschauung. Durch die Reinheit und Einfalt, mit welcher hier das Leben in allen seinen Beziehungen gefaßt wird, mit welcher die Persönlichkeit vor dem Gegenstande verschwindet, sehen wir uns wechselnd von den Stimmungen bewegt, die auch das Leben selbst in uns am mächtigsten aufruft: Gefühl von der Zufälligkeit der menschlichen Dinge und Ueberzeugung von ihrer inneren Plan- und Gesetzmäßigkeit, Gefühl der Abhängigkeit von höheren Mächten und Vertrauen auf menschliche Kraft, Beobachtung des Sinkens

und des Steigens, des Rückgangs und des Fortgangs, der flüchtigen Bewegung und der ewigen Ordnung in der Bewegung.

Einen Geschichtschreiber, der sich in der Wirklichkeit des Lebens, dem Elemente des Historikers, so frei bewegt und sie so trefflich zu bemeistern versteht, stehen wir nicht an mit dem höchsten zu vergleichen, nicht allein innerhalb, sondern auch außerhalb der Nation und der Gegenwart. Hätten sich doch die Leute, die sich anmaßten, über ein solches Werk (in dessen Köcher, um mit Pindar zu reden, viele rasche Geschosse sind, den Kundigen klangvoll, aber für die Masse der Ausleger bedürftig) vorwitzige und aberwitzige Urtheile in die Welt zu schreien, erst nach solchen Auslegern umgesehen, die sie in das Innere desselben hineingeführt hätten, hätten sie sich doch erst über Geschichte und Geschichtschreibung eine nothdürftige Belehrung verschafft, ehe sie so leichtfertig ihre eigene Blöße zur Schau stellten. Aber das ist ein trauriges Loos, das der Wissenschaft der Geschichte anklebt, daß sie, die das Höchste anstrebt, den platten Thoren das Gemeinste scheint, daß jeder Erste Beste der seinem Kopfe nicht recht traut oder der seine Zeit dilettantisch hinbringen will oder jeder Fachgelehrte nebenbei auch meint, mit leichter Mühe ein Historiker sein zu können, so daß wir eine Fluth von hirnlosen Dingen, wie sie müßige Menschen ausbrüteten, über uns kommen sahen, daß unsere Philologen meinten, sie müßten aus ihrer Wissenschaft die Geschichte erst eigentlich reformiren, daß wir von einer historischen Schule in der Rechtswissenschaft reden hören, von deren Mitgliedern die Geschichte vielleicht Keinen als ihren Jünger erkennen würde. Die Geschichte, die alte Sprüchwörter die Mutter der Weisheit nannten, soll sich heute jedem Stümper und seinen frechen Händen Preis geben; und sie, die wahrhaft aller göttlichen und menschlichen Dinge Erkenntniß ist, dünkt sich jeder Pfuscher unterzuordnen, wenn er in Ruhestunden und zwischen Schlaf und Wachen ein Paar Chroniken und Acten gelesen hat. Wir wissen wohl, daß was so erzeugt ist, so nichtig vorbeigeht, wie es nichtig entstanden ist, und daß die echten Werke der Geschichte, die man in der Gegenwart auf einer Linie mit ihnen

zu sehen gewohnt ist, von der nächsten Zukunft schon nicht mehr damit verwechselt werden können. Aber es ist bejammernswerth genug, wenn auch nur die Gegenwart um die Früchte gebracht wird, die das Studium wahrer Geschichtswerke trägt, Früchte die für Bildung des Geistes und der Seele weit die gesündeste Nahrung sind. Denn die Geschichte, die die Gesammtheit der moralischen Welt umspannt, die jede Falte des menschlichen Geistes durchforscht, jeden Winkel des menschlichen Herzens durchspäht, die, was die Religion nicht offentbart, die Philosophie nicht träumet, die Psychologie nicht ergrübelt, an dem großen Lebenslaufe der Menschheit erforscht, die Geschichte hält frei von Dogmen, frei von Fächern, frei von jeder handwerksmäßigen Beschränkung; ihren echten Schüler kann keine Scholle fesseln, kein Glaube beengen, keine Partei besitzen, keine Laune, kein Steckenpferd beherrschen. Indem er sich das Leben in seiner gesammten Fülle zum Gegenstande seiner Betrachtungen nimmt, ist es nothwendig, daß er, um es zu erfassen, ein Urbild der Wirklichkeit rein und ungetrübt in sich trägt. Er muß daher gleichmäßig aus seinem wie aus dem Leben der Menschheit seine Erkenntniß schöpfen, denn Einerlei Gesetz waltet über diesem und jenem; er muß einfach zugleich und vielfach von Allem Menschlichen berührt werden; jetzt muß er seinen Sinn geöffnet haben für die reinste Einfalt eines Naturzustandes und dann darf es ihn nicht anwidern, seine Betrachtung den verworfensten Cirkeln der modernen Verderbtheit, den Wirkungen des maßlosesten Luxus, den Quellen der gesteigertsten Bedürfnisse zu leihen; er muß schwimmen im Strome der Welt und die Seele rein halten, wie sie aus den Händen der Natur ging; jedem wechselnden Eindruck der farbenwechselnden Welt offen, muß er wie ein Proteus ihr gegenüber sich verwandeln und innerlich muß sein Geist in fester Betrachtung stille ruhen und, was eben so erforderlich ist, sein Charakter in unerschütterter Würde bestehen. Die Geschichte, unerbittlich in diesen Forderungen beharrend, gibt sich nicht jedem tappenden Sammler hin, sie entzieht sich den fassenden Händen des halben Schülers und weilt nur bei ganz wenigen geweihten Lieblingen, die ihr

unverdrossen den Dienst ihres Lebens widmeten und denen sie endlich ihr glänzendes Innere lohnend erschloß. Und selbst dann werden selbst die Begünstigten nur rühmen können, was einst Alkibiades von Sokrates sagte, daß ihm sein Inneres nur einmal so weit geöffnet war, daß er dessen göttliche und wunderbare Herrlichkeit nur eben ahnen konnte. Denn das Ganze der Geschichte zu bewältigen, ist Niemanden möglich; sie fügt sich nicht in Eines Eroberers Gewalt, aber eben dies lockt zu steter Wiederholung des Versuchs der Eroberung.

Diese Wenigen, welchen gleichsam das Amt der Verwaltung der geschichtlichen Kunst und Wissenschaft überlassen war, sind schnell gezählt, so zahllos die Masse der Geschichtschreiber ist. Die Geschichte hat, wie überhaupt Alles, so auch das mit dem Leben selbst gemein, daß, weil sie wie das Leben das sie abspiegelt Gemeingut ist, auch Jeder darüber zu urtheilen, wenn nicht zu schreiben sich berechtigt glaubt. Allein wie wir nur von dem sagen können, daß er vernünftig und wahrhaft gelebt habe, der sein Leben in Beziehung zum Ganzen setzt, der sich über sich und sein Verhältniß zur übrigen Welt klar zu machen sucht, so ist auch nur der der eigentliche Geschichtschreiber, der überall den Theil der Menschheit, den er geschichtlich behandelt, in Beziehung zum Ganzen bringt, und abzusondern weiß, was aus diesem Gesichtspunkte als bedeutungslos seinem Stoffe anhängt. Vor dieser Einen Rücksicht müssen alle anderen aufgehen. Wer da gleichgültige Materien aufgreift oder wichtige Stoffe mit Ueberfüllung, mit Erschöpfung und blinder Aufnahme alles Factischen entstellt, wer bei trockner Erzählung der Begebenheiten sich begnügt, wer seiner Erzählung eine andere Form leiht, als die rein und einfach aus dem Gegenstande fließt, wer mit rhetorischem Prunk, mit moralischen Betrachtungen, mit satyrischen Beziehungen, mit philosophischen Erörterungen, mit politischen Tendenzen die Geschichte zu schmücken denkt, der raubt ihr gleich bald von Seiten des Stoffs bald von Seiten der Form bald dies bald jenes, was einem Geschichtswerke nothwendig inwohnen, und gibt ihr Anderes, was ihm nothwendig fehlen muß. Niemand läuft hier größere Gefahr als der

Geschichtschreiber seiner Zeit, und dies je mehr, je näher er der jetzigen Zeit steht, und weit entfernt, daß, wie man wohl zuweilen hören muß, der wahre Geschichtschreiber eigentlich nur der Schreiber der Zeitgeschichte sei, wird es im Grunde fast von Tag zu Tag unmöglicher, Zeitgeschichte zu schreiben und der Historiker darf auf diesem gefährlichen Felde am wenigsten hoffen, Bedeutendes und für die Dauer Werthvolles zu leisten. Dies war nur Einem Manne und Einem Volke vergönnt, die in Zeiten und Verhältnisse trafen, welche seitdem nicht wiederkehrten und niemals wiederkehren werden. Wie ein Wunder steht dies Volk da, durch das die Menschheit gleichsam sich selbst eröffnet ward; jeder Faden ist fast zerrissen, der uns zur natürlichen Erklärung dieses Wunders leiten könnte. In diesem Volke steht ein Thucydides auf — wenn je die Erscheinung eines Genius wunderbar war — die wunderbarste von Allen! Was hälfe es, alle die einzelnen Umstände aufzuzählen, die diesen Mann begünstigten, was fördert uns, wenn wir alles erdenkbare Zusammentreffen in der Zeit, dem Vaterland, den Geschicken, den Anlagen des Mannes überdenken und noch mehreres was ihn unterstützen konnte und Größeres als wir wissen, hinzüdenken, zuletzt wird uns immer dieser Mann und sein Geschichtswerk wie ein Räthsel dastehen. Vergebens ringen wir heute, so naheliegende, so mannigfaltige und doch so einfache Wechselfälle in dem Schicksale von Nationen, so verschlungen und doch so offen zu finden, vergebens könnten wir streben, jene reine Form wieder zu treffen, die nur aus der Geschichte eines Volkes sich entnehmen ließ, welches der allgemeinen menschlichen Natur treu war, wie kein anderes, die nur ein Mann entnehmen konnte, in welchem alle größten Eigenschaften dieses seines Volkes ausgeprägt lagen. Noch fühlte er selbst, welch eine Kluft den Herodot, der doch wahrlich mit keinem kleinlichen Geiste die Geschichte auffaßte, von ihm trennte: er begann die Art von Geschichtschreibung, die er Jenem entgegensetzte, und man darf sagen, er brachte sie zugleich auf ihren Gipfel. Er übergab der Nachwelt sein Werk als einen ewigen Schatz zur Belehrung und weisem Gebrauche: er traf ahnend das höchste

Ziel, welches die Geschichtschreibung sich setzen kann. Aber die ganze Reihe folgender historischer Autoren im Alterthume und andere Spätere im Mittelalter verstanden dies ganz falsch. Sie schrieben von ihm jene berühmte Stelle unter allerhand Variationen ab und meinten, wenn sie nur hübsch ehrlich erzählten, was sie hübsch ehrlich erforscht hatten, so könnten sie sich keck neben jenen stellen und ihren Werken die ähnliche Wirkung versprechen. Factum gegen Factum zu halten, Ereignisse gegen Ereignisse, Charactere zu Characteren, um aus den Aehnlichkeiten oder Unähnlichkeiten der Ursachen oder Anlagen auf unähnliche oder ähnliche Wirkungen und Handlungen zu schließen, dies kann nicht der Zweck der Geschichte und nicht die Absicht eines großen Geschichtschreibers sein. Denn er weiß allzuwohl, daß die Kenntniß der Geschichte nur Stückwerk ist, daß tausend der geheimsten Triebfedern und die Gründe der Dinge uns verborgen liegen, und ewig unerklärt bleiben, und nur wenn er wagen könnte zu sagen, er kenne die Vergangenheit in all ihrem Umfange, dann würde es ihm leicht sein, die Zukunft zu offenbaren und ihr Verständniß zu öffnen. Des Historikers Absicht kann nur sein, durch sein Werk im Ganzen historischen Sinn zu wecken, d. h. Sinn für die verständige, ruhige, und gesunde Beobachtung und Beurtheilung dessen, was uns vor den Füßen liegt. Die Geschichte, in die Mitte gelegt zwischen Poesie und Philosophie, stets in der geistigen Entwicklung aller Nationen zwischen der Blüthe beider ihre eigne Blüthe entfaltend, ruht auch mitten zwischen der Thätigkeit der Einbildungskraft und der Speculation. Von verständiger Beobachtung ausgehend kann sie nicht bei dieser allein stehen bleiben, sie muß in die benachbarten Gebiete streifen und das Mögliche und das Nothwendige neben der wirklichen Erfahrung berücksichtigen, aber eigentliches Herausgehen aus der wirklichen Welt und förmliches Absehen von der Erfahrung muß sie jenen Zweigen als ihr eigenthümliches Gebiet überlassen. Die Nothwendigkeit der Vereinigung aller dieser Thätigkeiten des Geistes macht den echten Historiker so selten, sie macht ihn aber auch so groß; denn sollten wir suchen, in welchem einzelnen Menschen die typische

Form des menschlichen Geistes am unversehrtesten erschiene, wir würden unter den geistig Beschäftigten und Gelehrten nur den ersten Geschichtschreiber suchen dürfen. Die historische Bebachtung, welche jene Thätigkeiten alle in sich faßt, schließt die gründlichste Erfahrung ein, aber alle willkürliche, launische und excentrische Beurtheiluug der Dinge aus; sie kann nie Gemeinschaft haben mit luftigen Idealen, obgleich sie nie auch Ideen vermissen kann; sie hat nichts zu thun mit gemeinem Materialismus, obgleich sie nie die gemeine Wirklichkeit aus dem Auge läßt; sie kann nie die oberflächliche Lust am Leben, nie aber auch misanthropische Verachtung des Lebens theilen; an großes Maß der Zeiten gewöhnt, läßt sie sich nicht vom Momente bestimmen, läßt sich daher nicht von dem Unglücke der Gegenwart überwältigen, noch von ihren leichtsinnigen Hoffnungen in der Schwebe tragen. Die Aneignung dieser ungetrübten Beobachtung, dieser sicheren Beurtheilung der Dinge, dieses Gleichmaßes, dieser besonnenen Ruhe ist in dem rechten Historiker ein nothwendiges Requisit, so wie sie umgekehrt durch sein Studium befördert wird, das auch schon weniger glücklichen Geschichtforschern jene Eigenschaften wenigstens gradweise mitzutheilen pflegt. Im vollen Maße — wer könnte sich rühmen, sie außer Thucydides besessen zu haben? Selbst Machiavell's Zeit war nicht geeignet, eine solche ruhige Beobachtung zu begünstigen, und zwiespältig, wie der ganze Mann ist, hat auch seine geschichtliche Beurtheilung zwischen den Wirkungen des freien Willens der Menschen und denen des Fatums keine andere Vermittlung gefunden, als durch ein nothdürftiges poetisches Bild, was in dem Machiavell in meinen historischen Schriften hätte besser hervorgehoben werden können.

Dieser grade Sinn aber für Beurtheilung der Wirklichkeit leuchtet aus Schlossers Schriften überall hervor; in der gesündesten Natur spiegelt sie sich aus Buch und Leben, in Alterthum und Gegenwart lebhaft und treu ab. Seine historischen Aufsätze oder Werke über neue Geschichte stellen mit gleicher Kunst die moderne Zeit in eine Ferne, und behandeln sie wie entferntere, vergangenere Geschichtsräume, und seine Universal-

geschichte rückt das Alterthum uns näher, in Opposition mit den Philologen, denen es bei dieser Belebung ihrer todten Welt unheimlich wird, oder mit den Franzosen der Revolution, die unter den Menschen in Rom ein anderes Geschlecht, nicht von unserem Fleisch und Blute, träumten. Aber freilich wie weit steht die Geschichtschreibung unserer Zeit in dieser Hinsicht nothwendig hinter der alten Welt zurück, darum, weil sie in anderer Hinsicht so weit vor ihr voraus steht. Wir müssen uns unserer endlosen Hülfsquellen, unseres erweiterten Gesichtskreises, unserer gehäuften Erfahrungen nicht thöricht rühmen wollen, aber das ist gewiß, daß über den Umfang, den Werth und die deutlichere Anwendung der Geschichte erst in unserer Zeit Tieferes zu sagen ist. An Umfang der Beobachtungen kann uns die griechische Nation nicht erreichen, so wie wir sie nicht an Natürlichkeit und Wahrheit; an Einsicht in die Gesetze der moralischen Welt thun wir es ihr zuvor, aber sie ahnte sie besser und durfte sich auf ihren Tact sicherer verlassen, als wir auf unsere Begriffe und Grundsätze. Dies Verhältniß bestimmte natürlich den Charakter ihrer und unserer Geschichtsschreibung; Thucydides überließ uns die Geschichte zur Anwendung, wir machen sogleich Anwendung in unseren Geschichten. Jenen machte sein Gegenstand, die Bühne vor ihm voll Bewegung zum steten ruhigen Betrachter, der wenig aufzubieten hatte, um bei dem Objecte seiner Betrachtung festzuhalten, uns aber zertheilt der große nicht auf Einmal übersehbare Schauplatz, der meist unbeweglich stille steht, der uns Zeit läßt um ihn herumzudrehen nach Lust und Liebe, und so nach subjectiven Bestimmungsgründen zu verfahren. Jenem war gar fast keine Wahl gegeben, die uns nothwendig ist und Hundertmal irreleitet; kurz Alles concentrirte Jenen, uns aber reißt Alles zu Zersplitterung; ein halbes Jahrhundert widmete jener seinem Einen, nicht einmal vollendeten Werke, was aber schreiben wir nicht, wenn wir es nur zur halben Zeit schriftstellerischer Beschäftigung bringen, neben der wir noch in Amt und Pflicht stehen, die uns meist abzieht, während Jenem all seine Aemter Anlaß zum Mitspielen in dem Kriege gaben, dem er schon von Anfang an

mit seiner Beobachtung und schriftlichen Darstellung gefolgt war. So objectiv seinen Gegenstand bemeisternd wirkt Thucydides durch die bloße Form, wir Neueren durch Stoff und Urtheil; die Alten nahmen, wie sie Alles sinnlich auffaßten, blos die äußere Geschichte zum Gegenstande ihrer historischen Werke, wir aber müssen das Innere der Menschheit hinzuthun; hier wenigstens liegt allein das Feld, in dem wir in der Dichtkunst neben den Alten original geworden sind und auch in der Geschichte allein original werden können. Wir Deutschen haben voraus, daß uns untergegangene Welten vorgearbeitet haben, daß unserer Beobachtung Reiche aufgeschlossen wurden, von welchen die Alten nichts ahnten. Mit ihren erweiterten Gränzen wuchs unsere Einsicht und eigentlich war es erst das vorige Jahrhundert, welches plötzlich eine ganze Reihe von neuen Gegenständen zeigte, welche die Geschichte abgesondert behandeln könnte und die sich meist auf die moralische Entwickung der Menschheit bezogen. Seitdem so abgetrennte geistige Richtungen historisch verfolgt wurden, erhielt die Geschichte ein ganz neues Ziel gesteckt; sie büßte eben dadurch von neuem von der Geschlossenheit, die sie in der alten Welt, ja selbst von der, die sie noch bei allen italienischen und den meisten englischen Geschichtschreibern hatte, ein, allein sie nahm zu in Ergründung der menschlichen Natur überhaupt und lenkte die Geschichte auf die Seite derselben, die an Kraft und was die Alten virtus nannten, geringer, aber an geistiger Thätigkeit und was die neue Zeit Tugend nennt, bedeutender ist; in gleichem Maaße sinkt auch die handelnde Welt, wie die denkende und empfindende steigt und dies mußte sich in der Geschichtschreibung nothwendig bemerklich machen. Hier ist Schlosser durchaus epochemachend. Nicht als ob nicht schon vor ihm die Gibbon und Aehnliche auf die Culturzustände in einzelnen Theilen ihrer Geschichtswerke Rücksicht genommen hätten, nicht als ob nicht schon viele Vorarbeiten in Literar-, Kunst-, Kirchen- und aller möglichen Geschichte vor ihm da gewesen wäre, aber er ist der Erste, der darauf hinwies, wie einerlei Impulse in der und jener Zeit den Staat, seine äußeren Schicksale, seine Literatur und die Zustände

des öffentlichen und des Privatlebens bedingten. Dies ist vor ihm auf historischem Wege so gut wie gar nicht geschehen; auch bei ihm ist Alles noch im Werden; nur der Verein langer Anstrengungen kann hier auch über die Anfänge erst wegführen. In seiner Universalgeschichte durchdringen sich diese Ansichten zum erstenmal innig, indem er Alles, was diese Durchdringung hindert, aufs glücklichste beseitigt. So scheidet er eigentliche Kriegserzählung aus, denn Kriege stehen nur selten und nur im Allgemeinsten mit der inneren Entwicklung der Nationen in Berührung; er scheidet das methodisch Statistische in seinen Abschnitten von Staat und Leben und zeigt die verändernde Gewalt der Zeiten in den Sitten und Einrichtungen der Staaten und Völker; er scheidet das streng Literarische und hält sich an die inneren Erscheinungen in der geistigen Welt und Alles kettet das gegenseitige Verhältniß zum Leben im Allgemeinen zusammen. So erhalten wir ein vielseitiges Bild der alten Welt und ihrer Zustände, indem überall an den verschiedenartigsten Erscheinungen die Ideen nachgewiesen sind, welche das Alterthum bewegten, wie sich diese mit der Zeit veränderten und am Ende den neuen Influenzen des Christenthums und der germanischen Stämme wichen.

Bisher fanden wir in dem Verfasser, so weit wir ihn aus dem allgemeinen Charakter seines Werkes kennen lernten, eine innige Vertrautheit mit der allgemeinen Natur des echten Geschichtschreibers überhaupt; wir wollen ihm einen Schritt näher zu treten versuchen, der uns mit seiner Individualität bekannter machen und seine Eigenthümlichkeit, die in jedem einzelnen seiner übrigen Werke nach einzelnen Seiten hin schärfer und schroffer, aber in keinem so vollständig heraustritt, wie in diesem, mehr offenbaren, der uns in dem historischen Producte den Historiker in seiner Besonderheit kennen lehren soll. Wir bemerken hier sogleich, daß wir in diesem Aufsatze auf den objectiven Werth des Werkes keine Rücksicht nehmen, ohne indeß diese Seite der Beurtheilung versäumen zu wollen. Wir glauben nämlich einem Werke dieser Art nicht vielseitig genug entgegen kommen zu können und da in Einem Hefte der Jahrbücher ohne-

hin der Gegenstand nicht zu erschöpfen war, so denken wir in einer späteren Abhandlung die letzten Theile der Universalgeschichte, welche die römische Welt behandeln, mehr nach jener Rücksicht zu beurtheilen und zugleich neben Niebuhr zu stellen, dessen Werk, wie es denn in jener Behandlungsart geschrieben ist, die wir stets der Schlosser'schen gegenübersetzen, den objectiven Gesichtspunkt auch in der Beurtheilung nothwendiger macht. Ja wir haben sogar die Absicht, gelegentlich noch einen partiellern Abschnitt herauszuheben und auf die Theile über die früheste Entwickelung des Christenthums besonders zurückzukommen, um dabei selbstständiger die Forderungen zu entwickeln, die wir an eine Religionsgeschichte machen würden, und vielleicht ausführlicher den Plan zu einer solchen zu entwerfen, weil dies noch eine Lücke in unserer historischen Literatur ist, welche auszufüllen eine der schönsten und erhabensten Aufgaben für einen Historiker werden könnte. In dem gegenwärtigen Aufsatze aber wollen wir in der begonnenen Weise fortfahren, außer anspruchlosen Beiträgen zur Feststellung bestimmterer Begriffe über das Wesen der historischen Kunst überhaupt, auch einige Winke über die Eigenthümlichkeit der historischen Kunst unsers Verfassers mitzutheilen, ohne auch hier irgend die Prätension zu machen, den Gegenstand erledigen zu wollen. Wir werden uns dabei hauptsächlich, zufolge dem Ebengesagten, an den Theil des Werkes halten, welcher das Griechische behandelt, weil wir darin alle Elemente finden, welche nothwendig sind, um die Besonderheit der historischen Beobachtungsgabe Schlosser's zu erforschen, indem gerade die griechische Welt den Mittelpunkt der Universalgeschichte bildet, wie sie der Mittelpunkt der alten Welt ist. Denn Schlosser behandelt die Geschichte der alten Welt aus demselben Gesichtspunkte, wie unsere ganze Zeit den Ausdruck alte Welt fast einzig zu verstehen gewohnt ward. Die Hellenische Bildung ist das Ziel seines Werkes; nach ihr strebt Alles rasch hin im Anfange seines ersten Bandes, und nur in den letzten Bänden fanden wir ein Mißverhältniß, indem da die Opposition gegen manche andere Historiker, oder des Verfassers kirchenhistorische Studien oder was es sonst ist, ihn verleitet zu haben

scheinen, den Leser bei dem trostlosen Anblick des Untergangs der alten Welt verhältnißmäßig zu lange zu verweilen, ja ihn bis durch die Herrschaft der Gothen zu führen, die doch nur sehr uneigentlich der alten Geschichte angehörig genannt werden kann, wie wir denn ganz umgekehrt der Ansicht sind, daß die alte Geschichte in einem strengeren Sinne bei Constantin und seinen neuen Staatseinrichtungen, welche bei Schlosser viel eindringender konnten behandelt werden, aufhört und daß von da Jemand die schönste Aufgabe sich wählen könnte, zu zeigen, wie von dieser Zeit an bis auf die Ottonen in aller Welt die wunderlichsten Elemente des Griechischen, Römischen, Christlichen, Germanischen und Orientalischen neben einander wirken, ohne sich irgend durchdringen und in ein Neues gestalten zu können.

Wir sahen unseren Geschichtschreiber zuletzt in einigen Zügen der antiken Historiographie gegenüber. Sie zeigten ihn uns als Kind der neuen Zeit. Nicht allein, daß er die Geschichte nicht blos von der äußeren Seite, daß er außer der äußeren Thätigkeit auch die innere berücksichtigt, daß er also das Object der Geschichte verändert und erweitert, interessirt uns so sehr, denn dies hat er mit den modernen Geschichtschreibern überhaupt gemein, sondern vielmehr wählen wir uns auch hier die Art, wie der Verfasser subjectiv diese Seite der Geschichte auffaßte und behandelte, zum Thema weniger Bemerkungen. Die ganze neuere Zeit hat mit der erweiterten Kenntniß der Natur und der Welt, mit der Entdeckung der ungeheuersten Erdräume, mit der Aufhellung aller wissenschaftlichen Gebiete und der Enthüllung des menschlichen Gemüthes und Geistes einen Reichthum an Gedanken und Empfindungen erhalten, der sie von dem Alterthume in jeder Weise unterscheidet. Was wir schon oben andeuteten: die Beurtheilung der Triebfedern menschlicher Handlungen ist mit den Handlungen selbst mannichfaltiger geworden; dies ist in jedem neuen Historiker, und besonders unter den pragmatischen Italienern und Engländern sichtbar. Was aber unseren Verfasser zugleich dem Alterthum und der neuen Zeit gegenüberstellt, und was ihn durchaus zum national deutschen Historiker macht, ist, daß er das Gemüth zu ergreifen und das vernünftige

Denken anzuregen weiß, außer der beständigen Beschäftigung, die er dem Verstande reicht. Wir sahen oben, diese drei Seiten müssen in dem Historiker hervortreten; unter Schlosser's Händen sahen wir wieder eine historische Kunst werden, da wir vorher nur Materialien zu historischer Wissenschaft hatten. Unsere besten Geschichtswerke geben nur dem Verstande Stoff. Selbst die Werke Spittler's erheben sich nur wenig über dies kalte Element. Wenn Johannes von Müller nicht mit künstlichen Mitteln die Eindrücke zu erwecken gesucht hätte, die hier in Schlichtheit und Einfalt ungesucht die Darstellung begleiten, wenn er die unverwüstliche Natur besessen hätte, aus endlosen und so oft aus den unfruchtbarsten Studien, aus dem tiefsten Versenken in einen stets mit eklen Beigaben überladenen Stoff sich wieder so frei aufzuschwingen, daß er das wahrhaft Bedeutende allein festgehalten, es nicht allein mit dem Verstande zergliedert, sondern auch im Gemüth aufgenommen hätte (wie er in der That gethan), daß er aber auch zugleich auf dem Wege aus Herz und Kopf auf das Papier nichts davon und dazu gethan hätte (wie er leider nicht gethan), dann würden wir ihn hier zuverlässig zu nennen haben. Unter allen übrigen kommt Schlosser ganz allein in Betracht. Ungetrübt durch ein Medium künstlerischer oder gar gekünstelter Ausführung, spricht er mit vollen Tönen zu jedem offenen Herzen, nicht in rednerischen Sentenzen, nicht in Exclamationen, sondern durch die einfachen Thatsachen, durch die Stellung, die er ihnen gibt, durch das Licht, in das er sie mit einem Fingerzeige zu rücken weiß. Je mehr wir uns, verführt von Leidenschaft und Parteisucht oder von dem Geist des Raisonnirens und des Vielwissens und dem Haschen nach eigenen selbstständigen Meinungen von Tag zu Tage die richtige Einsicht, die einfache Ansicht und vor Allem die gemüthvolle Betrachtung der Dinge erschweren, um so wunderbarer und um so mehr anzuerkennen ist diese Seite unseres Werkes. Um etwas Neues zu sagen, wie viel Verkehrtes ist nicht aus diesem Einen Grunde gesagt worden! Schlosser aber und Jeder, der einfachen Sinn für Wahrheit hat, wird es mit ihm thun -- freut sich, uralte Ansichten bestätigen zu können, er

läßt sich von keinem Geschrei der Schulen irren; und wenn man seine auf reife Urtheile des Verstandes gegründete Darstellung einzelner Helden der griechischen Geschichte gelesen hat, so sieht man ihn von der Stimme der Zeiten immer unterstützt, nie mit der Stimme des Volkes in Widerspruch, und sollen wir's sagen — was wir bei dem ersten Blick in die Geschichte in der Kindheit im reinsten Gemüthe empfunden, wie wir die Lieblinge unserer kindlichen Phantasie beurtheilt haben, das fühlen wir hier in einer ganz anderen Sphäre anklingen und nehmen jene alten dunklen Empfindungen in das Reich des Bewußtseins mit inniger Freude herüber. Hier wirkt der Geschichtschreiber wie ein Dichter: er ergreift unser ganzes Innere auf einmal; und daß wir hier die Lieblingsbilder unserer Jugend auch im Alter festhalten dürfen, daß jene ideelleren Figuren auch vor nüchterner Kritik bestehen und Wirklichkeit behalten, dies bewirkt, daß auch hier das Alterthum in dem idealen Reiz vor uns erscheint, den es überall an sich trägt, so sehr die Vergleichung mit der neuen Welt zuweilen stört.*) Man versuche es und vergleiche den Eindruck, den Schlosser's Beurtheilung der Wirksamkeit des Sokrates macht. Die jugendlichen Vorstellungen, die wir uns von ihm machten, erkennen wir wieder, und was uns innerlichst zur Zustimmung zwingt, das sehen wir nun, angeregt zum Denken, bestätigt, durch das, was dieser Mann that und dachte, wie er in der Kette der Ereignisse, die die innere Bildung der Menschheit betreffen, erscheint, und wie er auf die entferntesten Zeiten wirkte. Von jetzt an würden wir uns schon schwerer durch vornehme Philosophen oder durch schiefe Theologen irre machen lassen. So ist's mit Schlosser's Beurtheilung des Alexander. Welche Stimmen sind nicht gegen ihn von welchen Männern noch in unseren Zeiten abgegeben worden! Daß er das Göttliche gewollt habe und dem Menschlichen verfallen sei, wer hat das nicht in seiner Jugend geahnt und gefühlt? Und wer wird

*) In dieser Hinsicht hätte doch der Verfasser die modernen Titel weglassen sollen, die manchmal dazu so arg sind, daß sie uns tief in die Perückenzeit des vorigen Jahrhunderts versetzen.

sich nicht freudig gehoben fühlen über die ganze Geschichte dieses Mannes bei Schlosser, die ausführt, was wenige Worte im Eingange sagen, daß er „die Welt hätte retten und glücklich machen können, wenn anders das Schicksal es je wollte, daß das Glück der Welt von Reichen und Mächtigen ausgehe.“ Es wird auf Christus gedeutet; es wird das höchste Wirken für Alexander in Aussicht genommen; und überall der Gegensatz des inneren und äußeren Lebens hervorgehoben, der diesen Mann vor der Tonne des Diogenes und vor den Skythen bewegte, der das Alterthum schon in seiner Geschichte anzog, der ihn im ganzen Mittelalter zu einem Lieblingshelden machte; seine Züge werden in Verhältniß zu Aristoteles Eroberungen im geistigen Reiche gesetzt, und wenn sie in Schlosser's Darstellung dagegen, wie alles Aeußerliche vor dem Inneren, verschwinden, so hätten wir noch das hervorgehoben gewünscht, daß ohne den äußeren Boden, den Alexander schuf, weder die Wirksamkeit des Aristoteles, noch ohne die practische Erschütterung der griechischen Begriffe vom Barbarenthum der Nichtgriechen durch Alexander die Wirksamkeit der christlichen Lehre von Bruderliebe auf die Dauer gesichert gewesen wäre. Nicht allein im Urtheile über einzelne Männer folgt Schlosser der Stimme des ganzen Menschen, und weis't die einseitigen Eingebungen des Verstandes, den einseitigen Eigensinn politischer Tendenzen und die Scrupel des moralischen Gefühls zurück, auch ganze Richtungen der Nationen und Zeiten faßt er mit der Totalität des Gemüths. Die Schilderung des Glanzes der athenischen Demokratie gehört hierher: man wird die Anschaulichkeit und Lebendigkeit derselben, man wird die unparteiische Stellung des Historikers, man wird die Schärfe des Blicks neben der Weite und Größe des Ueberblicks bewundern, mit der die natürlichen Gebrechen solcher Staatsverhältnisse, in denen Athen damals war, bemerkt, aber darüber nicht das wahrhaft Große verkannt wird, welches eine solche Zeit der Freiheit bietet, in welcher die Entfaltung aller geistigen Kräfte im ungeheuersten Wetteifer das Höchste erreicht, wohin die Gesellschaft überhaupt gelangen kann; erreicht freilich nur, um es sogleich wieder zu verlieren, was aber nur ein

Thor als Argument gegen die Herrlichkeit dieser Zustände gebrauchen kann, weil nie und nirgends sich die Menschen in keinerlei Ding auf dem Höhepunkt länger als Einen Augenblick gehalten haben, da ja nirgends Ruhe und Stillstand ihnen gegönnt und gegeben ist. In diesen Ansichten begegnet sich daher der Verfasser mit Thucydides, der übrigens die Zeiten versteht und einsieht, wo das Ende der Volksherrschaft zu wünschen war, und mit Machiavell, der durch eine einzige Kette von Begebenheiten, die nichts als Schwachheit und Schlechtigkeit im Einzelnen zeigen, sich gleichwohl nicht so blenden ließ, das Gewaltige auch in der Geschichte von Florenz zu verkennen, zu verkennen, daß dies Gewaltige nur die Wirkung der Volksherrschaft war.

So eigenthümlich deutsch diese innerliche Auffassung ist, so eigenthümlich deutsch die feste Begründung derselben und die daher entspringende Ruhe des Urtheils, die Entfernung von der Leidenschaftlichkeit der Franzosen und Italiener (wo sie Urtheile aussprechen), so ist doch wie bemerkt, im Felde der Geschichte Schlosser der Erste, bei dem wir diesen echten Charakter deutscher Geschichtschreibung finden, der auch Engländern und Franzosen fast mehr imponirt zu haben scheint, als uns selbst, die wir mit den einzelnen Zügen desselben vertrauter waren. Genau so deutsch, aber dem Verfasser vielleicht noch mehr eigen, ist die Gabe der Combination, wo sie ihn auf historische Betrachtung angewandt, zu geschichtlichen Analogien führte. Gesunder Menschenverstand bei der vielseitigen Bekanntschaft mit fremden Zuständen sind hier die nothwendigsten Requisite; so selten beide bei den neueren Nationen gefunden werden, und man dürfte wohl sagen, wie sie eigentlich nur bei den Deutschen in Vereinigung anzutreffen sind, so kennt auch vor Schlosser Niemand unter den fremden Historikern, es sei denn ganz in vereinzelten Fällen, jene Anwendung davon, und auch bei unseren deutschen Geschichtforschern ist derselbe Fall. Von den historischen Philosophen oder philosophischen Historikern unter Engländern, Franzosen und Italienern wollen wir aber ganz schweigen. Wir stellen neben die oben angeführte dem Schlosser'schen Werke

ganz eigenthümliche Wirkung durch die Wahrheit und Treue seiner Darstellung auf das Gemüth hier eine andere Eigenschaft desselben, die einen ähnlichen schlagenden Effect auf den Verstand äußert. In unzähligen streitigen Punkten trifft der Verfasser mit einer ganz eigenen Leichtigkeit, wie man zu sagen pflegt, den Nagel auf dem Kopf; in manchen Problemen, über die man sich unbeholfen herum quälte, stellte er das Ei des Columbus auf. Ist irgend ein Prüfstein denkbar, an dem sich das Talent eines Historikers zum einfachen Begreifen und Beurtheilen der wirklichen Welt erproben ließe, so ist es dieser. Räthselhafte Zeiten und ein dunkles unerklärbares Treiben springen oft durch ein ein einziges Wort des Geschichtschreibers in ein wunderbares Licht, das plötzlich Alles aufhellt und aufs schönste aus Zweifel und Ungewißheit löst. Diese unerwarteten Aufklärungen fließen meistens aus keiner andern Quelle, als aus der Vergleichung verschiedener Völkergeschichten, aus historischer Analogie, die in des Meisters Händen ein eben so vortreffliches, als in den Händen des Schülers oder des Dilettanten ein verkehrtes Mittel ist, historische Einsicht zu befördern. Daher denn fließt die stete Beurtheilung der alten Welt aus dem Gesichtspunkte der neuen, daher in dem achtzehnten Jahrhundert und mehr in des Verfassers neueren Aufsätzen über Napoleon die Kunst, den Zeitgenossen in die Ferne zu stellen und ihn wie einen Helden der alten Zeit zu betrachten. Daher, um zwei der glänzendsten und größeren Zeitpunkte herauszuheben, die durch diese vergleichende Betrachtung unter Schlossers Händen eine ganz neue Gestalt erhalten haben, daher rührt jenes scharfe Urtheil über die französische Revolution in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, welches Niemand aussprechen konnte, der nicht mit historischen Kenntnissen gerüstet durch die Mannichfaltigkeit und blendende Masse der zufälligen Begebenheiten hindurch die wahre Gestalt des Geschehenen erblicken und sie von dem Flitter entkleiden konnte, den die gewöhnlichen Beobachter für das Wesen nehmen, der nicht durch das große historische Maß sicher gestellt war gegen das irreleitende und widersprechende Gewirre der Ansichten der Persönlichkeit, der

Parthei, der Befangenheit in Zeitbegriffen und Modevorstellungen; daher rührte die lebendige Darstellung der römischen Revolution in der Universalgeschichte, die so ungemein viele Aehnlichkeiten mit der französischen darbot, und die durch diese Umwälzungen Aufklärungen erhielt, wie sie ihr andererseits Aufklärungen gab. Wie solche ganze Zeiträume sich wechselseitig oft durch viele Einzelheiten erläutern, so sind wieder Andere, die ein einziger Wink aufhellt. Wir würden, um ein Beispiel zu nennen, jene Periode der römischen Geschichte um Camillus anführen, wenn sie mit einer mittelaltrigen Ritterzeit verglichen wird. Nicht anders verhält es sich mit der Art, wie Schlosser großen Charakteren beizukommen versucht. In welches Licht treten nicht jene alten Gesetzgeber der asiatischen und griechischen Welt, durch die stete Nebeneinanderstellung des Einen zum Andern. Die unbedeutendsten verlorenen Winke eines alten Fragmentchens erhalten plötzlich alle vermißte Deutlichkeit und wir tragen am Ende eine gleich richtige Vorstellung von dem nur dem Namen nach bekannten Zaleucus, wie von dem bekannteren Solon und dem vieldeutigen Minos davon. Hierzu bilden jene Revolutionsmänner, die Cäsar, Philipp, Napoleon, Alkibiades, Jason, Themistokles und so viele andere ein Gegenstück. Jedes Urtheil eines einsitzenden Gelehrten über diese Menschen, die in der handelnden Welt die höchsten Höhen ersteigen, muß immer halb und einseitig bleiben, wenn er sie nach seinem eigenen Maße mißt, und dazu wird sich Jeder nothwendig hingewiesen sehen, der nicht das ganze Gebiet der Geschichte kennt, was heutzutage jedem Geschichtschreiber unentbehrlich ist. Daher hören wir denn meist über solche Heroen die Stimme blinder Bewunderung oder des moralischen Abscheus. Wie ganz anders hier, wo dem Großen ein großer Maßstab angelegt wird und wo der unangenehme Eindruck ganz schwindet, dem man nie aus dem Wege gehen kann, wenn man Pedanten und Schulmeister und Compendienschreiber über Menschen und eine Welt aburtheilen hört, die ihnen nur aus dem Buche und dunkler Ferne bekannt ist. Hätte nur Schlosser diese Analogien an manchen Stellen seiner Geschichte, wo sie angewandt sind, mehr

hervorgehoben, und an anderen angewandt, wo sie fehlen. Sie bilden häufig, ohne daß es gesagt ist, besonders in den Urgeschichten, die Grundlage, auf die so manches Resultat, sei es negativer oder positiver Art, gestützt ist; sie sind das Prinzip, welches vielfach die eigenthümlichen Geschichtspuncte des Verfassers und die hier und da unmotivirten Ablehnungen ausführlicherer Erzählung oder bestimmter Aufschlüsse bedingt. Wären sie jedesmal schärfer angegeben, so wäre damit dem vorwitzigen Einreden antiquarischer und sonstiger Historiker gesteuert gewesen, die bequem mit den Vorwürfen der Oberflächlichkeit um sich zu werfen gewohnt sind, ohne zu ahnen, daß das die größte Oberflächlichkeit verräth, wenn man sich in einer Wissenschaft, die man ihren Grenzen und ihrem Umfange nach gar nicht kennt, gleichsam eine administrative Gewalt anmaßt; es wären damit eben diese Grenzen deutlicher gesteckt worden, über die wegzuhüpfen nicht mehr so leichtes Spiel gewesen wäre, wie beim Streiten über einzelne Thatsachen, die an und für sich und vereinzelt für den Geschichtschreiber so gut wie nicht da sind. Ob auf der anderen Seite nicht hier und da vielleicht zu weit gegangen ist? Wir wollen ein Beispiel ausheben, das in sich größte im ganzen Werke. In gewaltigen Umrissen zeichnet uns der Verfasser sogleich im Anfang bei Betrachtung der drei Stämme der Aethiopen, Mogolen und Kaukasier den Gang aller Geschichte vor: die Neger im Rückgang der Cultur; die Chinesen im starren Festhalten an ihrer uralten Civilisation; die Kaukasen allein menschlich frei entwickelt im allgemeinen dem ganzen Stamme nach, wie im besonderen in den meisten seiner Zweige. Dies finden wir als eine Analogie zu der ganzen Ansicht der Geschichte, wie sie der Verfasser ausführt, großartig und genial, würden aber das Verhältniß jener Stämme anders gefaßt haben; und wenigstens hätten wir nicht die Gründe gebraucht, welche Schlosser für eine alte Cultur der Negerstämme angibt. Denn jene Nubier und Aethiopen in Meroe gehören dem kaukasischen Stamme so gewiß an als die Aegypter, indem man wohl scheiden muß, wenn die Alten, wenn Homer, Strabo, Hanno, Skylax, Ephorus von Aethiopischen

Stämmen im Allgemeinen, und wenn sie von einem Aethiopenstaat in Sennaar und Nubien reden, dessen Bewohner nach dem dort noch lebenden Menschenschlage und nach den Gesichtsbildungen der Reliefs an den Tempelruinen und sogar nach deren Farbe zu urtheilen, eines gemeinschaftlichen Stammes mit den Aegyptern sind, wie ja auch ausdrückliche Zeugnisse und alle Wahrscheinlichkeit die Cultur der Aegypter aus Nubien herleiten. Schlosser nimmt auch diese Beweisführung offenbar selbst auf die leichte Achsel, wie er denn dabei an einem Orte sich mit Bochart gegen die Identität des Tirhak mit dem Tearcho bei Strabo erklärt, (weil eben dies gleich einen Theil der alten Größe Aethiopiens wegräumen würde), an einem anderen Orte aber beide doch für einerlei nimmt. Wir würden, wenn wir unsere Ansicht über die Culturstufen der drei Racen mittheilen sollten, um dies wenigstens anzudeuten, uns daran halten, das auch in der Organisation der Menschenstämme Entwicklung und Fortschreiten vom Einfachen und Rohen zum Vollkommneren sein müsse. Wir würden also, wenn wir uns kurz mit einem Bilde verständlich machen sollten, die Neger die Frucht von einer gleichsam unorganischen Schöpfung, die Mogolen einer vegetabilischen, die Kaukasen einer animalischen nennen; wir würden in der Menschheit jene selbe merkwürdige Metamorphose suchen, auf die auch in dem menschlichen Individuum seit den Entdeckungen Autenrieth's, Harvey's und Anderer aufmerksam gemacht ward, welche die Physiologie so interessant bereichert haben. Wir würden also unter den Negern jede Bildungsthätigkeit von einiger Bedeutung überhaupt leugnen; bei den Mogolen einen frühern Stillstand nachzuweisen suchen, nach welchem sich ihre Civilisation von Periode zu Periode wiederholte, wie sich die Pflanzenwelt einförmig regenerirt. Wir glauben, eine Darstellung von dieser Art wäre mit Schlossers allgemeiner Ansicht von Geschichte und zugleich mit dem wahren Verhalt der Sache verträglich.

Mißgriffe wie diese sind aber in dem ganzen Werke außerordentlich selten. Die Vorsicht und die Entfernung von voreiligen Ideen ist ein Hauptcharakterzug des Verfassers,

und mit der Ausdehnung, die er der Geschichte dem Stoffe nach gegeben hat, steht seine weise Beschränkung in der Behandlung und Form im schönsten Gleichgewicht. Jene zeigt ihn wieder der neuen Welt angehörig, in dieser nähert er sich der alten Classicität; jene nimmt ihm die Möglichkeit, seinem Werke bei dem größeren Gehalt für Verstand und Empfindung und der großen Mannigfaltigkeit zugleich den Vorzug zu geben, daß es die Ergebnisse der historischen Erkenntniß so eng versammele und so fest und einfach darlege, wie die Alten, dieses weise Maß aber führt ihn zu einer Einfachheit zurück, die ihn stets nur das ausführen läßt, was im allerstrengsten Sinne des Wortes historisch ist, und innerhalb dieser Gränze selbst wieder nur das, was vollkommen ausgemacht und durch die reinsten Quellen belegt oder die übereinstimmendsten Forschungen ausgemittelt ist. Nur mit einer so außerordentlichen Strenge, die mit einer merkwürdigen Unerbittlichkeit behauptet ist, konnte der Verfasser hoffen (und das spricht er auch selbst aus) in einem Werke, das so verschiedene Gegenstände und Disciplinen in sich schließt, mit sicherem Urtheile auftreten zu können. Er hätte daher ein Recht, die Fachgelehrten, die Theologen und Andere, die sich über einzelne Theile seines Werkes mit einem kleinlichen Dünkel vernehmen ließen, schnöde abzufertigen, denn was er sagt mögen wenige Wahrheiten sein, es sind aber ewige Wahrheiten, während was kleinliche Untersuchungen mit erschöpfender Genauigkeit zu Tage fördern, meist nur Schaustücke für ein neugieriges Publikum sind, die mit der Neugierde der Beschauer verschwinden. Keine Eigenschaft dieses Geschichtwerkes hat so gerechten Anspruch auf Dank und Anerkennung, wie eben diese. Wenn er jene Abschnitte über Staat und Leben ausdehnen und methodisch einrichten wollte, wie manche Vorarbeit hätte ihm da das leichteste Spiel gemacht! Allein wir fragen, ob nicht die lebendigen und bewegungsvollen Schilderungen des öffentlichen und Privatlebens der verschiedenen Perioden der alten Geschichte mehr werth sind, als die schönsten Handbücher der Alterthümer, ja ob sie nicht in einem Geschichtswerke das einzig zulässige sind! Diese Abschnitte

mögen dem philologischen und antiquarischen Kenner, der es einmal versucht hat, namentlich aus solchen zerstückelten Quellen wie sie das Alterthum für Aufsätze dieser Art meist uns bietet, solche zusammenhängende Gemälde zu entwerfen, dem werden sie in einem ganz anderen Lichte erscheinen. Genau so ists mit der Literatur. Wir haben es selbst vermißt, daß der Verfasser oft nicht weitläufiger auf Einzelnes eingegangen ist — aber welch ein Werk hätte das Ganze werden sollen? Wir sagten es schon oben, und wiederholen es bei dieser Gelegenheit, daß wir nicht genug bedauern können, daß die letzten Bände so erweitert sind. Es ist der doppelte Mißstand, daß das ganze Werk, das in den ersten Theilen so sehr aus Einem Gusse schien, in den letzten etwas von dem Charakter der früheren Weltgeschichte annahm, und namentlich daß hier die jammervolle Literatur der Kirchenväter gegen die der griechischen und lateinischen Dichter in einer Breite behandelt wird, die man mehr von einem christlichen Theologen, als von einem Bewunderer der klassischen Literatur erwartet hätte. In jenen ersten Bänden aber ist die Spreu von der Frucht so rein gesondert, daß hier der ernst Gebildete, namentlich der historisch Unterrichtete, der, in den Massen sich herumquälend, gelernt hat, das Ausgeschiedene und Ausgezeichnete, wie das Auszeichnen und Ausscheiden zu schätzen, überall in der behaglichsten Zustimmung den Verfasser hören wird. Hätte er in diesen Abschnitten nichts gethan, als nur die Grade seines Beifalls und Mißfallens zu bezeichnen, so hätte schon das manchem philologischen Editor eine herrliche Belehrung werden sollen, der jetzt seinen Eifer auslassen zu müssen glaubte, weil mit seinen ausgeklügelten Ansichten diese schlichte Stimme des gesunden Verstandes nicht zusammentreffen wollte; aber in diesem Geschlechte ist es eben auch nur gar zu häufig, daß man stundenlang Vernunft predigt, ohne daß sie von ihrem ersten Worte wegkommen. Vom Kleinen abzugehen, wie schwer mag das freilich für Den sein, der einmal ans Kleine gewöhnt ist. Aber dieses Werk will ja nur ein Ganzes, das Ganze der Menschheit darstellen in ihrer inneren Entwickelung und historischen Erscheinung; es will nicht da und dort ein

neues Resultat gewinnen, nicht für den und jenen eine neue Untersuchung führen, nicht hier und da ein System entwickeln, eine Charakteristik entwerfen, ein ästhetisches Gutachten geben. Der Verfasser ist in der Einen Bestrebung thätig, die ganze Menschheit historisch darzustellen, wie er sie nicht anders als historisch zu betrachten geboren scheint, und seine gesammten Kräfte nimmt diese kolossale Arbeit in Anspruch. Nicht anders als in der Gesammtheit sollte das Werk beurtheilt werden. Wenn der Philologe eine Auslegung mißbilligt, der Literarhistoriker eine falsche Angabe entdeckt, der Philosophe das System, der Theologe den Glauben vermißt, der diplomatische Geschichtforscher die Chronologie mangelhaft, die Genealogie mangelnd findet, so ist das wie wenn man an einem poetischen Kunstwerke ein Verschen aushebt und Reim und Hiatus bemäkelt. Doch wollen wir mit allem dem nicht sagen, daß nicht auch hier gelegentlich ein Zuviel oder Zuwenig vorkommen könne. Zu wenige Beschränkung wird man wohl freilich nicht leicht finden, doch dünkt uns, der Eingang des Buches könne den Wunsch erregen, daß, da der Verfasser nirgends sonst auf den Boden und Schauplatz eines Volks Rücksicht genommen, er auch die Geogonie weniger beachtet hätte, so interessant man seine Behandlung finden und so vorsichtig man sie finden mag.

Indem er auf die Urgeschichte der Erde einzugehen sich genöthigt sieht, gestaltet sich hier Alles unter seinen Händen ganz neu, und der unwürdige Stoff, der gewöhnlich diese Stelle in unseren Weltgeschichten füllte, muß nun für immer verschwunden sein. Die Fortschritte der Geologie, die unter dem ruhmwürdigen Eifer der Naturforscher so reizend gedeihen, und die von den Hypothesen an, die Buffon auf Leibnitzens Ahnungen gründete, bis auf die neuesten Werke der Empirie jeden Tag an Sicherheit gewannen, ließen ihm Raum zur Ausdehnung seiner Forschungen auf die Geschichte der Erde. Allerdings hielt er sich streng in seinen Gränzen: nur mit dem hat er zu thun, was ihm Fortgang zeigt, aber diesen Fortgang verfolgt er auch so weit zurück, als möglich. Nichts also konnten ihm die Vermuthungen über die Entstehung der Erde und ihre Bewegung

kümmern, so wenig Buffon's in Cometen zersprengte Sonne wie die Lichtnebel Herrschel's, weder das Felsengerippe der Erde, das noch kein animalisches Leben kennt, noch der Winkel der Ekliptik, nichts aber auch die Annahme eines willkürlichen Anfangs durch das Allmachtswort der Gottheit. So ließ er sich bei Beleuchtung der Umwälzungen der Erdrinde nur auf Verfolg der animalischen Schöpfung ein: denn die unorganische geht im Raum vor sich; jede Thätigkeit im Krystall erlischt, wenigstens für unser Auge, sobald er entstanden ist; nur die organischen Körper sind nicht sogleich bei der Entstehung fertig, sondern werden es erst durch Bildung; Bildung in der Zeit aber ist des Historikers alleiniges Element, Beharren und Stillstand kennt er nicht. Wären bei Erscheinung des ersten Bandes von Schlossers Werk schon Brongniarts Arbeiten über die fossilen Pflanzen publicirt gewesen, so hätte sich der Verfasser wohl bewogen gefunden, nach ihm ausführlicher auch auf die Perioden der Vegetation einzugehen, als er jetzt nach Treviranus mochte. Indeß dünkt es uns immer mit dieser Schöpfungsgeschichte in unsern Welthistorien zur Zeit noch mißlich: so lange noch Alles hier Ungewißheit ist und jeden Tag neue Entdeckungen vorauszusehen sind, so hielten wir dafür, die Geschichte beschränke sich besser auf die menschliche und moralische Welt. Was über die Schöpfung des Menschen, die Stammabtheilung, die Ursitze der Menschheit folgt, ist schon ganz anders; hier treten wenigstens an die Stelle von wunderlichen Grillen, oder von mährchenhaften Völkerstammtafeln und mythischen Sagen, wie wir sie bisher in unseren Geschichtswerken fanden, solide Forschungen aus der Naturkunde, über die Heimath der Pflanzen und das Vaterland der zähmbaren Thiere, und Schade, daß was die ersten Theilungen in Stämme und ihre Wanderungen angeht, der Verfasser noch so wenig aus unseren Sprachforschern für ihn brauchbares entnehmen konnte. Es fängt nun an, Styl zu werden, daß man an den Historiker Kenntniß des Sanskrit und aller Ursprachen fordert, ja daß aufgeblasene Thoren auf die Geschichtschreibung, die sich hierauf nicht einlasse, höhnend herabblicken. Wenn doch solche Sprachforscher, denen es dünkt,

man schüttle Geschichtswerke nur so aus den Aermeln, die Welt mit ihrer Weisheit beglücken und ihr solche auf Sprachstudien gestützte historische Erforschungen überreichen wollten: man würde aufs höchste erkenntlich sein. Man mißverstehe uns nicht: wir meinen, die Sprachkunde macht die ehrenwerthesten Fortschritte als Sprachkunde; allein ihren Nutzen für die Geschichte, den wir so gut anzuschlagen glauben wie Einer, hat man uns noch nicht mit den Händen greifbar gemacht: dies aber ist Sache der Sprachforscher, und nicht der Geschichtschreiber. Wir finden es billig, daß die Linguistik sich erst auf ihrem eigenen Gebiete festigt, ehe sie fremde Gebiete bereichern will, und wollen es daher auch nicht tadeln, ja wir können es nur loben, daß bis jetzt außer Humboldt fast Niemand Resultate für die Geschichte aus den Sprachstudien zog; aber nun blicke man nur nicht vornehm auf die Geschichtschreibung herab, die solche Resultate nicht selbst kennt. Wo sich fremde Gebiete der Wissenschaften einander nähern, da muß man vorsichtig sein im Gränzabstecken, man muß sich nachbarlich verständigen. Wie einst Lessing gezeigt hat, daß die Künste in ihrer Reinheit nicht von einander ihre verschiedenen Mittel borgen, so ists hier; die echteste Geschichtschreibung bedarf der Sprachkunde gar nicht, so wenig wie die Sprachkunde der Geschichte; Werke aber, die in Untersuchungen auf jenem Boden Früchte für diesen finden, bilden wie Humboldt's Iberier eine eigne Classe, der man ihre Selbstständigkeit eben so wenig rauben kann; sie sind weder Sprachkunde noch Geschichte, sondern Resultate aus jener für diese. Solche Werke allein können den Nutzen der Sprachforschung für die Geschichte vermitteln, es scheint aber nicht, als ob es den Linguisten so leicht wäre, dergleichen zu schaffen, wie es sein mag, Etymologien auszubrüten.

Von dieser Episode kommen wir zu unserem Gegenstande zurück. Daß des Verfassers Vorsicht oft zur Uebertreibung kam, möchten wir als das bezeichnen, was dem Werke vielleicht am meisten geschadet hat. Sie hat Ungleichheiten und eigentliche Mängel hervorgebracht, die nicht oberflächliche Flecken sind, die vielmehr das Innerste des Werkes angreifen. Was in den

fremden Disciplinen defect ist, wird jeder Billige gern übersehen, aber innerhalb der eigentlichen Historie selbst können wirkliche Mängel schon nicht so leicht hingehen. Wenn also der Verfasser die Urgeschichte überhaupt und so auch die von Griechenland bei Seite schiebt, so lassen wir das gerne geschehen, denn diese Gegenstände bleiben dem Mythologen bequemer überlassen, oder wer sich sonst mit den Alterthümern der Geschichte befaßt. Allein wenn nun nur auch Alles, was gegen die Annahme eines vorhomerischen Cultus und ähnlicher Dinge gerichtet ist, gehörig vertheidigt wäre!

Der Verfasser geht von dem Grundsatze aus, den kein Kenner des Hellenismus bestreiten kann, daß nichts, was jenseits Homer liegt, als Quelle der griechischen Bildung gelten kann; von dieser Ansicht aus schiebt er das, was man in Mythologie und Heroologie als uralt und einheimisch auszugeben pflegt, auf spätere Zeit und auf Mittheilung aus der Fremde. Diese Meinung theilen wir vollkommen, finden sie aber so gut wie gar nicht hier begründet, weil der Verfasser eigne Forschungen nicht anstellen will, und weil unsere Mythologen und Literarhistoriker von einer Behandlung der griechischen Religion und poetischen Sage, wie sie sein sollte, noch wenig geahnt haben. Die Analogie mußte hier wieder hauptsächliche Schiedsrichterin sein. Wer nur mit Kenntniß der deutlicher entwickelten deutschen und scandinavischen Dichtung und Mythe auf die griechische zurückkäme, der würde hinter dem palasgischen geheimnißvollen Cultus schwerlich viel mehr suchen, als hinter dem der Sueven: an Völkern, die so aufs Verständige gerichtet sind, wie Griechen und Deutsche, ist das eben das erste Zeichen dieser Richtung, daß auch ihre religiösen Vorstellungen nüchtern und ihr Cultus einfach ist. Was alsdann die achäische Heroen-Sage angeht, so steht diese altnational und viel ächter bewahrt dem nachher aus Kleinasien Eingedrungenen gerade so gegenüber, wie das deutsche Volksepos dem bretagnisch-walisischen, und ward auch eben so durch die Jonier vermittelt, wie dieses durch die Normannen in Frankreich und England; auch erscheint Kleinasien und

Thracien, sammt all den barbarischen Ueberbleibseln an den Gränzen der Hellenen und besonders auf den Inseln allen Verhältnissen nach gerade so den Griechen gegenüber, wie die keltischen Völker neben den Germanischen, die auch überall in die Ecken von Europa und den Inseln gedrängt sind, in Gascogne und den vaskischen Provinzen, Bretagne, Wales, Irland und Hochschottland, während man in Trümmern ihre früheren Sitze auch in Italien und Deutschland eben so nachweist, wie Strabo in der Leleger, Karier, Sintier und anderer Thraker in allen Ecken von Griechenland. Untersuchungen aber über Kleinasien, diese Werkstätte griechischer Cultur, lagen freilich dem Verfasser wenige vor; woher sollten auch unsere philologischen Historiker wissen, wo es fehlt, da sie meist schreiben, ehe sie gelernt haben, und Aufgaben auf Gerathewohl nehmen, ohne zu wissen, ob damit ihrer Erkenntniß oder der Wissenschaft ein Dienst geschieht. — Für einen der schwächsten Theile des Werkes halten wir ferner die Abschnitte über die Zeit der aufblühenden Colonien, der Tyrannien und der Macht Sparta's. Auch hier freilich ist nicht einmal eine Arbeit da, die das elende Buch von Raoul Rochette verdrängt hätte, so daß selbst dessen Colonienverzeichniß hier noch Eingang fand; dagegen hätte der Verfasser doch wenigstens das benutzen sollen, was Müller über die Tyrannen und ihren Sturz durch Sparta zusammengestellt hat. Geschlossener hätten wir diese Partie in allen ihren Theilen gewünscht. Wenn man z. B. die herrschende aristokratische Form dieser Zeit in allen ihren Stufen in den Colonien nicht unter Einem Gesichtspunkte darstellt, nicht in Ein Gemälde bringt, so wird es nie möglich sein, weder von dem allgemeinen politischen Zustand dieser Zeit ein anschauliches Bild zu geben, noch auch die spätere Neigung der Philosophen für ideale Aristokratie, noch auch namentlich die immer etwas caricaturartige Erscheinung von Sparta nur zu erklären. So muß auch namentlich in eben so concentrirter Weise das üppige Leben der Tyrannenhöfe und der frühesten demokratischen Städte dargestellt werden, um diesen Gegensatz erklären zu helfen. Wenn der

Verfasser, entblößt von Vorarbeiten, nur Andeutungen in diesen Abschnitten geben will, so ist dies seiner Vorsicht gemäß, allein auch die bloßen Andeutungen konnten in besserer Ordnung gegeben werden, und lieber hätten wir, so dürftig es geworden sein möchte, diese Andeutungen an den Faden einer Geschichte des Bekanntwerdens des schwarzen und mittelländischen Meeres geknüpft, um nur wenigstens einen Fortgang, eine geschichtliche Zeitfolge zu sehen, statt der zerstreuenden Erörterung einzelner bekannter Momente in der Geschichte der verschiedensten Städte und Inseln aus allen Gegenden, in denen oft ihr späterer Flor zu dem früheren Keim gefügt ist. So ist auch das Nebeneinanderstellen der verschiedenen Dichtungsgattungen in der lyrischen Dichterzeit diesem Allem ganz analog: es hätte sich ohne viele gelehrte Untersuchungen hier auch aus der bloßen fragmentarischen Literatur eine innere Entwickelung und eine Reihenfolge andeuten lassen; diese Zeit der griechischen Dichtung harrt noch der Aufklärung durch einen Gelehrten, der gründlich in der Poesiegeschichte der Troubadours bewandert, die tausend Winke zu verstehen und zu benutzen weiß, die die griechische Literatur hier darbietet und die von der Beschaffenheit sind, daß sie zu sehr überraschenden Resultaten führen. Der Verfasser hat an andern Stellen der Geschichte, wo ihm, wie hier, Vorarbeiter fehlen, selbst nachgearbeitet; dies dünkt uns, um ein Beispiel zu geben, namentlich in den Geschichten der Nachfolger des Alexander der Fall. Hier möchten wir fragen: verleitet ihn nicht seine Vorliebe für die Geschichtsperioden, welche einen Reichthum an Quellen bieten, hier zu einem Zuviel, und sein Abscheu vor unzusammenhängenden Quellen dort zu einem Zuwenig? Gerade, da der Verfasser durch seine Geschichtserzählung auf das Gemüth wirken, da er belehren und anregen will, welche Wirkung kann er zu machen hoffen mit jenen verflochtenen Begebenheiten, mit jenen sich durchkreuzenden Kriegsgeschichten, mit jener Mannichfaltigkeit, der nur ein sehr scharfes Auge überall hin folgen kann? Dagegen hier! Die Geschichte eines werdenden Volkes ist uns fast unter

jeder Bedingung tausendmal wichtiger, als die eines sich auflösenden, und gewiß kommt diese, wenn auch Herz und Phantasie durch die Geschichte beschäftigt werden soll, viel weniger in Betracht. Hier ist eine Zeit der üppigsten Cultur jeder Art, des Reichthums, des Handels und der Gewerbe, der politischen Parteien, der mannichfaltigsten Staatseinrichtungen, der außerordentlichsten Kunstthätigkeit, des harmlosen Volksvergnügens, der reichsten Dichtung, reinerer moralischer Sitten und kriegerischer Kraft, eine Zeit, die nie als im italischen, spanischen, französischen und süddeutschen Mittelalter, und an Energie und Gesundheit selbst da nicht ihres Gleichen gehabt hat. Es ist wahr, wir können diese Cultur nur ahnen, aber wir können sie in ihrem ganzen Umfange ahnen; und wir fragen, ob es der Verfasser für möglich hält, daß Jemand, der nicht sonsther das Besondere zu seinen allgemeinen Winken kennt, in ihrem ganzen Umfange die Bedeutung dieser Zeit aus diesen Winken auch nur ahnen lernt? Ganz anders sogleich ist seine Behandlung der guten atheniſchen Zeit, wo Hülfsmittel und Quellen reichlicher fließen; nur ist wieder jene Zeit zwischen dem Perser- und Peloponnesischen Kriege weder in der Uebersicht der politischen Geschichte, noch in dem Abschnitte über Staat und Leben seinem innern Charakter nach lebhaft genug von der Blüthezeit der athenischen Demokratie getrennt, und hier war die bloße Tendenz des Aristophanes und seine Opposition gegen Perikles und seine ganze Zeit hinreichend genug, auf den außerordentlichen politischen und moralischen Unterschied beider Perioden aufmerksam zu machen, welchen die Pest in Athen nachher vollendet; und, wir würden den Aristophanes zur Beurtheilung der politischen Geschichte überhaupt häufiger gebraucht, und sein Sittengemälde der alten Zeit nicht so sehr als bloßes Ideal der verdorbenen Gegenwart gegenüber betrachten, weil er alle vulgäre Derbheit einer Zeit, wie die vorhin bezeichnete war, neben ihrer inneren Tüchtigkeit nicht verschweigt und weil auch Thucydides ganz dieselben Ansichten von jenen Geschlechtern theilt.

Doch wir fürchten, über diesen einzelnen Anführungen, die durchaus nicht im Plane lagen, den Raum zu sehr auszudehnen und kommen noch auf zwei Bemerkungen zurück. Die eine betrifft einen Mangel in der geistigen Natur unseres Geschichtschreibers, die andere setzt ihm zwei werthvolle Eigenschaften derselben entgegen. Wir meinen unter jenem den Abgang des eigentlich ästhetischen Sinnes. Wir wollen nicht über des Verfassers Meinungen und Ansichten über Dichter und Dichtung sprechen, denn hier würde man leicht seine Winke als Ausdrücke eines reinen Geschmackes nehmen müssen; der Dichtung wohnt aber allzuhäufig ein anderer Werth bei, den man nicht selten mit dem eigentlich künstlerischen verwechselt und ohne Nachtheil für das allgemeine Endurtheil über den Totalwerth verwechseln darf. Wir wollen auch nicht über seine Schreibart reden, so viele Klagen diese auch früher erregt hat; wir glauben, daß wir zu vieles Eigenthümliche und Vortreffliche dieser Geschichte eben dieser völligen Schmucklosigkeit und Entäußerung jedes Zierraths zu danken haben, als daß wir darüber einen Tadel zu äußern wagten. Selbst über die Structur des Werkes denken wir hinreichende Notizen gegeben zu haben, welche andeuten, an welchen Stellen wir kunstsinnige Anlage und Ausführung in größerem Maße finden, an welchen anderen wir sie vernachläßigt glauben. Wir wollen vielmehr darauf aufmerksam machen, daß der Verfasser über plastische Kunst und Musik ganz hinweggeht, und daß er an irgend einer Stelle dies in so fern zum Grundsatze macht, als er behauptet, ohne technische Kenntnisse bleibe jedes Urtheil über Kunstgegenstände ein eitles Geschwätz. Wir wissen nicht, wie es kommt, daß Ansichten dieser Art ziemlich verbreitet sind, aber das wissen wir ganz gewiß, daß sie grundfalsch sind.

Sie haben jede geschichtliche Erfahrung gegen sich, denn nie haben die Dürer, da Vinci und Mengs, nie haben Künstler überhaupt über Kunstgegenstände anders als aus technischen Gesichtspuncten geurtheilt, und was je über das Nichthandwerksmäßige gesagt worden ist, mußte ein Lessing sagen, der

nicht einmal Vieles gesehen hatte; seit Winkelmann hat es Niemand viel weiter gebracht; und der bei weitem kunstsinnigste Mann in Deutschland, wenn wir etwa Göthe ausnehmen, Wilhelm von Humboldt, besitzt unseres Wissens keine technischen Kenntnisse, aber das feinste Urtheil über Gegenstände der Kunst. Soll jener Ansicht irgend ein Sinn unterliegen, so kann es kein anderer sein, als daß eine strenge Künstlernatur verlangen möchte, man solle Kunstwerke sehen, und nicht darüber reden. Allein dann müßte jede Kunstgeschichte ein Unding sein, und das dünkt sie uns nicht. Ueber das Technische zu urtheilen, würde Niemand dem Verfasser angemuthet haben, denn er urtheilt ja auch nicht über die prosodische Kunst der Dichter, noch über die rhetorische der Redner, noch über die Systeme der Philosophen; nimmt er sich aber in allen diesen Disciplinen die innere geschichtliche Veränderung des producirenden Geistes zum Gegenstande, so konnte er ohne Inconsequenz die ähnliche Aufmerksamkeit auf die Kunst nicht ablehnen. Handelte es sich um eine deutsche, eine englische Geschichte, wohl, dann möchte die Vernachlässigung der Künste etwa entschuldigt werden können, weil sie für den innern Culturstand im Allgemeinen von wenig Bedeutung geblieben sind. Allein in der ganzen alten Welt ist dies weit anders. So ist noch von Niemanden gezeigt worden, daß in der hebräischen Bildung die Musik eines der wichtigsten Momente bildet. Hier sehe man nur in das Werk von Forkel, um an einem glänzenden Beispiele zu lernen, was in dem Felde der Kunstgeschichte ein technischer Kenner leistet! Man geht da von der modernen Befangenheit, von der Befangenheit eines modernen Theoretikers aus, der es als eine ausgemachte Sache ansieht, daß die heutige Instrumentalmusik der Glanz und Höhepunct aller musicalischen Kunst ist; der gleich bei den ersten Spuren von Gesang und Klang mit Regeln und Demonstrationen, bei Juden und Griechen mit Vergleichung des Geschreies der amerikanischen Wilden kommt; dem nicht einfällt, von seinem Generalbaß abzusehen und zu bedenken, daß die schweren, ihm unbegreiflichen alten Musikstücke, wie ihr Vers-

maß, auf dem viel schärferen Ohr von Natursöhnen beruhen; dem nicht einfällt, auf die innerste menschliche Natur zurückzugehen und zu forschen, wann und wo das Herz am innigsten gebildet war, um von da zu schließen, daß dort wohl auch seine Sprache am reinsten gewesen sein müsse, wenn auch nicht eben am ausgebildetsten und verfeinertsten. Doch bei der kurzen Behandlung der altasiatischen Geschichten sähe man auch wohl diesen Punct nach, und ebenso, daß Baukunst und Sculptur in Aegypten nur gelegentlich berührt werden, obwohl das Hervortreten dieser Künste dort eine so merkwürdige Erscheinung ist. Allein wenn Musik und plastische Kunst auch unter den Griechen nur so gelegentlich behandelt werden, so ist dies freilich anders. Gestaltete doch der plastische Kunstsinn unter den Griechen Alles in Religion, in Poesie, ja man darf sagen, im Staate.

Daß wir es nur geradezu gestehen, es dünkt uns ein höchst empfindlicher Mangel, wenn wir hier auch nicht ein Wort über jene wunderbare Religion und jenen Götterhimmel hören, den die kühnste und zugleich reinste Phantasie dieses schönen Volkes erschuf, der durch Jahrtausende in der Kunst dem zelotischen Eifer des Christenthums trotzte und noch den künstlerischen Genien unserer Tage sehnsüchtige Lieder entlockte. Ist nicht die Religion das erste und allgemeinste Bildungsmittel eines Volkes? Hier hätte das Streitige und Unsichere der Sache, das doch wieder nur das System der Mythologie angeht, nicht abschrecken müssen; in einem solchen Werke, das den Hellenischen Geist darstellen will, wie er die ganze alte Welt durchdrang, hätten wir geradezu den wechselnden Vorstellungen der Griechen von der Gottheit und dem Verhältniß der Menschen zu ihr mehr Raum gegeben, als dem Christenthum.

So hätten wir eine Geschichte der Wirkung der homerischen Gedichte für ein unumgängliches Mittel gehalten, in das innere Wesen dieser Nation einzuführen, so wie wir für die bloße Anführung der allgemeinsten Stellen aus den Alten selbst schon dankbar gewesen wären, welche die Begriffe der Hellenen von

ihrer gymnastisch-musicalischen Bildung darlegen und dem Einklang der inneren und äußeren Natur. Empfand doch Schlosser selbst in den Abschnitten der politischen Geschichten, von welcher Bedeutung selbst in dem Staate eines Volkes von so viel Schönheitssinn die edle Gesichtsbildung eines Perikles und Pisistratus, eines Alkibiades und Alexander war! Aber das Größte ist immer die Gestaltung der Meinungen und Handlungen aus der fast einzigen Thätigkeit der Phantasie in diesem Volke.

Diese Quelle aller Ereignisse in der griechischen Welt sollte den Geschichtschreiber fast fortwährend beschäftigen, wie ihn in der römischen Geschichte die Consequenz des Senats und die planmäßige Verbreitung des römischen Namens wirklich beschäftigt.

Diese Quelle der Thaten des griechischen Volkes hält aus der ganzen Geschichte desselben alle Barbarei und Grausamkeit, alles Mechanische und Zufällige, alle feinere und raffinirtere Politik, allen Materialismus und alle Gemeinheit fern; sie stellt daher diese Geschichte der Jugend so nahe, die in der Phantasie lebt, und deren theuerstes Bildungsmittel diese Geschichte geworden ist: sie gießt, weil Alles, was die Phantasie erschafft, ideell ist, jenen Glanz des Ideals über die ganze griechische Welt, der nicht eine optische Täuschung ist, wie die Gegner antiker Bildung meinen, sondern der wirklich auf dieser Jugendgeschichte der Menschheit, wie auf der eines jeden edleren Menschen liegt. Wir halten es daher für möglich und für wünschenswerth, daß noch eine Geschichte von Griechenland aus diesem Gesichtspuncte geschrieben werde. Wir lernen sonst auch nie die großen Männer dieser Nation vollständig begreifen. In Alexander hat Schlosser vortrefflich das Poetisch-Ideale seines Bestrebens hervorgehoben. Wie sollen wir aber z. B. Plato verstehen, wenn wir nicht aus der plastischen Kunst gelernt haben, auf die Urformen der Dinge zurückzugehen? Mit keinerlei modernen Vorstellungsart ist diesem seltenen Manne beizukommen; wem dieser kein Räthsel mehr ist, der erst kann sagen, daß er das Griechenthum ganz kenne, denn er steht in

einem gewissen Sinne auf der höchsten und gefährlichsten Spitze der ächt griechischen Bildung.

Diese Seite ist also, wie wir andeuteten, nicht ganz versäumt, sie ist aber nicht in das ihr gebührende Licht gestellt. Wir können sagen, die Natur des Norddeutschen leuchtet aus ihrer Vernachlässigung, denn Norddeutschland kannte nie den feineren Kunstsinn, der wie alle höhere Poesie nur ein Eigenthum von Süd- und Mitteldeutschland blieb. Aehnlich faßte daher auch Voß das Alterthum auf; und doch ist es eben dieser, dem wir die innere Enthüllung desselben vorzugsweise danken.

Woher nun dieser scheinbare Widerspruch, daß wir im selben Augenblick über einen Hauptmangel dieser Geschichte klagen, und doch auch von ihr bekennen müssen, daß sie die erste griechische Geschichte ist, die uns das Innere der Nation aufschließt? Die Ursache ist, daß wir Neueren jenen Kunstsinn überhaupt verloren haben, die Süddeutschen im Ganzen nicht minder als die Norddeutschen, und selbst die Italiener im Allgemeinen nicht viel weniger als die Deutschen. Ist es zwar für die deutsche Nation rühmlich genug, daß sie einen Göthe und Schiller hervorbrachte, welche zu einer wahren Klassicität zurückkehrten, so ist doch gerade das, was ihrer Poesie als Kunst den größten Werth gibt, ganz verkannt oder übersehen, und diese Seite der Beurtheilung ersetzen wir mit der moralischen und intellectuellen. Diese beiden Seiten finden wir nun auch in unserm Geschichtschreiber wieder; er faßte das Alterthum von jenen großen Seiten auf, von denen es uns allgemein belehrend ist; seine ästhetische Seite konnte immer nur für Wenige unter uns bildend sein. Wir müssen in jenem Volke die außerordentliche moralische Weisheit bewundern, jene Tugendgröße, jene ruhige Besonnenheit, jene gehaltene und gemäßigte Kraft, die in so vielen herrlichen Individuen so große Repräsentanten fand, jenes merkwürdige Gleichmaß zwischen dem dunkeln Gefühl der Abhängigkeit von größeren Mächten und dem freudigen Vertrauen auf menschliche Größe und Kräfte. Nachdem das Christenthum durch Jahrhunderte und Jahr-

tausende dieses letztere, ohne das es keine wahre Menschenwürde gibt, unterdrückt, und mit ihm den Keim jeder kräftigen Individualität erstickt hatte, so war es den Deutschen vorbehalten, mit der Reformation jenen alten Sinn wieder zu wecken, jenes alte Gleichmaß zwischen Scheu vor dem Göttlichen und Achtung des Menschlichen wieder herzustellen, jenen ächten Humanismus wieder neben dem Christianismus geltend zu machen, und in diesen Geist, in das Bestreben für die Wiederbelebung Hellenischer Bildung ging jede starke Natur in der Zeit der Reformation, die auf Cultur des Herzens und Verstandes gerichtet war, ein und die ähnlichen Naturen des vorigen Jahrhunderts, die Lessing und Voß, erscheinen ihrem Charakter wie ihrer Thätigkeit nach, an ihrer Seite, und in diese Reihe wird die deutsche Geschichte auch Schlosser stellen, ohne zu vergessen den Unterschied bemerkbar zu machen, welchen vielleicht am meisten seine historischen Studien bedingen, daß er nämlich von der moralischen Heftigkeit, die noch in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts liegt, in diesem Werke durchaus zurückkam, wie er auch nicht geneigt scheint, so streitlustig in Fehden und Kämpfe einzugehen, wie noch die letztgenannten. Man halte es uns zu gut, wenn wir in einer Periode allgemeiner Erschlaffung, in einer Zeit die jede große Persönlichkeit untergehen und keine andere an die Stelle treten sieht, unsere Bewunderung für einen so tüchtigen und fernigen literarischen und moralischen Charakter laut aussprechen. Aus diesem Buche haucht uns der deutscheste Geist der besten Zeiten an, während wir uns immer mehr verflachen und verallgemeinern oder gar fremden Götzen huldigen und Nationalsinn und vaterländische Weise um Spottpreise feil bieten! Aus diesem Buche spricht offen ein reines Gemüth und eine ehrenfeste Gesinnung, indeß unsere andern Schriftsteller sich stets mehr aus ihren Schriften zu entfernen, den Menschen und den Autor stets mehr zu trennen und die Bildung des Verstandes von der des Herzens oder Phantasie stets mehr zu scheiden suchen. Wo wir in diesem Buche aufschlagen, leuchtet der kräftigste, gesundeste Verstand hindurch, die sicherste und geradeste Beurthei-

lung menschlicher Dinge; wenn er jene Satyren schreibt über die chinesischen und indischen Staatseinrichtungen, wenn er überhaupt über die Primordialverhältnisse der Völker sich auslätzt, wenn er wie ein anderer Herodot jene griechischen Heere, jenen griechischen Arzt, jene verrathenen Zehntausend neben und unter den Persern zeigt und die Ueberlegenheit des Geistes über die Massen, den Sieg der verständigen Ansicht der Welt und des natürlichen Gebrauchs der menschlichen Kräfte schildert, dann muß sich jeder Freund der geistigen Gesundheit und Natürlichkeit, jeder Begünstiger der Aufklärung und ächten Bildung an diesem offenen Sinne, diesem gründlichen Wissen und planen Urtheile freuen, das jedem unter uns bald hier bald dort ein dunkles Gefühl belebt und ein halbfertiges Wort von der Lippe nimmt.

Wie vereinzelt steht aber dies Werk unter der Sündfluth der wahnwitzigsten Dinge, die von jungen fieberhaften Köpfen ausgebrütet und von Jung und Alt wie Evangelien gelesen werden; Dinge, die breits so überhand genommen haben, daß der literarische Sansculottismus, den man sich in Romanen und Briefen noch gefallen läßt, auch in Wissenschaften zu bringen anfängt. Während uns ferner die ganze Richtung der Zeit in einen crassen Materialismus zu reißen droht, hebt uns dies Buch noch über die Gemeinheit empor, und zeigt uns hinter der wirklichen Welt den idealen Hintergrund, ohne den keine edle Seele athmen kann. Allein es hält uns dabei an der Wirklichkeit fest; es hält uns weg von der Prosa des Alltagtreibens, aber auch von jedem utopischen Traume, und weit entfernt, daß dieser Mann dem politischen Getreibe den Rücken kehre, das uns um unsere besten Köpfe bringt, indem es sie in die Irre mit sich reißt, oder in die Einsamkeit von sich stößt, so faßt er im Gegentheil die Bewegung der Gegenwart um so fester ins Auge, ohne seinen Standort auch nur erschüttert zu fühlen. Bedroht ist unsere Wissenschaft und Literatur von einem Tode aus heiler Haut, der ihr unvermeidlich nahe bevorsteht, wenn sie in Schule und auf dem Katheder, im Buch und für das Buch fortan ihre ein-

zige Existenz sieht; bedroht ist sie von einem Umsturze und einer plötzlichen Vertilgung, wenn sie der tumultuarischen Bewegung in der politischen Welt nicht vorsehend und angriffsweise entgegengeht. Dies sollte uns lehren, von Werken dieser Art zu lernen, uns an Tendenzen dieser Art zu schließen und fest zu versammeln, und wäre es uns doch vergönnt, in diesen Jahrbüchern dazu einen kleinen Impuls zu geben!

Noch haben wir schließlich einen frommen Wunsch auszusprechen. Der Verfasser nahm bei diesem Werke Aussicht auf ein weiteres Publikum, und obgleich er vielleicht nicht die Gabe hat, sich dieses leicht zu gewinnen, so halten wir es immer für höchst erwünscht, daß er es stets entschiedener versuche. Sonst scheint er wohl der Meinung zu sein, daß ein Schreiber in unseren Tagen sich sein Publikum wählen müsse; wählen, geben wir zu, allein dabei stets das möglichst Weite im Auge zu haben, möchten wir als durchaus zeitgemäß fordern. Wir sind in Zeiten, deren Bildung sich ausbreitet; es war anders in Griechenland beim Erwachen der Wissenschaften, wo sich die Aufklärung mannichfach in Mysterien und Schulen verschloß. Bei uns strebt unter freilich ungünstigen Verhältnissen Alles dahin, die Aufklärung und Bildung zum größeren Gemeingut zu machen. Wie wünschenswerth wäre es doch, wenn sich jene Geschichtschreiber, die die mittleren Classen des Publikums belehren, in ihrer gefälligeren Erzählung, die den für den Laien lästigen gelehrten Plunder abwirft, an Schlosser's und ähnliche Werke eng anschlössen! wie einfach und natürlich könnten sie dadurch zum Vermittler der höheren Bildung für die unteren Classen werden! wie würde das allmählig immer mehr die Kluft zwischen unserem schwerfälligen gelehrten Wissen und der oberflächlichen Scheinbildung unserer sogenannten gebildeten Welt wegheben! Welch ein höherer Ruhm könnte erreicht werden durch ein solches verständiges Anschließen, durch zweckmäßiges Verengern oder Erweitern solcher Werke, als durch eine Selbstständigkeit und ein Verschmähen solch eines festen ge-

liehenen Bodens, um auf eigenen Sand zu bauen. Wenn man eine Behandlung der Geschichte auf diese Weise an tausenden unserer gelehrten Werke nicht versuchte, so war das wohl natürlich, allein ein Buch wie dieses, wo die einfachsten Quellen nachgewiesen sind, aus denen man bequem den nöthigsten Schmuck für solche Zwecke aufsuchen könnte, sollte billig einen sprachgewandten, practischen und tactvollen Bearbeiter finden.

Ueber

Börne's Briefe aus Paris.

1835.

Die deutschen Jahrbücher würden, wenn ihnen angemuthet werden sollte, diese Briefe als einzelne Erscheinung ihrem Werthe und Gehalte nach zu beurtheilen, nicht leicht ein anderes Buch mit solcher Entschiedenheit abweisen, wie dieses. Betrachten wir es als ein Werk, dessen Verfasser auf die politischen Gesinnungen der Menschen zu wirken suchte, so würden wir uns mit Abscheu von einer Schrift wenden, die, wir sagen nicht das Heilige und Große, nein die selbst das Gemeine und Schlechte in dieser Weise verpestete, wie es hier geschieht, da wir zu gut wissen, wie wenig man um tausend Thorheiten und üble Sitten, die die Gewohnheit geheiligt hat, den Menschen oder gar die Masse und Menge anschuldigen darf, da wir zu gut von den Menschen denken, als daß wir in ihrem Thun und Treiben überall nichts als die raffinirteste Bosheit zu Grunde liegen sähen oder zu sehen uns anstellten. Betrachten wir das Werk als ein Produkt des Geistes, so würden wir es jener verderblichsten aller Mittelmäßigkeiten verfallen sehen, an der nicht sowohl unsere Nation allein, als vielmehr die ganze Zeit und ganz Europa krank liegt, jenem Schatten von Bildung, wie ihn die gute Schule, die Allgemeinheit der Kenntnisse, die mäßige Lectüre, die literarische oder belletristische Routine dem dilettantischen Näscher gibt, und auf der dann mit allerhand Dingen, mit frivolem Scherze, mit der unerhörtesten Frechheit, mit fingirter oder

wirklicher Misanthropie, mit barockem Wesen und was wissen wir all das mangelnde Licht aufgetragen werden soll. Nur daß diese Krankheit so epidemisch verbreitet ist und immer mehr um sich greifen zu wollen scheint, bewegt uns, auf einige Erörterungen über diese Briefe einzugehen, weil sie uns gerade nahe liegen, und wird uns vielleicht später auf Lord Byron zurückkommen lassen, den Hauptrepräsentanten dieser Secte von unglücklichen Menschenbeglückern oder von humanen Menschenhassern, die sich vor sich selbst nicht retten können, aber die Menschheit retten wollen, die in sich zerrissen die geordnete Welt in Ordnung zu bringen denken, weil sie ihnen im Chaos erscheint, und weil sie die Welt nur nach sich selbst zu messen verstehen. Indem wir uns der Objectivität in der Literatur in so fern gegenüberstellen, daß wir zeigen wollen, wie mit ihr allein der Wissenschaft kein Heil zuwächst, nehmen wir uns von selbst der Subjectivität an; wir müssen aber die Leser bald überzeugen, daß wir diese Art von Individualitäten, Carricaturen, wie sie unsere Zeit fast einzig kennt, viel tiefer verabscheuen, als wir das Tiefste der gelehrten Pedanterie verachten könnten.

Wir haben nicht die Absicht, in diesen folgenden Bemerkungen dem Briefsteller selbst gegenüberzutreten. Es wäre, als ob man dem Wahnwitzigen predigen wollte. Nichts auch wäre dabei zu gewinnen, als mit Koth geworfen zu werden; denn nie hat man unter uns einen so pöbelhaften Ton der Kritik und Antikritik anstimmen hören, wie es durch diese Leute Sitte geworden ist. Wie merkwürdig ändern sich die Zeiten! Nicht lange ist es her, daß man Lessing's und Voßens Kritiken ihrer Rücksichtslosigkeit und ihrer Gradheit wegen angriff und mit Bitterkeit die Charaktere dieser Männer zu verdächtigen suchte, denen jede Persönlichkeit in der Kritik fremd war, und heute sieht man auf jedem weiblichen Arbeitstische wohl den sechsten Band dieser Briefe liegen und man ergötzt sich an diesen Fehden, die mit wenigem schlechten Witze, aber mit ausgesuchter Kunst zu schimpfen und mit dem möglichst hohen Grade von Gemeinheit geführt werden.

Hätte auch die Verbreitung dieser Schriften sie nicht weiter getragen, als in Lesezimmer und Lesezirkel, die gleichgültig anschaffen und für die Langeweile lesen, gleichviel was; als in die Hände der sogenannten Gebildeten, die dergleichen kennen müssen, um darüber reden zu können, oder in die der Bösartigen, die so etwas verschlingen, um ihren Hang zum Spott und Hohn zu nähren, so würden wir uns immer noch bedacht haben, von ihnen hier zu reden. Sie haben aber leider auch Eingang zu unseren jungen politischen Enthusiasten gefunden, die leicht erreglich jedem Eindrucke nachgeben, und die Jeden für einen Apostel der Freiheit zu nehmen gewohnt sind, der sich nur nicht scheut, gegen das Bestehende zu eifern. Woher der Eifer kommt, wohin der Eifer will, das kümmert sie wenig; nur das Nämliche nicht wollen, dünkt sie genug zur Freundschaft, und sie bedenken nicht, daß das noch lange nicht genug zur Hälfte, ja kaum genug zum Anfange der Freundschaft ist.

Aber freilich, wie haben sich auch hier die Dinge so anders gestaltet und welche schmerzliche Blicke läßt uns die Betrachtung dieser umgeänderten Verhältnisse in die jähe und grelle Verschlimmerung aller Sitten und aller Denkart werfen. Diese deutsche Jugend, wie man sie vor zwanzig Jahren kannte, hatte damals, wie heute und immer, dieselben Ideale oder Phantasmen vor Augen, die dieses Alter niemals ablegen wird; abgeschreckt von der prosaischen Welt, in die sie bald eintreten sollten, den Kopf und die Brust mit großen Entwürfen und Gesinnungen gefüllt, für deren Verwirklichung ihnen das Leben um sie her keine Bürgschaft und selbst keine Hoffnung bot, trieben sie sich wechselnd in Rohheit und Gemeinheit und in den höchsten Regionen ideeller Bestrebungen herum. Auch jene Zeiten lenkten diese Bestrebungen auf das Politische, aber wie anders damals als jetzt! Sie waren damals der Ausfluß der Begeisterung, und ihr Ziel war ein edles, mag man es auch ein geträumtes oder thörichtes nennen; jedes Mittel zum Zwecke war dieser Art: noch war damals Fleiß und Sinn für Bildung von Geist und Herz,

es war Verachtung der Convenienz, Abscheu vor dem Fremden und Nationalfeindlichen, Verhöhnung des Pedantischen und Kleinmeisterlichen und ein moralischer Wetteifer, ja ein Anflug von einer eigenen Religiosität, was in der seltsamsten Mischung jene Generation bewegte. Heute ist an die Stelle jener Begeisterung, die sich nicht laut genug machen konnte, das versteckteste Getriebe getreten und an die Stelle jener großen Gedanken, die der Nation positiv eine Größe verschaffen wollten, nichts als ein verborgenes Machiniren und Miniren, um nur negirend zu Grunde zu richten, was existirt; damals sahen wir diese Jünglinge im Fluge der Einbildungskraft jeden anderen Helfer als sich selbst verschmähen, und heute stecken sie mit den Pfahlbürgern zusammen, die ihrerseits damals oft eine bittere Wuth gegen das Treiben der Leute beseelte, die sie wie ein profanes Volk mit einem Spottnamen bezeichneten, den heute der Verspottete sich wohl selbst beilegt. Lüderlichkeit, Faulheit, Verhöhnung jeder Solidität im Wissen oder im Leben, Anschluß an das Fremde und Nationalfeindliche, Nachbeterei und Nachäffung stellte sich an die Stelle des Gegentheils ein; die damals einen Purismus im Sprechen und in der Tracht und Sitte einführen wollten, gewöhnen sich heute an die hohlen Phrasen der französischen Beredsamkeit, und wie verschwunden ist jener rührende, wenn auch sonderbare Eifer, die äußere Sitte zu ändern; damals erschütterte und zerstörte die einzelne That eines verblendeten Menschen diese ganze Idealwelt, aber heute gewöhnen sich viele an den Gedanken des Verraths und an jesuitische Principien, und in ganzen Corporationen ward, scheint es fast, keine Stimme mehr gefunden, die sich gegen den Meuchelmord wehrte. Kein Wunder denn, daß dies Geschlecht an solchen Büchern Gefallen finden konnte, die ganz in diesen unter ihm herrschenden Geist eingingen: die den Jesuitismus und Machiavellismus in die Demagogie überführen, die einst nur als Waffen der geistlichen und weltlichen Tyrannen, der Feinde der Demagogen, galten; die jedes Schöne und Edle begeifern und niederwerfen; keinen Enthu-

siasmus, keine Wärme für irgend eine Sache kennen; die das Vaterland schmählich verleumden; mit Scheinwitz prunken, wo nur tiefe Unwissenheit ist, mit Weisheit sich brüsten, wo die armseligste Beschränktheit sich kund gibt; die da lachen und höhnen, wo Mordanschläge gemacht werden, die gegen die Gottheit Schimpfworte gebrauchen und des Volkes Flüche ihr wohlgefälliger nennen, als seine Gebete.

Und doch, obwohl sich dieser Geist eines Theiles unserer Jugend bemächtigt hat, können wir ihn nicht anders als eine Abnormität ansehen, denn die Jugend hat Liebe für das Edle und Sinn für das Große voraus, und wir werden es nie glauben, daß dieser Sinn und diese Liebe aus der unserigen geschwunden sei. Wir können es uns zu gut erklären, woher in so Vielen die gegenwärtige Unterdrückung dieser schöneren Eigenschaften der Seele herzuleiten ist. Unsere Regierungen fürchteten in jenen Befreiungsjahren die Begeisterung der Jugend, und sie bedachten nicht, daß jede Begeisterung ein vorübergehender Rausch, und in der Jugend ein naturgemäßer, ein nothwendiger Rausch ist. Sie unterdrückten das; sie schärften die Aufmerksamkeit und äußere Bewachung; sie unterdrückten schon in der Schule durch unmäßigen und auf die einseitige Bildung des Verstandes abzielenden Unterricht jede frühere Regung der jugendlichen Geister; sie vollendeten diese Unterdrückung mit ungemessenen Forderungen im Examen der Schule und der Academie. Wir sehen nicht, wozu Hehl und Heimlichthun hier gut ist: und daß wir es nur geradezu heraussagen, diese gepriesenen deutschen Schulen sind die einzige Schule jenes unglückseligen Geschlechtes, das unseren ganzen Verhältnissen bei größerer Verbreitung den völligen Umsturz droht. Wir wahrlich sind nicht für die Einschränkung des Unterrichts und der Kenntnisse, allein der Jugend muß die Phantasie, in der sie einzig lebt, gelassen, sie muß ihr nicht mit den exacten Wissenschaften und der Naturkunde ausgetrieben werden, man muß an die Stelle jener Begeisterung nicht die Altklugheit der Jugend setzen, welche die Ruhe unserer Entwickelung weit mehr gefährdet, als es die abentheuer-

lichsten Chimären jemals könnten; man muß nicht mit Collegienzwang und zu frühen rigorosen Examinen der nach Freiheit und Ungebundenheit dürstenden jungen Seele die schönste Lebenszeit vergiften. Wir wollen hier nicht näher auf diesen Punkt eingehen, wir denken anderswo ausführlicher darauf zurückzukommen. Wir müssen aber fragen, woher anders schreibt sich bei den meisten unserer unruhigen jugendlichen Köpfe Mißmuth über das bürgerliche Leben, als weil die Existenz und Subsistenz täglich erschwerter wird? woher anders ihre Faulheit und Verachtung des Lernens, als weil durch die ermattende, unnatürliche und pedantische Behandlungsart derselben auf den Schulen ihnen der Geschmack an gesunder Bildung genommen wird und weil sie, den unsinnigen Forderungen der Examinatoren zu genügen, verzweifeln? woher die Bereitwilligkeit zu jedem verzweifelten Schritte, als aus jenem Mißmuthe, dieser Haltungs- und dieser Hoffnungslosigkeit? woher jene kalt verständige Berechnung der Mittel, jene Verbindungen mit dem Bürger und dem Fremden, als aus der Unterdrückung der früheren Begeisterung, die dem Jugendalter so wohl ansteht und so leicht aufs Gute zu leiten ist? woher die Unterdrückung dieser Begeisterung, als aus der frühen Verstandesbildung und dem Einzwängen in Kenntnisse, zu dem die Einbildungskraft dieses Alters zu groß, und dem Ausrecken in andere, zu denen sein Verstand zu klein ist? Wir müssen fragen, wo die größere Gefahr lag für den Staat, für die Cultur und Bildung unseres Vaterlandes, in den Bestrebungen jener Jugend von 1813 oder der jetzigen von 1830? Und diese Frage etwas näher zu erörtern, scheint uns bei Gelegenheit dieser Börne'schen Briefe mehr Veranlassung da zu sein.

Zu allen Zeiten, in denen die geistige Bildung Fortschritte macht, zumal in solchen, wo, wie auch gegenwärtig der Fall ist, diese Fortschritte mit einer Art ungeduldiger Hast betrieben und erwartet werden, steht der Staat, der Repräsentant der wirklichen Welt, mit den Ideen und Idealen der geistig thätigen Welt in seiner Mitte in einem nothwendigen Kampfe.

Auf jedem Blatte der Geschichte steht es geschrieben, daß die materielle Macht der geistigen in jedem Kampfe total unterliegt. Wir sehen daher nur ein einziges Verhalten, das dem Staate in solchen Zeiten von der Natur und Erfahrung gleichmäßig vorgezeichnet wird. Will er selbst auf dem Boden der möglichen und wirklichen Dinge feststehen, so muß er sich mit Energie und Entschiedenheit dem Ideale, dem nicht zu verwirklichenden Ideale, entgegensetzen. Thut er das mit Wanken, mit Unsicherheit, mit Zweifel, versuchsweise, ohne letzte Aussicht und Ziel, ohne klare unverhohlene Beurtheilung der Dinge, mit halber Kenntniß der Zeit, mit Palliativmitteln, mit Erwartungen auf die Zeiten, mit Vertrauen auf geänderte Zustände und Verhältnisse, so wird er selbst im Kampfe mit dem Idealen (wir meinen, mit den Uebertreibungen und Extremen der Ideen) total unterliegen. Diesen mit Energie und Entschiedenheit entgegen zu treten, ist nur dann möglich, wenn man mit gutem Gewissen energisch handeln und entschiedene Maßregeln nehmen kann; dies aber wird wieder nur dann möglich sein, wenn man sichtbar und offen den Ideen der Zeit die Hand reicht; dann, und nur dann lassen sich ihre Extreme mit Leichtigkeit und mit einer sichern und festen Ueberlegenheit bekämpfen. Der Staat, der sich dem Einen und dem Andern blind widersetzt, widersetzt sich den gefährlichsten, den unmittelbarsten Kräften der Menschheit, die ihn unfehlbar über den Haufen stürzen. Wenn er nicht Größe und Stärke der Principien jenen Richtungen entgegen zu stellen hat, so wächst die Stärke und Größe dieser Richtungen wie eine stürzende Lavine; wenn er den ungestümen Forderungen dieser Idealisten nicht die Befriedigung der Materialisten, gegen die Hoffnungen jener nicht Garantien für diese entgegensetzen kann, wenn er nicht einen wirklichen Glücksstand oder eine Zufriedenheit und ein Vertrauen auf sich begründen kann, der dem geträumten Glücke jener Idealwelt die Wagschaale hält, dann tritt er in eine Opposition mit den Verständigen und den Phantasten zugleich, hat mit der Vernunft und Unvernunft sich zu messen, und ob da Preß-

und Redefreiheit und Volksvertretung sei oder nicht, er wird total unterliegen.

Je einfacher, vernünftiger, planer, je näher der Wirklichkeit oder der Möglichkeit der Verwirklichung solche im Volke werdende Ideen sind, desto gefahrloser werden die Ideale sein (worunter wir hier immer die von der Wirklichkeit und Möglichkeit absehenden, auf die höchste Spitze getriebenen Ideen verstehen), die sich aus ihnen unter den extravaganten Köpfen bilden; desto leichter wird also dem Staate werden, sich jenen anzuschließen und diesen zu widersetzen. Wohlan, betrachten wir jetzt, was die Ideen und Ideale jener teutonischen Zeit waren. Wir müssen uns an das Einfachste und Bekannteste halten, denn es war allerhand was man damals wollte; das Allgemeinste aber war: man wollte ein großes Deutschland, man wollte die Nation als solche, als Ganzes gehoben sehen. Dies Wollen, mag man doch sagen, was man immer will, dies Wollen war gut. Strebte man dann, diesen Zweck in der Art zu erreichen, daß man ein altes Kaiserreich herstellte, die einzelnen Fürsten abdankte u. s. w., so mußten und konnten sich dem die Staaten entgegensetzen, denn dies war in jedes nüchternen Mannes Auge eine wunderliche Art jenen Gedanken verwirklichen zu wollen. Diesem Gedanken selbst aber hätte man wohl in so weit leicht entgegen kommen können, als man die materiellen Interessen der Nation, statt sie zu zersplittern, gemeinsam so gefördert hätte, wie man sich nun endlich doch genöthigt sieht zu thun; als man geistig der Nation die Würde, die ihrer Bildungsstufe geziemt, mit Vorsicht, aber mit gutem Willen eingeräumt, die freie Entwickelung der Kräfte fördernd gelenkt und lenkend gefördert, aber nicht gehemmt und so Vertrauen und Hoffnung auf die Zukunft genährt und nicht erstickt hätte. Jener Idee also wäre, dünkt uns, entgegen zu kommen gewesen, ohne daß man hätte fürchten müssen, sich in zu weite Träumereien zu verlieren oder die bestehende Welt zu plötzlich zu gefährden.

Was hat man nun mit der Hemmung jener Bestrebungen, mit ihrer gewaltsamen Unterdrückung erreicht? diese letzten

Jahre haben es gelehrt, und möchte man sich doch die Lehre endlich merken und nicht taub jeder gutmeinenden Stimme die Ohren verschließen. Ein neues Geschlecht trat mit neuen Bestrebungen an die Stelle des früheren, und die Ideen, welche jetzt hervortreten, verrathen nur zu deutlich, wie sich der Geist nicht unterdrücken läßt, und wie er auch unter dem Hinderniß fortwächst. Hatten jene alten Demagogen ihre Träume nur auf die Nation beschränkt, so dehnen die heutigen sie auf die ganze Menschheit aus. Jean Paul ist der große Prophet dieses neuen werdenden Weltreichs! Vor den rheinbaierischen Assissen hat man das Gemälde dieser Menschheitsrepublik entworfen! In diesen Briefen wird der Cosmopolitismus gepredigt, der Schöpfer der Freiheit, weil er der Vertilger der Nationen ist! Seht da, warum Judenthum und Christenthum so erhabene Dinge sind: heute muß der verheißene Messias und die den Juden gelobte Weltherrschaft erscheinen; denn nur das Christenthum, „dieser schöne Schmetterling", konnte das Weltbürgerthum, und nur das Judenthum konnte das Christenthum erschaffen! daher kommen aus Israel die Verkündiger und Propheten und Täufer, und weissagen vom Reiche Gottes, von der Universalrepublik! von Einem Vaterlande, der Welt (denn Vaterlandsliebe, hört es, ist der Köder, an dem die schlauen Führer die einfältigen Völker fangen!); von Einer Religion, der Liebe! Und dies Reich der Liebe und der Alleinheit, muß, damit auch alle orientalischen Propheten einen Theil an diesen Ideen haben, auf gut muhamedanisch mit Feuer und Schwert, mit Haß und Zwietracht dies Reich der Einigkeit und Liebe erschaffen werden!

Wir wollen nicht das Gemälde weiter ausführen; die kleinsten Winke reichen hin, zu zeigen, welchen Zustand wir jetzt für den damaligen eingetauscht haben. Wir wollen diesen Zustand selbst nicht mit zu grellen Farben malen, er leuchtet an und für sich genug in die Augen. Nur versuche man doch endlich in Rath und That nicht weiter, mit Sophistereien, mit Täuschungen und Blendwerk auf beiden Seiten zu beschuldigen und zu entschuldigen, und so immer tiefer in die Spaltung

und das Verderben hineinzureißen und aus Arg stets ärger zu machen.

Alle die Schuld des angewachsenen Uebels den Maßregeln der Regierungen zuzuschieben, würde ein Unverstand sein; die größeren Verhältnisse von Europa und Ereignisse, die keine menschliche Weisheit ahnen, denen keine menschliche Vorsicht vorbauen konnte, sind tiefere Ursachen, die dabei im Spiele waren. Nur aber sehe man auch nicht mit leichtsinnigen Blicken auf diese Erfahrungen, und denke, was einmal auf kurze Zeit unterdrückt war, ließe sich auch stets und auf längere Zeit wieder unterdrücken! Man denke nicht, diese Grillen seien die Luftschlösser einzelner toller Köpfe und verwirrter Gehirne, die mit leichter Mühe geheilt oder gesperrt werden könnten! Denn diese Ideen bewegen, wenn auch nicht in jenen Extremen, aber die Ideen, die diesen Extremen zu Grunde liegen, bewegen die ganze Zeit und werden in politischen Beziehungen mit jedem Tage deutlicher werden, wie sie in anderen Beziehungen längst deutlich sind. Jene eine Hälfte der Nation hat die nationale Größe und den politischen Rang, diese andere hat die Rechte der Menschheit, die Aufklärung und den Humanismus im Auge; die eine will die Deutschen als Deutsche mächtiger und freier, die andere will sie als Menschen freier und loser machen; den einen würde die Verschmelzung der deutschen Stämme genügen, die andern brauchen Verschmelzung der Nationen; jene müßten die bürgerlichen Bande unter dem Schutze gleicher Gesetze straffer und enger ziehen, diese wollen sie ganz auflösen. Denn hier wird es laut verkündet, daß die Despotie des Gesetzes viel unerträglicher sei, als die eines Autokraten! daß Gesetze und Disciplin aus dem Staate verschwinden müßten, daß es ausgedehnte Menschenrechte geben müsse, die von keiner Staatsgewalt unter keinerlei Umständen beschränkt werden dürften: denn dem Bürger den Menschen aufopfern, sei Unsinn. Um es auf das Allgemeine zurückzuführen: die ungeheure Frage, welche Europa seit Jahrhunderten bewegt, ist, ob wir zu den Institutionen des Alterthums zurückkehren sollen, welche die bürgerliche Freiheit auf Kosten der menschlichen begünstigten, oder

zu den Lehren des Christenthums, welche die menschliche Freiheit auf Kosten der bürgerlichen fordert. In Religion, in Wissenschaft und Kunst ist dieser Streit des modernen und antiken Princips seit der Bekanntwerdung der Klassiker unter ewiger Wiederholung derselben Erscheinungen geführt worden. Man ging blind an den Belehrungen vorbei, die da für jeden gesunden Kopf offen lagen. Ueberall wo man einseitig dem oder jenem nachjagte, ging man fehl: wo sich beides durchdrang, war Wohlfahrt und Gedeihen die Folge. Dieselbe Erfahrung ward im Politischen gemacht. Italien versuchte an der Scheide des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts die Rückkehr wie zur alten Philosophie und Literatur, so zum alten Staate: ohne dauernden Erfolg, denn man blieb statt am Alten am Mittelaltrigen hängen und nahm die modernen Elemente nicht auf. Die französische Revolution zeigte das Gegentheil; sie haschte nach wunderlichen Phantasmen und führte auf eben dem Wege zu dem utopischen Universalfreistaate, den unsere Jean-Paulianer einschlagen, zu jenen schauderhaften Excessen, die die französische Geschichte ewig beschimpfen. Weder die Gegenwart noch das Alterthum ward beide Male richtig verstanden. Die Italiener beurtheilten die Alten als Menschen, wie sie die Gegenwart überall bot, und allenfalls für etwas kräftiger: die Franzosen als solche Ideale, wie sie nirgends mehr geboren würden: jene wollten zu jener alten größeren Tüchtigkeit zurück, diese zu einer nie gewesenen republikanischen Tugend vorwärts; diese wollten eine übermenschliche ideale Welt, die nicht im Reiche der Möglichkeit liegt; jene hätten consequent die für uns furchtbare Sclaverei der Alten zurückführen müssen. Wir haben in Deutschland den Trost, daß wir das Alterthum ganz anders kennen als jene Nationen, und daß wir nicht so sehr nach erträumter Größe, Glück und Ruhm trachten und rennen; Alles fordert uns auf, diese Vortheile zu nutzen, aber wir können und dürfen uns nicht verhehlen, daß wenige Jahre hinreichen, uns, wenn wir nicht vorsichtig darüber wachen, sie mit einem Male völlig nutzlos zu machen. Denn diese Börne predigen uns die Alter-

native zwischen Absolutismus und Republik. Drei Jahrhunderte kämpfen die ungeheuersten Kräfte in Europa, um beiden aus dem Wege zu gehen.

Bereits liegen in der Zeit so bedenkliche Zeichen vor uns, wie tief sich dieser Geist der Extravaganz und des Extrems einbohrte, daß hier nur mit der größten Energie, mit der größten Klarheit über die Verhältnisse und mit der größten Offenheit gegen die Unterthanen, nach unserer Meinung, Einhalt zu thun ist. Oder wäre dem nicht so, daß die Welt von Leidenschaft geblendet, da sie Niemand aufklärt, blind dem Geschrei der Extreme nachgeht? Die Nachwelt wird es sich mit großem Staunen erzählen, daß sich zu unserer Zeit die Interessen von Europa und die Principien der Parteien um einen Thorenstreit mit Worten Jahre lang gedreht haben! sie wird mit tiefer Befremdung hören, daß die demagogische Sophistik, die in das Wort Justemilieu den Begriff verdammlicher Halbheit neben den der Mäßigung und des Vermeidens der Extreme, was alle Zeiten und Völker als die Grundbedingung aller Weisheit und alles Glückes ansahen, gelegt hatte, die ganze politische Welt an der Nase herum zog, und ganz Europa mit dieser Verirrung der einfachsten Begriffe anstecken konnte, so daß die entschiedensten Feinde des Justemilieu (der Halbheit) zu gleicher Zeit Freunde des Justemilieu (der Mäßigung) waren, daß mancher geordnete Kopf sich vor diesen Schreckbildern nicht retten konnte, und daß namentlich die wirklich Halben in den Zeiten der Erregung aus gutmüthiger Nachbeterei über das Justemilieu bedeutsam die Achsel zuckten.

Oder, wenn man uns diesen einzelnen Fall nicht gelten lassen will, so wollen wir eine andere Frage aufstellen. Wenn die Nachwelt sagen sollte, was unsere Jahre als das Merkwürdigste in der geistigen Welt aufzuzeigen, in welchem Fache sie Originales zu bieten hätte, so würde sie in keinem Zweige der Literatur oder sonst etwas finden, was der gegenwärtigen Ordnung der Dinge angehörte, als von Lord Byron an bis zu Hauff, von Crabbe bis zu Victor Hugo, von den italienischen Carbonari bis zu den französischen Romantikern,

von den Briefen aus Paris bis zu denen eines Verstorbenen und eines Narren, von Bulwers England bis zu den Spaziergängen des Wiener Poeten, von einem Ende der Welt zum andern Nichts als eine zahllose Masse von jungen und ältern Männern, verschieden in ihren Anlagen und Charakteren, aus allerhand Ständen, in allerhand Fächern, in Poesie, Geschichte, Staatskunde, Theaterkritik bewandert, aber Alle gleichmäßig leidend an einer Art Geisteskrankheit, deren Natur zu ergründen eine der merkwürdigsten Aufgaben wäre. Schon andere Zeiten haben die ähnliche Erscheinung gehabt. In der literarischen Revolution unseres vorigen Jahrhunderts hat sie in einer ganz entsprechenden Weise epidemisch geherrscht und damals haben unsere Klinger und Gerstenberg Jugendstücke geschrieben, die den Gräueln des Victor Hugo wenig herausgeben.

Jetzt treten diese Erscheinungen in der politischen Welt hervor und drohen uns wieder zu bereiten, was frühere Zeiten schon mit Schaudern gesehen haben. Diese Menschen, meist ohne Kenntnisse, ohne Charakterstärke, ohne Muth, und sehr häufig ohne Mittel, um auf dem hergebrachten Wege durch das Leben zu gehen, zugleich erreglich wie Weiber, von einer glühenden aber unregelmäßigen Phantasie in die Irre geleitet, erkennen gewöhnlich so viel aus ihrer Umgebung, daß sich irgend etwas Großes in der Welt vorbereitet. Nicht kenntnißreich genug, um mit Besonnenheit den ringenden und werdenden Dingen unter die Arme zu greifen; nicht edel genug, um bei der Einsicht in ihre geistige Schwäche ihre Kräfte bescheiden und wohlmeinend in einem kleineren Wirkungskreise zu regen; zu eitel, als daß sie dem Glanze vor der Welt entsagen könnten, und klein genug, daß sie, um dieser Eitelkeit zu fröhnen, nicht verschmähen, sich der Unnatur, dem Menschenhasse, den Launen und Grillen oder der Affectation aller dieser und ähnlicher Eigenschaften hinzugeben, die nur Aufsehen zu erregen taugen; endlich nicht wahrhaft genug vor sich selbst, um sich dies ihr verworrenes Treiben klar zu machen, bringen sich diese Unglückseligen auch um die wirkliche Anlage des Gei-

stes, die sie nicht selten besaßen, und um den moralischen Kern, der häufig in ihnen zu finden war; sie werden der Spielball der wüthendsten Leidenschaften, und reiben sich in der unersättlichsten Begierde auf, die Langeweile, die sie an dem gewöhnlichen Gange der Dinge empfinden, zu tödten, und der schleichenden Zeit die Flügel ihrer ungeduldigen Phantasie zu leihen. Sehen sie fortwährend die Welt in ihrem alten Gleise gehen, ihrer Vermessenheit spottend, wohin anders kann sie das führen, als zu einem Mißmuthe und Grolle, der sich bei ihrer Unfähigkeit die Zeit abzuwarten, stets steigert, der zugleich mit ihrer inneren Zerrüttung wächst, und sich nun durch Verachtung der Welt und der Menschen, durch Wuth über die Ersten der Welt und die Unterdrücker der Menschen, durch Spott und grausamen Hohn über die Unterdrückten kund gibt. Nicht überall liegt Wahrheit zu Grunde, sondern ihre Leidenschaft vergrößert jedes Unheil, das sie sehen, und läßt sie Unheil erblicken, wo Andere Glück und Wohlfahrt finden, und ihr Gram, ihr Zorn, ihre vulgare Manier, ihre Sonderbarkeit und Idiosynkrisie ist oft nur vorgegeben und zu deutlich ist es für ein offenes Auge, daß sie sich mühselig hineinzwingen und daß ihnen die jämmerlichste Eitelkeit dazu die Kräfte leiht. Verführt sie diese zum Scheußlichsten und Verworfensten, so entschuldigen sie sich vor sich selbst mit ihrer Menschenliebe, mit dem guten Herzen hinter der rauhen Hülle, mit der guten Meinung und dem Antheile am Volke, dem sie allen den Schmerz leihen, der sie zerreißt. Dabei ist es charakteristisch, daß sich dieser ihr Antheil an diesem Abstractum ausspricht, denn unter den einzelnen Menschen gönnen sie ihn keinem, selbst nicht ihres Gleichen, und es scheint damit zusammenzuhängen, daß diese Leute vielfach mit Thieren sympathisiren und an ihnen ihre Güte und Milde verschwenden, für die ihnen die Menschen zu schlecht sind. Immer leihen sie ihren eigenen chaotischen inneren Zustand den Menschen, bedauern und beklagen ein Unglück, das nicht da ist, und nichts ist ein gewöhnlicheres Bild bei ihnen, als die Welt mit einem Irrenhause zu vergleichen.

Unter dieser Classe von Menschen steht auch Börne, und er nimmt eine breite Stelle in ihrer Mitte ein. Dieser Mann, den man früher nur als einen Theatercriticus und Belletristen kannte, und auch in seiner neuen Maske trotz der schrecklichen Larve in dieser friedlicheren Natur wieder erkennt, dieser Mann erscheint hier von dem politischen Fieber ergriffen und mit der fixen Idee, er müsse als ein politischer Reformator die Welt heilen und herstellen, statt sich selbst. Was ihn innerlich bewog, was ihn zu diesem Berufe heiligte und weihte, wer kann es wissen? Zum politischen Luther berufen zu sein, gibt er selbst an einer Stelle nicht unklar zu verstehen; und was dem inneren Drange den letzten Nachdruck gab, scheint er im dritten Bande ebenfalls selbst zu sagen: weil ihm einmal ein Schreiber auf dem Römer juif de Francfort in seinen Paß geschrieben, so schwur er in seinem Herzen: „Wartet nur, ich schreibe euch auch einmal einen Paß, euch und Allen.“ Hier ist er jetzt, und füllt sechs Bände. Früherhin war dem Reformator Mäßigung eigen, „sie ist es auch jetzt noch in seiner Gesinnung, aber sie soll nicht mehr in seinen Worten sein.“ Wir werden also nicht unrecht thun, wenn wir es mit seiner Wildheit nicht so gar ernst nehmen. Wir kennen nun schon diese Gilde, wir lernen sie nicht allein an Börne, wir lernen sie auch durch ihn an Anderen kennen. So sagt er uns ganz vortrefflich von Byron: „Er haßte die Weiber mit — den Lippen. Weiche Herzen, wie das seine, schützt die Natur oft durch ein Dornengeflechte vor Spott und Tadel, damit das Vieh nicht daran nage. Aber wer kein Schaf ist, weiß das und fürchtet sich nicht, dem stechenden Menschenfeinde nahe zu kommen. Byron suchte eine Befriedigung der Eitelkeit darin, für einen Mann von schlechten Grundsätzen und boshaftem Gemüthe zu gelten. Weil es ihm schwer fiel, die angeborene Güte seines Herzens zu besiegen, sah er es für eine Heldenthat an, wenn ihm dies einmal gelang. Menschen, die wirklich und mit Leichtigkeit schlecht sind, fällt es nie ein, damit groß zu thun.“ So hat also denn auch Börne seine Mäßigung

hinter solch ein Dornengeflechte von dem wildesten Demagogismus und Terrorismus versteckt, er haßt die Fürsten und Tyrannen wahrscheinlich auch nur mit den Lippen, er ist auch nur scheinbar solch ein stechender Menschenfeind, auch Er wird nur eine Befriedigung der Eitelkeit darin suchen, für einen Mann von schlechten Grundsätzen und jacobinischem Gemüthe zu gelten (was übrigens gerade so viel ist als wirklich ein solcher Mann zu s e i n); auch er wollte einmal die Heldenthat begehen, jene angeborene Mäßigung seiner Gesinnung zu bezwingen, denn Menschen, die wirklich und mit Leichtigkeit extravagant und verwegen sind, fällt nie ein, damit groß zu thun, und groß thut B ö r n e mit seinem Muthe, mit seiner Kühnheit, mit seiner Streitlust auf jedem Blatte seiner Briefe, und wo hat man je den Tapfern mit seiner Tapferkeit prahlen hören? Wir nehmen es jetzt schon minder gefährlich, was sonst wohl recht schreckhaft lautet, wenn er wie ein ächter Franzose zugleich seiner Kühnheit und seiner „theatralischen Worte froh“ ausruft: „Keine Milde, keine Gerechtigkeit mehr! Sie haben Milch in Blut, Blut in Essig verwandelt und haben den Essig vergiftet. Ein Thor, wer noch in unseren Tagen die Schamlosen durch Großmuth zu beschämen, die Hartherzigen durch Bitten zu erweichen denkt. Teufel gegen Teufel...!“ Schön gesagt! Dies ist der „Odenstyl“ der demagogischen Begeisterung, denn solche Stellen wie diese, oder „lieber um einen Sou betteln, als um eine Krone,“ oder „es ist Eisen im Blute, es wird sich rühren, wenn freche Edelbuben in ihm herumplätschern,“ oder „die Cholera, diese Preßfrechheit des Himmels,“ das dünkt diesen Menschen über die Maßen herrlich gesagt, wenn es auch über die Maßen unsinnig wäre! Solche schreckliche Worte und dithyrambische Phrasen desto leichter zu finden, begibt sich nun der neue Reformator in die hohe Schule dieser Künste, nach Paris; denn seine Kühnheit erlaubt nicht, daß wir sagen, er habe es gethan, um sich vor Allem in Sicherheit zu setzen. Jede Fremde leiht jedem Menschen Rücksichtslosigkeit; was mußte nicht Paris, das Paris von 1830, diesem B ö r n e, dem B ö r n e,

der seine Mäßigung bereits abgelegt hatte, einflößen! Von da aus läßt er also seinen Eifer spielen, die deutsche Nation von ihren schmachvollen Erinnerungen zu befreien, die so weit zurückgehen, wie ihre uranfängliche Geschichte. Einst müssen sie wohl, meint er, in Asien eine Art von Paria-Kaste gewesen sein, die es, weil man es ihnen gar zu arg machte, wegzog. „Allein der Hund, der sich von der Kette losreißt, bleibt immer Hund, er wechselt nur den Herrn. Die alten Deutschen waren zwar freier, aber nicht freigesinnter als die heutigen. Wer nicht viel hat kann nicht viel besteuert werden, und die alten Deutschen waren rohe Wilde, ohne leiblichen, ohne geistigen Besitz. Aber was sie hatten, gaben sie immer hin für ihre Anführer, die sie freiwillig suchten. Sie lebten und starben für sie, und zu Hause verwürfelten sie ihren eigenen Leib, wenn sie kein Geld mehr zu verlieren hatten. Dienstbarkeit, Trunkenheit, Spielsucht, das sind die Tugenden unserer Ahnen.“ Schade, daß der Mann aus Unwissenheit den Deutschen hier schmachvolle Erinnerungen leiht, wo keine sind, statt sie von wirklichen zu befreien. Sein großer Endzweck schreibt ihm weiter vor, die Deutschen von der Tyrannei, die auf ihnen lastet, von dem Uebermuthe ihrer Aristokratie, dem Hochmuthe ihrer Fürsten, dem Spotte aller Hofnarren, den Verleumdungen aller gedungenen Schriftsteller zu erlösen. Der Mittel, die er ergreift, ist nur Eines: er wirft das Vaterland mit Koth! Deutsch braucht er im Sinne von mehr als schändlich. Nicht einmal der Vogel beschmutzt das Nest, das ihn ausgebrütet, hätte doch Börne von dem Thiere erst Sitte und Zucht gelernt. Den Vogel, der sein Nest ausnahmsweise doch beschmutzt, wirft man aus dem Neste heraus, und möchte doch Deutschland daraus die rechte Behandlung dieser Schriften lernen! Doch dieser Mensch bekennt es ja selbst, daß er kein Vaterland hat, und kraft seines Weltbürgerthums ist er nirgends fremd. So läßt er nun schonungslos seinen Späßen gegen das Land, das ihn zu seiner Schmach geboren, ihren Lauf. Nicht um Alles könnte ein würdiger, wohlgesinnter Mann über tausend Dinge scherzen, über die hier gehöhnt

wird. Die Ironie kann Fehler tadeln, welche in die Gesellschaft hineinspielen, Fehler der Individuen oder der Klassen und Stände, aber nicht unglückliche Zustände, die die Gesellschaft drücken. Es war ein kolossaler Mißgedanke, den Fürsten des Machiavell auf Rechnung der Ironie zu setzen! Im Leben ironisirt Jeder nur über die Fehler des Andern, der dieser selbst nicht gern eingeständig ist, aber über Gebrechen einer Zeit, über Wunden, die jeder fühlt, jeder kennt, von denen jeder fürchtet, daß sie mit Feuer ausgebrannt werden müssen, über solche Auswüchse, die nicht die Frucht unserer Verschuldung, sondern die ein Erbübel der Gewohnheit sind, die wie ein schweres Unglück auf uns lasten, über das Unglück selbst also zu scherzen und zu spotten, ist mehr als ein edler Mann vermöchte, der ein menschlich Herz in der Brust trägt. Wir wollen Alles zugeben; wir wollen den Fall setzen, eine so verabscheuenswürdige Tyrannei, wie sie Börne sieht, liege in der That auf Deutschland; wir wollen gelten lassen, die Tyrannei sei ein Laster an dem Volke, das sie trägt: so kann man doch nie eine Masse, die der Instict und das Schicksal leitet, ironisch strafen, eine Strafe, die nur ein Wesen treffen, nur gegen ein Wesen gerichtet sein kann, das Willen und Vernunft hat. Diese guten Leute, die uns glauben machen wollen, ein menschen- und bürgerfreundlicher Schmerz nage an ihnen und mache sie aus Unmuth lachen und spotten, möchten gerne den Narren im König Lear spielen, und wirklich scheint es, als ob sie wie abgerichtet ihre Späße dem Publikum vormachten, und als ob sie, wiewohl sie groß mit ihrer Unbestechlichkeit und Unbezahltheit thun, doch ihre Eitelkeit mit ihrem Gewerbe fütterten. Aber die wackeren Clowns sollten wissen, daß ein Volk keine Thorheiten aus Launen begeht, sondern aus Gutmüthigkeit und aus Mangel an Ensicht, und daß man es über seine Thorheiten ernst belehren muß, wenn es sie einsehen lernen soll, und daß die Erfahrung und die Noth und die öffentliche Meinung solche weise Lehrer sind, die einem Volke die Hofnarren entbehrlich und verächtlich machen. Mögen sie doch der Welt vorschreien was sie wollen, die

Menschheit wird sich von dem Lärm dieser Thoren nie irren lassen. Kein Zustand liegt je so niederdrückend auf ihr, daß ihr nicht ein Trost und eine Stütze übrig bliebe, und mit jedem neuen Gewinne paart sich stets in der Geschichte ein neuer Verlust. Wird uns heute in Deutschland das gleicheste Recht, so geht morgen die Moral hin, die unsere inneren Zustände bis dahin vor denen jeder andern europäischen Nation glücklich gemacht hat, was jeder einsichtige Fremde, der zu uns kommt, einzusehen beginnt; erlangen wir heute politische Größe und Würde, so büßen wir im selben Momente die alte Einfachheit und nationale Bescheidenheit ein; und mit den steigenden Manufacturen, Eisenbahnen und Dampfwerken geht die alte Frugalität zu Grunde. Das kann man, das muß man bedauern, aber eben dann am meisten, wenn man den Menschen dem Bürger nicht unterordnen will, denn das menschliche, innere, wahre Glück leidet eben durch die politische Bildung, die eine materielle ist, und daher geht bei ihrem Erscheinen Religion, Poesie und was Alles das Herz und Gemüth bildet und hebt, gemeinhin verloren. Jeder echte Aristokrate, um diesen Modeausdruck zu brauchen, der mit dieser Einsicht, nach Grundsätzen, mit der Würde und Consequenz eines Cato an dem Alten hängt, der ist ein Ehrenmann, dem man wohl gleiche Gesinnung und Mitwirken, aber niemals die Achtung versagen kann. Es ist thöricht, sich dem Fortgange entgegen stemmen und halten zu wollen, was nicht mehr zu halten ist, aber was Edles und Ewiges und Erhaltbares in dem Alten war, gegen die Zerstörungssucht der Neuerung zu schützen, ist solch ein edles Bestreben, wie der zeitgemäße Fortschritt zum Besseren immerhin; und wäre es doch nur so möglich und leicht, als es wünschenswerth ist, daß sich diese beiden Bestrebungen weniger einseitig und eigensinnig gegenüber ständen, denn dies hat jede Staatsveränderung in neuerer Zeit so furchtbar und blutig gemacht. Allein diese altfränkische Weisheit wird hier in unseren Briefen gar vernichtet: und die Begriffe von Glück und Heil des Menschen geläuterter und gereinigter gelehrt. Die ganze Menschheit, haben wir immer gemeint, blickte von

jeher auf die vergangenen Zeiten als auf die glücklicheren zurück, denn sie sind die einfacheren, in denen die geringeren Bedürfnisse leichter zu befriedigen waren, und in Befriedigung der Bedürfnisse liegt den Menschen gemeiniglich das Gefühl des Glückes. Aber nach der Lehre dieser neuen Propheten ist das Glück der Welt fortwährend im Steigen. Es gibt jetzt zehntausendmal mehr glückliche Menschen, als vor vierhundert Jahren! Die Summe des Glücks wäre zwar die nämliche, aber es sei anders vertheilt. Damals sei Land, Gut, Reichthum, Lust des Lebens, Waffen zur Vertheidigung dieser Lebensgüter im Besitz des Adels und alle Künste und Wissenschaften und göttliche Erkenntniß in den Händen der Geistlichkeit gewesen! Land, Gut, Reichthum, Lebenslust, Waffen, Künste, Wissenschaften und gelehrte Theologie sind also das Glück der Menschheit! Armer Sokrates! du suchtest die Lust in der Gerechtigkeit der Seele, und das Glück in den niedrigen Hütten der zufriedenen Handwerker! Armer Christus! du gingst an den Reichen vorüber, du spottetest über die Pharisäer und Schriftgelehrten, und beriefst in das Reich deiner Seligkeit zuerst die an Gut und Geist Armen! Vernehmt, in dieser neuen Welt der Ideale ist das Geld der Stein der Weisen! Horcht auf, die göttliche Erkenntniß, welche einst Eigenthum der Geistlichkeit war, die ist jetzt zum Heile der Welt Allgemeingut geworden! Und nun ruft unser Gesandter von Gott: „Vollendet jetzt das Werk mit eures Geistes, mit eurer Hände Kraft, und wartet nicht auf die Zeit, die langsam zerstört und noch langsamer bildet.“ Wer verkennt den göttlichen Beruf des Mannes? Dieser ist mehr als Herkules, der die Last des Himmels trug, mehr als die weise Pallas und der mächtige Hebräergott, die wohl einmal die Zeit zu hemmen wußten, aber dieser weiß sie zu jagen, weiß sie zu meistern, die jetzt im langsamen Gange der Ungeduld von Jahrhunderten spottet und dann im Nu die Herrlichkeit der Tagsgeschöpfe, der Einzelnen und der Millionen zerstört! Wie? soll man diese frevelhafte Frechheit mit Abscheu und Ekel von sich stoßen, oder soll man über diese maßlose Beschränktheit

lachen oder verstummen, oder soll man bitter beklagen, daß in einer verständigen Nation auch nur Einer gefunden wird, der dies Witz, der dies Geist nennen kann? Nicht eine Seite lang weiß dieser Mann einen Gedanken festzuhalten; es ist nicht Eine Periode in den sechs Bänden dieser Briefe zu finden; und nur für ein Zeitblatt zu schreiben, gesteht er selbst nicht Stetigkeit genug zu haben. Die kleinste Consequenz der Ansicht, die leichteste und faßlichste Schlußfolge ist diesem Manne vollkommen fremd. Jetzt ruft er pathetisch aus, so wenig man den Sturm, den Blitz, das Erdbeben, das Fieber, die Macht verklagen könne und den Prozeß gewinnen, so wenig ein Volk, daß es seinem Könige Unrecht gethan. Und wie macht er's, daß er ein Volk verklagt, wenn es seinem Könige kein Unrecht gethan? Verklagt die Zeit, das neue Europa, die ausgedehnten Räume, daß sich Alles so langsam bei uns entwickelt, und wenn ihr den Prozeß gewonnen, ihr geschickten Advokaten, dann verklagt ein Volk, daß es geduldig und langsam ist. Wenn er dann anderswo Gerechtigkeit, Milde, Mangel an Leidenschaft im Volke rühmt, so ist dies eben nur die Folge seiner Geduld und Langsamkeit. Besonnenheit und Zeit macht weise; in der Flüchtigkeit der Leidenschaft ist nie etwas Großes. Es gibt Zeiten und Menschen, die in der Zukunft, in der Gegenwart oder in der Vergangenheit leben: jedes hat sein Schönes und sein Nachtheiliges; aber nur in der nächsten Zukunft zu leben, mit nebelhafter Aussicht in die Ferne, mit Haß gegen die Gegenwart, mit Verachtung des Vergangenen, dies ist die Eigenschaft des geistigen Heißhungers, der sich selbst verzehrt, noch ehe er den Zahn an das Begehrte gebracht hat. So lebt dies Geschlecht, so lebt dieser Mann, der 1830 schon die Welt in vollen Flammen stehen sah; der ahnte, „nein wußte,“ daß die Cholera unfehlbar die Mutter der Freiheit von Deutschland werden würde; der die Oesterreicher bis zu einer gewissen Zeit ganz gewiß aus Italien verjagt sah; und bald erwartete ein Dutzend Fürsten wohlfeiler zu kaufen als ein Dutzend Eier! Wie denn diese Weissagungen nicht eintreffen, so stürmt die rastlose Ungeduld in den späteren Bänden noch

mehr, und der Aerger frißt noch schärfer in dem Wahrsager. Hätte er sich doch zugerufen, daß so gut wie „eine Revolution aufhalten, ehe sie von selbst stille steht, ihren Weg verlängern, ihr Ziel entfernen heißt," eben so das Beschleunigen einer Veränderung, ehe sie von selbst kommt, so viel bedeutet, als ihren Weg hemmen und ihren Anfang verhüten. Wenn er seufzt, was das für Menschen in Deutschland seien, die man weder begeistern noch ärgern kann, hätte er sich doch selbst gesagt, was das für Leute sind, die man nur enthusiasmiren und nur ärgern kann! Doch dieser Mann weiß oft selbst nicht, was er sagt; er verstehe oft selbst nicht, was er schreibt, sagt er irgendwo, den Jean Paul spielend, selbst; nun, nun, so tiefsinnig haben wir ihn nirgends gefunden! Ueber den gutmüthigen Gedanken, den Jean Paul nachahmen zu wollen! Nirgends fällt einem der brave Schiller'sche Jäger so oft ein, wie hier, wenn diesem wunderbaren Manne seine Kunst, die Seele zu belauschen, abgesehen werden soll, oder wenn Shakespeare nachgeahmt wird. Man höre doch dies Sein oder Nichtsein: „Tugend, Entsagung, Aufopferung! ich habe viel darüber nachgedacht! Soll man oder soll man nicht? Der Ruhm, er ist ein schöner Wahnsinn, aber doch ein Wahnsinn! Nun, wenn auch! Was heißt Vernunft? der Wahnsinn Aller. Was heißt Wahnsinn? die Vernunft des Einzelnen!" Was mag diese Periode für Anstrengung gekostet haben! was mag es gekostet haben, bis diese „Vernunft" des Herrn Börne zu Papier gebracht war!

Der ewige Widerspruch ist das Unglück dieser Menschen und der Grundzug ihrer Bücher. Eine Welt der Menschenliebe wollen sie haben und, selbst Egoisten ohne Maaß und Ziel, beginnen sie ihre Reform mit dem Egoismus. „Es gibt sehr viele edle Menschen unter den Royalisten, heißt es hier, und sehr viele Schufte unter den Republikanern. Aber das beweist weder für die Monarchie, noch gegen die Republik." Nein, aber eben so wenig für die Republik und gegen die Monarchie. Die Republik wird aber hier vorgezogen, weil der Egoismus in einer republikanischen Sphäre weder so breit im

Raum, noch so lange in der Zeit sei, als in der Monarchie! Wo bleibt da jede Erfahrung und jede kleinste Kenntniß! Wer je von Athen gelesen und seinem Stolz, von Florenz und seinem Uebermuthe, wer von Nordamerika und seinem schmutzigen Eigennutz gehört, wer je einen Stock-Engländer oder Schweizer gekannt hat, wie kann der von der Entfernung des Republikanischen vom Eigennutze reden! Oder warum weist er nicht den im Raum und Zeit breiten Egoismus in den orientalischen Monarchien nach? — Zusammenhalten, Association ist die Predigt dieser Leute; aber ihre Predigt in sich ist Zerrissenheit und Spaltung: und wer innerlich wirklich zusammenhält und wirkliches Zusammenhalten in den Völkern ernstlich wünscht, der wird diesen Predigten mit Macht entgegentreten. Sie wollen das Zusammenschließen befördern und zugleich die Gesetze auflösen! Seit dem Christenthume ist der Mensch meist zu viel vor dem Bürger geachtet worden; kein Talent fast kümmert sich noch aufrichtig um den Staat: was Sokrates zuerst aufgebracht hat, ist seitdem stets herrschender geworden. Bisher war Anhänglichkeit an dem Throne noch ein Bindungsmittel und gesellige Moral; jetzt lös't sich dies auf, und das Gesetz bleibt einzig übrig. Dem spotten sie aber ins Angesicht, obwohl die Engländer gelehrt haben, daß man unter der Tyrannei der mißbräuchlichsten Gesetze groß werden kann. Um thörichte Grillen wollen sie das Volk versammeln, das sich nur für ein augenscheinliches Recht, für einen erweiterten Nutzen, nur gegen das schreiendste Unrecht, in der unerträglichsten Noth zusammenschließt und erhebt. Sie predigen Energie, um's dritte Wort hört man von ihrer Kraft und dem kriegerischen Charakter ihrer Reden. Allein es ist die Wuth, die Unmacht eines leidenschaftlichen Weibes, die aus diesen Briefen spricht, und der Mangel an Principien ist dem ganz angemessen. Energie fließt nur aus Grundsätzen, aus soliden Grundsätzen, die vor der Möglichkeit, vor dem Rechte, dem Gewissen und Verstande bestehen. Eine gute Sache pflanzt auf, die wird Vertrauen geben und Energie und Muth erwecken! Unrecht mit Frevel vertreiben, ein schäd-

liches Herkommen mit lästerlicher Schandthat umstürzen, eine Charakterlosigkeit mit der andern gut machen, das ist keine gute Sache, die Völker begeistern könnte, und der Wahn, das, was Jahrhunderte gebaut haben, wenn es auch Alles schlecht und faul wäre, mit einem Hauche umzuwehen, so kräftig er wäre, ist der Unsinn eines Thoren, den das Volk belachen muß. Die gemeinste Rachlust, die hier athmet, füllt ein Volk wohl auf Momente, allein das hat die Masse eigen, daß sie auch im anderen Momente leicht wieder Großmuth übt, die hier ausdrücklich verleugnet wird. — Eigen ist's auch, wie sich dieser Mann gegen seine Zunftgenossen über stellt, wie er, was er selbst ist und hat, an Andern haßt und verfolgt. Dies ist ein schlimmes Zeichen von der Einigkeit, die wir unter diesen wackeren Männern zu erwarten hätten! Nur von wenigen Lieblingen spricht er mit Wärme und Anerkennung, von Lord Byron, und von Chateaubriand, dieser sentimentalen Seele, die sich auch mit allerhand wunderlichen Luftreichen herumquält. Aber sonderbar ist's, daß in Victor Hugo unsern Briefsteller der literarische Sansculotismus schreckt, und die Anarchie in der französischen romantischen Kunst. Er läßt ihn wohl seinen Unsinn und Graßheiten passiren, weil er „ein Bruder Liberaler" ist, allein er beschwert sich doch bitter über diese „Schinderei der Kunst." Und doch, das Schauspiel, das jene auf die Bühne bringen, wollen es uns diese nicht in der Wirklichkeit aufführen? Was schadet's, daß man Laster und Schandthaten für ein Schauspiel erdenkt! Aber erdenken, daß jede Regierung nichts als das Volk zu schinden suche, erdenken, daß jede Maßregel derselben eine Eingebung der Unterdrückungssucht, jeder unüberlegte Streich eine Bosheit, jedes unverkennbare Gute, das von ihr ausgeht, eine Fuchslist, jeder gescheide Streich eine Folge von Einfalt und Dummheit ist, erdenken, mit welchen Mitteln man die Fürsten und den Adel verhaßt machen und anschwärzen kann, und mit diesen erdachten Dingen die Volkswuth aufreizen zu Blutgier und Mord, zu plötzlicher Rache an Sitten und Gebräuchen, die Jahrtausende heiligten, zur

grausamen Eintreibung einer durch der Ahnen Fehler angewachsenen Schuld von dem unschuldigen Enkel, zur Verläugnung aller Großmuth und Langmuth, dies ist das viel schmählichere Amt und Geschäft eines viel verabscheuungswürdigeren Menschen, als die grausen tragischen Erdichtungen eines unsinnigen tragischen Poeten. — So hat es Börne mit den Briefen eines Verstorbenen zu thun: „wenn die Gedanken unter die Leute gehen, lehrt er sie, müssen sie sich mit Würde und Anstand kleiden." Wie artig hat er selbst die goldene Regel befolgt! So ist ihm Heine zu mild und zu unentschlossen, und alle diese Leute sieht er tief unter sich. Und wer ist er selbst? Sechs Bände von Briefen über die Weltbegebenheiten der Gegenwart in einer Zeit voll merkwürdiger Dinge, und in allen sechsen nicht Eine Sylbe über das wahrhaft Große, was vorgeht, über alles in England Geschehene z. B. nicht Eine Sylbe. Durch sechs Bände ein gleicher Ton der Arroganz, und in allen sechsen nicht Eine Frage berührt, die nicht auch ein französischer oder deutscher Spießbürger beim Weine berühren und in seiner verständigen Naivetät viel besser hätte lösen können! Ein durchgehendes Hofmeistern der deutschen Nation, von der er nichts kennt, als sein Frankfurt und ein Paar badische Deputirte! Ein fortwährendes Regaliren mit gemachten Neuigkeiten, mit den schamlosesten Zeitungslügen und Scandalen, die er sogar selbst in Zeitungen befördern hilft, von denen er sich zur Wuth reizen läßt, obgleich es Dinge sind, die keinem Buben von zehn Jahren aufzubinden wären. Zwischen allen den großen Reformprojecten und Predigten füllen den breitesten Raum allerhand Curiositäten, allerhand Tagsgeschichtchen, allerhand Kritiken von elenden Werken und von theatralischen Darstellungen, allerhand Berichte und Ansichten über Opern und Schauspiele, über Tänzer und Sänger, stetes Zurückkommen auf die Juden und ihre Angelegenheiten, auf die jämmerlichsten Poeten, die Musset und Berlioz, auf die Panoramen und Dioramen und tausend ähnliche Dinge! Den Staat will er herstellen und bringt dazu nichts mit, als leidlichen Witz für eine Theaterkritik; ein Reich der Liebe will

er gründen und gährt selbst von Haß, von Rachsucht, von blinder Leidenschaft, und heißt den Meuchelmord gut; den Egoismus will er vernichten und läßt überall Eitelkeit, ja Neid und Geldgier durchblicken; in Einigkeit will er die Nationen zusammenbinden und hat kein Herz, als für einen abentheuerlichen Poeten oder Staatsmann und allenfalls für den treuen Pudel der Juliustage; das Größte und Höchste reißt er in den Staub, er selber strauchelt an dem Niedrigsten; und der Catechismus seiner Philosophie heißt: Schlecht sein, damit die Schlechten gut von uns denken! Dies ist, o ihr wackern Deutschen, der neue Luther, der unsere politische Welt reformiren will!

Ueber Schinkel's Entwürfe zu einem Denkmal für Friedrich den Großen.

1835.



Wir möchten wohl wissen, ob die deutschen Jahrbücher, indem sie den Kreis ihrer Kritik zugleich um die Künste zu ziehen versprachen, im ganzen Umfange überlegten, welch eine gewaltige Aufgabe sie sich stellten, wenn sie in diesem Gebiete auch nur etwas von ähnlicher Bedeutung leisten wollten, wie sie in den Regionen der moralischen Wissenschaften zu leisten versprachen. Wir möchten auch wissen, ob sie wohl ganz genau das Verhältniß erwogen haben, in welchem sie die Kunst überhaupt, oder die verschiedenen Zweige derselben zu ihren Tendenzen betrachten mußten, wenn sie sich anders consequent bleiben wollten. Sonderbar, daß sich diese Zweifel ganz offenbar auch in dem Manne regten, der in dem musikalischen Briefe im zweiten Hefte über die Beziehungen der Tonkunst zu den Zwecken der Jahrbücher nachzudenken sich bewogen fühlte. Dieser Briefsteller stieß sich schon an dem bloßen Auffälligen einer solchen Verbindung von wissenschaftlicher und künstlerischer Kritik in Einem und demselben Blatte, und freilich ist das nicht zu verwundern, wenn einmal auf echte Kunstkritik ausgegangen werden sollte; denn was man sonst gewöhnlich so nennt und gewöhnlich in den Journalen findet, ist, wenn es sich um Baukunst handelt, ein technologisches Handwerksgerede; wenn um Musik, ein ähnliches Mäkeln um das Mechanische; wenn um Dichtkunst, ein belletristischer Brei für die Kinder, die sich noch am Verfertigen oder am Betrachten des Spielwerks, das man heute noch Poesie nennt, ergötzen; ist die

Rede von literarischen oder ästhetischen Werken, so haben wir die Wahl zwischen trockner Gelehrsamkeit oder einem Quark von schulphilosophischen, mißgeschaffenen Redensarten; gilt es irgend der bildenden Kunst, so hören wir ein dünkelhaftes Absprechen eines blinden Philologen oder das unverdaute Geschwätz eines jener ausübenden Künstler, die, wie Salvator Rosa von ihnen sagt:

a lavorar s'accingono,
— ma per dio non sanno leggere; —

und sollte man gar den Ausstellungsberichten die Ehre der Erwähnung anthun, so wüßten wir wahrlich nicht Unehre genug in unsere Aussprüche darüber zu häufen, wenn wir ihnen ihr Recht thun sollten. Diese ganze Kritik der Kunst jedoch steht in einem sehr natürlichen Verhältnisse zu der Kunst selbst; die ausübende Kunst selbst producirt nichts, was eine bessere Kritik anregte, was eine bessere Kritik nur verdiente; die Kritik ist ihrem Objecte ganz angemessen, und eines so elend wie das andere. Ganz recht also regte sich unserm Tonkünstler der Zweifel, ob die Jahrbücher mittelmäßigen kritischen Aufsätzen über mittelmäßige Kunstwerke wollten Raum geben, oder ob sie das Unmögliche unternehmen wollten, gute Abhandlungen über schlechte Productionen zu schreiben. Der musikalische Freund zog aber sich und die Jahrbücher vortrefflich aus der Sache, indem er ihnen die ruhmvolle Periode der deutschen Musik zum Hauptgegenstande anwies, aus der wir so manches Vergessene für den Nationalruhm zu retten haben. Allein dabei findet er, daß diese ruhmvolle Periode in seinem Fache längst vorüber und, wie es scheint, unwiederbringlich verloren ist — er muß sich also in die Vergangenheit ziehen, da doch die Jahrbücher die Gegenwart vor Allem und das gegenwärtige Treiben in's Auge fassen wollten. Indem sie aber so bereitwillig jenem Aufsatze einen Platz gönnten, bewiesen sie, daß sie diese ihre Tendenz nicht ängstlich wollten beschränkt wissen, sondern daß sie mit weiter Umsicht auch das Große der Nation zu deren Würdigung und Kräftigung zuzuziehen denken, das bereits vollendet daliegt zum Genusse, wenn es nur der gegenwärtigen Ordnung

der Dinge und den modernen Bestrebungen der Gesellschaft angehört. Wohlan, wir wollen die Jahrbücher versuchen, ob sie noch mehr Muth haben, als diesen; wir wollen sie umgekehrt auf die Zukunft weisen, und auf die Keime, die in unserer Zeit für mögliche Früchte in der kommenden liegen, und wollen sehen, ob sie prophetische Winke, die mehr als bloße Divinationen sein wollen, so bereitwillig aufzunehmen wagen, wie die soliden Rückblicke eines bedächtigen Künstlers auf eine untergegangene Kunst.

Wir müssen nämlich, indem wir uns über einen Gegenstand der plastischen Kunst zu reden anschicken, so kurz als möglich voraus bemerken, daß auch wir, wenn es uns vergönnt sein wird, den Jahrbüchern auch künftig Aufsätze über die bildenden Künste anzubieten, nicht daran denken, auf neuere und neueste Leistungen in diesem Gebiete oft einzugehen, da uns auch hier die Gegenwart troß all der berühmten Männer und Schulen nichts aufweist, was vor einem strengen Gerichte bestehen könnte. Wir können aber nicht wie die Musik auf eine glänzende Epoche, die uns schon mehr als ein Jahrhundert entfernt liegt, zurückblicken, noch wie die Poesie auf die ihre, die nun bald ein halbes Jahrhundert alt ist, sondern wir müssen nothwendig auf die gute Zeit der Malerei, Sculptur und Baukunst in Deutschland erst hoffen. Und dies nicht etwa aus den gutmüthigen Hoffnungen derer, die auch in der Politik und Wissenschaft überall ein künftiges Heil mit Zuversicht erwarten und dabei auf nichts ruhen, als auf dem schönen, aber leider nicht untrüglichen Glauben an ein stetes Fortschreiten der Menschheit; sondern wir hegen diese Erwartung aus Einsicht mehr, als aus Glauben; aus einer Einsicht, die wir für so untrüglich halten, wie irgend einen moralischen oder historischen Erfahrungssatz. Die Sculptur und Malerei hat ihre Blüthe überall erst nach den redenden Künsten gehabt. Die großartige epische Dichtung der Griechen war lange in der Entwickelung begriffen, der Götterhimmel und der Sagenkreis der Heroen war längst poetisch gestaltet, ehe Phidias anfing, der Erhabenheit des homerischen Gedichtes in seinen Götter-

bildern beizukommen. Die plastische Kunst seiner Zeit steht zum Epos in eben dem Verhältnisse, wie die der Lysippe um Alexanders Zeit zu der tragischen Kunst der Sophokles und Euripides. Die Blüthe der Malerei in Italien im sechzehnten Jahrhundert ist der Schlußstein der ganzen Reihe von Jahrhunderten einer heiligen, religiösen Dichtung; die weltlichere Kunst, die sich zu Ariost verhielte, wie Buonarotti und seine Zeitgenossen zu Dante und den seinen, hat sich in Italien kaum entwickelt. In Deutschland hatten wir erst lange nach dem Glanz unserer mittelalterigen Poesie die entsprechende Zeit in der bildenden Kunst. Was in diesen Verhältnissen häufig irrt und die klare Einsicht etwas erschwert, ist nur, daß die Künste sämmtlich unter sich so viele Verwandtschaft haben, daß selten die Eine eine große naturgemäße Blüthe entfaltet, ohne daß die andere neben ihr sich zu einer unnatürlicheren, verfrühten oder verspäteten Blüthe mitgerissen sehe. So ist die heroische Kunst des Phidias gleichzeitig mit der Tragödie und Comödie in Athen, ohne daß sie in irgend einer inneren Beziehung damit stände; umgekehrt wendet sich die griechische Dichtkunst in der alexandrinischen Zeit zur epischen Weise zurück, als die Malerei und Sculptur dahin gelangt war, den pathischen Ausdruck dem Schauspiele abzulernen, der sich zu dem ethischen der heroischen Sculptur verhält, wie die tragische Kunst zu der epischen. In unserer neueren Zeit in Deutschland hatte die Poesie ihren ersten Anstoß, als unsere größten Musiker wirkten; umgekehrt, als die Poesie im schönsten Flore stand, hatte die Musik in Mozart und seinen Zeitgenossen einen neuen aber schwächeren Aufschwung. Die ungemein reiche Entfaltung unserer Poesie riß denn auch die Sculptur mit hin und wir erhielten einige Künstler von Namen, wenn auch keine Kunst. Es ist auch ganz und überall klar, daß die Sculptur und Baukunst vor anderen Künsten, weil sie vor anderen große äußere Unterstützung brauchen, erst dann gedeihen können und wirklich überall erst dann gediehen sind, wenn äußerer Glanz der Staaten, der Höfe oder der Nationen, wenn ein Perikles oder Alexander förderte. Daher kann nur eine Blüthe der

plastischen Kunst in Deutschland in der Voraussetzung erwartet werden, daß eine politische Regeneration erfolgt, und mit dieser wird jene, glauben wir, so unfehlbar eintreten, wie auch neue Versuche, die erloschene Dichtkunst zu beleben, alsdann hervortreten müßten.

Was für diese künftige Regeneration im Staat und in der Kunst vor der Hand geschieht, ist reine Privatsache. Man glaube nicht, daß wir dies gering anschlügen; wir setzen gerade darin all unsre Hoffnung. Auf diese Weise ist aus den rohesten, lächerlichsten, prosaischsten Anfängen unsere Dichtkunst so rein, so groß und so echt kunstmäßig emporgestiegen. Auf diese Weise geht unsere politische Bildung massenweise vorwärts, so linkisch wir uns dazu anstellen, und es bedarf nur einst des rechten Bildners, um das tausendfältig zubereitete Material dann eben so wunderbar und plötzlich sich fast von selbst bilden zu sehen, wie sich nach Lessing und Göthe die Poesie schnell von unzähligen Schlacken reinigte, die ihr bis dahin anhingen. So verächtlich es ist, wenn unsere Maler sich etwas auf ihre Landschaften einbilden, die so geistlos als möglich, aber doch in jedem Blümchen und Hälmchen mit dem feinsten Pinsel bis auf naturhistorische Treue ausgemalt sind, so sehr wird doch einst diese technische Vollendung einer echten Malerkunst zu statten kommen, sobald sie sich aufthut. Es ist, unseres Wissens, noch gar nicht darauf aufmerksam gemacht worden, daß unsere Privatbaukunst den Stein der Weisen ganz unbewußt längst gefunden hat, den die Meister der höheren Architectur noch mit gierigen Augen suchen. Unser Schinkel ist bekanntlich einer der großen Verfechter der Verpflanzung hellenischer Baukunst auf unseren Boden und ihrer Accommodation an unsere Bedürfnisse, allein alle griechischen Bauwerke in Berlin oder in München sind wie die Uebersetzungen griechischer Originalwerke der Poesie, welche vorausgehen mußten, ehe ein Göthe und ehe selbst Schiller mit echt griechischem Sinne die Elemente einer nationalen und modernen Kunst so gestalteten, daß ein Originales und Nichtnachgeäfftes herauskam. Diesen Weg scheint uns unsere Privatbaukunst

instinctmäßig eingeschlagen zu haben, obwohl dies so Wenigen verständlich sein wird, wie jener antike Geist in unseren großen Dichtern. Und doch wird nur der ein originaler und großer Baumeister werden, der diese Richtung unserer bürgerlichen Architectur auffaßt und auf höhere Werke mit Geist anzupassen versteht, denn nur Er wird auf dem einfachen Bedürfnisse der Zeit ruhen und auf dieses die einfachen Regeln der antiken Kunst mit einfachem Geschmack anwenden und nicht in Ueberladung und Schwulst, sondern in dem unendlich schwierigen Studium klassischer Proportionen das Mittel suchen, großartig wirkende Gebäude zu entwerfen. Kurz überall, im Leben, Wissenschaft und Kunst kam man bei uns zum Großen und Gedeihlichen, indem zuerst sich volksmäßig, unvollkommen und bescheiden die Elemente wie von selbst erschufen, die alsdann große Genien, die sich am klassischen Alterthum selbstständig gebildet hatten, mit treuer Pflege des instinctmäßig gefundenen nationalen Weges, freier und kühner behandelten und formten.

Wenn man in irgend einem Zweige der Kunst solch eine nationale Vorarbeit für künftige große Köpfe vermißt, so ist es die Sculptur. Der leicht einzusehende Grund liegt darin, daß kein Bedürfniß diese Kunst fördert, wie die Architectur, und daß sie nicht dilettantisch zu üben ist, wie die Malerei. Was unsere jungen Künstler in diesem Fache üben, ist nichts als antike Nachahmungen oder architectonischer Zierrath. Man könnte sich wundern, daß sie nicht auf Verfertigung von Brustbildern berühmter Männer verfielen, die wohl Aufnahme und Unterstützung finden würde. Und weil diese Kunst denn selbst in ihren Elementen so ganz außer Bezug mit der Gegenwart und der Nation gesetzt ist, so erscheint sie denn da, wo sie nothgedrungen einmal in einer solchen erscheinen soll, in ihrer ganzen Blöße. Und wenn das, falls wir es auf das technische, auf die Ausführung ausdehnen wollten, zu hart wäre, so wollen wir es, indem wir es auf die Entwürfe beschränken, in dieser Beziehung hier an einem Beispiele erhärten, das sich auch auf bloße Entwürfe und auf nichts Ausgeführtes bezieht.

Wir konnten schwerlich etwas Geeigneteres für die Jahrbücher finden, als gerade diesen Gegenstand. Denn welcher deutsche Mann würde sich nicht um ein Denkmal für diesen deutschen König interessiren, dessen Andenken uns Allen theuer sein muß. Wir wollen, um uns unser deutsches Interesse an dieser Sache nicht zu vergällen, auf die preußischen und berlinischen Interessen dabei nicht eingehen; wir wollen nicht fragen, warum das längst projectirte Monument noch nicht zur Ausführung, warum es unter den vielen Entwürfen noch nicht zur Wahl gekommen; wir wollen nicht fragen, ob daran eine Rivalität zwischen Hof und Stadt Berlin Schuld sei; wir wollen nicht klagen, daß möglicherweise Rücksichtelei oder Willkühr in unseren neuen Staaten eine Gemeinde abhalten kann, mit ihrem Gelde ein Denkmal nach ihrem Plane für ihren Monarchen zu errichten; sondern wir wollen uns vorstellen, es werde denn doch wohl einmal ein solches Monument für den unsterblichen Mann mit freigebigen Mitteln errichtet werden, gleichviel durch wen, und wir wollen uns mit den Entwürfen beschäftigen, die uns Schinkel für ein solches Denkmal vorgelegt hat.

Vor einiger Zeit, wo die Frage von diesem Monumente wieder lebhafter betrieben ward, gab Schinkel in seiner bekannten Sammlung sechs Entwürfe heraus; er wollte die möglichen Gattungen, die sich für ein solches eignen möchten, zusammenstellen. Die möglichen Gattungen? Wir wollen den Leser, der die Zeichnungen nicht gesehen hat, zuvor unterrichten, daß diese verschiedenen Plane folgende sind: eine Trajansäule mit einer aufwärtsziehenden Armee in Basrelief, oben mit der Statue des Königs; eine kolossale Reiterstatue; eine Reiterstatue nebst einer viereckigen Säule mit Feldern von Basreliefs; eine Quadriga; dieselbe in anderer Ausführung und mit anderen architectonischen Zugaben; endlich eine sitzende Statue in einem Gebäude angebracht, das mit den alten Septigonien Aehnlichkeit hat.

Hier ist nun zwar, in diesen kurzen Angaben, überall die Statue des Königs die Hauptsache und müßte, dem ganzen

Zwecke nach, natürlich auch die Hauptsache sein. Allein wer nun die Zeichnungen selbst betrachtet, der wird sich sehr bald überzeugen, daß in den meisten dieser Entwürfe, der Ausführung nach und dem Eindrucke nach, den diese Ausführung macht, die Statue unbemerklichere Nebensache wird, und daß das architectonische Beiwerk, das im geringsten Falle die Nebensache sein sollte, durch Masse sowohl als Schmuck zur Hauptsache wird. Kein Wunder; ein Architect hat die Entwürfe gemacht; wer wird gerne sein Handwerk verläugnen? wer wird nicht natürlich hoffen, in seinem eigenthümlichen Felde am erfolgreichsten zu wirken? wer wird nicht sein eigenstes Fach in das glänzendste Licht zu rücken suchen, gar wo eine so glänzende Gelegenheit vorliegt, sich und seine Kunst an einem unsterblichen Namen gleichfalls zu verewigen?

Allein wir bekennen, daß wenn man uns, ehe wir etwas von diesen Schinkel'schen Entwürfen gesehen hätten, um Angabe derjenigen Gattungen gefragt hätte, die wir für möglich hielten, uns wahrscheinlich von allen diesen sechs Stücken, die Schinkel als die möglichen zusammenstellt, nicht eine einzige eingefallen sein würde, und vielleicht darum, nicht weil sie uns der Ausführung nach mißfielen, sondern weil sie uns der Idee nach gleichsam unmöglich vorkommen. Denn überall muß doch zwischen Monument und dem, welchem das Monument gelten soll, eine Beziehung Statt haben? Und nicht in dem etwa, was diesem Monumente als Beigabe und Schmuckwerk anklebt, sondern in dem Grundgedanken des Monuments muß diese Beziehung enthalten sein; und die Beziehung, die der große Friedrich mit diesen hier entworfenen Denkmalen hätte, wären etwa in den allegorischen Basreliefs, die hier und da angebracht sind, oder in den Antiquitätenkammern, die in dem Bauwerk verborgen stecken, heraus zu finden, aber in den ganzen Massen treten sie fast ins Unkenntliche zurück.

Wir wollen gleich von vorn herein bemerken, daß Bauwerke als Denkmale für historische Personen überhaupt eine Barbarei sind, die nur da Statt hatte, wo man Menschen nach orientalischer Sitte wie Götter verehrte, oder gar nach

ihrem Tode als Götter anbetete. Wie man den Göttern Tempel baute, so baute man sie den vergötterten Heroen, man baute sie den vergötterten römischen Kaisern. Architectonische Grabdenkmäler sind nur in barbarischen Ländern und in barbarischem Geschmacke einem Mausolus und Porsenna und den ägyptischen Königen, und dann wieder nach der Abblüthe der echten Kunst in verwilderten Zeiten und neueinbrechender Gesunkenheit des Geschmackes einem Hadrian und einem Constantin gebaut worden. In solchen Zeiten entstanden auch die Triumphbogen, die doch auch eine mögliche Gattung gewesen wären, und noch dazu eine für Schinkel's Kunst und Geschmack sehr passende Gattung; entstanden auch die Säulen der Trajane und Antonine, gleichsam eine Rückkehr der uralten römischen Sitte, Gedächtnißsäulen zu setzen, als man noch keine Statuen entwerfen konnte, so wie jenes Mausoleum des Constantin und die Engelsburg deutlicher eine Rückkehr zu jenem orientalischen Geschmacke waren, der seit Hadrian in Religion, Kunst und Literatur einbrach.

Ganz in solche Zeiten einer völlig verbildeten und durch Verbildung und Ueberbildung zurückgekommenen Kunst versetzen uns die Schinkel'schen Entwürfe auf's lebhafteste. Zuerst ist die trajanische Säule eine bloße Nachahmung des Kunstwerkes einer solchen Zeit; und sonderbar genug sieht Schinkel selbst das Verkehrte eines solchen Werkes ein und bekämpft an der Stelle, wo er den Entwurf zu seiner zweiten, viereckten, obeliskenartigen Säule motivirt, den Gedanken an eine solche runde Säule mit den natürlichen Gründen, daß sie zu hoch stehe, daß die plastischen Figuren in der Höhe vom Porticus mit dem Auge nicht zu erreichen und ihr Zusammenhang nicht zu fassen sei, ohne daß man sich zwanzig und mehrmal um die Säule herum bewegen müßte, und „weil stets nur ein kleiner Theil des Basreliefs auf der Mitte der Säule unverkürzt und unverschoben sich zeige, zu beiden Seiten aber die erhabene Arbeit durch die Rundung des Säulenkörpers unverständlich werde, und dahin wirke, den äußeren Contour der Säule, in welchem deren größte Schönheit liegen soll, zu verderben und

durch unendlich viele unregelmäßige Buckel zu entstellen." Die Quadriga auf Nr. 118 stellt sich dar als Krönung einer Architectur, und der Künstler vergleicht hier selbst das Mausoleum in Halicarnaß; „nur mit dem Unterschiede, daß statt einer Pyramide, welche sich dort über dem Porticus erhob, und auf deren Spitze eine Quadriga stand, hier eine breite Masse mit verticalen Wänden hervortritt, und die Gruppe der Quadriga in einem größeren Verhältnisse zum Ganzen aufnimmt." Auf Nr. 119 erhalten wir gar noch babylonische Mauermassen mit Luftgärten darauf. Und Nr. 120 enthält, wie wir schon hörten, ein Denkmal etwa nach der Form der Septigonien, die in die Zeiten der Severe u. s. w. gehören. Wir stehen also unter sämmtlichen Stücken wie unter lauter Nachahmungen elender Machwerke aus elenden Zeiten.

Und die Art, wie diese Dinge ausgeführt sind, ist freilich diesen harten Ausspruch zu mildern wenig geeignet. Wir können bei aller Achtung für Schinkel's große Verdienste nicht verbergen, daß er in allen seinen Bauten in griechischem Style, und bei all seiner Begeisterung für die griechische Architectur, um den Grundzug aller griechischen Kunst, jenes oft wiederholte und selten beherzigte „Mit Wenigem Viel" ganz gekommen und überall geradezu in den diametralen Gegensatz von jener unendlich feinen und von den Griechen so unendlich fein getroffenen Linie zwischen Größe und Schwulst, zwischen Pracht und Ueberfülle verfallen ist. An allen den architectonischen Theilen seiner sechs Entwürfe, an allen sechs Entwürfen als Ganze betrachtet, ist die Masse meistens von einem ganz zerstreuten Effect und in lauter Einzelheiten eine Wirkung gesucht, die jeder Grieche verächtlich verschmäht hätte. Die antike Simplicität spricht auch nicht aus Einem dieser Pläne, ja fast nicht aus einem Zuge dieser Pläne; und die natürliche Gefälligkeit antiker Gebäude, und die schmucklose Größe, die durch die einfachste Form und die reinsten und gewaltigsten Verhältnisse zu erreichen gesucht wird, ist hier gegen eine Kleinlichkeit und ein Detail, und die Bedeutung des großen Ganzen gegen eine Bedeutsamkeit im Schmuckwerk und dergleichen Preis

gegeben, daß man um allen und jeden größeren Eindruck, den man von einem mit solchem Aufwande angelegten Denkmale erwarten würde, völlig betrogen wird. Ueberall herrscht eine Ueberfülle, die man stets nur da für schön gefunden hat, wo man das Schöne noch nicht begriff. Es ist nicht genug mit der Trajansäule, oben steht darauf die Statue des Königs, die doch für jedes Auge rein verloren wäre; drum herum steht ein Porticus; an den Ecken des Porticus sind in Nischen Statuen historischer Personen, die in einer Beziehung mit den großen Eigenschaften des Königs stehen sollen: also vielleicht ein Aristides, um seine Gerechtigkeit zu bezeichnen, und einen Epaminondas, um auf die schiefe Schlachtordnung bei Leuctra und Leuthen anzuspielen!! Es ist nicht genug mit der Reiterstatue; auch sie umgibt auf drei Seiten ein Porticus, und das Fußgestell ist auf allen vier Feldern bedeckt, noch dazu geschmacklos abwechselnd mit Basreliefs und Inschriften; noch dazu die Inschriften nicht in jener einfachen alten Weise der Griechen, sondern so breit, daß sie die ganze Fläche bedecken, so daß man auch den ganzen flachen und breiten Inhalt sich schon ordentlich vorstellen kann. Noch aber ist diese Statue zu sammt dem Porticus viel zu einfach! Der Gedanke einer Reiterstatue wird daher in dem dritten Entwurfe mit der Idee einer viereckigen Säule verbunden, auf der die plastischen Darstellungen horizontal in Felder abgetheilt und etwas vertieft sind, damit der äußere Contour nicht davon entstellt werde, der übrigens an einer viereckten Säule leider sehr wenig zu bedeuten hat. Auch hier würde man vor der Victorie auf der Säule, vor dem Porticus, der auch hier nicht fehlt, vor der Pforte, welche die Säule und die Reiterstatue verbindet, vor der Säule selbst und vor dem Fußgestell des Bildes die Statue selbst gar nicht bemerken. Eine ungeschickte plumpe Masse ist eben so die Quadriga mit dem Mausoleum; die Genien, die Verbindung von Bronze und Marmor, die Pfeiler mit den Inschriften, wie kann man in aller Welt solche disparate Sachen zusammenstellen! Allein dies Alles ist noch gar nichts gegen Nr. 5. Die Quadriga hat hier einen anderen Unterbau; außer diesem noch

einen Porticus von sehr bedeutendem Umfang. Allein noch ist dies nicht genug. Laßt uns also noch hinter dem Porticus gerade über dem Monument eine tempelartige Halle bauen, deren Frontispiz die Höhe des benachbarten Schlosses noch übersteige. Laßt uns für den, dem diese Statuen, Porticus und Hallen noch nicht interessant genug sind, auch noch zu beiden Seiten der Halle, auf großen Mauermassen Gärten mit Alleen anlegen, damit der Spaziergang etwa das Anziehende habe, was wir mit dem Kunstwerke nicht erreichen. Laßt uns für den Gelehrten und Pedanten, den auch der Spaziergang nicht reizt im Unterbau der Quadriga eine Reliquienkammer einrichten, in der die Schriften des großen Königs aufbewahrt werden! Laßt uns, damit auch das stumpfere Auge etwas habe, die Halle so hoch bauen, daß man von da die Aussicht über die Stadt erhalte; und auf allen Zwischen- und Mittelwänden laßt uns Gemälde anbringen; an allen Ecken laßt uns Candelaber aufstellen und die Candelaber mit Gas beleuchten!! Oder wenn das nicht hinreicht, so laßt uns statt dieses Entwurfes den sechsten ausführen, ein Trizonium mit einem würfelartigen vierten Geschoß darauf, von solcher thurmartigen Höhe, daß es zur Verschönerung der Stadtansicht beitrage, denn auch hier lassen sich Reliquienkammern, corinthische Hallen mit Gemälden, eine bronzene Statue, eine Siegesgöttin, und überdies das vortrefflichste goldene Gitterwerk mit untermischten Verzierungen und figürlichen Vorstellungen anbringen! Nein, nun fehlt nichts, als daß man noch bei dem Stadtrath, der Baudirection, dem Kriegsrath, dem Hof, und bei allen Zünften und Corporationen höfliche Anfrage thue, ob nicht einer noch etwa einen kleinen Wunsch habe, nicht noch ein kleines Interesse wisse, nicht noch ein wenig Zierrath angeben könne, damit auch vom König bis zum Lastträger Alles vollkommen zufrieden gestellt werde!

Wie armselig! welche Unmündigkeit verräth sich in diesem kindischen und ängstlichen Forschen und Jagen nach tausend Sächelchen, die jede Laune des Geschmackes befriedigen sollen! welches Mißtrauen in die eigene Kraft, in die Fähigkeit, mit

dem Kunstwerth der Sache zu wirken, statt mit dem Bei- und Zierrath! welche totale Verkennung aller Bedeutung eines Denkmals für einen großen Mann, und welche unwürdige Ansicht! Ein Monument soll einem Monarchen, einem weisen, gerechten, siegreichen, glücklichen Monarchen errichtet werden, und unsere erste Frage bei der Ausführung dieses Monumentes ist, wie wirs anfangen, um der Stadt dadurch eine bessere Ansicht zu verschaffen, den Müßiggängern einen Spaziergang, den Kleinmeistern eine Unterhaltung, den Spazierfahrern einen Corso, den öffentlichen Plätzen einen Schmuck! Ein einfacher Mann auf dem Throne, ein Kriegsmann soll in dem Denkmale geehrt werden, und man wölbt Geschosse auf Geschosse, man häuft orientalischen Prunk, man thürmet Stockwerke auf Stockwerke, man tödtet den Einen Glanz mit dem Andern! Es ist der Held einer Zeit, die an der Stufe höherer verfeinerter Cultur noch nicht die Einfalt und die Geschmacklosigkeit einer spießbürgerlichen Periode abgelegt hatte und deren wahrer und ächter Repräsentant dieser Held ist, und man baut ihm Denkmale, die mit Spuren des geläuterten hellenischen Geschmackes asiatischen Pomp und Ueberladung und den überschwenglichen Luxus einer Zeit wie die des römischen Kaiserthums verbinden. Und úm dem Ganzen die Krone aufzusetzen, man entwirft die Statue eines französisch gebildeten, freigeistigen deutschen Fürsten, dessen schlichtes, originelles Bild, untrennbar von dem dreieckigen Hut, dem Klappenrock und dem Zopfe, jede Phantasie unter Jung und Alt mit einem originalen, und allerdings nicht schönen, doch mit einem gemüthlichen Eindrucke füllt, und man stellt ihn dar als einen nackten griechischen Heros oder als einen römischen Kaiser, und an der Säule seine ehrlichen Grenadiere mit Spieß und Schild und unbedeckten Gliedern!

Und wir reden von deutscher, von neuer Kunst! In einem Jahrhunderte und in einem Volke, dem alle Schätze der Vergangenheit geöffnet sind, das sich an den höchsten Mustern der höchsten Kunst schulen und üben kann, entwirft ein gefeierter Kunstjünger, der als einer der enthusiastischsten Verehrer dieser

antiken Kunst gilt, solche Monumente, zu denen er die Elemente aus den Anfängen asiatischer und etrurischer Architectur, aus der Verfallzeit des römischen Kaiserthums, und wie wir jetzt hören, auch aus dem glorreichen nievergeßlichen **siècle de Louis XIV** nimmt, damit doch ja keine Periode eines barbarischen und scheußlichen Geschmackes untheilhaft an diesem Monumente bleibe, das wir im neunzehnten Jahrhundert in Deutschland bauen wollen, nachdem wir in den redenden Künsten und in einzelnen Wissenschaften zu der Reinheit und Einfalt des griechischen Lebens zurückzukehren uns nicht erfolglos bemühten, nachdem wir den französischen Götzen von allen europäischen Altären gestürzt, nachdem wir einen Winkelmann und Winkelmanns Schriften über die Kunst der Alten und ihre Nachahmung fast ein Jahrhundert hinter uns haben, den Mann, der eben in diesem Gebiete der Kunst schneller, plötzlicher und wirksamer ein Restaurator des ächten Geschmackes in Europa ward, als irgend einer unserer wissenschaftlichen und poetischen Kritiker, Künstler und Gelehrten.

Denn nur jenes gepriesene goldene Jahrhundert der französischen Literatur und nur diese Nation, die dem antiken Sinne just so nahe steht, wie Rousseau dem Sokrates, und unter der man antike Kunst und Nachahmung antiker Kunst jene pitoyablen Tragödien der Corneille und Racine nannte, und auf deren Bühnen die alten Heroen in moderner Perucke erschienen, nur eine solche Nation war fähig, auch umgekehrt den vergötterten König und Schöpfer all jener Herrlichkeiten in plastischer und redender Kunst als Heros und Gott darzustellen, sei's als schmachtenden Endymion oder als den löwenmuthigen Alkiden, und ihm dabei allenfalls einen peruckenartigen Haarschmuck zu lassen, der symbolisch das Jahrhundert und den Styl des Jahrhunderts dieser seltenen Kunst andeutete, etwa so, wie auch der Heros Friedrich in unseren Entwürfen einen solchen Haarwulst trägt, der, da er nicht griechische und nicht römische Mode ist, eine Bezeichnung der Sitte des achtzehnten Jahrhunderts sein muß. In dieser Nation also haben Maler und Bildhauer, haben die Le Moine und Bernini, die

Lebrun und Rubens angefangen, neue historische Personen in alten Costümen darzustellen. Keine frühere Zeit kam, wo sie auch noch so geschmacklos war, auf solch einen sinnlosen Gedanken! Jene Zeit, die dem Alexander mit göttlicher Verehrung schmeichelte, die seine Thaten mit Herkules und Dionysos verglich, konnte freilich auch in der Kunst den nämlichen Ausdruck der Schmeichelei nicht vermeiden; und dennoch tadelte Lysipp, der ihn in seiner menschlichen Größe und kriegerischen Kraft darstellte, den Apelles, der ihm den Blitz des Gottes lieh, dessen Sohn er sein sollte. Der Nachahmer des Alexander, Pompejus, mochte höchst wahrscheinlich in Rom der Erste sein, dem die Ehre einer heroischen Statue zu Theil ward, indem sämmtlichen nackten Figuren, die man früherhin öfters auf ältere römische Personen bezog, durch spätere Kritik andere Bedeutungen vindicirt wurden. Seit Cäsar aber war es kein Wunder mehr und kein Widerspruch mit den Vorstellungen der Menschen, wenn die vergötterten Kaiser als Götter, wenn Hadrian als Mars, wenn Nero als Apoll, wenn Augustus, Caligula, Macrinus und so viele Andere in göttlicher Natur dargestellt wurden. Es war auch kein Wunder, wenn Commodus sich in seiner Verrücktheit als Herkules bilden ließ; es hängt dies natürlich mit seinem Wesen zusammen, obwohl jenes Vergöttern, wie dies Heroisiren immer die Verkehrtheit einer aus allen graden Wegen ausschweifenden Zeit verräth. Dennoch würde man nicht einmal auf den Gedanken gekommen sein, einen römischen Kaiser als griechischen Krieger zu kleiden, und Caracalla in seiner lächerlichen Alexandromanie ließ sich schwerlich als Alexander bilden, so viele Statuen er von diesem Helden sammeln und machen ließ. Ja selbst der umgekehrte und viel verzeihlichere Anachronismus, daß man älteren, griechischen Personen neues, römisches Costüm lieh, (wie jener Nachbildung der berühmten Pferdebändiger des Phidias den römischen Panzer und wie dem dreiköpfigen Geryon, den Herkules niederschlägt, römische Waffen u. s. w.) selbst dieser ist höchst selten in der römischen Zeit. Alles dies aber, mag man es auch noch so sehr t a d e l n, kann man sich doch wenigstens

erklären. Wer für einen Gott angesehen wird, wer für einen Heros angesehen sein will, kann immerhin als Gott und Heros gebildet werden und dann für ein Denkmal des eigenen oder des Wahnwitzes der ganzen Zeit dastehen. Ja selbst jene Gallerie in Versaille, in der Lebrun einen Theil von Ludwig XIV. Geschichte und ihn selbst als Herkules, oder jene luxemburgische Gallerie, in der Rubens den Heinrich IV. als großmüthigen Jupiter darstellt, so wie das meiste dieser Art, was in jenen Zeiten gebildet ward, hat wenigstens darin eine Entschuldigung, daß es als Allegorie gilt, so schlecht es auch als Allegorie sein mag. Allein was hindert uns, vor jenem Herkules und vor jenem Jupiter den Ludwig und Heinrich zu vergessen? Mit leichter Mühe treibt man sie sich aus dem Gedächtniß und behält Gemälde von einem kriegenden Heros und von einem langmüthigen Gotte. Allein hier in unseren Entwürfen ist keine Allegorie, kein Bezug auf einen alten Helden, sondern es ist nur immer Friedrich der Große; und wenn man sich den Kopf zerbricht, sich der nackten Statue zu Gefallen die Erinnerung an die barocke Erscheinung des trefflichen patriarchalischen Mannes zu verbannen, um nur wenigstens das Werk, abgesehen von seiner Bedeutung, nach seiner bloßen Behandlung zu betrachten, immer steht da die Stadt Berlin, das Schloß, die lange Inschrift und die Schildwache dabei, und mahnt Einen, daß der verzweifelte Heros durchaus kein Anderer als der alte Fritz sein soll.

Die Entschuldigungen also, die man mit knapper Mühe für die Verirrungen dieser römischen und französischen Kunst, dieser Kunst der beiden Nationen, die den möglichst geringsten Begriff von wahrer Kunst haben, anführen kann, diese schwachen Entschuldigungen also gelten nicht einmal für diese Entwürfe! Noch eine andere gäb es, die wir für edler und würdiger hielten, die einzige, unter der wir, obwohl nur mit dem größten Bedenken, die Darstellung eines Menschen der neuern Zeit in antiker Form etwa zugeben möchten; wir wollen auch sie versuchen. Es gibt zu allen Zeiten Menschen, die als einzelne Ausnahmen ihrer inneren und äußeren Organisation nach einem

anderen Geschlechte und einer anderen Periode anzugehören scheinen, als der, in welche sie der Eigensinn des Schicksals geworfen hat. Wenn sich nun der Künstler die Freiheit nimmt, solch einen Menschen, gleichsam mit einer ähnlichen Allegorie, wie die vorher erwähnten, aber nur mit einer innerlicheren und weit vortrefflicheren, in der Natur darzustellen und in solcher Form und Umgebung, wie sie ihm geeigneter und zusagender scheint, so wäre dies je nach der Meisterschaft und Kühnheit, mit der ein solcher Gedanke ausgeführt würde, vielleicht sogar sehr glücklich zu nennen. Wir wollen den Fall setzen, jemand bilde den Kopf oder das Brustbild Winkelmanns in vollkommen antiker Art, wer würde das tadelnswerth finden? Oder irgend ein Zeitgenosse hätte die athletische Gestalt eines Herkules, oder nähere sich in seinem Körperbau jenen idealen Conturen der griechischen Statuen, jenem eigenen Gliederbau, jener glatten faltenlosen Haut, oder jenem schlanken strebenden Wuchs des Apoll, oder im Kopfe jener heiteren Majestät des Zeus — wenn nun ein Künstler unternähme, einen solchen vollkommenen Körper nachzubilden, der wie von dem feinsten Auge eines Griechen gebildet, oder der wie unter den Einflüssen des griechischen Himmels, der griechischen Gymnastik und Staatsdiät und der Umgebung zahlloser herrlicher Kunstwerke erwachsen wäre, würde man dies einen Mißgriff nennen? Man würde vielleicht, man würde es wohl mit Recht, wenn es ein Mann öffentlicher Wirksamkeit, gar wenn es ein Regent wäre, den man so den Augen des Publikums darstellen wollte. Dennoch wollen wir diesen Einwurf bei Seite lassen, und wollen zu unserem Gegenstande zurückkehren. Und nun fragen wir nur, ist in dem Charakter des großen Friedrich etwas, was uns auf das Alterthum zurückwiese und eine Auffassung seiner Erscheinung für ein antikes Bild an die Hand gäbe? Nichts. Ist seine innere Bildung der Art, daß sie eine vorzugsweise Neigung nach der hellenischen kund gäbe? Nichts weniger. Ist in seiner äußeren Gestalt, in jenen markirten scharfen Gesichtszügen, jener faltigen Haut, jener gebogenen und hängenden Figur, zusammt der typischen Tracht, die dazu

gehört, irgend eine Aufforderung, die heroische Darstellungsart der Griechen an ihm zu versuchen? Vielmehr, alle erdenkbare Abschreckung. Und im Gegentheile, läßt sich irgend eine Figur besser an für die kleine Ausführung und den minutiösen Fleiß in der niederländischen Manier, diesem antipodischen Gegensatz der Hellenischen? Wenigstens scheint sie gleich auf den ersten Blick sehr dazu geeignet.

Und wenn man näher zusieht, so wird man finden, sie ist sehr dafür geeignet, und ist sogar einzig dafür geeignet. Wenn es in Deutschland auch nur die kleinste Spur von einer nationalen Kunst gäbe, das heißt, von einem Nationalgeiste, der sich auch an den Kunstproducten kund gäbe, und wenn unsere Künstler nur ein klein weniges mehr wären, als Handwerker, und im besten Falle zu nichts geschickt als zum Nachmachen und zum gegenseitigen Selbstbeäugeln, so würde es schon längst keine Möglichkeit mehr sein, daß wir in solche beschimpfende Lächerlichkeiten verfielen, womit wir unsere Nation vor unseren Nachbaren ohne Aufhören zur Schau stellen. Wenn wir nur ein wenig ächten Kunstsinn hätten, so hätten wir schon längst die Stelle mit richtigem Takte gefunden, welche unsere Kunst sich eigen machen muß; und hätten wir das, so könnte es kaum eine zweifelhafte Frage sein, in welcher Weise solche ächt nationale Aufgaben zu lösen wären. Der ganze Norden des neueren Europa hat die niederländische Manier in aller Kunst als eine Eigenthümlichkeit seit dem Anfang seiner geistigen Entwickelung, jene Manier, die auf der nackten Naturwahrheit ruht, und das Höchste erreicht zu haben meint, wenn sie Naturwahrheit erreicht hat, und die lieber, wenn sie sich ja von dieser Naturwahrheit entfernen will, eine Stufe tiefer zur Carricatur sinkt, in der sie gleich ausgezeichnet ist, als daß sie sich eine Stufe höher ins Idealere erhebe, an dem sie überall gescheitert ist. Die griechische, und die ihr folgende mittelaltrig-italische Kunst ruhen auf jener wundervollen Idealität, mit der sie jedes ihrer Kunstwerke der Natur treu lassen, aber zugleich von dem Zufälligen der wirklichen Erscheinung entkleidet aus der Wirklichkeit und gemeinen Natur emporheben. Die griechi-

sche und italische Kunst haben auf diesem Wege stets eben so eher die Wahrheit der Schönheit geopfert, wie die Niederländer auf dem ihrigen die Schönheit der Wahrheit opferten. So ists in der plastischen Kunst; und in der redenden ists nicht anders. Shakespeare, Holberg, Alkmar haben in ihren Gedichten eine individuelle Wahrheit, die kein griechischer Tragiker, kein Römer und Italiener hat; dagegen haben diese einen formellen Reiz und einen poetischen Duft, den kein Nordländer erreicht. Wenn nicht den Deutschen in ihrem Staat, in ihrer Wissenschaft, in ihrer physischen Bildung, in ihrer Kunst, in Allem von der Natur die Mitte zwischen diesen beiden Extremen angewiesen ist, so müßten wir weder Geschichte noch Nation kennen. Unsere großen Dichter sind nicht anders groß geworden, als in der Mitte zwischen Shakespeare und Sophokles: sie haben diese volksmäßige Richtung auf Naturwahrheit und Individualität zu verbinden gesucht mit der Idealität und Allgemeinheit der Alten; und auf diesem Wege sind Göthes unsterbliche Dichtungen geworden, die, wie Humboldt sagte, immer erst wahr sein wollen, ehe sie Anspruch auf das Schöne wahren. Diesen Grundsatz auch in der plastischen Kunst zu machen, mögen unsere Künstler stets bedacht sein, sie werden sonst ewig alle ihre Mühe verlieren. Diese Mitte hielten unsere Maler und Bildhauer zur Zeit der Reformation ganz genau, und sie sind dadurch berühmt geworden und gefeiert. Aber heute stellen wir uns wie die Kinder, einmal vor dies und dann vor jenes, und machen jenes und dieses so gut es eben gehen will nach; altdeutsche Holzschnitte und griechische Statuen, niederländische Carricaturen und italienische Heiligen und Madonnen mit steinernen Gesichtern. Und all diesem gleichmäßig zu entwachsen wäre gerade unsere ächte Aufgabe. Der Ausdruck muß der Triumph unserer bildenden Künste werden; die Conturen der Alten, die Naivität des Mittelalters, den launigen Volksübermuth des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, wo sich die Niederländer aufthaten, die Frömmigkeit der katholischen Zeit, welche die religiöse Malerei hervorbrachte, suchen wir vergebens wieder zu treffen. Nun stellen

wir uns kläglich hin und brüten, warum dies nicht mehr gehen will und klagen und schimpfen auf die Reformation, daß sie uns die gute heilige Kunst verdarb, statt daß wir sie auch darin segnen sollten, weil sie eben dadurch die Kunst aus der Sclaverei der Religion rettete, und ihr das ganze Feld der Historie anwies, wo sie sich zur Selbstherrscherin machen kann; denn herrschen muß die Kunst, wo sie groß werden soll, und im Nothfall muß die religiöse Vorstellung ihr dienen, und nicht sie dem Dogma und der Legende. Die christliche Religion hat die Kunst im ganzen Mittelalter in einer Dürftigkeit und einem Nahrungsmangel gehalten, daß es für jeden Menschen, der nur etwas geistigen Reichthum in sich hat, ein Jammer ist, diese ungeheuren Mittel und den Fleiß so großer Männer an solch eine Armuth des Stoffs verschwendet zu sehen: und was anders hat die Raphael groß gemacht, als daß sie sich endlich aus dieser Beschränktheit heraushalfen. Wir müssen Mannichfaltigkeit des Stoffs suchen, nur daran übt sich die Mannichfaltigkeit der Form. Das ganze Gebiet der Geschichte muß in den Bereich gezogen werden; keines kann uns hier näher liegen, als das der vaterländischen Geschichte. Und welch ein schöner Stoff, dieser vorliegende! So haben wir die Statuen Luthers, Blüchers, Guttenbergs werden sehen. Warum sollte nicht Friedrich in ihrer Reihe stehen? Warum genügte nicht eine einfache Statue für sein Denkmal? Eine Bildsäule ist das passendste Monument für jede historische Figur. Sobald man dies für zu gering ansieht, muß man sich wohl vorsehen. Daß man es für zu gering ansieht ist blos ein schlechtes Zeugniß für unsere Kunst. Heute sehen wir noch eine antike Statue des Demosthenes an, und bewundern sie mehr, als wir die sechs Schinkel'schen Entwürfe bewundern würden, wenn sie ausgeführt wären! Man rege die deutschen Künstler zur Verfertigung von Statuen im Wetteifer an: wer den Geist des großen Königs in seinen Stein oder sein Erz zaubern kann, dem gebe man den ersten Platz in der Hauptstadt. Was schadet es, wenn Berlin solcher Statuen mehrere setzt, wenn andere Städte des Reichs im Aufstellen der Bilder des Unvergeßlichen rivali-

siren? Und will man doch ein außerordentliches Denkmal setzen, so wollen wir denn anführen, daß wir zufällig noch gerade zu rechter Zeit hörten, daß ein junger Berliner Künstler den glücklichen Vorschlag macht, den König mit seinem ganzen Generalstabe zu Pferde in Erz zu gießen. Ein kühner und grandioser Gedanke, der die schönsten und feurigsten Talente begeistern und beschäftigen könnte! Auf einer natürlichen Unterlage von Granit oder Basaltmassen, bei dem Schlosse, diese gewaltige Gruppe, der König, kolossaler als die andern, voran, und jene merkwürdigen Männer in seinem Gefolge, wem soll man das erst ausmalen, was jeden patriotischen Mann selbst in schlechten und mittelmäßigen Bildern und Kupferstichen immer ansprach! Wem soll man den Vorzug eines solchen Entwurfes vor den Schinkel'schen erst einleuchtender machen, die für Alle Interesse haben sollen und für Niemanden haben, da jenes großartig anziehen müßte, ohne Prätension zu machen. Oder für wen sollten die Schinkel'schen Denkmale etwa von Interesse sein? Der Kunstkenner, der diese antiken Formen mit der Antike vergliche, würde sich kalt wegwenden, denn vergebens bemühen wir uns heute, hier mit den Alten zu wetteifern: der gemeine Mann würde sich über diesen Sansculottenkönig zu Tode lachen! der Fremde würde seinen beißenden Witz darüber ergießen! der Militair sich ärgern, daß man seine Waffen, der Patriot, daß man seines Königs Kleidung als unpassend verschmähe; der gewöhnliche nüchterne Beobachter würde sich ärgern, so oft er die Reiterstatue seines großen Churfürsten mit diesem vergliche; die Nachwelt würde zwischen Schaam und Spott ihre Vorfahren des neunzehnten Jahrhunderts verleugnen, die sich solch einer namenlosen Verkehrtheit schuldig machen konnten. Traurig, daß ein Mann wie Thorwaldsen zu solchem Unfug mithelfen konnte. Doch, auch er ist ja nun zurückgekommen, scheint es, und hat in seinem Byron bewiesen, daß sich das moderne Costüm wohl der Behandlung fügt. Der Künstler braucht sich ja nicht ängstlich an das Gegebene zu halten. Der Künstler *kann* im Gegentheile, und er *sollte* auf die Mode wirken, und so lange die Zeitumstände nicht

günstiger für ein ausgebreiteteres, größeres Schaffen der Kunst ist, sollten sich ihre Jünger, dünkt uns, wohl herablassen, mit den Gewerben vielfach in Bund zu treten, leise auf eine Rückkehr zu gutem und einfacherem Geschmacke in Kleidern und Hausbedarf hinzuarbeiten, und auf diese Art nach und nach das Auge zu bilden und für das Schwierigere empfänglich zu machen. Doch hier verlieren wir uns in ein weites Feld, auf dem wir unsere Leser künftig wohl noch einmal zu begrüßen denken.

Ueber das

Mosaikgemälde im Hause des Faunen

in Pompeji.

Bei Veranlassung von Niccolini's Werke:

Quadro in musaico etc. 1832.

1832.

Der Schreiber dieses unternimmt die Anzeige dieses Werkes, zu der ihn seine Studien zur Zeit noch sehr wenig befugt machen, hauptsächlich weil er die Gelegenheit hatte, den darin behandelten Gegenstand an Ort und Stelle selbst zu sehen, und weil er es für wünschenswerth hält, daß derselbe in Deutschland bekannter werde, wozu eine Verbreitung dieses Werkes und der darin enthaltenen Kupferstiche am dienstlichsten wirken würde, weil die letzteren durch eine Beilage, die das Morgenblatt im December vorigen Jahres ausgab, nur höchst unvortheilhaft vertreten werden. Das Auffinden dieses Mosaiks in Pompeji (in dem sogenannten Hause des Faunen) ist ein Ereigniß, das die Beurtheilung der alten Malerei einmal von einer ganz anderen Seite her erstaunlich fördert, als es die fortgesetzten Ausgrabungen von Wandgemälden in Pompeji je thun könnten, als es so viele andere sonst sehr merkwürdige Entdeckungen thun könnten, wie z. B. die nähere Bekanntschaft mit den Hypogeen von Corneto, um die sich, seitdem einmal Winckelmann darauf aufmerksam gemacht hatte, erst wieder Kestner, Stackelberg u. A. verdient gemacht haben. Es ist ein so bedeutender Fund, daß man über seinem höheren Interesse das sonst gewiß nicht unwesentliche Verdienst, daß dieses Stück nebst einigen kleineren dabei gefundenen alle alten Mosaike an Vollkommenheit weit übertrifft, ganz zu übersehen gewohnt ward. Die Entdeckung dieses Kunstwerkes muß die hartnäckigsten Zweifler bekehren, muß sie belehren, daß man aus den Wandmalereien kleiner Landstädte, in denen allerdings bekannte Gemälde der Meister

oft copirt sein mögen, wohl im Allgemeinen einen Begriff von der Art des Componirens unter den Alten erhalten, nie aber weder den Grad ihrer technischen Fertigkeit, noch auch den eigentlichen Geist ihrer Malereien beurtheilen konnte, und daß in der That der auf keine Weise hinlänglich erklärbare Abstand zwischen den beiden Hauptzweigen der bildenden Künste, den man so gerne annahm, nicht Statt hatte.

Das Mosaik, von dem das vor uns liegende Buch handelt, ist von etwas mehr als neunzehn Palm Breite und über zehn Palm Höhe. Zur Linken ist es beträchtlich beschädigt, rechts an einigen Stellen schlecht reparirt, was zu der Vermuthung Anlaß gab, es sei von dem Erdbeben, das dem völligen Untergang von Pompeji wenige Jahre vorausging, verdorben, und dann dessen Ausbesserung ungeschickt versucht worden. Der Grund ist weiß; ein Hintergrund fehlt; die Luftperspective ist wenig beobachtet. „Was die materielle Ausführung betrifft," sagt der Verfasser unsers Buches, „so läßt sie nichts zu wünschen übrig. Das Werk ist nicht in Stiften von Glasfluß gearbeitet, sondern in kostbaren Marmorstückchen von natürlicher Farbe, die mit der größten Sorgfalt zusammengesetzt, vollkommen geglättet und sehr klein sind; ich habe an verschiedenen Stellen deren 78 bis 89 in dem Raum eines Quadrat-Zolls des Palms gezählt, so daß auf jeden Quadrat-Palm 6942 Stückchen kommen würden, und das Ganze hält ohne den Rand etwa 198 Quadrat-Palmen." Der Verfasser hat seinem Werke, außer mehreren Platten von verschiedenen Details und Hülfsmitteln zur Erklärung einen Kupferstich, der das Ganze darstellt, beigefügt, mit dem er offenbar mehr gesucht hat, die muthmaßliche Beschaffenheit des Originalgemäldes, das in diesem Mosaik copirt ist, dem Betrachter zu veranschaulichen, als ihm einen vollkommenen Begriff von dem Mosaik selbst zu geben. Hierzu würde mehr von jener gewissenhafteren Treue gehören, die man in Zahn's pompejanischen Zeichnungen findet; denn ganz frei von Schmeichelei, ganz anspruchlos ist dieser Stich nicht; auch nicht einmal da überall gleich genau, wo das Schmeicheln nicht Absicht war. Das Berufen auf Autopsie kann freilich unsern

Lesern zu nichts nützen, und mit einer zweiten öffentlichen Zeichnung können wir noch nicht vergleichen; wenn man aber nur den durchgezeichneten Kopf, der sich in unserem Werke beigefügt findet, und den wir sogleich noch näher erwähnen werden, mit dem entsprechenden im Kupferstiche vergleicht, so wird man strengere Genauigkeit etwas vermissen. Demungeachtet ist der Eindruck, den die Platte im Allgemeinen macht, ziemlich gut und adäquat; das Großartige freilich (die Figuren sind $^3/_4$ Lebensgröße) könnte nur durch das gleiche Maaß erreicht werden; der griechische Cothurn hatte seinen Zweck, und uns schien es immer, als ob erhabenen Gegenständen die kleine Form nur schade.

Jenen Zweck, eine deutliche Vorstellung von dem Mosaik selbst zu geben, suchte der Verfasser dadurch zu erreichen, daß er eine besondere Tafel beifügte, in der er einen durchgezeichneten und genau colorirten Kopf vorlegt, aus dem man aufs genaueste die Art der Ausführung ersehen kann. Er bemerkt dabei p. 13: „La quale testa, se verrà posto sotto ad una lente che la impicciolisca, come le due precedenti (welche sehr schön ausgeführt sind), comparirà avere lo stesso effetto di luce e di ombre, acquistando ad un tempo forza e vivacità nel suo colorito; lo che avverrà dell' intero quadro reduto con acchialino che tutto lo ristringa, poichè nel suo impicciolimento spariscono le imperfezioni della sua esecuzione, e si armonizzano mirabilmente la viva espressione delle figure, il vigore del colorito, e l'effetto del chiaroscuro, non altrimenti che in egregio dipinto.

Der Gegenstand ist eine Schlacht zwischen Persern und Griechen; wie man gleich anfangs annahm, zwischen Alexander und Darius. Den Stand des Treffens kündigt die Nähe der beiden Führer oder Könige an, von denen der persische rechts zu Wagen ist, der griechische links, wie die meisten Figuren, zu Pferde. Der höchste Punkt der Entscheidung ist gewählt, und die Kunst, mit welcher der Erfinder in geringen und bedeutenden Merkmalen den Moment, den er auffaßte, charakterisirt, ist ganz außerordentlich. Die Mitte des Bildes nimmt ein persischer Reiter ein, dessen Pferd mit einer abgebrochenen Lanzen-

spitze hinter dem rechten Vorderschenkel verwundet, auf das abgestorbene Bein gesunken und mit dem andern in den Zügel verwickelt ist; indem der Reiter von dem gestürzten Thiere abzusteigen strebte, durchstößt ihn der siegreiche Führer der Griechen mit der langen Sarisse; Jener hat das Schwert, das er im Begriff war aus der Scheide zu ziehen, fahren lassen, faßt krampfhaft nach dem Spieß, der ihm den Unterleib durchbohrt, und malt in seinem Gesichte Grausen und Schmerz. Auf ihn und seinen Fall concentrirt sich das Allereinzelnste in dem ganzen Gemälde, so reich an Figuren und Handlungen es ist. Es scheint, Er war die letzte Stütze des besiegten Heeres. Auf den harten Kampf, der vorherging, deuten auch noch in dem Fragmente, das leider auf der linken Seite allein übrig ist, gestürzte Männer, zerstreute Waffen, der Helm, den der griechische Stratege verlor, und zwei von den ihn Umgebenden, die Wunden an den Köpfen tragen; hinter der Vorderscene scheint ein Wald von entgegengerichteten Lanzen zu verkünden, daß noch eine Schaar von Persern den andrängenden Feinden hinter dem Wagen des Königs Widerstand leistet. Bei dem Blick auf den Sturz jenes Reiters gibt jeder Perser die Sache völlig verloren. Der Nächststehende, der ihm vielleicht von dem verwundeten Pferde hatte helfen wollen, eilt mit einem Blicke des Kummers, den er auf den mit dem Tode Ringenden wirft, sich auf sein bäumendes Pferd zu schwingen — eine prachtvolle Gruppe! Der König ist mit dem vollen Körper gegen den Fallenden gewandt, preßt mit der einen Hand den Bogen und reicht mit der anderen nach dem ihm theueren Unglücklichen; sein Blick ist Entsetzen und großer Schmerz, sein Haar sträubt sich, sein Mund ist zum Schrei geöffnet, seine Züge sind etwas verzerrt. Das Schreckliche des Augenblicks und der Antheil an dem Durchbohrten machen ihn seiner selbst vergessen; um so besorgter ist sein Wagenlenker, der das Viergespann mit so plötzlicher Eile zur Flucht wendet, daß drei befreundete Krieger durch Wagen und Pferde gestürzt werden und sich unter den Hufen und Rädern aufzuraffen suchen; ein vierter, weiter hinten, dem der Wagenlenker, die Geißel schwingend, einen zornigen Blick zuzuwerfen scheint,

ist, wie uns dünkt, zwischen Rad und Zugpferd mit seinem Rosse hineingerathen; er schien in Eile dem Gestürzten zu Hülfe kommen zu wollen, sein Blick hängt, wie der des aufschreienden und von Furcht erfüllten Fahnenträgers neben ihm, eben so entsetzt auf jenem, und er faßt in Verzweiflung nach seinem Haupte. Zur Seite des Wagens sieht man die griechischen Helme vorwärts dringen und den Wagen umzingeln; das rückgewandte Gesicht des Nächstvordersten deutet an, daß auch diese Bewegung in Verbindung mit dem Fall des Persers steht; hinten winkt ein aufgehobener persischer Arm um Hülfe, und der äußerste Kämpfer zur Rechten, der den Blick ganz allein unter Allen, welche sämmtlich nur Sinn für jenen Vorfechter zu haben scheinen, nach jener Seite gerichtet hat, erkennt die Gefahr, die von dorten droht, ballt die Faust und man sieht ihm den Fluch auf der Lippe schweben.

Das Charakteristischste an diesem Bilde ist die strenge Einheit der Handlung, die man in dieser Schilderung erkennen wird, in welche fast alle sichtbaren Personen des Gemäldes aufgehen; und dies bildet auch einen der größten Vorzüge desselben, wenigstens für den, der in einem Bilde außer der Fertigkeit des Pinsels auch einen Gedanken sucht, oder der von einer dargestellten Begebenheit Gefühle angeregt, und nicht blos mit mannichfaltigen bunten Scenen das Auge zerstreut haben will. Einen ganz lächerlichen Vorwurf macht daher der Verfasser unseres Buches dem Künstler, wenn er p. 31 sagt: E qui mi sia concesso asserire che l'esimio artista, di cui abbiamo ammirato l'incomparabile ingegno e la sagacità nel far conoscere le più piccole circostanze del suo soggetto, non poteva trascurare in esso una cosa essenzialissima, quale sarebbe stata quella di caratterizzare lo scontro de' due grande rivali colla espressione dell' ansietà, che l'uno aver dovera per l'altro in quel desiderato e temuto momento, espressione non indicata nei due personaggi del quadro nemmeno da uno sguardo. E se si dice che essi sono distratti, uno in ferire, l'altro in compassionare il ferito, soggiungo che Alessandro e Dario nel trovarsi la prima volta

in presenza non avrebbero potuto, per qualunque causa, restare indifferenti ad un' incontro per essi cotanto interessante, o che in ogni supposizione, l'antico artista avrebbe in altra guisa rappresentato quel momento e quel' caso. Man kann hierauf mit nichts besser antworten, als mit einem Bilde von Pietro di Cortona, das im Palast der Conservadoren in Rom hängt, und denselben Gegenstand hat. Auch dieser stellt den besiegten Darius dem siegreichen Reiter gerade so gegenüber, wie hier; und Jenes Blick ruht auf Diesem, wie Niccolini es verlangt: die Wirkung ist gegen die in unserem Gemälde völlig Null, in dem eben die angstvolle Theilnahme des Königs an dem stürzenden Vertheidiger mit das Ergreifendste ist. Jene Einheit nun unterscheidet dieses Werk von dem, was man in neuerer Zeit Schlachtenmalerei nennt, so sehr, daß man es auf keine Weise damit vergleichen darf, ohne ihm das schreiendste Unrecht zu thun. Die Geschichte der Schlachtenmalerei unter den Alten und Neueren kann auch zeigen, daß dieselbe in beiden Zeiten eine ganz abweichende Entstehung und verschiedene Bedeutung gehabt hat. Was man nämlich hierunter in der neueren Zeit dem Schulausdruck nach versteht, ist eine Gattung, die erst mit dem Verfall der Kunst aufgekommen ist, und die auch von Lanzi und anderen Geschichtschreibern der Malerei in die sogenannte niedere Kunst gezählt wird. Aus der guten Zeit der italienischen Kunst besitzen wir nur sehr wenige Schlachtstücke, und diese müssen wir ihrem ganzen Charakter nach von der bezeichneten Gattung ausschließen, worauf wir sogleich weiter unten zurückkommen werden. Jene neueren Schlachtstücke nämlich datiren sich erst etwa von Tempesta her, der noch in's siebzehnte Jahrhundert reicht, und der als Lehrer des Bourguignon hierin Epoche macht. Der Letztere war erst Militär, nachher Jesuit, und sein Talent ward auf diesen Gegenstand von jenem Michelangiolo, der von seinen Schlachten einen Beinamen trägt, dem Römer Carquozzi, gelenkt. Wenn man seine Schüler, wie Francesco Monti, Angiolo Everardie, Antonio Calza, Verhuik u. A. wegnimmt, so bleibt nur noch Salvator Rosa übrig, der in dieser Art etwas Bedeutendes ge-

liefert hat, und außer ihm nennt man noch einen Ancello Falcone mit einigen Scholaren, von denen uns nie etwas zu Gesicht gekommen ist. Diese Männer fallen der Zeit nach in die Jahrhunderte, wo die veränderte Kriegskunst eine veränderte Schlachtmalerei bedingte, und wo besonders durch und nach dem dreißigjährigen Krieg militärische Reiche entstanden, militärischer Geist aufkam und vielfaches Interesse nach dieser Seite hin rege ward. Es ist die Zeit, um es mit Einem Worte anschaulicher zu machen, wo auch in der Literatur jene Bambocciaden des Spaniers Quevedo Villegas entstanden, und jene militärischen Scenen seines Verehrers Moscherosch in Deutschland und so Manches dieser Art, was in der genauesten Parallele mit der Bourguignon'schen und ähnlicher Schlachtmalerei steht. Diese Gattung ist erst aus Landschafterei, Viehstücken und Bambocciaden hervorgegangen, trägt in der genannten Periode ihrer Vollkommenheit diesen Charakter am genauesten, und ist daher besonders häufig bei den Niederländern, wo der feine und gewandte Pinsel die Wouverman's und Aehnliche verleitete, die zersplitterten Details und Episoden bis in's Carricaturartige zu übertreiben, und über dem Nachtreten der Natur im Kleinen an einen Gesammtton und Charakter des Ganzen gar nicht mehr zu denken. Die griechische Schlachtmalerei, weit entfernt von der Scenenmalerei, wie es Plinius nennt (scenery), auszugehen, ahmte das Basrelief nach, und während unsere Schlachtstücke, nicht allein dieser, sondern überhaupt jeder Art, erst sehr spät erscheinen, so sind gerade die ersten Malerversuche, die man bei den Griechen nennt, fast nur Schlachten: jenes Gemälde des Bularchus, das Kandaules mit Gold aufgewogen haben soll (Plin. 35, 34); jene Marathonsschlacht in der Poikile von Panänos (Paus. I, 15, 2. cf. V, 11, 2); jener Feldzug der Argiver von Onatas im Tempel der Athene Areia zu Platäa; jener Kampf zwischen Athenern und Amazonen von Mikon, dem Zeitgenossen des Panänos; ja die ersten italischen Bilder, die noch vor Mummius in Rom von Valerius Max., Messala an der Seite der hostilischen Curie aufgestellt wurden, repräsentirten die Schlacht, die Jener mit Hiero gegen

die Carthager gewann, und eines, von Lucius Scipio im Capitol aufgestellt, dessen asiatische Siege. (Plin. 35, 7). Die griechische Schlachtmalerei nahm ihren Gegenstand aus der Geschichte, meist aus der Zeitgeschichte, blieb fast immer auf diesem Wege und vervollkommnete sich, indem sie ihn getreulich verfolgte; die moderne der Tempesta nahm sich selten einen bestimmten Gegenstand, und konnte auch mit einigem Tacte nicht wohl, da in der neueren Zeit wenige Kriege mehr um Ruhm und Vaterland geführt werden, da persönliche Tapferkeit und Gewandtheit nichts mehr gilt, individuelles Interesse also mangelt. Im Gegentheil, seit Covendich ward diese Gattung gemein und flach; je mehr man sich der Naturwahrheit näherte, je taktischer genau unsere Schlachtgemälde wurden, um so mehr benahmen sie sich selbst allen Anspruch auf den Namen von Kunstwerken. Jene Gemälde von Bourguignon, Lebrun u. A. scheiterten an der Klippe, daß sie den inneren Widerspruch nicht möglichst zu beseitigen suchten, der darin liegt, Scenen, die ganz Bewegung, und lebhafte, tumultuöse, rasche Bewegung sind, malen zu wollen, ohne daß irgend ein Mittelpunkt da ist, der einen Halt, einen Stillstand andeutet, auf dem Maler und Betrachter ruhen kann. Wer den gränzenlosen Wirrwarr in einer der Lebrun'schen Alexanderschlachten, wer in dem schon erwähnten Bilde des Peter von Cortona das ungeheuere Aufgebot von Mitteln betrachtet, und wie die endlosen Massen und das nie zu überblickende Chaos das Auge martern, ohne daß sie auch nur im entferntesten einen Schatten des Eindrucks hervorzubringen vermöchten, den die Paar Figuren unseres Bildes, ohne daß man ihn suche, machen müssen, der wird dem alten Ausspruch, daß die Griechen mit Wenigem Viel, die Neueren mit Vielem Wenig auszurichten verstehen, an diesen Beispielen übervoll belegt finden.

Aus jenen Zeiten ist uns nur ein einziges, dem Salvator Rosa zugeschriebenes Gemälde im Palast Chigi in Rom bekannt, den Sturm der griechischen Schiffe durch Hector darstellend, wo Leben, Einheit und ungetheiltes Interesse gleich groß ist. Doch auch hier fühlt man sich, wie in den neueren Effectdramen,

leidenschaftlich aufgeregt; Alles ist grell, vereinzelt, ausgeführt und voll; eine Menge von handelnden und müßigen Figuren drücken das Grausenhafte des Kampfs und seine vielfachen Schreckensscenen vortrefflich aus; sie haben jedoch nichts von dem einfach Großen und Erschütternden, nichts von dem Theilnahme Erzwingenden, das in den drei bis vier von Schmerz, Wuth, Angst und Todeskampf zerrissenen Gesichtern unsers Bildes liegt. Ja, was diese Punkte des Ausdrucks, des Totaleffects und der weisen Sparsamkeit angeht, so muß nach unserem Urtheil und Geschmack sogar eine größere und höhere Classe von Schlachtgemälden der neueren Zeit, die zu den vorhin bezeichneten einen Gegensatz bilden und die in die Blüthezeit der italischen Kunst fallen, unserem antiken unbedingt weichen, so sehr wir sonst Reichthum und Fülle der Kunst in ihnen anerkennen und bewundern. Es gibt nämlich eine nicht sehr große Zahl von zum Theil sehr berühmten Werken der größten Meister, die auch ihrem Vorwurfe nach mit unserem Mosaik übereinstimmen, und die eben hierdurch die Einzigen sind, die man zur Vergleichung anziehen kann, sei nun von Ideen, Gegenstand, Bestimmung oder Kunstwerth die Rede. Wir meinen z. B. jene Schlachtstücke im Vatican, die neben anderen Werken der verschiedensten Art zur Verherrlichung der Kirche gemalt sind, wo also offenbar die Darstellung der Schlacht nicht der unmittelbare Zweck des Künstlers war, so wenig wie das bei den griechischen Schlachtgemälden der Fall ist, die meist, soweit wir wissen, eine allgemeine patriotische Bestimmung hatten. Wir meinen also jene Stücke von Raphael im Vatican aus dem Leben Leo's IV und Constantins des Großen, den Sieg jenes Pabstes bei Ostia, und dieses Kaisers am Ponte Molle über den Maxentius, Werke, die auch darin, besonders das letztere, ihre Unähnlichkeit mit jener späteren Schlachtmalerei und ihre mit den antiken übereinstimmende Entstehung zeigen, daß sie ganz deutlich die Benutzung und das Vorbild der Basreliefs an der Trajansäule und des besseren an dem Constantinbogen verrathen, was theilweise schon Vasari bemerkte. So wie hier der Gegenstand kirchlich-römisch ist, eben so vaterländisch-

florentinisch war der Stoff in dem Entwurf zweier sehr berühmter Gemälde des Buonarotti und Lionardo da Vinci, die für den Rathssaal in Florenz bestimmt waren, aber nicht mehr existiren. Man sagt von da Vinci, daß er geliebt habe, Scharmützel und Schlachtscenen zu malen, und dies ist von dem von jeder Seite her bestaunenswerthen und schöpferischen Künstler, der einer der Ersten war, der die Kunst aus dem steifen Nebeneinanderreihen müßiger Figuren zu beweglichen Gruppen und geschlossenen Handlungen überführte, glaublich genug, obgleich Er gewiß nicht auf den Gedanken gekommen wäre, ein solches Uebungsstück von zweck- und gedankenlosem Gewirre zum eigentlichen Gegenstande eines Kunstwerkes zu machen. Sein Entwurf, der die Schlacht bei Anghiari gegen Niccolo Piccinino vorstellte, hatte daher, der Beschreibung Vasari's zufolge, die Concentration und die strenge Einheit unseres Mosaiks, indem das Ganze, welches als das Wildeste und zugleich Zusammengreifendste, was man sich denken kann, geschildert wird, sich um einen einzigen Fahnenkampf drehte. Anders war es offenbar mit dem Carton des Buonarotti, der ein Treffen der Florentiner mit den Pisanern darstellte; er schuf sich darin eine Gelegenheit, wie er auch sonst in seinen malerischen Compositionen allzuoft gethan hat, müßige Figuren, Acte aus seinen Skizzenbüchern anzubringen, aus jener Vorliebe für das Nackte, für auffallende Bewegungen, Stellungen und Verkürzungen, die ihn zu so vielem Bizarren und Wunderlichen verführte: er wählte nämlich den Moment, wo ein Theil des florentinischen Heeres im Flusse badet und von da zum Kampfe eilt. Den fruchtbarsten Stoff zur Vergleichung aber bietet der alte Palast von Venedig, wo diese vaterländische Malerei von einem Volke von großer Nationalität, von kriegerischem Ruhme, von nationellem Stolze und Reichthum sehr angelegentlich gepflegt ward, und wo Schlachtstücke von dem verschiedensten Werthe, von dem steifen, gezwungen gruppirten und furchtsam componirten des Domenico Compagnola bis auf die trefflichen Werke der Palma und des Tintoret, hinlängliche Vergleichungspuncte gewähren. Immer aber werden wir finden, daß in allen diesen



Compositionen, die herrliche Constantinschlacht des Raphael oder des Giulio Romano nicht ausgenommen, die Figuren und Gruppen nicht von einer gemeinsamen Haupthandlung zusammengehalten werden, und daß darin nichts von der Kunst zu gewahren ist, mit der unser Grieche in dem Einen Momente, der ja dem Maler überall nur zu Gebote steht, das Vorausgegangene und Folgende andeutet, mit der er durch die Nähe des Siegers am besiegten Haupte den Verlauf der Schlacht, ihren letzten Ausgang mit dem Hinsturz des Kriegers bezeichnet, auf den sich dann, wie wir sahen, die flüchtige Bewegung des abgestiegenen Reiters, die eilige Wendung des Wagens, das Grauen des Königs, die Verzweiflung, die Wuth, die Aufgebung der Anderen bezieht. Hier ist nichts Episodisches, nichts von entfernterer Beziehung; jede Handlung der Personen fließt auf das Eine Factum zusammen; jeder Ausdruck der verschiedensten Gesichter, die Regungen der Seelen und die Bewegungen der Körper gehen hierauf zurück. Dies soll nicht gerade ein absoluter Tadel gegen die neuere Art der Darstellung sein, es soll nur einen Unterschied zwischen alter und neuer Malerei überhaupt, auf den schon lange hingewiesen wurde, auch in dieser Gattung in's Licht setzen helfen. Schon Winkelmann hat das griechische und germanische Schauspiel zu Vergleichung der alten und neuen Malerkunst genommen, und auch uns scheint dies völlig angemessen. Er hat gesagt, daß die Alten jene Regel der tragischen Kunst, nicht mehr als drei Personen zusammen auftreten zu lassen, auch in ihren malerischen Compositionen beobachtet hätten. Man wandte eben die Schlachtstücke ein; allein was die älteren angeht, so hatte man bestimmt unrecht. Schon daß man des Polygnot Eroberung von Troja dagegen anführte, war kaum zulässig, da die Beschreibung des Pausanias durchaus von lauter vereinzelten Reihen und Gruppen spricht, die nur selten die Zahl von drei überschreiten, was man aus den geistreichen Versuchen der Brüder Riepenhausen, jene Gemälde des Polygnot herzustellen, bequem übersehen kann. Auch in den übrigen älteren Schlachtstücken, z. B. jener Marathonschlacht, sind mehrere Abtheilungen, und nach der

Rohheit der Kunst zu urtheilen, konnten damals die Vielen unmöglich in getrennter Action sein, sondern es wird sich auch hier die Aehnlichkeit des Chors festhalten lassen. Später, als sich das Drama und die bildende Kunst unserem neueren Geschmack überhaupt ähnlicher bildete, wurde die Strenge jener Regel allerdings in beiden verlassen; wir hören dann bei Lucian und vielen Anderen von größeren und Figuren-reicheren Compositionen; und aus dieser späteren Zeit ist, schon dem Gegenstande nach, auch unser Werk. Aber immer bleibt auch hier, wie in den Poesien dieser Zeit, die größere Oekonomie sichtbar, und der eigenthümliche Zug der gesammten redenden und bildenden Kunst der Griechen, jene großartige Ruhe und Erhabenheit, die die Leidenschaft lieber in der Maske als in dem Gesicht des Schauspielers sehen wollte, ist hier noch deutlich ausgeprägt; noch ist in dieser Schlacht, wie im homerischen Gesange, die weise und besonnene Pallas die überlegene Schlachtgöttin, und der tobende Ares und die gräßliche Eris erscheinen nur im Hintergrunde. Dies Bild ist nicht aus der Periode, in welcher die Griechen in jenem Ausdrucke, den sie den ethischen nennen, am größten sind, in welcher sie die Darstellung der Handlung und Bewegung vermieden; es ist nicht aus der Zeit, in welcher Parrhasius jenen bewunderten athenischen Demos malte — (welcher Künstler würde sich heute eine solche Aufgabe zu wählen wagen?!), sondern aus jener, wo die über dem Kindermord brütende Medea, wo jener Schafwürger Ajax des Timomachus entstand; es ist nicht aus der Zeit, in der die Niobe und ihre sterbenden Kinder gebildet wurden, in denen die Seelengröße über den Schmerz der Seele und des Körpers einen gewissen Sieg behauptet, es ist der Zeit des Laocoon näher, in welcher der pathische Ausdruck seine Vervollkommnung erhielt; der Grundzug der alten Kunst aber, stille Größe, ist nicht verkennbar. Die große Einfachheit hebt den Eindruck, den ein Werk zu machen fähig ist; die Verworrenheit der Neueren stört ihn. Es gibt kaum in irgend einer Gattung auch der redenden Künste bei den Griechen ein Product, das nicht streng auf Einen einzigen Eindruck, Eine ein-

zige Empfindung hinarbeite; auch dies nennen wir nicht unbedingt einen Vorzug; es ist in Hinsicht auf Fülle, Reichthum und Mannichfaltigkeit eher ein Nachtheil, wie es denn daher kommt, daß die alte Poesie, die alte Malerei, und ebenso die älteste Periode der neueren, lauter Werke aufzeigt, die unter sich in Stoff und Behandlung so sehr ähnlich sind, während die neueren Künste in ihren Producten so sehr mannichfaltig und in ihrer Behandlungsart so abweichend sind; dennoch aber müssen wir das immer vertheidigen, daß jene Eigenschaften den alten Werken in aller Kunst mehr Größe und Würde, und mehr strengen und ächten Kunstwerth geben. — Dem ganzen Styl nach also müßte man, auch wenn nicht schon der Gegenstand an und für sich dem Bilde eine spätere Zeit anwiese, auf die alexandrinische Zeit schließen; es sind überdies einzelne Eigenheiten darin, die jene Zeit verrathen, wo die einfältige Kunst des Zeuxis schon hie und da auf Künsteleien überglitt. Wir bewundern mit unserem Verfasser die genaue und geistvolle Ausführung des Details; wir würden in jedes Lob einstimmen, das man z. B. dem aufsteigenden Reiter und seinem Pferde sprechen möchte, eine Gruppe, die des kühnsten Pinsels jedes größten Meisters würdig ist; wir sind einverstanden mit dem, was der Verfasser über den durchbohrten Vorkämpfer *) sagt;

*) P. 8. Per avere una qualche idea del fino accorgimento che ebbe l'autore in occultare gli studj del suo lavoro ritorniamo alcun poco a contemplare quel misero. — La naturalezza, con che il suo cavallo ferito cade inginocchiato in avanti non dà luogo a riflettere che per sostenere il cavaliere in quell' azione contratta, semisospeso all' asta micidiale che lo trapassa, l'artista ebbe bisogno de' punti di appoggio, che seppe rinvenire nel cavallo in quel modo caduto; edora, quantunque ciò si consideri, si dice che la cosa non poteva essere altrimenti rappresentata, poichè quel cavallo ferito così appunto doveva cadere, e che il guerriero sorpreso nell' atto di scavalcare dal colpo che lo trafisse, necessariamente doveva in quell' attitudine di spasimo rimanersi, quasichè la natura del fatto, e non l'arte abbia il tutto disposto. E qui non finisce la nostra ammirazione, se si osserva, come quel cavallo cadendo

allein wenn er p. 7. mit folgenden Worten: **Cosi più abbasso ammirammo l'economia dello spazio e la maestria del disegno ne' guerrieri rovesciati dall' urto della quadriga, senza fare attenzione a quella faccia umana sul lato di un disco, che a prima vista non ben si distingue. Essa è il volto di colui che volge la chiena, il quale riflette come in un cristallo su quel forbito scudo circolare, e produce la medesima confusione di cose, che talora s'incontra, quando uno specchio è frammischiato ed altri oggetti. Non è trascurato in quello scudo circolare nemmeno l'effetto della convessione, la quale suol produrre nella riflessione l'impiccolimento degli oggetti. Nè bisogna credere con taluni, che questo tratto sia uno scherzo pittorico, poichè**

---

incespa col piè sinistro d'avanti nella sua redina, la quale gl' impedisce di muoversi, come l'altro piede è già morto per la ferita della lancia, e come il sangue che versà dalla ferita non cola immediatamente a terra, ma gronda dal ferro scendendo al di sotto di esso fino alla spezzatura dell' asta. Fa d'uopo convenire, che la scoverta di questo classico monumento conferma più che mai la superiorità, che ebbero le arti antiche in nascondere sotto l'apparenza di spontaneità; più studiati concetti. E dovremo pur confessare, cho la pittura moderna perde ora il vanto che le rimaneva di non avere negli antichi dipinti esempj di competenza rispetto a composizioni copiose, ed a somma perizia negli scorci. Il perchè in quanto agli scorci, Michelangelo e Corregio, i più grandi maestri che ne fouron vaghi, sovente gli usarono per mostrare che sapevano farli, e non senza dare ad essi il carattere di tal pretensione, ma in questi che abbiamo sott' occhio nemmeno vi scorgi la scelta non che la minima affettazione, e pare che siano stati così veduti e ritratti ne' variati accidenti di un combattimento vero. Relativamente poi alle grandi composizioni, precisamente di battaglie, quelle di Lebrun, del Rubens, di Giulio Romano e del Sanzio sono veramente ammirabili per moltissimi pregi, ma in alcune parti mostrano ciò che gli artisti chiamano *aggiustamento*, ed in generale un non so che di ridontante ne' gruppi, e nel moto de' combattenti: ma qui mentre nulla manca alla energica espressione de' più felici concepimenti ed alla pienezza di una ricca composizione, nulla vi si discernere di superfluo e di esagerato.

quella specie di confusione, che cagiona in questa parte accessoria del quadro, ben si addice ad un soggetto in cui vuolsi rappresentare ben anche confusione e scompiglio, e se si guarda al carattere di verità che traspare negli altri volti, non esiteremo a credere, che ritratti siano tutte le teste di questo quadro (dies ist nicht sehr wahrscheinlich, aber nicht unmöglich, da in dem Schlachtstück des Panönos schon Porträts der griechischen und persischen Führer gewesen sein sollen), riconoscendo quindi in quel riverbero l'ingegnoso mezzo di un l'artista si servi per rendere visibile la faccià del guerriero, di cui non avrebbesi potuto vedere che il di dietro del capo — wenn, sagen wir, der Verfasser in diesen Worten die Abspiegelung des Gesichts eines der von dem Wagen Gestürzten in einem Schilde so warm preist, so scheint auch uns dies eine Spielerei, der sich ein ernster Künstler in einem ernsten Gegenstande enthalten sollte. Dergleichen zeigt die Periode an, wo eine Art von niederländischem Geschmack in die griechische Malerei eindrang, wo Pausias anfing, dergleichen Künsteleien zu verbreiten (Plin. 35, 11, 10), die man damals, wie unser Verfasser und wie die Welt meistentheils mit ihm thut, zu bestaunen gewohnt war, wenn man nämlich dies daraus schließen darf, daß dieses Kunststück, dessen sich wohl auch Raphael, aber nur in grotesken Compositionen, z. B. in einem Bacchustriumphe bedient hat, dessen wir uns aus einem alten Stich des Julius Bonafone erinnern, in jener Zeit nicht selten ist, wie man denn von einer Methe eben jenes Pausias weiß (im Tholos in Epidaurus, Paus. II, 27, 3), die aus einem gläsernen Gefäße trinkt, das ihr Gesicht verdeckt, aber durchscheinen läßt, wie ferner Lucian eines Gemäldes erwähnt, in welchem Perseus die Medusa, indem er ihr den Kopf abschlägt, nur im Schilde abgespiegelt sieht; auch ist in einem etwas verwischten Bilde im Museum in Neapel Perseus zu sehen, wie er seiner geretteten Andromeda das hülfreiche schreckliche Haupt im Wasser abgespiegelt zeigt. Das Gemälde indeß einem bestimmten Maler auch nur muthmaßlich zuzuschreiben, wie der Verfasser dem Philoxenus, der (Plin. 35,

36, 22) ein Treffen des Alexander mit Darius gemalt hat, würden wir nicht wagen. Dieser ist nicht der Einzige, von dem wir wissen, daß er Scenen aus Alexanders Thaten gemalt hat, und wie viele Hunderte mögen deren gemalt haben, von denen wir nichts wissen. Noch viel weniger wird einer die Vermuthung des Professors Quaranta theilen wollen, daß es von Apelles sei.

Nun nur noch ein Paar Bemerkungen über einige Irrthümer oder Mängel in dem mehr gelehrten Theile unseres Buches, obgleich wir keinen großen Werth auf die archäologische Zergliederung eines Kunstwerks legen; nur ist es so gar gewöhnlich, daß Einmal aufgestellte Behauptungen der ersten Verbreiter solcher neuer Entdeckungen von Hand zu Hand weiter gehen; was uns daher gerade ein- und auffiel bei dem Durchlesen des Buches, fügen wir bei, ohne einige Bedeutung darauf zu legen, auch ohne es zu wagen, gewisse Fragen mit Bestimmtheit beantworten zu wollen. So würden wir ein ernstliches Bedenken tragen, zu entscheiden, welch eine Alexanderschlacht eigentlich hier dargestellt sei. Die drei Verfasser des größeren und der zwei kleineren in unserem Werke enthaltenen Aufsätze, Riccolini, Avellino (sein Artikel aus dem giornale del regno delle due Sicilie, No. 258) und Quaranta, neigen der Erste für Arbela, der Zweite für den Granicus, der Dritte für Issus. Wenn man an die Schwierigkeiten denkt, die sich zu allen Zeiten dem Versuche entgegenstellen, die Vorfälle eines Treffens genau zu constatiren, und wenn man dabei nicht vergißt, daß fast sämmtliche Autoren, die die Schlachten des Alexander erzählen, viel jünger sind, als die Verfertigung und selbst als die Zerstörung unseres Mosaiks, daß sie noch dazu fast sämmtlich höchst verdächtige und wenigstens höchst leichtfertige Zeugen sind, so wird man es natürlich finden, daß man auf der Einen Seite, wenn man einmal eine Erklärung suchte, sie mit einigem Scharfsinne für die oder jene Schlacht finden konnte, auf der andern Seite aber auch, daß die Züge eben so häufig, und häufiger sind, welche jenen Deutungen widersprechen, als die sie begünstigen. Gewiß ist, daß wir ein Treffen zwischen Griechen und Persern

vor uns haben. Die Letzteren erkennen sich auf Einen Blick an den gelben Schuhen, die man aus Aeschylus Persern kennt, und an den Anaxyriden, die bei Herodot vorkommen. Daß die Feinde Griechen sind, läßt sich eigentlich nur aus der halberhaltenen Figur des siegenden Führers schließen, obwohl hier Niccolini die unterstützenden Merkmale verkennt und ein entgegenstehendes gar nicht erwähnt, geschweige beseitigt. Er sagt nämlich p. 15: **La nobilissima armatura del cavaliere è greca di puro stile, gli ornamenti che si veggono sul torace sono osservabili per la loro singolarità. Essi hanno il carattere del ricamo più che del rilievo di cesello o dell' intarsio del niello, e pare che non siano operati sul metallo, poichè sono per lo più bianchi, e campeggiani sopra varj colori non proprii de metalli, così la Medusa chiomata di serpi è colorata di carne: le quali cose mi farmo credere che questo torace appartenga ad una di quelle corazze di lino rammentate degli storici, ma non ancora vedute, per quanto io sappia, in altri monumenti di arti.** Diesem Gedanken überläßt er sich dann um so lieber, als Plutarch erzählt, Alexander habe in der Schlacht von Arbela einen linnenen Panzer getragen, was denn seine Meinung über den Gegenstand des Gemäldes unterstützt. Die Farben des Panzers hätten den Verfasser nicht verleiten sollen, denn auch andere Waffen haben in unserem Bilde ungewöhnliche Farben, wie auch p. 64 zu bemerken ist. Dieser Harnisch hat offenbar metallene Ringe; die Achselstücke, von denen der Verfasser in der Note sagt, ihre Verzierung sei, so lange das Mosaik noch nicht völlig gereinigt war, irrig für den römischen fulmine gehalten worden, sind allerdings ein Zierrath, der zu dem fulmine der römischen Panzer das Muster abgab, wie Avellino auch zu meinen scheint; beides nun eignet sich gewiß nicht auf einen linnenen Panzer. Unser Harnisch ist vielmehr starres Eisen, d. h. er ist ein echt griechischer, der sich von den römischen besonders dadurch auszeichnet, daß er nichts von der Körperform zeigt, was doch ein leinener müßte, und was die römischen aus Leder gemachten oder nach der Form des Körpers in Metall gearbeiteten thun. Auch die doppelte Reihe

breiter und einfacher Gehänge macht ihn echt griechisch; ferner ist der Mantel des Reiters die kurze griechische Chlamys von Purpurfarbe. Dagegen sind dem Verfasser nicht die Aermel aufgefallen, eine Tracht, die bei den Griechen nie, es sei denn auf dem Theater, vorkam, dagegen bei Phrygern und Persern gewöhnlich ist.

Wenn es nun gewiß wäre, daß dieser Sieger Alexander wäre (was unser Verfasser mit Vergleichung echter Porträts und Schilderungen wahrscheinlich zu machen sucht, worin ihm das blonde Haar unseres Bildes und die Anastole der Haare, die mit Aelian's Schilderung übereintrifft,*) zu statten, der Backenbart aber sehr ungelegen kommt; übrigens ist dieser Kopf der fadeste im ganzen Gemälde und ist weit entfernt von dem Löwenartigen, das die Lobredner Alexander's in sein Gesicht, aber Quaranta gar auch in dies Bild legt —), so würde man annehmen dürfen, er habe bereits seine Tracht zum Theil der persischen accomodirt, was er nach Eratosthenes mit Vermeidung der Tiara, der Candys und der Beinkleider that. Da dies nach allen Zeitbestimmungen bei Diodor und Plutarch erst sehr spät geschehen sein soll, so bleibt eine Schwierigkeit, oder es würde hierdurch so viel Aufschluß über die Zeit unsers Treffens gewonnen, daß es eines der früheren nicht sein kann. — Von p. 17 unseres Werkes an folgt eine lange Abhandlung über die Kopfbedung der Perser unseres Mosaiks. Es ist diese ein gelbes Stück Tuch, das von dem Kopf hinten auf die Schultern fällt, sich vorn über die Brust legt und das Kinn bis an die Lippen bedeckt. Der Verfasser hätte sich die Mühe sparen können, so umständlich zu erweisen, daß dies nicht die phrygische Mütze ist, denn nicht leicht wird Jemand — obgleich Avellino freilich es gethan hat — diese Umhüllung für jenen Hut nehmen, von dem man so viele und genaue Abbildungen hat. Vielmehr hat der Verfasser das ganz recht gesehen, daß

*) Mit anderen Nachrichten, wie Osann in der Schulzeitung vom 18. März 1832 bemerkt hat, freilich nicht.



unter diesem Tuche die Tiara durchzusehen, und sogar bei dem Könige die ihm allein und seiner Würde angehörige aufrecht stehende, bei den anderen die gekrümmte zu unterscheiden ist. Unsere Kopfbedeckung scheint in der That sehr selten vorzukommen, und wir besinnen uns nicht, sie in Italien in Statuen gesehen zu haben; Winkelmann aber spricht in seiner Kunstgeschichte mehrmals von einem Paris oder sonstigen phrygischen Jüngling, den er in der Villa Negroni sah und der eine solche Bedeckung auf dem Kopfe hat, die mit dem Gewande zusammenhängt und von der Schulter auf den Kopf hinaufgezogen ist und zugleich den untern Theil des Gesichts verhüllt (s. 5. Buch, Cap. 5 ed. Meyer und Schulze, und Buch 6, Cap. 3), wozu denn die Herausgeber das Virgilische

> Maeonius mentum mitra crinemque madentem
> subnixus —

wie wir glauben mit Unrecht als eine Erläuterung citiren. — Auf p. 62 folgt eine Abhandlung über den Wagen. Es scheint nämlich dem Verfasser zweifelhaft, ob dieser ein Zwei- oder ein Viergespann ist, und die Vernachlässigung der Perspective macht die Sache auf den ersten Blick schwierig. Wir wollen nicht näher in eine Untersuchung eingehen; es scheint durchaus nicht zweifelhaft, daß der Wagen eine Quadriga ist; und zwar ist dies darum unstreitig, weil die beiden äußersten Pferde ganz gleiche Zugleder um die Brust gelegt haben, was kein anderes Pferd der Reiter hat, noch haben kann. Wie der Verfasser gar das schattirte Pferd als zu dem Viergespann gehörig betrachten konnte, begreifen wir nicht. Wohin dies zu thun sei, haben wir in unserer Beschreibung des Gemäldes oben gesagt, und jedem Unbefangenen wird dies sehr einleuchtend sein. Ein einziger Mißstand ist dabei. Die beiden mittleren Pferde werden, wie der Verfasser richtig bemerkt, von dem Zügel gehalten, der an dem Vordertheil des Wagens befestigt ist. Dieser Zügel müßte, wenn wir jenem dunkeln Pferde und seinem Reiter ihre richtige Stelle vindicirt haben, vor demselben fortlaufen, statt, wie er jetzt thut, hinter ihm zu verschwinden. Allein es ist bekannt genug und an unserem Bilde mehrfach zu bestätigen, daß

die Alten in solchen Kleinigkeiten nichts von unserer pedantischen und ängstlichen Gewissenhaftigkeit wußten. Dies ist an nichts deutlicher zu machen, als an den vielen großen und kleinen Verstößen gegen die Perspective, besonders an der kindischen Zeichnung des Wagens und seiner Räder und Handhaben, die in gar keinem Verhältniß mit dem richtigen Tacte steht, mit welchem sonst, ohne Kenntniß des Gesetzes, aber mit glücklichem Auge, die Perspective im Großen so weit gewahrt ist, daß sich der Verfasser unbegreiflicher Weise verleiten lassen konnte, einen Augenpunct zu suchen, ja zu finden, und eine Beobachtung der Luftperspective, wenigstens in dem Originalgemälde, vorauszusetzen, welches Letztere sich indessen eher vertheidigen ließe.

Ueber

Wilda's Gildenwesen

im Mittelalter.

1835.

Die königlich dänische Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen machte vor wenigen Jahren die geschichtliche Erforschung des Gildenwesens zum Gegenstande einer Preisaufgabe. Die Frage betraf die Gattungen und Klassen der weltlichen und geistlichen Gilden, die in Dänemark vor der Reformation existirten, ihren Ursprung und die Absicht ihrer Gründung; ihre innere Verfassung und ihre Gebräuche; die Ursachen ihres Untergangs und die noch bestehenden Reste. Es sollte bei der Aufgabe zwar besondere Rücksicht auf die einheimischen Gilden genommen, darum aber doch die Vergleichung der skandinavischen, deutschen und englischen zu Hülfe gezogen werden.

Es ist gewiß eine empfindliche Lücke in unserer geschichtlichen Literatur, daß wir noch kein Werk besitzen, welches das Gildenwesen umfassend behandelt. Die Preisaufgabe war daher gut gewählt, die Fragen verständig und dem Gegenstande angemessen, obzwar für das Ganze nicht genügend; wir schlugen daher mit Begierde das von der Kopenhagener Societät gekrönte Buch auf, dessen allgemeiner Titel eine Erledigung dieser Fragen im ganzen Umfange verhieß. Wir wissen nun nicht, welchen Sinn die genannte Gesellschaft mit ihren übrigens klaren und unzweideutigen Worten verband, wir wissen nicht, welchen Maßstab sie an die eingesandten Werke legte, wir können nur das sagen, daß wir einen andern angelegt haben würden, denn wir würden dem vorliegenden Werke den Preis nicht gegeben haben.

Und das aus dem sehr einfachen Grunde, weil es die vorliegenden Fragen nicht beantwortet. Es ist doch sonderbar, welch einer mißverstandnen Humanität man heut zu Tage opfert. Wir getrauten wohl zu wetten, daß die Fragsteller das Ungenügende der Arbeit einsahen, daß sie aber den Preis darum doch ertheilten, weil sie vielleicht die einzige eingegangene, oder unter anderen die bessere war, und weil der Verfasser so viel Liebe zur Sache, so viel Eifer, so viel Fleiß und so viel Bescheidenheit verräth, daß er eines freundlichen und anerkennenden Lohnes wohl werth schien. Wenn wir zu diesem letzteren mit Aufrichtigkeit einstimmen, so wünschen wir zugleich mit Herzlichkeit, der Verfasser möge es freundlich aufnehmen, wenn wir bei Beurtheilung der Sache die schätzbaren Eigenschaften, die er als Person zur Behandlung der Sache mitbrachte, nicht weiter mit in Berücksichtigung ziehen, sondern nur sein Buch im Verhältnisse zum Gegenstande betrachten, bei welchem Geschäfte wir noch den Vortheil haben, daß uns gleichsam durch die Preisaufgabe eine Norm gegeben ist, nach der wir unsere Forderungen richten dürfen, die also von aller Willkühr frei bleiben können. Man sollte in kritischen Aufsätzen nur Ein Gesetz erkennen, das der Wahrheit; und von all den übrigen Regeln, die das Herkommen noch in kritischen Schriften beinahe zum Ansehn von Gesetzen erhob, sollte man Eine am allerwenigsten anerkennen, die der Höflichkeit, so wenig man in ihr Gegentheil, in Grobheit, je verfallen sollte. Jene lästerliche Tugend, die die Heuchelei sanctionirt, die den Andern in falscher Ueberhebung stets um einige Stufen höher, und sich selbst in falscher Demuth stets um einige Stufen niedriger stellt, als der Wahrheit und der inneren Absicht gemäß ist, ist der giftigste Rest aller jener mittelaltrigen Armseligkeiten, die unsere ritterlichen Ahnen in der Zeit aufbrachten, wo im entsprechendsten Ausdrucke jener Kriecherei der Andere in der Mehrheit angeredet ward, und die unsere Väter der zwei letzten Jahrhunderte ausbildeten, wo kein bescheidener Deutscher mehr sein eigenes Ich zu nennen wagte. Wenn wir auch im geselligen Leben nie wieder zu jener Simplicität der großen Alten

zurückkehren werden, die nicht weniger und nicht mehr sein und geben wollten, als sie selbst waren und als Andere verdienten, so wollen wir doch nicht auch im literarischen Verkehre, wo wir uns eher den alten Ordnungen zu nähern vermögen, den Unsinn nähren, der in der äußeren Welt ein Erbübel geworden ist; wir wollen mit besserem Wissen nicht dem Schlechteren folgen, und, so viel an uns ist, nicht der Schwäche verfallen, an der bei uns jeder Einzelne und jede große und kleine Corporation verkommt, daß man nicht hören will, was man verdient, und nicht zu sagen getraut, was man sagen dürfte, könnte und müßte.

Um zuerst das zu erwähnen, was wir selbst als das Unerläßliche in einem Werke ansehen würden, welches sich das Gildenwesen zum Gegenstande wählte, so wollen wir zuerst aufmerksam machen, daß freilich eine so particulare und locale Aufgabe, wie die der Kopenhagner Gesellschaft, dies seinem ganzen Umfange nach nicht umfassen konnte. Indessen wird es jetzt, gerade durch die Resultate der Wilda'schen Schrift, deutlich geworden sein, daß dieser Stoff nicht leicht aus einseitiger Betrachtung der Gilden eines einzigen Landes zu ergründen ist; und dies mag auch von den Fragstellern voraus gefühlt worden sein, indem sie die Miterforschung der übrigen germanischen Gilden wünschten; es konnte auch aus den dänischen Werken über dänische Gilden, die vor Wilda existirten, füglich vorher eingesehen werden, daß hier eines das andere erläutern müsse, und keine Ueberzeugung hat sich Wilda lebhafter bei seinen Forschungen aufgedrungen, als diese. Um so übler aber ist es, daß er seine Untersuchungen nicht auch auf andere Länder ausgedehnt hat, als auf die in der Preisfrage angedeuteten. Um so übler, daß er gerade die Länder des europäischen Südens ausgeschlossen hat, wo gemeinhin die Quellen über alle früheren mittelalterigen Institute und deren Entstehung sowohl früher als ausführlicher existiren, wo dazu das Gildenwesen hier und da zu einer Wirksamkeit und Bedeutung gekommen ist, der an Großartigkeit nichts in den germanischen Städten gleich kommt; wo es überdies seiner weltlichen Seite nach am ersten sich aus-

bilden konnte und mußte, weil dort Handel Gewerbe und Bedürfnisse überall größer und frühzeitiger da waren, als im Norden; wo ferner die Städtegeschichte und Ausbildung der Stadtverfassungen viel klarer ist, als hier, und in dieser Beziehung hätten wir dem Verfasser namentlich außer der Kenntniß der spanischen Städtefueros auch die der niederländischen Keuren gewünscht. Gerade weil der Verfasser bei der Nachforschung über italische und spanische Handels- und Gewerbsgenossenschaften wahrscheinlich auf ein anderes Resultat über deren Entstehung gekommen sein würde, als bei seinen Untersuchungen im reiner germanischen Gebiete, würde er, weit entfernt, aus dieser weiteren Ausdehnung seiner Gränzen in den Fehler des Generalisirens zu verfallen, des Uebertragens der Verhältnisse einer Stadt und eines Landes auf andere Städte und Länder, dem er bei Vergleichung der mehr gleichartigen Zustände im Norden allzusehr verfiel, würde er, sagen wir, über die Entstehung der Zünfte viel vorurtheilsfreier haben urtheilen lernen, als er jetzt thut. So wahr und gewiß es ist, daß im Mittelalter die Städtegeschichten sich gegenseitig erläutern und erklären, so gewiß und wahr ist es, daß Alles, was bisher von zum Theil so bedeutenden Männern über Städte und Ursprung städtischer Verfassungen gesagt worden ist, darin mangelhaft ist, daß Alle nur die Entwickelung einer kleinen Anzahl von Städten quellenmäßig verfolgt hatten, und darin verfehlt, daß sie von der Ausbildungsweise eben dieser auf die jeder anderen schlossen und, auch wo sie historisch die Entstehung der städtischen Einrichtungen darlegen wollten, sich mit Aufstellung eines allgemeinen Gesetzes begnügten, während doch dies eine zwar nothwendige, aber immer nur Eine Seite der Geschichte ist, zu der das Abweichende und Regelwidrige erst die ergänzende Gegenseite bilden muß, durch welche das Ganze erst Leben und Wirklichkeit erhält. Wie vieles für eine allgemeine Geschichte der Gilden in den romanischen Staaten zu finden gewesen wäre, ahnt wohl Jeder, der nur einmal in die italischen Städtegeschichten gesehen hat; daß aber auch Wilda für seine engere Untersuchung dort manche Ausbeute gemacht haben würde, wird

sich aus dem Folgenden von selbst ergeben. — Von hier an wollen wir dem Inhalte der Preisfrage folgen; und zwar wollen wir da anfangen, wo dieselbe aufhört. Welche Ueberbleibsel des Gildenwesens noch heute existiren, ist die letzte Frage, welche die Gesellschaft stellte. Eine Antwort ist in unserem Buche darauf so gut wie gar nicht zu finden. Ganz am Schlusse folgen wohl einige andeutende Bemerkungen über das fortbestehende, allein wenn man sich selbst zufrieden geben wollte, sich in einer untersuchenden Preisschrift mit andeutenden Bemerkungen abgefertigt zu sehen, und zwar mit solchen, die wahrhaftig kaum noch diesen Namen verdienen, so wird man namentlich das doch auffallend finden, daß sich selbst diese Winke nur auf gewisse Ausartungen und ausgeartete Nebenzweige des Gildenwesens beziehen, und daß auf den gegenwärtigen Zustand der Handelszünfte nicht die geringste Rücksicht genommen ist. Wenn wir aber nicht irren, so möchte doch dieser Gegenstand gerade mit der Frage gemeint gewesen sein, denn das, was noch von Brüderschaften und Schützengesellschaften heute existirt, kann wohl keine akademische Frage verdienen. Dagegen ist das Zunftwesen auch noch heute ein so oft wiederkehrender Gegenstand des Streites in Praxis und Theorie, und es sind so vielerlei Ansichten darüber verlautet, daß allerdings recht mit Fug die Materie zu einer Preisaufgabe daraus hergenommen werden konnte. Denn wenn auch in politischer Hinsicht die Zeit selbst die wichtigsten Fragen bereits entschieden hat, so gibt es doch auch eine moralische Ansicht dieses ganzen Institutes, die sich gerade nach dessen Zerstörung am füglichsten festsetzen kann, und eben sie zu fixiren würde nichts so tauglich gewesen sein, als eine Fortsetzung der Zunftgeschichte bis auf unsere Tage.

Die Leser werden errathen, daß wir uns der Richtung nach der neueren Zeit und der Gegenwart in einem Werke über eine noch nicht ganz erloschene Erscheinung des gesellschaftlichen Lebens annehmen wollen. Wir werden uns nachher weitläuftiger erklären über die Art, wie der Verfasser ganz die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen, ganz und ausschließlich die

Entstehung des Gildenwesens ins Auge gefaßt hat; daß er dies überhaupt gethan, mißbilligen wir hier gleich auf's Nachdrücklichste. Wir sind leider Gottes mit Urgeschichten der Völker und Staaten überschüttet genug; und so niederschlagend es für den wissenschaftlichen Mann ist, wenn er so vielen Schweiß und Mühe an die Urbarmachung so hoffnungslos-steriler Räume verschwendet sieht, so konnte man doch dort sich leichter trösten, weil die Kräfte, die sich ohne alles Urtheil und Kenntniß hier abquälen konnten, auf dem echten Gebiete der Geschichte doch nichts leisten würden, dessen Cultivation viel mehr Umsicht fordert, als dort zu erlangen war. Auch ist der Nutzen, den die allgemeine politische Geschichte der Gegenwart bringen kann, weit nicht unmittelbar genug, als daß man so eifrig darauf dringen sollte, daß ihre Bearbeiter diese Gegenwart so entschieden berücksichtigen möchten. Was in aller Welt aber soll uns die Urgeschichte einzelner materieller, mehr aus dem praktischen Bedürfnisse des Staats geflossener Anstalten? Welch ein wichtigeres Ziel kann sich die Geschichte solcher Institute überhaupt stecken, als möglichst unmittelbare Belehrungen aus den Erfahrungen früherer Zeiten für die mannichfache Hülflosigkeit der jetzigen zu suchen? Wo Alles noch ein frisches Interesse in der Nähe bietet, suchen wir ein mäßiges in der äußersten Ferne! Es ist, als ob in dem Augenblicke, wo man sich in einem Theile von Deutschland um die großen Entwürfe zur Verbindung von Rhein und Donau und um die Untersuchung des Terrains lebhaft bekümmert, irgend ein betheiligter, ein sachkundiger, ein beauftragter Anwohner damit anfinge, die Quellen der beiden Flüsse zu bereisen, um vielleicht für eine allgemein bekannte Annahme eine andere, und möglicherweise eine falsche einzutauschen, die für ein naheliegendes großes Interresse noch dazu eben so nutzlos sein würde, wie die wahrste. Einem solchen würde man doch mit Recht vorwerfen können, daß er seinen Auftrag schlecht ausgerichtet habe, seiner Sache wenig kundig, auf seinen Vortheil schlecht bedacht gewesen sei? Man würde ihn mit Recht beschuldigen, daß er eine Vergnügungsreise statt einer Untersuchungsreise gemacht habe, mehr

als ein neugieriger Reisender, denn als ein solcher, der mit Umsicht und Einsicht auf verständige und überlegte Zwecke ausgeht. Und ob nicht das Werk unseres Verfassers trotz aller Gelehrsamkeit einen Dilettanten viel mehr, als einen besonnenen und wissenschaftlichen Forscher verräth, diese Frage fühlen wir uns eher geneigt zu bejahen, als zu verneinen.

Denn einen Dilettanten würde man doch wohl denjenigen nennen, der in einem künstlerischen oder wissenschaftlichen Fache an Einer Seite oder an der Oberfläche kleben bliebe, wenn es auch noch so sehr mit unverstellter Liebe und selbst mit Aufopferung geschähe; und dieser engere Gegenstand seines Dilettantismus würde zum eigentlichen Steckenpferd werden, sobald er alle verwandten Beziehungen desselben oder gar das Gesammte, dessen Theil es bildet, darüber ganz vergißt. Und wir würden den Geschmack und die Kennerschaft unseres Liebhabers immer mehr bezweifeln, je entschiedner wir ihn etwa auf einer Nebenbeziehung, auf einer unbedeutenderen Seite seines Objectes haften, je entschiedner wir ihm wahrhaft große Seiten desselben fremd sähen. Einem Dilettantismus dieser Art, der seltner aus Oberflächlichkeit entspringt, als aus *zu großer* Gründlichkeit, verfallen wir Deutschen fast sammt und sonders; und wir müssen uns nur gewöhnen, mit dem Begriffe eines Dilettanten nicht gerade den eines Stümpers zu verbinden, so können wir die riesenhaftesten Werke der Gelehrsamkeit, die wir besitzen, auf Rechnung einer solchen Liebhaberei setzen. Denn wir finden sie jedesmal da, wo eine Materie nicht in Bezug zu dem Ganzen, dessen Theil sie ist, behandelt wird.

In unserem Buche aber, das gerade mit dem Titel: „*Das Gildenwesen*“ eine Erschöpfung des Stoffes zu versprechen scheint, ist, wenn wir recht sehen, das Wesen der Gilden die Hauptsache, das, was wir als den Mittelpunkt der Fragen betrachtet hätten, welche die Kopenhagner Gesellschaft aufstellte, ihr Mittelpunkt, sagen wir, ist ganz — nicht nur verrückt, verwischt, sondern ganz eigentlich verschwunden; und das ganze Buch, das der Verfasser nicht als bloße Materialiensammlung betrachtet wissen will, sondern als ein — freilich doch nur

einigermaßen zusammenhängendes Ganze, dies ganze Buch scheint zwar auch uns allerdings einen zusammenhaltenden Faden zu haben, den wir aber doch von solcher Lockerheit und als ein so ganz äußerliches und im Wesen der Dinge unbegründetes Bindungsmittel halten, daß wir glauben, es bedürfe nur eben der Andeutung jenes mangelnden Mittelpunktes, wenn man die ganze Masse der Materien in einen chaotischen Wirrwarr zerstäuben, Manches davon sich völlig ausscheiden, und den Rest, mit anderem Mangelnden verbunden, bald in eine centripetale und feste Bewegung sich ordnen sehen wollte. Ich denke, es wird einem jeden unbefangenen Leser schon halbklar vorstehen, was wir meinen, wenn wir ihm sagen, daß der Verfasser die Kaufmanns- und Gewerbsgilden nicht zum Mittelpunkte seines Buches gemacht hat, obgleich er selbst erkennt, daß gerade dieser Zweig der Gilden, „theils weil sie in einer Zeit, wo die Quellen der Geschichte reichlicher fließen, politisch bedeutsamer hervortraten, theils weil sie bis auf unsere Tage herab sich in manchen Orten erhalten haben und die Frage über die Zweckmäßigkeit ihrer Erhaltung noch an der Tagesordnung ist, weit mehr Gegenstand der Beachtung gewesen sind, als die genossenschaftlichen Einigungen,“ welche der Verfasser zum Kern seines Werkes unter dem Namen Schutzgilden gemacht hat, in die er allerhand Bestandtheile zusammen mischte. Warum er diese Letzteren gerade so bevorzugte, warum er die Gewerbsgilden nur dürftig behandelt nachfolgen ließ, werden wir von selbst einsehen, sobald wir unten die Anlage seines Buches überblicken werden; hier wollen wir nur das bemerken, daß er auf diesen Mißgriff schon darum fallen mußte, weil er über den Anfang und das erste Thema der Preisfragen nicht weg kam, und weil er, wie gesagt, kein rechtmäßiger Zunftgenosse in der Gilde der Historiker ist, wenn er auch in der allgemeinen Innung der Gelehrten als Voll- und Altbürger mag angesehen werden, da ihm vor einem Tribunal dieser letzteren Genossenschaft als Meisterstück anerkannt ward, was uns nicht dafür gelten kann. Denn wenn der Verfasser auf jene Frage über die innere Verfassung und Gebräuche der Gilden besser ein-

gegangen wäre, so würde er wohl schwerlich den Schutzgilden den breitesten Raum gegeben haben; und wenn er wirklich verstanden hätte, wie er versprach, die Gilden zu einem „Gegenstande sorgfältigerer geschichtlicher Beachtung" zu machen, so würde er von selbst gezwungen worden sein, die Handwerksgilden zum Mittelpunkte seines Werkes zu machen. Denn nie kann ein rechter Historiker anders, als er wird in einem geschichtlich behandelten Gegenstande die Zeit und die Zustände in die Mitte stellen, wo der jedesmalige Zweig menschlicher Bestrebungen, den er vor sich hat, seine höchste Blüthe erreicht. Das aber wird doch unser Verfasser nicht in Abrede stellen, daß dies in Bezug auf das Gildenwesen nur zur guten Zeit der Gewerbsgilden der Fall war? Und es ist daher in der Fragenreihe der Preisaufgabe so sehr zu rühmen, daß sie in die Mitte der Untersuchungen über Entstehung und Verfall, die über den Bestand stellte; dort hätte der Geschichtschreiber des Gildenwesens mit Behaglichkeit ausruhen sollen.

Und hier müssen wir, so leid es uns thut, bedauern, daß der Verfasser sich ganz und gar nur gelehrt von seinem Gegenstande berühren ließ und den menschlichen und moralischen Beziehungen desselben, oder gar seiner politischen Bedeutung so völlig entfremdet blieb, daß auch von jenen ersteren fast keine Silbe verlautet, und dieser letzteren an einer Stelle gradezu aus dem Wege gegangen wird, wo der Verfasser die Betrachtung der Zünfte als militärische und politische Corporationen, die noch ein weites Feld eröffneten, ebendeßhalb aus seiner Abhandlung ausschließt. Wenn es auch nicht die Meinung der Kopenhagner Gesellschaft gewesen wäre, die Gilden auch in dieser Hinsicht beleuchtet zu sehen, so würden wir doch von einem Manne, der sich so genau und fleißig mit dem Zunftwesen des Mittelalters beschäftigt hat, erwartet haben, daß auch selbst in einer bloßen, fragmentarischen Abhandlung ihn etwas von dem Erhebenden und Großen in dieser Erscheinung angeweht hätte; denn wir gestehen es offen, wir detestiren diese kalten Bücher, aus denen man in keiner Weise den Menschen herauskennt, der sie schreibt. Uns dünkt, es wäre eines größe-

ren Fleißes, und der Fleiß eines größeren Lohnes werth gewesen, wenn uns ein Forscher über das Gildenwesen nicht blos die äußere Verfassung dieser Innungen in der Zeit ihres Flores, sondern ihre inneren Zustände gezeigt und ein lebendiges Gemälde zu entwerfen gesucht hätte, von dem Treiben jenes ehrenfesten Schlages tüchtiger Handwerker und Kaufleute, die in einer großen, patriarchalischen, einfältigen Gemeinschaft zur Zeit, wo die Geistlichkeit der Abschaum der Menschheit war, und wo der ritterliche Adel herabgekommen war bis auf Straßenraub und Mord und selbst bis zum Feilbieten seines echten edlen Blutes, auf das doch der Adel von je noch etwas zu halten pflegte, wenn er jedes Gut seiner Seele und seines Körpers längst Preis gegeben, die, sagen wir, in ihren ehrbaren Genossenschaften eine zwar derbe, aber durchaus tüchtige Moral retteten, und durch die Festigkeit, mit der sie im Staate und den bevorzugten Kasten des Staates gegenüber standen, allein das völlige Versinken der Sitten aufhielten und ein neues Geschlecht in den Vorgrund der Geschichte schoben, unter dem sich neue Kräfte langsam zu neuen Entwicklungen zeitigen konnten. Nicht allein die Sitten rettete diese durch ihre Verbindungen große und ehrfurchtgebietende Corporation, auch alles, was sonst im Volk kräftig und regsam hält, nahm sie in ihre Pflege, da es anderswo unterging. Die Volksfreude und Volkslust zog mit der echten Frömmigkeit zugleich in diese Klassen ein. In allen gebildeten Ständen hört man im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert nichts, als Lamentationen, als Jammer und Elend, aber unter dem Bürgerstande weilt da jener Jubel und jene Lust, die die niederen Stände nie ganz verlieren, und macht sich in tausend Volks- und Zunftfesten öffentlich Bahn, und erhält eine Freude am Leben, die wir heute nicht mehr dem Schatten nach kennen, erhält diese Freude eben durch deren stete Erneuerung und Auffrischung vermittelst der einfachen und darum nie ermüdenden Lustbarkeiten eben dieser vielen und mannichfachen Genossenschaften, während bei uns die bloße eintönige Gleichförmigkeit den Quell so vieler öffentlichen Freuden verstopft hat. Als es noch Zünfte im alten Ansehn gab, hatte

der Handwerksmann noch etwas mehr, als den Reichthum, worauf er stolz sein, worin er eine Ehre setzen konnte, etwas, was nicht, wie der Reichthum, vom Zufall und Glück abhing: er hatte seine Gilde, deren Mitgliedschaft er Ministern und Fürsten antragen durfte, in die einzutreten er einst den Adel zwang, in die einzutreten noch im vorigen Jahrhunderte von Beamten und Gelehrten nicht verschmäht ward. Als es noch Zünfte im alten Ansehn gab, nahm sich der Bürgerstand der Literatur an, die der Adel und der Clerus aufgegeben hatte; er gründete literarische, poetische Gilden neben seinen gewerblichen; und er pflegte mit einer Ausdauer und mit einer Selbstvergnüglichkeit die überkommene Kunst des Meistergesangs, daß Jahrhunderte vorbeigingen, ohne daß die so ehrenwerthe Sitte erlöschen wollte. Wer nun, der ein Werk über das Gildenwesen im Mittelalter in die Hand nimmt, würde darin nicht alles dieses und so manches andere besprochen und geschildert erwarten? und wer würde sich nicht höchlich wundern, wenn er das Wort Meistergesang in solch einem Buche nicht einmal fände und von den Wirkungen der Zünfte auf die menschliche Gesellschaft nicht ein Wort vernehme, von denen auf die politische zu schweigen, von der wir sogleich weiter reden wollen. Was würde einer sagen, wenn er hier nicht allein nichts fände von den Einwirkungen der Handwerker auf die Reformation, nein, wenn er sogar in Bezug auf die weitere Frage der Preisaufgabe nach den Ursachen der Auflösung der Zünfte, die wir oben mit Absicht bis hierhin verschoben, außer einigen bloßen Winken und übrigens guten Bemerkungen über den Verfall der Gilden in sich selbst, mehrmals die Behauptung aussprechen hörte, daß die Reformation eine Hauptursache des Untergangs der Zünfte sei! Warum möchte denn das Institut grade da so verfallen sein, wohin die Reformation gar nicht kam? warum in England noch so vieles Ansehn behalten haben, wo diese Reformation so viel Eingang fand? Das, was der Verfasser hier sagen sollte, war, daß der Absolutismus und die absolute Monarchie die Zünfte zerstörte, und nicht die Reformation. Daß er diese Influenzen, die zwar so sehr unter sich

contrastiren, verwechselte, kann nur darin liegen, daß sie sich in der Zeit so nahe berühren, so vielfach mit einander kreuzen; er würde aber dieser Verwechslung sehr leicht aus dem Wege gegangen sein, wenn er die Geschichte des Verfalls der Zünfte nur ein wenig weiter in die spätere Zeit verfolgt und in Deutschland die Reichsabschiede beherzigt hätte; und eben in England hätte er die sicherste Erfahrung holen können, weil dort die Reformation erst nach dem Absolutismus recht Wurzel faßte. Wem braucht man es übrigens auch erst zu sagen, wie eben in England und Schottland, und wie in Deutschland Reformation und Bürgerstand sich wechselseitig unterstützten, nur daß man bei uns der Früchte da wie dort gleichmäßig in den nächstfolgenden Zeiten wieder verlustig ging.

Was aber unstreitig den Verfall der Zünfte noch weit unmittelbarer herbeiführen half, war in einzelnen Ländern der Verfall des Handels und in anderen die entstehenden Fabriken. Was diesen letzteren Punkt angeht, so bemerken wir gleich hier, daß der Verfasser auch in seiner Geschichte der Entstehung der Gilden (denn so höchstens hätte er das Buch nennen dürfen) dies ganz übersehen hat. Das Nämliche, was beim Ausgang der Gilden ihre Auflösung beschleunigte, hemmte beim Anfang ihrer Ausbildung ihr Hervortreten und ihre Bedeutung. Dieser Kreislauf ist ein Moment, den ein echter historischer Forscher wie einen unfehlbaren Prüfstein an jede seiner Untersuchungen legen darf. In Griechenland und in dem römischen Italien konnte es nie Gewerbszünfte geben, weil dort durch die Sklaverei jeder Handwerksbetrieb fabrikmäßig war; in Griechenland besonders war dies in vollkommner Ausbildung, die Städte waren klein, große Ausfuhr hatte nicht statt, viele solcher großen Fabriken konnten nicht neben einander bestehen, es konnte daher auch keine größere Anzahl von Handwerksgenossen bestehen, das erste Requisit für ein Zusammenschließen in Zünfte; es konnte in Athen ein demagogischer Gerber aufstehen, aber keine Gerbergilde! So schwangen sich in Rom die Scaurus und Octavius empor, und Martial konnte einzelne reiche Schuster verspotten, allein Handwerksgilden oder Collegien gab es auch in Rom erst



seit den anarchischen Zeiten der Revolution, wo sie so jakobinischen Männern wie Marius und Clodius dienten, und was sich ganz im natürlichen Laufe der Dinge grade damals zeigte, als auch die Sclaven zum ersten Male an ihren Ketten schüttelten. Allein dies ging vorüber, und so wie es im ganzen Alterthume mit den Gewerben gewesen war, so blieb es auch seitdem beim Uebergang in die neue Zeit, im byzantinischen und in den barbarischen Reichen. Da wo die letzten Römer ihre Tuchmanufacturen hatten, in der Lombardei und in Belgien, da zeigen sich auch die ersten vorzüglichen Productionen in diesem Zweige in der neuen Zeit wieder; grade wie byzantinische Schriftsteller die Seidenmanufacturen in Asien und Griechenland beschreiben, so beschreibt Hugo Falcandus die von Sicilien. Diese Fabriken oder fabrikähnlichen Gewerbsanstalten dauerten aus der alten Welt in die neue herüber, gerade so, wie die Schulen und Universitäten. Das Nämliche, was im Alterthum die Handwerksgilden aufzukommen hinderte, fuhr fort sie zu hindern, bis daß das Sklaventhum ganz aufhörte, bis daß die Klöster keine Handwerksleute mehr hatten, bis das Verhältniß der Hörigkeit der Handwerker aufhörte. Das Fabrikwesen löste dann andrerseits in neuer Zeit wieder die Zünfte auf, indem es die Verarmung und Verachtung der Handwerke herbeiführte, und so zuerst das Ehrgefühl und den Stolz des Zunftgeistes brach, nach dessen Verschwinden dies Institut so wenig mehr anders als der bloßen hohlen Form nach fortbestehen konnte, als es einst anders konnte, da dieser Zunftgeist noch nicht da war, der erst, wie der Verfasser ganz richtig sagt, mit der Freiheit und Unabhängigkeit des Handwerkers kommen konnte.

Wenn nun all das bisher Angeführte wohl wird begreifen lassen, daß der Verfasser ganz um die schönsten Seiten einer Gildengeschichte gekommen ist, so wird das Folgende zeigen können, daß er eben sowohl um die bedeutendste, wichtigste und nützlichste kam, und es wird alsdann unser Ausspruch übergenug gerechtfertigt sein, daß er den Mittelpunkt dieser Sache ganz verfehlt habe. Hat der Verfasser, fragen wir, die wenigen Seiten gelesen, die Möser über den Nutzen einer Geschichte der

Aemter und Gilden geschrieben hat? Es ist Schade, daß er sie nicht gelesen hat; und doch wollen wir hoffen, daß er sie nicht gelesen hat; denn hat er sie gelesen, und hat dennoch sein Buch gerade so behandelt, wie er that, so thut es uns leid um seinen Geschmack, seine Wahl und um sein Urtheil. Wie ist es doch ewig zu bedauern, daß dieser jedem guten Deutschen unvergeßliche Mann von unserer schlecht-deutschen Generation leider ganz vergessen ist! und daß wie unsere läppischen Belletristen und Poeten vornehm und verächtlich Lessings bahnbrechende Kunstwerke vernachläßigen, so auch unsere Historiker und Kameralisten die Schriften dieses unvergleichlichen Mannes wie alte Scharteken behandeln und hinwerfen. Wir wollen es hier auf unsre eigne Gefahr recht nachdrücklich sagen, daß alle unsere Reichs-, Rechts- und Staatsgeschichten nie geworden wären, ohne Mösers Winke, und daß Alle auf seinen Schultern stehen, ob sie es leugnen oder gestehen; und wir wollen hinzufügen, daß alle unsere deutschen staatswirthschaftlichen Systeme, auch wo sie sich mit noch so selbstständigen Titeln schmücken, Nachbetereien und Schuldoctrinen bleiben, so lange es die Kameralisten nicht verstehen werden, das Beispiel und den Vorgang dieses Mannes und Spittlers aufzunehmen, ihre Winke zu begreifen, ihre Skizzen auszuführen, ihren Geist zu erfassen, ihre Kenntniß der deutschen Geschichte und der Praxis des provinziellen Lebens und Webens zu erlangen. In dieses vortrefflichen, patriotischen Mannes Phantasien, wo der Keim und Saame zu so manchem Buche liegt, liegt denn auch der Gedanke zu einer Gildengeschichte angedeutet. Die allgemeine Handels- und Gewerbsgeschichte ist die Folie, auf die er die Zunftgeschichte gezogen — nicht erst verlangt, sondern denkt und voraussetzt, denn wer sollte so etwas auch noch erst sagen zu müssen glauben! Er denkt nicht daran, daß man sich mit der Geschichte der Gilden im Allgemeinen werde befassen wollen, geschweige mit ihrer Entstehungsgeschichte, sondern er setzt voraus, man werde auf das Emporkommen, die Blüthe und den Verfall jeder einzelnen Gilde eingehen, und jedes einzelnen Handwerks; er will zu dem Ende vor Allem die

natürlichen Ursachen nachgewiesen haben, die jetzt ein Handwerk, das von der Mode abhängt, heben und dann wieder stürzen; er will, daß der Geschichtsschreiber dem Künstler und dem Staate zugleich Winke gebe, wie einem solchen plötzlichen Ruine ganzer Stände durch die Launen der Mode vorzubeugen oder auszuweichen sei; er will, daß von der Blüthe dieses oder jenes Amtes wieder zurückgeschlossen werde auf die Nothwendigkeiten und Bedürfnisse der jedesmaligen Zeit. Militärgeschichte, Verfassungsgeschichte, Handelsgeschichte, ja selbst die Kriegsgeschichte könnte Erläuterungen aus einer solchen Geschichte erhalten. „Nichts könnte uns die Ursachen von dem Verfall der mehrsten Städte deutlicher als eine solche Geschichte entwickeln. Die öffentlichen Rechnungen einer Stadt, worin die Einnahme von ein- und ausgeführten Waaren verzeichnet ist, würden zur Erläuterung und Controlle aller Begebenheiten dienen; und mit wie vieler Bewunderung und Neugierde würden wir diese Einflüsse der öffentlichen Kassen bemerken, woraus unsere Vorfahren so viele ansehnliche Gebäude mit einer recht stolzen Verschwendung erbaut haben? — Eine solche Geschichte würde den Fürsten die traurigen Folgen verschiedener Auflagen und Einschränkungen vorlegen; unsre Gedanken über die Handelsfreiheit berichtigen; alte Wege zum Erwerb wieder öffnen, oder die Möglichkeit neuerer zeigen. Wir würden aus derselben die Abnahme verschiedener Staaten deutlicher entdecken; die Einflüsse auswärtiger Veränderungen gleichsam auf der That ertappen; die Klugheit mancher Nationen in ihren Friedensschlüssen deutlicher bemerken; die großen Einsichten des handelnden Genies mit dankbarer Hochachtung erkennen, und unsere Bewunderung nicht blos dem Helden, sondern auch dem großen Privatmanne, bezeigen können. Und wie mancher Kaufmann oder Künstler würde nicht nur um Gewinnst, sondern um seinen Ruhm arbeiten, wenn ihm dergleichen Jahrbücher die Unsterblichkeit versicherten?“ Man sieht wohl, diese Aufgabe wäre freilich die Arbeit eines Lebens, denn sie müßte aus Archiven und Urkunden erst mühsam herausgeschafft, und könnte nicht, wie Wilda's Werk, aus bloßen mittelbaren Verarbeitungen meist

bloßer gedruckter Quellen genommen werden. Aber man sieht auch, es ist eine große und schöne Aufgabe, die einer großen Mühe werth ist; und zu bewältigen wäre sie schon, wenn einer mit eben so großer Sicherheit seine Forschungen anstellte, mit welcher der seltene Mann seinen Plan hinwarf.

Doch endlich sei es genug, von dem zu reden, was in des Verfassers Werke fehlt, wenn es seinem Titel entsprechen und die gestellten Fragen beantworten sollte. Wir wollen nun auf das kommen, was es wirklich enthält. Wir haben es bereits gesagt, daß das Ganze nichts ist, als eine Geschichte der Entstehung der Zünfte. Waren wir aber unzufrieden darüber, daß in dem Buche so vieles mangelhaft und mangelnd war, so sind wir es über das, was darin gegeben ist, nicht minder. Der Verfasser hat eine Masse von Notizen zusammengebracht, hat manche schöne Wahrheit daraus an's Licht gebracht, manches Verhältniß aufgehellt, allein die Ordnung, in der dies geschehen ist, die Grundansichten, von denen aus es theilweise geschieht, halten wir für durchaus schief. Es gilt uns darum, dem Verfasser und nebenbei unseren meisten Historienschreibern zu zeigen, daß man in Deutschland, so viele Bücher da auch gemacht werden, das Buchmachen gar nicht versteht. Selbst ein oberflächlicher Mann jeder anderen Nation würde, wenn ihm einmal des Verfassers Material zu Gebote gestanden hätte, daraus ein weit geordneteres Werk gemacht, und viel klarere, einfachere Resultate gezogen haben.

Wir wollen versuchen, dem Verfasser darzulegen, was wir aus seinem Material über die Entstehung der Gilden gemacht haben würden. Wir müssen uns dabei verwahren; wir können nicht in der Kritik der Minutien als Richter auftreten; sondern weil der Verfasser sich zu sehr von den Einzelheiten leiten ließ, so kehren wir uns ausdrücklich auf die Gegenseite, und suchen mit großen historischen Erfahrungen dem nahe zu kommen, was der Verfasser mit der Erforschung vereinzelter spärlicher Ueberlieferungen zu begründen gesucht hat. Beide Wege müssen zugleich verfolgt werden, wo ein Werk von Bedeutung entstehen soll. Da der Verfasser nur den Einen verfolgt hat, so muß es des

Kritikers Hauptpflicht sein, den anderen einzuschlagen, der vernachlässigt ward. Wir könnten auch auf dem Wege des Verfassers ihm nichts nützen, denn wir haben nicht etwa ein Werk über diesen Gegenstand unter der Feder, daß uns der Brodneid einen anderen Plan dictirte; sondern es ist uns nur um die Sache zu thun, und da der Verfasser einmal auf diesem Stoffe ist, so wünschten wir nichts mehr, als er bliebe ihm treu und ließe sich durch uns zu einer Fortsetzung und Umgestaltung seines Werkes anregen.

Der Verfasser hebt zwei Elemente des Gildenwesens heraus: ein heidnisches und ein christliches. Vortrefflich; denn es gibt fast keine Erscheinung in unserer ganzen Cultur, die nicht auf beides zugleich zurückgeführt werden könnte, oder doch wenigstens auf irgend ein Element aus der alten und eines aus der neuen Welt; und wir wünschten nur, daß sich der Verfasser, wenn er sich so streng gegen alle Herleitung des Städtewesens und aus den römischen Municipien erklärt, sich dieses Umstandes erinnert hätte. Merken wir uns einstweilen, daß der Verfasser das Wort Gilde im weitesten Sinne von jeder freiwilligen Vereinigung zu nehmen scheint. Welches ist nun das christliche Element? Die brüderliche Liebe und Bereitwilligkeit zu gegenseitiger Unterstützung. Es sei; der Verfasser hätte noch vorheben können, daß bei der Art der Verbreitung des Christenthums durch patriarchalische Brüdergemeinden unter Verfolgungen der Heiden und in ungemessenen Räumen dieser Geist der brüderlichen Hülfleistung und Abschließung traditionell werden konnte und mußte. Was ist aber das heidnische, oder wir hätten lieber gesagt, das nationale, einheimische, nicht fremde Element? — — die Zechgesellschaften und Gelage der alten Deutschen und Skandinaven!! Ein greller Abstich! Welch ein plumpes und materielles Element brachten wir da zu diesen Innungen gegen das Christenthum! man erkennt doch gleich die lurchi tedeschi! Der Verfasser sagt auch gleich, das Christenthum hätte gleichsam die Idee zu unseren Genossenschaften geliefert, das Heidenthum aber die Form. Also, weil bei unseren Zünften Gelage Sitte waren, so wären diese eine Form der Zünfte? Ein Gelag

ist ja doch nur Form der Zusammenkunft, nicht aber Form der Verbindung; es ist also, sollen wir so sagen, die Form einer Form. Verbindungen können ja existiren ohne die Form der Zusammenkünfte, sowie Zusammenkünfte ohne die Form des Gelages. In jeder Sache aber kann das, was möglicherweise als ausscheidbar, als zufällig und unwesentlich betrachtet werden kann, unmöglich ein Element ausmachen. Es ist gerade, als wenn der Schreiber einer Geschichte des Ritterwesens sein Buch mit der vielgerühmten Achtung der Deutschen vor dem Weibe anfangen wollte, weil Frauenzirkel die Form der ritterlichen Gesellschaften bildeten; und dies würde vielleicht noch eher entschuldigt werden können, als jenes. Dies ganze erste Kapitel also über diese heidnischen Zechgilden hätte der Verfasser weglassen sollen, und nur ganz gelegentlich, wenn er bei den inneren Zuständen unserer Gilden auch von den Festlichkeiten gehandelt hätte, hätte er auf die uralte Sitte der deutschen öffentlichen Gelage kommen können. Selbst dann hätte er durchaus nicht in dieser Breite auf diese Eigenthümlichkeit der Deutschen und deren Urgeschichte eingehen müssen, vielmehr wenn uns einmal Jemand eine Geschichte der Zechkunst schreibt, so wird dieser eine vortreffliche Vorarbeit in diesem Kapitel Wilda's finden, um deren heroische Periode in Deutschland und im Norden zu schildern; in diesem Fache hätte dies Kapitel seine eigenthümliche Stelle. Es wäre vielleicht ungezwungener, wenn Einer das Christenthum von den Liebesmahlen der ersten Gemeinden und noch weiter vom Gedächtnißmahl des Herrn herleiten wollte.

Was ist aber denn sonst das nationale Element des Gildenwesens? Wir wollen den Leser nicht lange irre führen; wir wollen gleich noch einmal auf das christliche Element zurückgehen. Wir hatten oben nur einstweilen zugegeben, nicht aber eingestanden, daß die brüderliche Liebe das christliche Element sei; wir wollen es hier leugnen. Hier versteigt sich der Verfasser zu sehr in's Ideale, dort verfiel er zu sehr in's Materielle. Ein so roher Körper, wie das Gelag, kann kein Element sein; eine so rein geistige Potenz, wie die Bruderliebe, auch nicht.

Die Menschenliebe und uneigennützige Hülfleistung ist das geistige Bindungsmittel und das belebende Princip jeder Gesellschaft; ihr Element kann aber nur irgend ein äußerer Zustand heißen, an dem sich diese geistige Kraft äußert und kund gibt. Diesen Zustand wollen wir Hülfslosigkeit nennen, und diese ist das Urelement jeder menschlichen Gesellschaft. Wir reden hier aber nur von den Gilden, die wir hier nur ganz vag, der Staatsgesellschaft gegenüber, als kleinere Gesellschaften in der größeren definiren wollen. Solche kleinere Gesellschaften in dem größeren Staate nun bildeten die ersten Christen; sie bildeten verfolgte Gesellschaften; sie entstanden in einem sich auflösenden Staate, wo aller gesetzliche Schutz anfing aufzuhören; endlich als sie in diesem Staate die Oberhand gewannen, ward er von den Barbaren zerstört, und dieselbe Anarchie dauerte noch Jahrhunderte fort. Das Gesetz des Staates schützte kein Eigenthum und kein Leben mehr, so schützte man sich unter einander selbst; die schwächeren Mittel kleiner Associationen reichten weit genug unter sich; die schwachen Mittel des großen Staates waren erschöpft. Diese Verhältnisse im Süden gaben dem Geiste aufopfernder Liebe, den das Christenthum predigte, Nahrung genug. Dieser Geist fand zuerst in Geistlichen und Mönchen einen solchen Eingang, daß von da aus Associationen unter diesen selbst und unter den Laien in allerhand wohlthätigen Schutz- und Hülfszwecken entstanden. — Nun die Gegenseite im Norden, wo noch kein Christenthum war. Was im Süden die großen Räume eines ungeheuren Staats vermochten, das vermochten auch hier die großen Räume oder die spärliche Bevölkerung, nur in anderer Weise; was dort die Auflösnng des Rechtsstandes, das vermochte hier die Unvollkommenheit desselben; was dort die Verbrüderungen der christlichen Gemeinden, das that hier das Familienband und die Bürgschaft. Kurz, wenn die Hülfslosigkeit im Allgemeinen die objective Ursache jeder Staatengründung ist, so ist die Anarchie, oder die Hülfslosigkeit im Staate, d. h. in der engeren menschlichen Gesellschaft, die Ursache der Gründung kleinerer Staaten im Staate, unter welche die Gilden mitgezählt werden müssen, mag man

nun reden von Schutz= oder Gewerb= oder welchen Gilden man wolle. Und wenn Geselligkeit im Allgemeinen der subjective Grund der Staatenentstehung ist, so ist die engere, die brüderliche, verwandtschaftliche, freundschaftliche Geselligkeit der Grund jeder engeren, kleineren Gemeinschaft im Staate, die nun als Familie, als Rang= oder Standesgemeinschaft hervortreten, durch Blut, Beschäftigung oder Wohnort hervortreten mag.

Wenn nun der Verfasser das Wort Gilde in solch einer allgemeinen Bedeutung genommen hätte, in welcher es nichts als einen Staat im Staate hätte bezeichnen sollen, so hätte er sogleich dem Ursprung des Gildenwesens aus einem merkwürdigen Gegensatze beizukommen gelernt. Denn hier wird ganz klar, warum das ganze Alterthum keinen Associationsgeist und keine Associationen kannte. Nur aus ganz dunklen Zeiten, in welchen ein anarchischer Zustand herrschend gewesen sein mochte, vernehmen wir einige ganz dunkle Namen von Volksabtheilungen, die auf Kasten hindeuten könnten. Wenn Anarchie und aufgelöster Staatsverband das Entstehen kleiner Staaten, die entweder blos passiv oder zugleich activ sich für sich selbst zu schützen suchen, bedingte, so ist es ganz natürlich, daß in Griechenland, wo jede Urgeschichte eines Staates mit einem ordnenden Gesetzgeber beginnt, in alten Zeiten sich solche Erscheinungen nicht einstellen konnten. Wenn große Räume, wie wir sowohl in dem christlichen Staate, als auch in den neu erstehenden barbarischen Staaten sehen konnten, die Anarchie begünstigen, so ist es klar, warum in Griechenland, wo jeder Staat nur ein kleines Städtchen, und wo jeder Bürger und sein Ehrgeiz leicht zu befriedigen war, viel leichter Ordnung zu halten, Zufriedenheit herzustellen und Befriedigung aller Bedürfnisse zu erlangen war. Nur Einmal in Zeiten der Anarchie in Gesammtgriechenland taucht im Großen aus jenen ähnlichen anarchischen Urzeiten, die Amphictyonie auf; nur Einmal in Athen in anarchischen Zeiten, die schnell vorüber gingen, zeigen sich im Kleinen jene Hetärien und Synomosien, und auffallend genug als oligarchisch gesinnt, so demagogisch sie waren, gerade wie umgekehrt unsere Zünfte demokratisch, so aristokratisch sie in [illegible]

Wir sagten, dieser allgemeine und auffallende Unterschied des Alterthums von der neueren Zeit hätte den Verfasser sogleich auf eine Aufklärung über den Ursprung unseres Gesellschaftswesens geführt, wenn er unter Gilden jeden Staat im Staate hätte verstehen wollen. Dies hat er aber offenbar nicht gewollt, denn sonst hätte er Universitäten, Ritterorden, Klöster und was nicht Alles sonst mit aufnehmen müssen. Gleichwohl laufen seine Definitionen von Gilden auf nichts anders hinaus. Er versteht darunter freiwillige, nicht gebotene Einigungen zu gegenseitiger Unterstützung, mit herkömmlichen geselligen und religiösen Zusammenkünften. Was wollen wir nicht Alles unter diese Definition zusammenbringen! Man könnte die Freimaurerei ebensowohl darunter begreifen. Da sind Meister und Gesellen, wie dort; Logen, wie dort Kapellen oder Kirchen oder Altäre; nicht selten Heilige als Patrone; Trinkstuben, wie dort; Theilnahme der Weiber an den geselligen Vergnügungen; herkömmliche symbolische Ceremonien; Freiwilligkeit der Verbindung; gegenseitige Unterstützung — nichts, scheint es, fehlt zu einer Gilde in Wilda's Sinn. Ja, wir wollen ihm noch einen andern Zweig von Gesellschaften viel schlagender unter diese Definition bringen. Es sind die Landsmannschaften der Studenten; und wir getrauen uns in aller Ausführlichkeit die Grundzüge zu einer Geschichte der Landsmannschaften und der Handwerksgilden in allen Particularitäten sogar in Uebereinstimmung zu zeigen. Die Stellung der Studenten dem Senate gegenüber, und die der Universitätsstadt in ihrem Verhältnisse zu beiden, geben schon die schönsten Vergleichungspunkte. Die Studirenden waren von je in Zünfte getheilt, wie die Handwerker; sie hatten Statute und Strafgesetze unter sich; diese Landsmannschaften (Nationen wurden sogar in Brabant die Handwerkszünfte genannt) waren freiwillige, nicht gebotene Einigungen; sie schützten sich unter einander und gegen andere; sie hatten das Hänseln der Kaufmannsgilden; sie hatten einen Landespatron und festliche Tage, zechten zusammen auf ihren Trinkstuben, sangen profane und feierliche Lieder; sie übten Selbsthülfe; sie sammelten Collecten; sie beerdigten einander festlich; waren durch Reichthum und Stärke

unter einander an ihren Vergnügungen und Gelagen zu unterscheiden. Es gab Beispiele, daß auf Universitäten eine von diesen Gilden zu einem solchen Uebergewichte kam, daß sie alle andere zum Beitritt zu ihr zwingen und alsdann gegen die, welche sich ihrer Universalzunft nicht beischreiben lassen wollten, eine noch viel größere Bedrückung üben, und zugleich auch gegen die Behörden einen ganz anderen Ton anstimmen konnte, und dies ist denn ganz der Zustand, den das Statut von Berwick, welches der Verfasser als Anhang seinem Werke beidrucken ließ, ausspricht, wo dieser Uebermuth einer ganzen in Ein Corps zusammengetretenen Stadt gegen die wenigen Eigensinnigen, die sich ausschlossen, recht naiv ausgedrückt ist.

Mit jener Definition also steht es in jedem Falle schlimm. Entweder der Verfasser hätte sich mit dem Worte Gilde auf das beschränken sollen, was man gewöhnlich darunter versteht (und auch wenn er eine Geschichte der Gewerbsgilden blos geschrieben hätte, wäre es nach unserem Urtheile besser gewesen), oder wenn er es im allgemeinsten Sinne von Gesellschaft annahm, so hätte er alle möglichen Gesellschaften in seine Untersuchung ziehen müssen, und dann hätte er sein Buch lieber eine Geschichte des Associationsgeistes im Mittelalter genannt. Allein er klammert sich unglücklicher Weise an das bloße Wort, und indem er die verschiedensten deutschen Sprachstämme durcheinander wirft, bringt er nordische Zechgilden und englische Rittergilden, deutsche Handwerksgilden und mönchische Gildonien auf's Lustigste in einerlei Topf und rührt das Alles bunt durcheinander; denn indem er ferner die vagen lateinischen Ausdrücke fraternitates, conjurationes, amicitae, paces, communiones, adunationes je nach Bedarf auf so oder so eine Gilde deutet, hat er einen unerschöpflichen Stoff für die ärgste Willkühr bereit. Denn hier erscheinen also jene nordischen Gelage mit Berathungen und Götterspenden, die sich in Persien und Griechenland ebenso fanden, dort aber keine Gilden hervorbrachten. Hier erscheinen Rechtsgenossenschaften, die an die Stelle des alten Familienschutzes traten, eine Art von Lebensversicherungsanstalten. Hier die clerikalischen und weltlichen

Verbindungen zu Unterstützung der Armen, zur Garantie von Häusern und Schiffen gegen Brand und Schiffbruch, die in die Geschichte der Assecuranzanstalten gehören, in welchen man sie bisher ganz übersehen hat; hier die Begräbnißgesellschaften, die man schon ähnlichen antiken Corporationen entgegensetzen könnte, wo nur der durchgehende Unterschied zwischen alter und neuer Zeit hervorträte, nach welchem im Alterthum alles öffentlich ist, was jetzt privat; diese Anstalten aber dauern noch heute als **confratelli**, als Brüderschaften u. s. w. in Süden und Norden. Hier erscheinen neben Kalandsgilden, Handwerkszünften, Kaufmannsgilden und Hansen die schon erwähnte **english Knighten Guild**, die allen Indicien nach einerlei Ursprung hatte mit den vielen spanischen Ritterorden, die im Maurenkriege sich unter den Gränzkämpfern bildeten, und die so unter all das andere Gildenwesen zu mischen, ein ähnlicher Fehler ist, wie wenn spanische Autoren gewisse Klosterlaien für geistliche Ritterorden hielten; hier erscheint neben den erwähnten geistlich-laiischen Gilden, von deren Ausartung in einer p. 52 (Note) citirten Stelle aus einem Concil von 1189 die Rede ist, eine andere Stelle aus einem Concil von 1328, wo der Verfasser diesen geistlichen Gilden gewisse **colligationes, sodalitates** und **conjurationes** ***nobilium*** entgegengesetzt findet, die er in seine Rubrik Schutzgilden einschließt, während dies nichts sind, als die im vierzehnten Jahrhundert zahllos und überall verbreiteten Ritter- und Raubordern, die dem Verfasser, wenn er nur einen Blick in die Limburger oder Frankenberger oder sonstigen Chroniken hätte werfen wollen, zu Dutzenden entgegengekommen wären, und die allerdings in das Associationswesen des Mittelalters so gut gehören, wie die Zünfte, die aber doch der Verfasser sonst, scheint es, nicht in sein Gildenwesen aufnehmen wollte, ob zwar auch dies freiwillige, nicht gebotene Vereinigungen zu gegenseitiger Unterstützung u. s. w. waren. Hier erscheinen ferner alle jene uralten Conjurationen, die in den Capitularien und longobardischen Gesetzen verboten werden, als Gilden, da das, Gott weiß was für Bewegungen in den Städten oder sonst waren, über deren nähere Natur

man allerhand rathen, aber nichts wissen kann. Wo der Verfasser ein convivium findet, da ist's eine Gilde, obgleich das Mittelalter dies Wort so oft in seinem ganz allgemeinen Wortsinne (vitae conjunctio, Cic.) gebraucht. Wo der Verfasser fratres und sorores findet, müssen es nothwendig Gildebrüder sein, obgleich Keurbroeders und Keursisters in den Niederlanden auch Untergebene eines Amtsbezirks heißen. Die lex amicitiae von Aire ist bei ihm ein Gildestatut, da sie doch nichts ist, als ein Stadtrecht, für welchen Begriff das ganze Mittelalter eine Unsumme von vagen Ausdrücken hat.

Doch, der Athem versagt über dem Herzählen aller dieser Ingredienzen, die in dies Gildenwesen zusammengetragen sind; die Hauptsache aber kommt noch. In der ganzen Zeit vor dem vierzehnten Jahrhundert, vor dem Aufkommen der Handwerksgilden, wo ein Patriciat sich in allen Städten von Europa in den ausschließlichen Besitz der Regierung setzt, sieht er unter diesen adeligen Geschlechtern Alles von Gilden und Genossenschaften wimmeln. Die Convivien in nordischen Städten, die Richerzeche in Cöln, die Hausgenossen in Speier, die streitenden Factionen in Straßburg, jedes Regierungscollegium und jede Verwaltungsbehörde, Alles das sind Gilden. Wenn er die italienischen Zünfte hinzugezogen hätte, unstreitig würden wir dann die Guelfen und Ghibellinen auch als Gilden auftreten sehen, und wenn wir uns dann noch ein wenig enger an das Wort gehalten hätten, so hätten wir auch alle Ketzersecten in die Gesellschaft ziehen können. Das ist wohl richtig, daß am Ende des dreizehnten Jahrhunderts, als die niedrigen Zünfte politisch hervortraten und anfingen Opposition zu machen gegen die Regierung der Städte, auch die Patricier hier und da sich in Vereinigungen zusammenschlossen, die ihr Vorbild aber von den Handwerkszünften nahmen, und nicht umgekehrt, die wir auch trotz dem nur ungern mit dem Namen Gilden belegen oder in eine Geschichte der Gilden hereinziehen würden. Auf dies Resultat kommt man bei Betrachtung jeder deutschen Stadtgeschichte, (so bei den Hausgenossen in Speier, unter den Städten die der Verfasser selbst anführt) auf dies Resultat ist

Warnkönig in seinem gründlichen und wackeren Werke über flandrische Geschichte gekommen, auf dies Resultat kommt man bei den italienischen Stadtgeschichten. Ueberhaupt ist es ein Fehler aller unserer Forscher in den Stadtgeschichten, daß sie sich wie Wilda im Gildenwesen, lieber in dem Dunkel herumdrehen, als im Hellen suchen. Wer etwas Allgemeiners über Städteentwicklung sagen will, muß durchaus mit den italienischen und niederländischen Städten anfangen, denn dort ist das eigentliche Städteleben des Mittelalters zu Hause. Wer etwa einmal in die Geschichte der Zünfte z. B. von Florenz gesehen hat, der wird nicht sagen wollen, daß als zum erstenmale die Volksabtheilung in Zünften eintritt, jene Gilden der Notare, der Richter und Aerzte früher existirt hätten, als die der Pelzhändler. Ja wir möchten noch einen Schritt weiter gehen und behaupten, der Verfasser habe vielleicht hier und da sich die Existenz von Kaufmannsgilden vorgestellt, wo wir dergleichen nicht sehen. Man muß hier schlechterdings sich eine scharfe, bestimmte Gränze stecken, wo und wann man von Gilden sprechen darf und wo nicht. Das Nebeneinanderstehen mehrerer Handwerker desselben Fachs an einem und demselben Orte kann in einem gewissen Sinne eben so gut eine Gilde machen, wie das Zusammenbauen von vielen Häusern eine Stadt. Allein doch dürfen wir in der Geschichte von Städten und Gilden im eigentlichen Sinne erst dann reden, wenn beide durch eigne Kraft oder fremde Concession eine Selbstständigkeit errungen haben, wenn beide als moralische Personen, als Individuen, mit Gesetz und Repräsentation scharf umgränzt, erscheinen. Nun hat aber ohne Zweifel das gleiche Interesse die Kaufleute ganzer Gegenden und Städte zusammengebunden, lange ehe man an eigentliche Zünfte dachte. Die großen Popolanen in Florenz würde unser Verfasser ohne Zweifel eine Gilde nennen, denn sie verdienen auch den Namen eher als manche andre Corporation, der er ihn gegeben hat. Allein diese große Vereinigung war reich und mächtig geworden, hatte sich um auswärtige Factoreien gemeinschaftlich interessirt, ohne daß man etwas von einer engen, formellen Genossenschaft sähe; und als hernach

die Zünfte unter ihnen aufkamen, sind sie nach Ständen in mehrere getheilt. Wir würden, selbst wenn von Statuten unter diesen Popolanen die Rede wäre, sie dennoch keine Gilde nennen, sondern wir würden das mit einer ganz ähnlichen Erscheinung im Ritterwesen vergleichen. Das bloße Geschäft des Eroberungs- und Gränzkriegs brachte in Spanien zuerst die Ritterorden hervor, wie das bloße Handwerksgeschäft schon vor der Blüthe des Handels- und Kaufmannsstandes die Zünfte. Beides blieb obscur, ohne öffentliches Ansehen und ohne andre Zwecke, als welche Amt und Beschäftigung von selbst gaben. Alsdann treten die städtischen Reichen in einer solchen stillen Gemeinschaft mit plötzlichem Uebergewichte in der Geschichte hervor, ganz wie der Ritterstand, und nur kurze Zeit nach diesem. Jene älteren kurzen Gildenstatute der Patricierinnungen, von denen Wilda spricht, mit den allgemeinen Vorschriften zu Wohlthätigkeit und dergleichen, würden ganz genau entsprechen dem Eide oder Verpflichtung des Ritters zum Schutz von Wittwen und Waisen, und obgleich auch der gesammte Ritterstand der Welt, oder eines Landes, oder einer Stadt im dreizehnten Jahrhundert Ritterorden genannt wird, so wird doch Niemand dies Wort alsdann in dem Sinne nehmen wollen, wie man es im folgenden Jahrhundert nimmt. Die unorganisirten Geschlechtsverbindungen also der Altbürger Gilden zu nennen,*) ist eine ganz willkührliche Anticipation, und es ist ganz

---

*) Der Verfasser hätte namentlich den Sprachgebrauch über die Ausdrücke Kasten und Zünfte befragen sollen. Wo der Rang eine Corporation entschiedener charakterisirt, als der Stand, da nennt man sie eher eine Kaste, als eine Gilde. Die Patriciate sind von Ranggenossen gebildet; sie sind als solche leichter privilegirt worden, als die Verbindungen der bloßen Standesgenossen, die in ihren Zwecken viel materieller zu sein pflegen. Auch geht hierdurch, möchte man meinen, ein Merkmal der Gilde ab, das Wilda hervorhebt: was die Natur gleichsam zusammenbindet, wie einen solchen Regierungskörper, der in den Städten sogar ursprünglich aus verwandten Geschlechtern und als ein erblicher Stand besteht, kann man nicht eigentlich freiwillig verbunden nennen. Aber immer wird man weder figürlich noch un-

natürlich, daß nun in des Verfassers Auseinandersetzung des Einflusses der Gilden auf die Städteverfassung lauter Confusion ist. Es ist ein neuer Gedanke, den er auszuführen sucht, daß die Gilden älter als die Stadtgemeinden und aus den Gilderechten erst die Stadtrechte entstanden seien. Allein wir möchten gern Beweise, in diesem Buche finden wir keine. Die aller unhaltbarsten sind hier als entscheidend angeführt. Wenn man jede Schöffenbrüderschaft zur Gilde macht, so ist der Beweis freilich leicht geliefert. Und doch, was kann selbst der Umstand beweisen, daß man die Gilden um die Stadtrechte befragte? Wer hatte ein größeres Interesse, sich derselben anzunehmen? Oder will man sagen, aus den Universitäten sei das römische und canonische Recht hervorgegangen, weil man die Responsa dieser Körper verlangte, die die Pflege dieses Rechts natürlich über sich hatten? Es ist aber diese Frage, über die Priorität der Gilden- und Stadtrechte ein Streit über den früheren Ursprung des Huhns oder des Eis, denn er führt uns in einem ewigen Zirkel herum, und gerade so ist's mit der Frage von der früheren oder späteren Existenz des Stadt- oder des Landrechts. In der Erfahrung fließt immer eins aus dem anderen, dieses aus jenem und jenes aus diesem; doch ist das letzte Gesetz, daß das Besondere aus dem Allgemeinen hervorgeht, und insofern existirt das Landrecht vor dem Stadtrecht und das Stadtrecht vor dem Gildenrechte so gewiß, wie, nach jenem Aristotelischen, der Staat vor dem Menschen.

Wir lassen noch mit aller Anspruchlosigkeit einige Andeutun-

---

figürlich eine Zunft nennen, deren Mitglieder der Rang allein, oder mehr der Rang als der Stand zusammenschließt. Die Kasten der Alten waren ursprünglich Stämme; sie erhielten aber, als sie dem herrschenden Stamme unterlagen, Rangordnung und wurden zugleich Stände. Jedermann aber wird sagen, daß die Rangordnung das Vorherrschende war; daher nennt man sie nicht Zünfte, so viel Zunftmäßiges sie haben, man nennt sie Kasten. Und Kasten würde man die Patriciate figürlich und unfigürlich, weil der Rang das Vorwaltende war, lieber nennen als Gilden, sie möchten gleich so viel Gildenmäßiges haben, wie sie wollen.

gen folgen über die Art, wie wir die Geschichte der Gilden behandelt zu sehen wünschten; und wer diesen geordneten Plan übersieht, der wird bei Vergleichung mit Wilda's Werk leicht finden, wie dieses zu einer ordentlichen Beleuchtung des Gildewesens nur eine vorsichtig zu brauchende Vorarbeit abgeben kann. Wir würden uns vor Allem die Gewerbsgilden zum Mittelpunkte nehmen. Wir würden forschen, warum das Alterthum keine Gilden kannte. Wir würden finden, daß dort alles Individuelle den Massen geopfert ward. Wir würden daher kurz die Kasten mit den Zünften vergleichen und uns sogleich aus der helleren Urgeschichte des neueren Europa erklären, warum es umgekehrt in dieser neueren Zeit bei uns keine Kasten gäbe. Wir würden finden, daß das ureingeborne Autonomierecht der germanischen Stämme und zugleich die verbreitete Lehre von christlicher Bruderliebe, die allen Unterschied von angebornem Rangunterschiede der menschlichen Stämme wegnimmt, diese Erscheinung der Kasten auf der einen Seite wegnahm und auf der andern die des Associationswesens an die Stelle setzte. Nach der Vergleichung mit dem Oriente würden wir die des klassischen Alterthums zu Hülfe nehmen. Wir würden herausstellen, daß die massenartige Despotie des Orients vor einer massenartigen aristokratischen Herrschaft der Hellenen über alles unfrei und fremd Geborne weicht; daß daher in Bezug auf das Verbindungswesen in Griechenland und Rom sich mehr oder minder alle jene Erscheinungen zeigen, die sich in den neueren Städten unter den Geschlechtern und in der Zeit ihrer Herrschaft nachweisen lassen. Wir würden die großen Räume und Staaten der neuen Welt gegen die kleinen und geordneten Städte der Alten stellen und daraus den strengeren Staatsverband der Alten gegen den lockeren der Neueren erläutern und die größere Ausbildung des Bürgerrechts im Alterthum und die größere des Menschenrechts in der christlichen Welt. Die stets steigende Achtung vor der Individualität würden wir zu dem Faden nehmen, an welchem sich das Entstehen des ehedem unbekannten Begriffs eines Staates im Staate anknüpfen würde. Wir wür[illegible] also, nachdem dies All[illegible]

blos einleitend gezeigt wäre, die eigne Art von Schutzgilden, oder Friedensgilden, wie sie im angelsächsischen Rechte heißen, aufnehmen und ihre Entstehung aus den germanischen Bürgschaften zeigen. Daneben würden wir stets die anarchischen Zustände der Staaten als die Folie geben, auf der wir die Gildengeschichte auftrügen; wir würden die Gesellschaften für Versicherung des Vermögens in und außerhalb der Klöster als ein mehr geistliches Moment neben jene echt deutschen Urgilden stellen. Wir würden zeigen, wie sich diese Anstalten allmählig bis zu der Höhe und Weite von Landfrieden ausdehnten, dann zurücksanken und sich spalteten, bis sie später in modernerer Form als Versicherungsanstalten und Assecuranzcompagnien wieder kamen, oder als Brüderschaften u. s. w. fortdauerten. Dies Alles aber würden wir fortwährend nur als einleitende Winke geben über die analoge Gestaltung der Associationsgeschichte in allen möglichen Zeiten und Ständen. Die erwähnte Epoche würden wir die patriarchalische nennen; die hierarchische schlösse sich an. Wir müßten ebensowohl einen Blick auf die Klöster werfen und auf die sociale Ausscheidung dieses Standes aus der menschlichen Gesellschaft; die große Zeit der Gregorischen Plane, die auf die Vollendung dieser Ausscheidung ausgingen, würden wir neben den Gottes- und Landfrieden in jener früheren Epoche stellen, es würde ganz leicht sein, die Spaltung der Kirche in Mönchorden als einen ähnlichen Verfall, wie dort den der Schutzgilden nach den Landfrieden, darzustellen, aus dem sich dann neue Blüthen, wie der große Orden der Jesuiten, hervorbildeten. Wir würden in den ritterlichen Associationen dieselbe Analogie finden: einzelne obscure Ritterorden entstehen aus Noth in Kriegszeiten und Gränzkämpfen; diese Kämpfe erweitern sich in Einen ungeheuern Krieg der Gläubigen gegen die Ungläubigen; die ganze adelige Welt schließt sich in Einen Orden mit allgemeinen geheiligten Gesetzen; ländererobernde und reiche Orden bilden sich an der Ostsee und im Oriente, dann sinkt der Eine Orden zerspaltet in unzählige Raubgesellschaften tief herab, um sich in den ritterlichen Hoforden nachher noch einmal zu einem großen Glanze zu erheben.

Es folgen die Kaufmannsgilden, wo das eigentliche Geschäft des Historikers erst anginge. Er würde die Handelsgeschichte zum Hintergrunde nehmen, er würde die stufenmäßige Ausbreitung der kleinen Hansen zeigen, er würde die großen Hansen jenen glänzenden Erscheinungen der Landfriedensinstitute, der clericalischen Obmacht, der ritterlichen Ordensblüthe vergleichen; er würde das Absinken der Gilden unter dem Andrang des Handwerkers schildern und dann später in den Handelscompagnien eben so eine Regeneration finden, wie in all den angeführten Epochen. Zwischen diese Geschichte der Kaufmannsgilden würde er die der Handwerker geschickt einflechten müssen, und hier verweisen wir ihn auf den von Möser angegebenen Plan. Wir rathen aber zugleich, nicht zu vergessen, daß als der gemeinschaftliche Glanzpunkt der vereinten Geschichte der Kaufmanns- und Handwerksgilden die Ausbildung des dritten Standes hervorgehoben werden muß, so wie die ganze Ausbildung des Bürgerthums überhaupt.

Ueber

Probert's ancient laws of Cambria.

London 1823.

1831.

Das Original dieser Uebersetzung ist in dem dritten Band der Myvyrian Archaiology of Wales (London 1807) aus alten welschen Manuscripten abgedruckt. Aus dem auf dem Titel angegebenen Inhalt heben wir als den bei weitem wichtigsten Theil die Gesetze des Dyvnwall Mölmud, die die ersten acht-undachtzig Seiten der Uebersetzung füllen, aus, und nächst ihnen den Codex des Hywel Dda. Die erstern sind nach einer Copie der Bibliothek von Tre'r Bryn bei Cowbridge in Glamorganshire gedruckt, welcher folgende Notiz am Ende beigefügt ist: **I Thomas of Jevan, of Tre Bryn in Morganoc, copied these from the old books of Sir Edward Mausel of Margam, in the year of Christ our Lord 1685.** Für alle Forscher alter Gesetzgebung und frühester Sitte der Völker ist diese Sammlung von äußerstem Interesse; denn lassen wir auch ihr Alter, das man in die Zeit des Gesetzgebers *), vierhundert Jahre vor Christi Geburt, hinaufrückt, ohne eine so genaue Bestimmung; zeihen wir auch den Uebersetzer, der in der Vorrede behauptet, es fänden sich keine Spuren von Christenthum, aber desto häufigere Erwähnung des bardischen Religionssystems in diesen Gesetzen, des Irrthums, so werden uns doch die Sitten, die wir geschildert, die Einrichtungen, die wir dort bestehend finden, jene Form, in der uns die Schrift überliefert ist, auf das be-

---

*) Bei Jeffrey von Monmuth Dunwallon, der Vater der in der Sage so merkwürdigen Brüder Brenn und Belin.

stimmteste überzeugen, daß sie in ein sehr hohes Alter und auf einen anfänglichen Zustand der Staatsgesellschaft hindeute; wir werden selbst zugeben müssen, daß jene Erwähnungen des Christenthums, die uns auffielen, auf Rechnung von Interpolationen zu setzen sind, da allerdings das ganze Verfassungsrecht in diesen Gesetzen auf die Religion der Druiden zurückweist. Es ist auch des Uebersetzers Meinung, daß Verunstaltungen und spätere Zusätze, wie natürlich, bei der ersten schriftlichen Abfassung sich einschlichen; es ist Schade, daß es ihm nicht gefallen hat, dergleichen Stellen zu bezeichnen und überhaupt das ganze für einen Nichtwelschen sehr schwer zu verstehende Buch mit Erläuterungen aus Volkssitte und Geschichte zu begleiten. Der Uebersetzer macht die Rechtskundigen aufmerksam auf die Jury, deren erste Einrichtung er seinen Cambriern vindicirt und den Angelsachsen abstreitet; soviel ist sicher, daß die Sache einer Erwägung werth ist, daß jeder, der das älteste Recht der Germanen zu seinem Studium macht, diese Gesetze nicht übergehen darf, indem er sicher daraus lernen wird, daß man mancherlei, was bisher dem germanischen Volksstamm als eigenthümlich beigelegt ward, der allgemeinen Richtung der nord-europäischen Völker, an denen sich die neuere Zeit heraufbildete, wird zuschreiben müssen. Auch hier ist indeß schwer zu scheiden; denn wir müssen bekennen, daß der bedeutendste Gewinn, den wir, die wir diese Schrift nicht aus dem Gesichtspunkt des Juristen lasen, daraus zogen, die tiefere Einsicht in die historische Wahrheit ist, daß unter gleichen Zeitverhältnissen und Umständen sich überall mit Abrechnung des klimatischen Unterschiedes das Gleiche, unter ähnlichen das Aehnliche bildet, daß sich tausend kleine Erscheinungen an den verschiedensten Orten, unter den getrenntesten Stämmen, wenn sie auf einerlei Stufe der Bildung stehen, entsprechen, während jedoch die geistige Richtung der einzelnen Völker eine im Kleinen oft zurücktretende, im Großen stets vorwaltende, alles durchdringende Differenz erzeugt.

Es war unser Wunsch, in dieser Anzeige dem deutschen Leser zu einem ungefähren Begriff zu helfen von dem, was er in

diesem Buche, und besonders was er in diesem bezeichneten Theil des Buches finden könne, und dies um so mehr, als, so viel uns bekannt ist, dasselbe nur sehr selten bei uns benutzt, und von Niemanden noch angekündigt ward. Wir fühlten uns aber dabei in großer Verlegenheit; denn einmal sind wir nicht so glücklich, diese Gesetze in der Urschrift lesen zu können und uns fehlt — aus Gründen, die auseinanderzusetzen zu weitläufig wäre — die Ueberzeugung von der durchgängigen Genauigkeit der vorliegenden Uebersetzung; uns fehlt, was bedeutender ist, bei der Unkunde der Sprache das Mittel, aus den vielen Resten, die der patriotische Eifer der Welschen in der genannten **Archaiology of Wales** und auch sonst dem Druck übergeben hat, nähere Belege und Aufklärungen, vielleicht auch Kenntniß des Alters der Gesetze aus der Sprachvergleichung zu schöpfen; und endlich war es fast nöthig, zu diesem Zwecke die ganze Sammlung abzuschreiben, wenn wir nicht leere Resultate unserer Lectüre ohne Belege geben wollten, die wir noch dazu in einem höchst zweifelnden Tone hätten vortragen müssen.

Wir würden aber mit solchen Relationen, oder auch nur Auszügen, die Leser durch die wunderliche und beschwerliche Form und durch das chaotische Durcheinander in diesen Triaden in eben dem Maße abgeschreckt haben, wie wir sie anzuziehen wünschten. Wir dachten es daher, wenn nicht eines Dankes, doch einer nachsichtigen Aufnahme werth, wenn wir das Wesentlichste und Deutlichste aus dem Inhalte dieser Verordnungen aushüben, uns dabei nur an den ersten und wichtigsten Theil hielten, der allein von fremdem Einfluß rein ist und die Grundlage der übrigen Gesetze bildet, und wenn wir, indem wir dem anscheinend ordnungslosen einen Zusammenhang abzugewinnen versuchten, zugleich auf diese Weise dem Leser — nicht unser Urtheil über den Werth des Buches aufdrängen, sondern nur ein eignes erleichterten.

Im Allgemeinen zeigt sich in diesen Cambriern der Charakter der neueren Nationen, und sie schließen sich schon durch diese Gesetzgebung von der alten Welt aus. Es ist nämlich daraus vielleicht noch mehr als aus den verschiedenen Gesetzen der

Germanen klar, wie eigenthümlich diesen nord-europäischen Urvölkern, den Kelten, Deutschen, Scandinaviern, ja selbst den Slaven, im Gegensatz zu den Griechen und (obwohl etwas weniger) zu den Römern, der Zug ist, schon in den frühesten Zeiten der größten Einfachheit und des Naturzustandes gesetzliche Ordnung nach einer Art von Instinct für Recht und Gerechtigkeit einzuführen. Dazu kommt bei diesen Cambriern der eigne Sinn für Betrachtung, der sich auch in diesen Gesetzen deutlich ausspricht, die Hindeutung auf alte Bildung, die es auch allein möglich machte, daß das Christenthum, das dort durch keinen Eroberer, durch keinen Einfluß aus Rom Eingang fand, so leicht durch Unterricht und Ueberzeugung wurzelte. Geschrieben sind diese Gesetze erst, wie bei den Germanen, als bei der Verbindung mit fremden Völkern der alte Gebrauch unsicher ward; es läßt sich die mündliche Ueberlieferung und die Aufbewahrung des Herkommens nirgends so deutlich erkennen als hier, wo der angesehenste Theil der Nation das Amt übernommen hatte, im Gedächtniß Alles, was den Cambriern von Interesse war, fortzupflanzen, und wo selbst auf das Erlernen dieser Gegenstände in der Form, in der man sie abfaßte, hingearbeitet ward. Die Barden lehrten in Strophen, die man Englyn Milwr, des Kriegers Dreiblatt, nannte; Stanzen von je drei Versen, deren jeder sieben Sylben enthält, und dies sind denn jene Triaden, in denen auch unsre Gesetze erscheinen, und die, so verschuldet wir ihnen vielleicht für die leichtere Aufbewahrung dieser Ueberbleibsel aus einer Zeit, die jenseits aller Erinnerung zu liegen pflegt, sein mögen, doch jetzt den Ueberblick des Einzelnen und die Anreihung zum Ganzen durch jene unausgesetzte Eintheilung in Dreiheiten, wo bald der Vollzähligkeit wegen ein Ueberflüssiges zugesetzt, bald wegen Ueberzahl ein Nothwendiges ausgeschlossen wird, ungemein erschweren.

Die Gesetze des Dyvnwall Mölmud haben das Eigenthümliche, daß sie sich hauptsächlich nur um die Verfassung kümmern; ein Umstand, der sie von den altdeutschen Verordnungen, die das Verfassungsrecht nur gelegentlich berühren, dagegen sich meist um das Strafrecht drehen, was wieder in den cambri-

schen Gesetzen einen ganz schmalen Theil ausmacht, wesentlich unterscheidet. Wir wiederholen, daß, was hier auf diesen unvermischten ersten Theil des cambrischen Gesetzes angewandt wird, nichts mit dem Codex des Hywel Dda zu thun hat, in dem der deutsche (sächsische) Einfluß schon so sichtlich vorherrscht, daß das Criminalrecht dort einen Theil der Gesetzgebung bildet, der dem Umfang des Verfassungsrechts wenigstens gleich kommt. Der Staat war damals völlig gesunken; Alles, was daher hier über die Constitution gefunden wird; kommt nur auf ein elendes abgezirkeltes Hofceremoniel hinaus, von dem die freisinnigen Verordnungen des Mölmud noch keine Spur kennen; der König hat dort seine ursprüngliche Gewalt, den Staat an der Spitze der verfassungsmäßigen Volksversammlungen zu regieren, die Strafen zu fixiren und Aehnliches mit einer andern ersprießlicheren vertauscht, mit dem Recht, Einkünfte von großer Bedeutung zu ziehen, die der alte Cambrier nicht gestattete, einen glänzenden Hofstaat zu halten, wovon früher keine Anzeigen sich finden; die Nation, früher eifersüchtig auf ihre Rechte und ängstlich in der Bestimmung derselben, aber zutrauensvoll zu ihrem Herrscher, erscheint unterdrückt, und ein großer Theil des Landes im Besitz eines veränderten und übermüthigen Adels. Um aus dem Gewirr der Quellen eine deutliche Vorstellung von dem inneren Zustand der cambrischen Staaten zu erhalten, wäre vor allen Dingen eine Kenntniß der Landeseintheilung von der größten Wichtigkeit. Hierüber gibt eine Hauptstelle am Ende dieser Abtheilung klarere Winke, allein dieser Stelle die Höhe des Alterthums beizulegen, die der Geist der ganzen Sammlung ausspricht, hindert der Umstand, daß hier das Gesammtgebiet des cambrischen Volkes schon mit wenigem Unterschied innerhalb der Gränzen des heutigen Wales beschränkt ist, während in den Gesetzen noch Spuren von Anordnungen begegnen, die über die ganze Insel Britannien verbreitet waren, die also aus Zeiten herrühren mögen, welche noch keine Römer oder Sachsen auf britischem Boden sahen. Nach jenem Schluß scheint die südliche Abtheilung von Wales zur Zeit der schriftlichen Abfassung dieser Gesetze unter den übrigen Staaten die

Hauptrolle gespielt und zufolge der dort erwähnten Einrichtungen und Gerichtsordnung die alte Sitte am treuesten festgehalten zu haben, während die beiden andern Staaten, Powys und North-Cambria schon ihre Gerichtshöfe mehr auf dem Fuß eingerichtet hatten, wie sie später die Gesetze Hywel Dda's zeigen und wie sie sich, dünkt uns, mehr der sächsischen Gerichtsverfassung nähern. Mit Verzichtung auf diese Stelle läßt sich indeß aus den Gesetzen Mölmuds schließen, daß dieselben für eine Art von Staatenbund entworfen waren, für dessen Ausdehnung übrigens keine Andeutung besteht. Es ist dies eine Anzahl von Staaten, die unter einerlei Gesetz und Recht, unter gegenseitigem Schutz, unter einerlei Regierungsform von einem und demselben Volksstamm, den einerlei Sprache verbindet, bewohnt werden, und die den Namen cywladoldeb führen (Nachbarstaaten). Die Verbindung derselben ging so weit, daß der König des einen Staats sich des Unterthans des anderen gegen ungerechten Druck von Seiten des Königs in jenem Staate annehmen mußte. Es heißt tr. 215: and if a man of the king — should do him an injury, the king or the lord of the neighbouring country must protect him and do him justice according to law, etc. Dieser enge Bund scheint übrigens mehr erstrebt, als erreicht zu sein (und hierin dürfte leicht mancher Widerspruch nicht allein in diesen, sondern auch in andern frühen Gesetzgebungen seine Auflösung finden). In der einundvierzigsten Triade ist die gleiche Regierungsform nur mehr empfohlen, als vorgeschrieben: es gibt drei Dinge, heißt es, welche die Ruhe eines Nachbarstaats befestigen: gleiche Privilegien, eine gemeinsame Regierungsform und die Wissenschaften unter dem gegenseitigen Schutz des Nachbarstaats. In den sogenannten triads of progression findet sich eine Stelle, wo es heißt, ein Nachbarstaat habe verschiedene Gesetze von dem district of the primitive tribe, obgleich der ganzen Gesetzgebung zufolge Uebereinstimmung der Gesetze dieser Staaten wesentliches Kennzeichen ist. Die vierundsechzigste Triade sagt ganz bestimmt: es sollte eigentlich nur Ein Gesetz in jedem Land in Cambrien sein, und jeder freigeborne Cambrier habe

gleiche Rechte in jedem Land und District in Cambrien ohne Ausnahme.

In einer lockeren Verbindung mit diesen Nachbarstaaten stehen die sogenannten gorwladoldeb, Gränzstäaten, die, wie man aus mehreren Spuren schließen dürfte, unterjocht und mit Gewalt zu der Verbindung genöthigt sind. Oft werden feindliche Einfälle aus diesen Gränzstaaten erwähnt und nur aus Triade 85, wo vorgeschrieben wird, nur ein Barde, Priester oder Stammhaupt aus dem Gränzstaat könne als Gesandter erscheinen; aus Tr. 103, es solle einem strange country weder Geld, noch Bücher, noch Waizen ohne Bewilligung des Königs genommen werden; und endlich aus den Bestandtheilen der Collectivconvention (which is a collective convention of the country *and bordering country* by the leading men of the sovereignty. tr. 59) sieht man, daß diese Lande in Verbindung und in Unterwürfigkeit standen. Schon dies leitet, verbunden mit der unten vorkommenden Erscheinung des Gleichtheilens der Güter, auf eine Eroberung des Landes durch Einen Hauptstamm (primitive tribe?), auf Abhängigkeit eines Theils der Einwohner, auf eine Classe von Penesten und Periöken, und, was wir später hören werden, von dem Frohndienst der Sclaven, wird dies bestätigen. Die besonderen Bundesdistricte standen nun unter Königen, und die Bevölkerung theilte sich wieder in verschiedene Stämme unter Stammhäuptlingen, die Stämme in Familien unter Familienhäuptern. Jeder freie Cambrier ist ein König oder eigenmächtiger Herr mit Clienten und Sclaven. Dieses Heer von Fürsten vereinigt sich nun unter dem Lord Paramount, den die Nachbarstaaten aus den verschiedenen Königen wählen. Ihm gebührt das Recht, die regelmäßige Volksversammlung zu berufen und in derselben, aber nicht weiter (cf. tr. 64), sind seine Befehle für Alle bindend. Er soll der Tapferste unter allen Prinzen der Nachbarstaaten sein; er wird deshalb Oberanführer im Krieg gewesen sein, wie Cassivelaunus, Caractacus, Arthur; ja der Uebersetzer meint, er sei erst bei Bevorstehung eines Kriegs gewählt worden, und nur Kriegsführer gewesen, doch scheint er an den Stellen, wo

der allgemeinen Convention das Recht ertheilt wird, mit Mehrheit der Stimmen der Staaten denselben abzusetzen, als Friedenshaupt genannt zu werden. Es heißt Tr. 61: The paramount sovereign, or the sovereign of supreme power is he who is the most illustrious, by his bravery, of the kings and princes of the neighbouring country; to him belongs the right of assembling the country in power; and his commands are binding upon all others in the general assembly of the country. Und Tr. 63: There are three things, which must not be done but by the consent of the country, the neighbouring country and particularly of the tribe: abrogating the kings law, dethroning the sovereign, and teaching new sciences etc. Die Souveränität und gesetzgebende Gewalt liegt in der Volksversammlung aller Nachbar- und Nebenländer. Dies besagt die sechzigste Triade auf's deutlichste. Sie heißt Unabhängigkeitsconvention, Hauptversammlung, Versammlung aller Nachbarstaaten u. s. w. Sie wird gebildet von je dreihundert (die wahrscheinlich ältern triards of progression sagen von allen) freien Cambriern aus jedem Reich, die, sobald sie, wie es scheint, vom Familienrepräsentanten erwählt sind, erscheinen müssen und nur dann entschuldigt werden, wenn Ueberschwemmung oder der Hornruf (siehe unten) oder Krankheit sie hinderten. Die Masse des Volks votirt, die Stammhäupter und Familienrepräsentanten führen das Wort für die einzelnen Stämme, und sollen einig und übereinstimmend zusammenwirken. Die Versammlung soll mit gegenseitiger Bewilligung von Land und Land, König und König, Stimme und Stimme Gesetz und Harmonie gründen. These meet to establish harmony and law in the country and neighbouring country and between the country and bordering country, by the mutual reason, consent and agreement of country and country, — so that equity, tranquility and privilege may be established in the country and the neighbouring country. Sie steht über allen Unterversammlungen in den einzelnen Staaten, kann allein Gesetze, Rechte und Privilegien ertheilen, Gesetze verbessern und modificiren oder abrogiren, und kann allein die Ein-

führung einer neuen Lehre oder einer neuen Kunst gestatten. Uralte Sitten werden als die vornehmste Quelle aller Gesetzgebung angepriesen. Tradition durch die Barden erhält sie in Andenken und Leben; wo aber das Recht nicht in den unteren Gerichtshöfen gefunden werden konnte, da ist diese Versammlung der höchste Gerichtshof, und weislich und altklug räth das Gesetz Entscheidung nach der Evidenz, mit Berücksichtigung des Einflusses der Umstände und der Vorschriften des Gewissens an. Wo ein Prozeß nicht in hergebrachter und vorgeschriebener Ordnung geführt worden war oder wo gegen des Königs Druck Schutz angerufen wurde, konnte an die Volksversammlung appellirt werden. Regelmäßig hatte, scheint es, nur der Lord Paramount das Recht, sie zu berufen; in solchen Fällen aber war es jedem König, Stammhaupt, ja sogar jedem Familienrepräsentanten erlaubt, sie durch Proklamation zu versammeln. Insofern war diese Convention Aushülfe für die Mangelhaftigkeit der Gesetzgebung und Schutz gegen ungerechte Maßregeln der Häupter. Die Verordnungen, die dies enthalten, sind hauptsächlich Tr. 59 — 64, 169, 186, 215 u. a.

In den untergeordneten einzelnen Staaten herrschen Könige mit souveräner Gewalt, die aber auf der einen Seite durch die Autorität des Volks, und auf der andern durch den Lord Paramount und die Generalversammlung der Bundesstaaten beschränkt wird. Er ist zum Lord Paramount wählbar durch die Stimme der Staaten. Seine Person steht im besonderen Schutz des Landes; man insultirt ihn durch Streit und Todtschlag vor seinen Augen. (There are three legal injuries of a king: to violate his protection; to commit murder in his presence; and to have illicit commerce with his wife. Tr. 129). Seine Familie ist verschieden bevorrechtet; seine Tochter z. B. bezahlt keine commutation fee an die Lords. Tr. 125. There are three females who pay no commutation fee: the daughter of the king or of the lord of the district; the daughter of the heir apparent; and the daughter of the chief of the tribe. Wir müssen indeß gleich hier bezweifeln, ob diese Sitte in die ältere Zeit der Cambrier gehört, da Moelmuds Gesetze in der

That keine Lords zu kennen scheinen, die sich dergleichen hätten anmaßen dürfen; besser paßt dieser Anspruch der Lords auf die sogenannten Ehegebühren aus dem supponirten Recht, eine Jungfrau vor der Verheirathung zu mißbrauchen oder, wie Andere es ausdrücken, weil sie sich für die bisherigen Schützer ihrer jungfräulichen Ehre ansahen, in die Zeiten des Hywel Dda; jedenfalls ist es auch hier klar, daß das jus primae noctis nicht, wie Grupen wollte, ein „schottisches Mährchen" ist, wie denn auch bei den Franzosen bis in späte Zeiten und nach Ewers und Andern auch bei den Altrussen dies Recht der Prälibation statt hatte, aus dem man bei Letzteren die noch übliche sogenannte Mardergabe des Bräutigams eines leibeignen Mädchens an den Herrn derselben herleitet. — Ein Hauptprivilegium des Königs liegt in der Vollmacht, unter den legalen Strafen des Lebensverlustes, Gliedverlusts oder der Verbannung, und wieder unter den Todesarten der Enthauptung, des Hängens oder Verbrennens zu wählen, wovon noch unten. Zweifelhaft scheint es, ob er gewählt ward oder ob sein Ansehn erblich in seiner Familie war. Für das Erstere könnte das Recht der Cambrier sein, ihren Stammhäuptling und den Lord Paramount zu wählen; für das Letztere die allgemeine Sitte der Erbfolge und die seltnen Beispiele von Wahlreichen; auch die Erwähnung eines heir apparent in der oben angeführten 123. Triade, deren Alter wir übrigens wegen des dort genannten schmutzigen Gebrauchs der Ehegebühr bezweifelten, da diese Sitte uns besser dem ganzen Charakter der späteren Gesetzgebung zu entsprechen schien; zu welcher Zeit (907 — 948 n. Ch.) dann auch die zum Despotismus gediehene Macht der Könige die Entstehung der Erblichkeit der Königswürde erklären könnte. Wir bemerken nämlich hier den auffallenden Unterschied, daß während in jenen spätern Gesetzen das Hofwesen bis in's Kleinste detaillirt ist und mit der steifsten Aengstlichkeit das ganze Hofpersonal von der Waschfrau bis zum Haushofmeister aufgezählt, jedes Einzelnen Recht, Amt, Einkommen und Wehrgeld genau bestimmt wird, im Gegentheil zur Zeit des Dyvnwall Moelmud ein eigentlicher Hofstaat gar nicht existirt hat. Vielmehr

scheint das Personal, das den König umgab und mit ihm das gleiche Schutzrecht der Person theilte, nichts Anderes gewesen sein, als der oberste Gerichtshof des jedesmaligen Landes, so daß die Ausdrücke Hof und Gerichtshof, Höfling und Richter ganz gleichbedeutend erscheinen (There are three indispensibles of law: privilege quaranteed by the country and lord; courtiers, who are judges and jurors; and an authentic record. Tr. 230), und daß der Gerichtshof des Königs, nach unsrer heutigen Art zu reden, theilweise ein Ministerium vertrat, nur daß einzelne Zweige der Thätigkeit eines solchen der Bardenversammlung anheim fielen. Hierauf werden wir unten, wo von den Barden die Rede ist und wo wir einige Notizen über Gerichtsverfassung geben werden, noch einen Blick zurückwerfen. — Die Einkünfte des Königs flossen wohl wie fast überall in solchen Zeiten, aus freiwilligen Geschenken; hauptsächlich aber aus dem Ertrag des Landeigenthums, das seine Hörigen bestellten, über die unten gleichfalls eine Bemerkung folgen wird. Ob bei den Cambriern von Anfang an Geldbußen eingeführt waren, oder ob diese nicht erst später von den Germanen angenommen wurden, kann nicht entschieden, muß aber fast vermuthet werden, da hier nur sehr wenige Spuren davon vorkommen, während die Gesetze des Hywel Dda voll davon sind. Fehlten sie also, so war das Fredum, das später eine Einkunftsquelle bildete, noch nicht vorhanden; es ist auch nirgend von einem Fiscus oder von irgend einem Einkommen, das eine besondere Verwaltung erfordert hätte, die Rede. Dagegen hatten die Könige das Recht, ein Landstück, so lange sich nach dem Tode des Besitzers keine Erben dazu meldeten, ferner das Land eines Freien, der wegen eines Verbrechens seines Erbes verlustig erklärt ward, und zwar bis zum neunten Grad seiner Nachkommenschaft, bis zum Ablauf dieser Zeit, und endlich das Land eines Unmündigen in Vormundschaft und Nutznießung zu halten. Dies nennt die 117. Triade die Three guardianships of land. Abgaben aber, wie die Juden ihre Zehnten oder die Perser unter Darius, kennt der Cambrier so wenig, wie der Germane oder Hellene; nur für das Gemein-

wohl oder zur Unterstützung Nothleidender legen sie zusammen. There are three conventional persons, who have free maintenance: the bard, the judge, and the family representative. Tr. 197. — Sodann: The agid, the infant, and a stranger with a barbarous language. The person who is so supported is one who has neither office nor labour, and who has full maintenance gratuitously, by common contribution. Tr. 199.

Der König regiert sein Gebiet durch den Landtag. Diese Versammlung steht während ihrer Dauer unter besonderem Schutz; Waffen zu entblößen war hier wie in allen anderen Conventionen criminel. Sie steht unter der Generalversammlung des Bundes und kann kein Gesetz einführen, for the collective convention of the neighbouring country deprives every other, that is not in union with it, of privilege, power, law and authority. Nach Tr. 169 scheint es jedoch, soviel man aus den unbestimmten Benennungen ermitteln kann, als ob auch sie im Nothfall eine neue Anordnung verfügen könne, wenn alle Stämme zusammenstimmen, die jedoch zunächst nur auf drei Jahre bindend war und dann, falls sie fortdauern sollte, einer Bestätigung bedurfte. Im Allgemeinen war ihr Verhältniß zu jener Volksversammlung das, daß sie zu executiren hatte, was dort beschlossen und ausgemacht war, daß also sie die ausübende, die Collectivconvention aber die gesetzgebende Gewalt hatte, während die Barden in ihren Versammlungen das Recht im uralten Gebrauch zu erforschen und durch Unterricht zu verbreiten hatten. Alle drei sollten sich auf diese Art in die Hände arbeiten. Dies sagt Tr. 61: The convention assempled for independence enacts laws where necessary and establishes them in the country and neighbouring country; the convention of law and judicature pronounces judgment upon what is done illegally and awards its punishment; and the convention of bards imparts instruction respecting the praise-worthy sciences, pronounces judgment respecting them, and keeps all correct and authentic records of the tribe, and it is not right for any one of these conventions, to act in opposition to the other two, but on

the contrary to confirm and co-operate with them harmoniously. Dem zu Folge liegt dem Landtag ob, „Gesetz und Recht aufrecht zu halten in Land und Volk, unter Clienten und Leibeigenen;" sie hat polizeiliche Maßregeln zu ergreifen; nächstdem ist sie zugleich höchster Gerichtshof innerhalb des Landes; Streitigkeiten von Bedeutung, besonders über Ländereien, müssen vor sie gebracht werden. Die Jurors thun den Ausspruch, der Oberrichter bestätigt ihn. Fragt man nun, wie diese Versammlung zusammengesetzt war, so zeigen sich, wie schon oben bei der Collectivconvention, abermals Widersprüche. Zuerst heißt es Tr. 60: „Die Convention des Königs oder des Districtsherrn mit seinen Jurors, Richtern und Baronen; d. h. allen Cambriern, welche Landeigenthümer sind" u. s. w. Dem entgegen stände Tr. 96, wo gewisse Rechtssachen aufgeführt werden, die entschieden werden sollen by the country consisting of the verdict of three hundred men, womit nach den Gegenständen zu urtheilen (es handelt sich von Ansprüchen auf Land von Leibeigenen oder Exulanten) keine andre Versammlung gemeint sein kann, als der Landtag. Wir finden also dieselbe Verschiedenheit der Angaben hier wie oben. Ist nun etwa anzunehmen, daß die anfänglich in Masse erscheinende Bevölkerung später auf dreihundert Deputirte beschränkt ward, so daß vor Alters (denn allerdings findet sich Eine von jenen Angaben, daß Alle erschienen, unter den Progressionstriaden, die wir für die ältesten halten dürfen) die Einrichtung in allen Conventionen mit der in der Tribusversammlung, von der wir gleich hernach reden, übereingestimmt, und so dieser Landtag eine große Aehnlichkeit mit den deutschen Gaugerichten gehabt hätte? Oder sind jene Angaben so zu verstehen, daß zwar jeder Landeigenthümer befähigt und verbunden war, einen juror abzugeben, aber nur, wenn er gewählt ward? Oder constituirten sich die Versammlungen verschiedenartig, je nachdem sie das, was wir eigentlich einen Landtag nennen, oder einen Gerichtshof abgaben?

Ein jedes dieser Königreiche theilte sich wieder in Stämme nach der Verwandtschaft der einzelnen Volkstheile. Unten, wenn

wir von den Sclaven reden, wird der Begriff einer solchen Tribus klarer werden. Die Stammglieder heißen Freunde und Mannen des Stammhaupts. Ein solcher Stamm war nur eine weitläufige Familie, obwohl über die eigentliche Ausdehnung derselben wir so wenig ausmachen können als Michaelis im mosaischen Recht über die der Jüdischen. Die Aeltesten und Stammhäupter der Juden scheinen übrigens in nichts von den cambrischen verschieden gewesen zu sein; ein Bild der Einrichtung gibt am besten die Zertheilung der Schotten in kleine Stämme unter Lairds und Clans, jener patriarchalische Zustand, dessen Spuren noch nicht verwischt sind, wo nur ein Laird an der alten Sitte festhängt. Die Tribus hatte freie Benutzung des Bauholzes aus den Wäldern, mit Ausnahme gewisser Baumarten; Jagd in ungezäuntem Feld und Sammlung der Eicheln (ein Nahrungsartikel) auf unbebautem Land (s. Tr. 142). Ein Cambrier, der einen Stammverwandten erschlug, ward mit Hornruf auf den „Pfosten des Königs" proclamirt und proscribirt, während ein gewöhnlicher Mörder mit Confiscation durchkam. Tr. 149. — In der Schlacht stehen die Stammglieder zusammen, und ein gewählter Rächer ist der Feldhauptmann; eben dieser versieht in Friedenszeit das Amt des obersten Polizeikommandanten, verfolgt die Verbannten und sorgt für die Execution an Verurtheilten. Tr. 88. — Außer diesem Rächer sind nach eben dieser Triade jedem Stamme unumgänglich nothwendig der Familienrepräsentant und der Stammfürst. Letzterer ist der Aelteste aus dem Stamme; nur wird, nach der bis auf den heutigen Tag unter den Welschen eben so warm fortdauernden Leidenschaft für Stammbäume, vorausgesetzt, daß er sein Geschlecht bis zum neunten Grad mit seinen Eltervätern nennen kann, daß er ein Familienhaupt ist und ein efficient man, das heißt, daß er gesunde Sinne, graden Verstand und Tapferkeit besitze. Tr. 165. — Er sei ein solcher, that if he speak to his friend, he be listened to; that if he fight with his friend, he be feared; and that if he offer security to his friend, it be accepted. Tr. 163. — Er genießt den Schutz und das Privilegium des Königs

mit seinem Gefolge, Tr. 125, Waffen dürfen nicht gegen ihn erhoben werden, Tr. 56. — Im Innern seiner Tribus ist sein Amt, die Stammverwandten zu beherrschen (Tr. 126) und sie zu beschützen vor dem Druck der Oberen, die Sclaven vor Mißhandlung der Freien. Tr. 133. — Wenn ihn das Gesetz damit als ein demokratisches Gegengewicht gegen die königliche Gewalt bezeichnen will, so ist das so ausgedrückt: Er habe sein Auge auf Allen und Alle das ihre auf ihm. — Den Ungehorsamen in seinem Stamm mit Schlägen zurechtzuweisen, stand ihm frei, Tr. 201. Sein Eid mit dem von den sieben nächst Aeltesten, die ihm stets wie ein Gefolge gesellt scheinen, vereint, ist dem Schwur von fünfzig Aeltesten gewachsen (Tr. 118). Das Ansehen dieser Aeltesten nähert, wie noch so manches Andre, die Cambrier etwas den Orientalen. — Nach außen hin ist er, wie schon oben erwähnt ward, der Sprecher seines Stammes in der Collectivconvention. Wenn das Recht auf keine Weise gefunden werden kann, oder wo Appellation Statt haben soll, oder wo in Folge einer Tyrannei des Lord Paramount oder der Könige das Bedürfniß drängt, hat er das Recht, die Volksversammlung zu berufen und anzuordnen, und das Land soll ihn nicht hemmen, denn er hat souveränes Recht. (Each of these sovereigns has the privilege of assembling the country; that is, of demanding its vote, when equity in law cannot be obtained in any other manner. Tr. 126). Wo er nicht gegenwärtig sein kann, vertritt ihn der Familienrepräsentant, der Schutz und Vorrecht mit ihm gemein hat. Er wird gewählt von der Tribus; his privilege is conferred upon him by the vote of his tribe *unto the ninth in descent* and he is elected by ballot; and therefore, the vote is silent. Tr. 88. Am deutlichsten bezeichnet ihn die 166ste Triade: „Er muß sein ein kräftiger Mann und ein freigeborner Cambrier; er muß sein ein Mann erprobt in Weisheit, starkem poetischem Genius, und den ehrbaren Wissenschaften des Landes; er muß sein ein Familienherr mit Weib und Kind ihn ehrbarer Ehe. Er soll zu seinem Amt erhoben werden durch das stille Votum der Weisen des Stammes unter dem Schutz des Stammhaupts,

und soll für die Tribus handeln, als ihr Vertreter am Hof und am Andachtsplatz; als ihr Hauptstimmgeber wegen seiner Weisheit und Wissenschaft, und als ihr Vertreter in der Nähe und Ferne in den Geschäften und Schicksalen der Tribus. Er spricht dasselbe Schutzrecht an wie der Stammfürst. In jeder Stammversammlung soll er Lehrer und Rathgeber sein und soll die Rechte des Stamms vereint mit dem Stammhaupt wahren.« Er ist also wohl auch Gesandter und Diplomat. Er hat besonders für Verbreitung von Weisheit und für Anstellung der weisesten Männer in die Versammlungen des Volks zu sorgen. Von der eben erwähnten Tribusversammlung wissen wir weiter nichts, als daß hier nicht allein alle männlichen Mitglieder, sondern sogar die Weiber mitstimmten. The privilege of a vote under the protection of the chief of the tribe — is granted to a Cambrian when he arrives at the age of puberty; and to a female when she marries. Tr. 65. Wenn eine Freie einen Sclaven heirathen will, so muß die gesammte Tribus ihre Zustimmung gegeben haben, wenn es erlaubt werden soll. Tr. 67. — War auch hier die eilige Einführung einer neuen Anordnung durch Umstände bedingt, so konnte, wie es nach der sehr obscuren Stelle Tr. 169 scheint, dieselbe bei Uebereinstimmung des Stamms auf ein Jahr und einen Tag, so wie wir es auf dem Landtag für drei Jahre möglich gemacht sahen, unter Vorbehalt nachmaliger Bestätigung zugelassen werden. Nur diese Versammlung und die Gewalt der Stammfürsten konnte wohl dem großen Gewicht des Adels Schranken setzen, die jedoch später durchbrochen wurden, denn unter Hywel Dda treffen wir ganz auf den Zustand, den Cäsar VI, 13 in Gallien beschreibt: Plebes paene servorum habetur loco, quae per se nihil audet et nullo adhibetur consilio. Plerique, quum aut aere alieno, aut magnitudine tributorum, aut injuria potentiorum premuntur, sese in servitutem dicant nobilibus; in hos eadem omnia sunt jura, quae dominis in servos. Sonst scheint diese Zusammenkunft meist dem Zweck einer Gemeindeversammlung zu entsprechen und mit gerichtlichen Angelegenheiten nichts zu thun zu haben.

Wenn wir nun zu einer Beleuchtung der verschiedenen Volksklassen übergehen, so treffen wir zuerst auf die Landeigenthümer, commoners, die den Kern der Nation bilden. Das unterscheidende Merkmal, das sie von den Unfreien trennt, ist der Landbesitz. Ackerbau ist überhaupt, wie bei den Juden, der Punkt, um den sich wie dort das ganze Gesetz dreht; nach Allem, was man sieht, verschmäht der Cambrier, obwohl vielleicht Eroberer und Herr vieler Sclaven, nicht, den Feldbau selbst zu betreiben; nirgends tritt auch das Kriegshandwerk, wie bei den Germanen, als die einzige ehrenvolle Beschäftigung vor. Unsere Gesetze nun verrathen hier wieder vielfache Interpolation, indem unvereinbare Widersprüche nebeneinander erscheinen. Vorzüglich springt hier klar in die Augen, daß die triads of progression einer Zeit von größerer Einfachheit angehören. Es finden sich nämlich hier deutliche Anspielungen auf eine anfängliche Güter- oder Landgemeinschaft, deren nachheriges Verschwinden man fast in Uebergängen verfolgen könnte. Nächst Gleichheit der Sprache und wechselseitiger Vertheidigung im Kriege ist das in den triads of progression angegebene dritte Kennzeichen eines freien Cambriers „land ploughed in concert" oder „mutual share in citizenship." Tr. of pr. 27, 28. Hiermit stimmt völlig die Strenge des Gesetzes Tr. of pr. 27, 33 zusammen, daß keiner seinen Wohnsitz verlassen kann; nur der Mann „mit dem zerbrochenen Wagen" mag dies thun; dies ist aber gerade der, welcher keine Verwandten oder kein mutual share in citizenship hat, dem also ohnedem ein nothwendiges Requisit zum Bürger fehlt. Mit diesen Verordnungen in diesem Theil der Gesetze streiten die übrigen Triaden überall. Was zuerst das letzte angeht, so heißt es Tr. 80 eben so bestimmt, unter die drei Hauptprivilegien eines freien Cambriers gehöre das Recht, in den Nachbarstaat auszuwandern (der auch ausdrücklich in jenen ältern Triaden als ein verbotener bezeichnet wird), ohne das Bürgerrecht zu verlieren, und nur wer im Dienst des Hofes oder Landes stehe, könne sein Amt in diesem Zweck nicht verlassen. Dies wird Tr. 247 weiter dahin bestimmt, daß bei einer wiederholten, zweiten Auswanderung der Emigrant

nicht zurückkehren könne. — Während ferner zufolge jener alten Institute der Privatbesitz quantitativ so unsicher war, daß bei Ueberschwemmung, Erdbeben, feindlicher Eroberung u. s. w., wodurch ein Landverlust entstehen konnte, die Tribus genöthigt war, eine neue Theilung zu treffen und eine neue Gesellschaft zu bilden, so sprechen dagegen die späteren Triaden überall als Grundrecht der Freien nicht nur die ungebundene Nutznießung und den freien Besitz von fünf Morgen Landes aus (was noch mit Landgemeinschaft vereinbar ist), sondern sie geben auch jedem Freien, und Jedem, der dem König huldigt, das Recht, Feldstücke durch Erbschaft zu erwerben und Land zu kaufen, was man nur dann erklären könnte, wenn man eine Einrichtung wie die des jüdischen Jobeljahrs annehmen wollte, die nach 3. Mos. 25, 14—16 an Kauf und Verkauf nicht hinderte, nur den Verkauf für immer nach V. 23 verbot. Dies ist aber natürlich weder wahrscheinlich, noch berechtigt irgend etwas zu einer solchen Annahme. Der zum Anspruch auf das Bürgerrecht nothwendige Besitz von fünf acres also zeigt sich schon an und für sich als ein Ueberbleibsel einer früheren Gütergemeinschaft, und außerdem findet man noch eine Art von gemeinsamem Landeigenthum in dem sogenannten cyvar gobaith. Dies ist nämlich ein Morgen Landes bei jedem Dorf, der gemeinschaftlich bebaut wird, wozu Jeder helfen muß, und dessen Ertrag zur Anschaffung von Wirthschaftsgeräthen angewandt wird, die dann vertheilt zu werden scheinen (Tr. 83 mit der Note des Uebersetzers.) Damit verbindet sich leicht Tr. 239 u. ff., wo einem Jeden der Besitz einer Tunica, einer Harfe und eines Kessels vorgeschrieben wird, „die durch eine allgemeine Contribution angeschafft werden.“ Daher darf auch Schwert, Messer und Tunica nicht mit Anderen getheilt werden, d. h. der Eigner muß sie kraft des Gesetzes behalten. Unten ferner werden wir aufmerksam machen, daß die Sclaven vielleicht immer ein Gemeingut waren. Dies Alles mag denn etwa zum Schluß auf die Existenz einer vollkommenen Gütergemeinschaft, die stufenweise schwand, hinleiten. — Wir haben oben gesehen, daß jeder freie Cambrier befähigt und (wenigstens wenn er gewählt

ward) genöthigt war, die verschiedenen Versammlungen zu besuchen. Er hat Stimmrecht, sobald er mannbar ist, das Weib, sobald es verheirathet wird; siehe die oben angezogene Stelle Tr. 65. — Jeder ist ein juror oder Richter, Tr. 60. Er ist der Besitzer von Haus und Hof auf seinen fünf Morgen Land. Ueberall in den Bundesstaaten genießt er gleiche Rechte. There are three powerful unions which ought to unite the country and the tribe of the Cambrians. First the union of the country of the tribe; that is, a Cambrian shall be a Cambrian in every country and district in Cambria and shall enjoy equal respect and dignity, by his privilege of citizen, throughout every district of the whole country; and at the same time he shall preserve his discriminating privilege respecting land in the district of his lord of the court in which he was born. — Und weiter unten: every country in Cambria is free to a Cambrian. Tr. 64. — Den Freien gebührt es nicht, Abgaben zu geben, aber milde Beiträge für nothleidende Fremde, Schiffbrüchige, Leute, die weder Amt noch Arbeit haben, gibt er willig. Man hilft ihnen auf mit Erhebung eines Pflugpfenniges, oder wo dies die Umstände nicht erlauben, mit dem Speerpfennig, den dann jede Familie der Tribus erlegt. (Tr. 197 — 200); auch wohl gar mit fünf acres Land. Daß dies geschehen konnte, daß, wie wir unten sehen werden, jede Sclavenfamilie, die in der neunten Generation frei wird, fünf Morgen erhielt, daß für den, der ödes Land urbar machte, besondere Privilegien statt hatten, beweist den Ueberfluß an unbebautem Grunde, und dies macht, daß hier die schwierigen Fragen, die man bei der ähnlichen Einrichtung in Sparta und Palästina über die Veränderungen durch Zu- oder Abnahme der Bevölkerung erhebt, wegfallen. Daher kommt es auch wohl, daß, obgleich sich überall in ähnlich eingerichteten Staaten Verordnungen wegen der Erbtöchter finden, selbst bei den Athenern und bei Plato, der seinen Staat auf diese Gleichtheilung gründet, doch hier nichts der Art vorgesehen ist, obwohl dies freilich nur ein argumentum a silentio ist. — Nur dem freien Cambrier, wie dem Deutschen, gebührt das Recht zu jagen, reiten und

die Waffen zu tragen. Er ist verpflichtet, sobald das Horn ruft, einen Proclamirten zu verfolgen oder gegen einen feindlichen Ueberfall zu rüsten und in die Waffen zu treten. Dies Recht und vielleicht auch diese Verpflichtung theilt das Weib ebenfalls mit dem Mann. (There are three native rights belonging to every free born Cambrian, *whether male or female.* First the gift and free use of five acres of free land — second, the privilege of carrying defensive arms and armorial bearings, which are not allowed to any one except a free born Cambrian of unquestionable nobility etc. Tr. 65). Jeder (denn Jeder ist natürlich Kriegsmann, Tr. of pr. 3) muß daher Schwert, Speer und zwölf Pfeile im Köcher bereit halten. Im Heere wird strenge Disciplin gehandhabt; dem Führer ist erlaubt, durch Schläge mit der Hand oder mit dem flachen Schwert oder mit dem Kammandostab zur Zucht anzuhalten, was überall sonst eine Injurie sein würde. Dies ist indeß Alles, was sich über des Cambriers Lage im Krieg findet; später ist der kriegerische Sinn mehr gesunken, da in den Gesetzen des Hywel Dda der König kaum mehr verbunden ist, im Heere mit auszuziehen.

Zwei andere Klassen stehen über und unter diesen freeholders; eine Art Adel und die Sclaven. Der Adel unterscheidet die Cambrier wieder in einer Hauptsache von den Germanen. Diese haben kriegerische Edle, aber keinen Begriff von Patriciat, nichts was eine Aristokratie begründen könnte. Die Cambrier kennen keinen andern Rang, als den Beschäftigung oder Amt ertheilt, jener hört mit diesem auf; ihr Adel ist ein gelehrter, wie die Leviten bei den Juden, mit dem Unterschiede jedoch, daß diese keinen Landbesitz, jene den doppelten des Freien hatten. Bei den Franken scheint in sofern der Adel ähnlich gewesen zu sein, als dort auch nur Staatsbeamte sich eines höheren Wehrgelds zu erfreuen hatten; anders aber war es bei Friesen und Sachsen; später lernten auch wohl die cambrischen Hofleute sich aufs Schwert zu legen und in größerer Abhängigkeit vom Fürsten größere Macht über das Volk zu erhalten. In diesen Gesetzen ist der Begriff von einer Bevor-

ziehung der Nicht-Commoners so vorwaltend, daß der Ausdruck privilegirte Person mit Beamter oder, wenn wir das Wort brauchen dürfen, mit Adliger gleichbedeutend ist. Sie haben nicht einmal außer ihrem Geschäftstitel einen eigentlichen Namen; nur privileged persons heißen sie, denn das Wort Baron, was vorkommt, bedeutet nichts als einen Freien. (A baron is a free born landed proprietor, being the head of a family, and having the privilege of giving a verdict in the court. Tr. 218). Diese Privilegirten nun, heißt es, genießen das Recht der höchsten Freiheit. Tr. 68. — Ihre Vorrechte sind oft drückend, und es muß vor Uebermaß des Drucks gewarnt werden: There are three things which disorganise a country, and a neighbouring country: very oppressive privileges — etc. Tr. 31. — Kein illegitimer Sohn hat Anspruch auf diese Würde. Wer sie trägt, ist frei von Hornruf und Heereszug. Tr. 221. Der Hauptvorzug der Edlen besteht in dem Besitz von fünf acres außer den fünfen, die sie schon als freie Cambrier besitzen. Each of these is entitled by equity and law to five acres of free land according to his privilege as a professor of the authorised arts, besides what belongs to him by his privilege as a free born Cambrian; for the privilege by the arts does not abrogate that by nature, nor that by nature, what the arts produce. Tr. 71. In diese Adelsklasse gehören denn alle Künstler, das heißt Schmelzer, Schmiede, Zimmerleute und Maurer, sodann alle Barden und Weisen. Dies verhält sich ganz genau wie bei den Homerischen Helden. Auch dort ziert das Waffenschmieden, die Sängergabe und das Saitenspiel den Kriegsmann; er mag verstehen, lindernde Salben zu bereiten, ein Gemach zu zimmern und dergleichen. Nur Handeln wird nicht für ehrbar gehalten. — Ein Waffenarbeiter aber erscheint Od. XI, 613 in hoher Ehre wie ein Sänger, gerade wie bei den Cambriern; auch ist es diesen geehrteren Klassen von Künstlern, den Aerzten, Baumeistern, Sehern bei Homer eigen, gleich den Sängern umherzuwandern. (Od. XVII, 384). Von den Beschäftigungen, die den cambrischen Edlen obliegen, soll keiner zwei zugleich

treiben, wenigstens genießt er nur die Vortheile von Einer. Kein Sclav ist berechtigt, sich diesen Künsten zu widmen, es sei denn, daß ihm sein Herr und sein König die Erlaubniß dazu ertheilen. Der Sohn eines solchen Emporkömmlings wird indeß wieder Sclave, ward es wenigstens so lang, als nicht die natürlicherweise wachsende Stimme solcher Herrngewordener Sclaven in der Bardenconvention diese Sitte durch Lehre und allen sonstigen Einfluß abschaffte, so daß später auch der Sohn frei blieb, wie es denn selbst aus Cäsar zu belegen ist, daß bei den Galliern der Zudrang zu den Druiden wegen der auf dem Stande haftenden Privilegien ungemein stark war. In dieser Sache zeigt sich die Streitfrage und die Andeutung von einer Aenderung der Dinge im Laufe der Zeit im Gesetz selbst. Es heißt Tr. 70: **Whilst such persons** (solche freigewordne Sclaven) **are free in right of their arts, their sons shall be slaves and bondmen, and are called the three captive sons of freedom. In this state they remain until they obtain a state of liberty, as it respects descent and dignity, and with these the privilege of free born Cambrians.** ***Yet the learned affirm, that an imperishable degree of liberty appertains to the privileged arts.*** Gehen wir zu den Einzelnen über, so könnte es zweifelhaft scheinen, was man unter Barden und Weisen zu denken hat. Man muß sich merken, daß beide Ausdrücke fast synonym sind, daß sich nur die Thätigkeit verzweigt, während ihr Recht, Ansehn und Name stets auf Einen Stamm zurückweist. In der ersten Triade (**of progression**) heißt es: Es gibt drei Künstlerklassen: Barden, Schmelzer und Harfner. Daß aber das Harfenspiel den Barden zukam, und nicht den sogenannten **learned men** (was wir Weise übersetzen) ist überall klar. Es heißt ferner Tr. 72, daß jener Weise, der die Schilde bemalt, der Maler-Barde genannt wird; in solchen Fällen wie hier, kam besonders die kindische Abtheilung in Dreiheiten oft in Verlegenheit und konnte die Scheidung nicht ganz exact machen. Diese Edlen nun führten keine Waffen; dasselbe sagt Cäsar VI, 14 von den Druiden bei den Galliern: **Druides a bello abesse consuerunt neque**

tributa una cum reliquis pendunt; militiae vacationem omniumque rerum habent immunitatem. Deßhalb darf denn auch keine Waffe gegen sie gehoben werden, sie stehen im besonderen Schutz des Landes, mögen es nun einheimische oder fremde Barden sein. Tr. of pr. 8. 13. Tr. 56. — Sie sammeln Schüler um sich, die mit ihnen gleiche Rechte genießen; eigenthümlich ist ihnen das Privilegium, wie den achäischen Sängern die Sitte, im Lande frei herum zu reisen, wie Jäger und Hirten, weil sie Weisheit verbreiten. Tr. of pr. 34. Wohin sie auf diesen Wanderungen kommen, unterhält sie der District, in dem sie lehren, oder das Haus und die Familie, in der sie unterrichten; im ersteren Falle durch eine Abgabe von jedem Pflug. The men of learning have the privilege of teachers; that is, a rate from every plough within the district in which they are authorised teachers etc. Tr. 193. — Die Barden-convention ist die älteste an Würde, Tr. 59, und dies deutet auf alte größere Bedeutung der Priester. (Caes. VI, 13: Disciplina (Druidum) in Britannia reperta atque inde in Galliam translata esse existimatur: et nunc, qui diligentius eam rem cognoscere volunt, plerumque illo discendi causa proficiscuntur). Später mag dieses Priesteransehen mehr dem der Krieger, das heißt der Volksversammlung und der Stammgemeinde gewichen sein, so daß in den Zeiten der Geltung dieser Gesetze die Bardenversammlung ihre Rechte und Privilegien nur von der Generalversammlung erhalten konnte. Auf einen solchen Uebergang scheint uns die sechzigste Triade hinzudeuten: There are three privileged conventions — first, the convention of the bards; second the convention of the king; and third, the convention assembled for independence — and to this, the two others owe hommage and the preservation of their privileges. For though the convention of the bards is the most ancient in dignity and the source of all the sciences, yet the convention of the collective power of the country and the neighbouring country is the most ancient according to necessary and superior privilege, *as emanating from the reason and power of the tribe, for*

the regulation and establishment of the right, protection and defence of the country and the neighbouring country. Der Landtag hat der Bardenconvention schwerlich vorzuschreiben. Tr. 60. — Die Gewalt der Generalversammlung über die Barden ging, vielleicht aus Furcht vor dem Gewicht derselben, so weit, daß keine neue Wissenschaft oder Kunst in der Bardenversammlung behandelt oder gelehrt werden durfte, ohne Verwilligung derselben. Tr. 63. — Die Thätigkeit der Barden näher zu betrachten, bedarf es einer Scheidung. Zuerst erscheinen eigentliche Sängerbarden, Minstrels, Ovaten, die alle „Gedichte und preiswürdigen Wissenschaften kennen sollen, darüber in der Bardenconvention, so wie auf den Landtagen Rede und Antwort geben müssen und auch im Gerichtshof, scheint es, sobald eine Zahl von zwölf Richtern sie aufforderte. Dies würde alsdann wohl geschehen, wenn sie ein Gesetz aus uralten in dem Gesang bewahrten Sitten ausfinden oder erläutern sollten; denn, so lautet die Regel, um Disciplin und Verordnungen dürfen sie nicht gefragt werden und brauchen sie solche nicht zu wissen. Dies findet sich in der Triade 71 näher ausgeführt, ist aber wieder wegen der sonderbaren Trennung nicht ganz deutlich. An der oft erwähnten Bardenversammlung scheinen alle Weisen und Priester Theil genommen zu haben. — Prophetischer Gesang mag zunächst von diesen eigentlichen Barden die D r u i d e n b a r d e n oder Priester abgesondert haben, die in ältester Zeit einmal die erste Rolle gespielt haben mögen, wie sie ja noch die Römer auf Mona in ihrem Einfluß kennen lernten; zur Zeit der Abfassung der Mölmudischen Gesetze stehen sie aber sehr im Hintergrund. Sie erscheinen nur noch als Leiter des Gottesdienstes in den Andachtsversammlungen des Volkes, die ihrem Zweck und Amt entsprechen wie die Bardenversammlung den Minstrels. Sie sind in Weisheit und Wissenschaft eingeweiht, werden von der Tribus gewählt, müssen nach der 71sten Triade in der Bardenconvention, am Gerichtshof und in der Andachtsversammlung lehren. (Caes. l. l. Ad hos magnus adolescentium numerus disciplinae caesa concurrit, magnoque ii sunt apud eos honore). Man schwur auf den

Stab der Druiden. Tr. 219. — Ueber die Religion selbst untersuchen zu wollen, würde zu kühn sein. An letzterer Stelle schwört man auch „im Angesicht der Sonne." Dies wäre das Einzige, was auf einen wirklich alten Cultus deutete. Mehrmals ist von Einem Gott und seiner Wahrheit und Ruhe die Rede, was uns zwingt, stille zu stehen, und uns über das Alter jener Stellen im Ungewissen läßt. Da wo von den Eiden die Rede ist, heißt es: **There are three kinds of relics to swear by: the rod of office belonging to a religious worshipper, the name of God and hand joined in hand; and these are called hand relics. There are three other moods of swearing: a declaration upon conscience, a declaration *in the face of the sun*, and a strong declaration in the protection of God and his truth. *In subsequent times the form of oath was given by the Ten Commandments, the Gospel of St. John, and the blessed cross.*** Zu dieser Stelle bemerkt indeß der Uebersetzer, daß selbst die Phraseologie zeige, daß es kein Theil des Originals sei. — — Die dritte Classe endlich wären die Weisen oder die Chiefbards. Diese erscheinen hauptsächlich als Beamte, als Juristen. In der 221sten Triade heißt es statt der gewöhnlichen Triade: Barden, Künstler und Weise: Barden, Künstler und Beamte des Hofs. Ferner fallen mit den Verpflichtungen der chiefbards Tr. 71 die eines Theiles der Weisen Tr. 72 ganz zusammen. Während nämlich die Sänger mit ihren Schülern Tugend, Weisheit und Gastfreundschaft ausbreiten, so haben diese blos für Aufbewahrung gewisser Dinge zu sorgen. Dabei müssen wir bemerken, daß wir auf Schrift, Bücher und dergleichen, wovon beständig die Rede ist, keine Rücksicht nehmen, indem außer der Unwahrscheinlichkeit an und für sich schon das ganze Institut der Bardenschulen und ihre aufs Auswendiglernen abzweckenden Triaden gegen die Annahme einer so frühen Schreibkenntniß streiten. Auch sind andeutende Winke vorhanden, die auf Mangel an schriftlichen Aufzeichnungen schließen lassen, indem z. B. die 226ste Triade besagt, das Besinnen auf einen geschlossenen Contract sei gesetzlich gültig. Vielleicht dürfen wir sogar Cäsars Autorität

als eine weitere Ursache zum Zweifel anführen. **Magnum numerum versuum ediscere dicuntur; itaque annos nonnulli vicenos in disciplina permanent: *Neque fas esse* existimant ea literis mandare** (obwohl sie doch für andere Dinge griechische Schrift kannten und anwandten). **Id mihi duabus de causis** instituisse videntur; quod neque in vulgum disciplinam efferri velint, neque eos, qui discant, literis confisos, minus memoriae studere; quod fere plerisque accidit, ut praesidio literarum diligentiam in perdiscendo ac memoriam remittant. Die drei wichtigsten Gegenstände, welche die Weisen zu behandeln haben, sind die Stammbäume, Erbschaften und Heldenthaten. Tr. 72. Andere Stellen führen dies mehr dahin aus, daß sie ganz in der Art der Leviten, Gesetze, Anordnungen und Institute bewahren, und unter Umständen durch öffentliche Bekanntmachung ausbreiten, daß sie Adel, Heirathen, Stammbäume, Siege, Kriege anmerken und darüber Rechenschaft geben, daß sie Naturbegebenheiten erklären sollen. (Caes. VI, 14. Multa de sideribus atque eorum motu, de mundi ac terrarum magnitudine, de rerum natura — disputant et juventuti tradunt.) Aus ihnen werden denn deßhalb die Familienrepräsentanten gewählt und die Deputirten; aus ihnen bestehen die Richter und Jurors. (Caes. VI, 13. De omnibus fere controversiis publicis privatisque constituunt; et si quod est commissum facinus, si caedes facia, si de haereditate, si de finibus controversia est, iidem decernunt; praemia poenasque constituunt; si quis aut privatus aut publicus eorum decreto non stetit, sacrificiis interdicunt). Wir sahen oben, daß sie als solche auch den Hofstaat bilden, eben wie Michaelis in den Leviten auch eine Art Leibgarde entdeckte. Es heißt von der Unterabtheilung der Gerichtsschreiber, sie sollten stets um den König sein. Tr. 130. — Eine weitere Unterabtheilung dieser Weisen bilden die councellors in law, das heißt solche, die in dem Prozeß eines Cambriers mit einem Fremdredenden die Dollmetscher machen (Tr. 72), und endlich die Maler, welche Heldengemälde [illegible] Waffen bilden, „so daß man sie gleich erk[illegible] im [illegible] Wappenschild ansieht." ibid. —

Unter den Freien stehen auf der anderen Seite die Sclaven. Ihr Verhältniß ist sehr schwierig nur einigermaßen zu beleuchten. Der Cambrier kennt weder eine Menschenklasse in der Lage der Liten bei den Deutschen, noch der Sclaven bei denselben, sondern ein Mittelding zwischen Beiden. Der Hauptbestandtheil der Eigenen waren Fremde, daher war dieser Ausdruck mit Eigener gleichbedeutend. Besiegte Feinde, Vagabunden aus den Nachbarstaaten, solche Cambrier, die sich ohne Erlaubniß von ihrem Wohnsitz entfernten (Tr. of pr. 34), Fremde die sich in Cambrien niederlassen (Tr. 67), werden als Fremde, als Sclaven behandelt; eine Art Fremdenscheu liegt hierin, die aus dem Streben nach Reinheit des Stammes entsteht und auch bei anderen Völkern sich findet. Jeder freie Cambrier kann beim Begehen gewisser Verbrechen mit Verlust eines Theils oder seines ganzen Erbes bestraft werden, und im letzten Fall wird er und seine ganze Nachkommenschaft bis zum neunten Grad leibeigen. Tr. 21, 67, 89, 216. — Schon diese Art des Verstoßens in die Sclaverei wird die Frage anregen: Wem eignete der sclavgewordene Cambrier? Von einem Kauf oder Verkauf der Sclaven ist nirgends die Rede. Der erste Gedanke fällt auf Gemeinschaft der Sclaven. Man könnte dafür Tr. 53 anführen, wo man nöthig findet zu erinnern, drei Arten von Eigenthum, Weib, Kind und das nöthigste Hausgeräth seien nicht to be shared with another; dies könnte folgern lassen, das übrige Besitzthum werde getheilt; allein der Zusatz: „noch müsse eine Geldbuße damit gezahlt werden", läßt schon vermuthen, daß hier nur überhaupt von einem Veräußern die Rede ist. Näher leitet Tr. 133, der Stammfürst habe das privilege of protecting a bondman *obtained by the tribe*. Hauptsächlich wichtig und fast entscheidend ist die 240ste Triade: Die Geräthe, welche die Sclaven zur Viehzucht und zum Ackerbau und zu ihrem Hauswesen bedürfen, sollen ihnen auf Gemeindekosten geliefert werden. Hiermit verbinde man Tr. 67: Dem Sclaven soll von seinem Herrn Land gegeben werden in einer Vasallenstadt, wo er bleiben soll, bis er oder seine Nachkommenschaft frei wird. Wohin dies Alles mit Bestimmtheit zu

deuten sei, kann gleichwohl nicht völlig ausgemacht werden. Sollte man ein gesondertes Land annehmen, das sie bewohnten, ohne unter die freien Cambrier gemischt zu sein, so jedoch daß jeder unter dem „Eid und Pfand", das heißt unter dem Schutz eines Herrn und überdies des Königs stand, wie es die 67ste Triade verlangt, so läßt sich nicht leicht absehen, wie der Herr für ihn responsabel sein sollte, da doch nach Triade 110 ein Sclave nie ohne seinen Herrn verklagt werden darf, eben wie im salischen Gesetz der Herr für einen durch seinen Sclaven begangenen Todtschlag das halbe Wehrgeld zahlen und den Sclaven abtreten muß u. s. f. — Ferner ist stets von Druck der Herrn die Rede, gegen den sich die Sclaven wehren können durch Anrufung des Schutzes des Königs, und wenn sie unter dem König unmittelbar stehen, durch Appellation an den König des Nachbarstaats; ja auch durch Desertion, an der sie kein Hornruf und Geschrei verhindern darf; wenn dieser Druck persönliche Mißhandlung oder dergleichen meint, so könnte diese bei einer solchen Einrichtung, wie wir sie voraussetzen wollten, nicht leicht Statt gehabt haben; wenn nicht, so ist nicht klar, worin er sonst bestanden haben könnte, da der Zustand der Sclaven im Ganzen sehr glimpflich war. Sie haben Weib und Kind, bewegliches Eigenthum und überhaupt eignen Besitz. Sie erwerben also für sich, wie die Liten bei den Deutschen, und geben wohl, wie diese, einen festgesetzten Tribut. Schon dies zeigt, daß sie nicht wie der eigentliche Sclav bei den Germanen, Privateigenthum des Herrn sind; daher auch, wie schon erwähnt, von Chrysoneten nichts zu finden ist; nichts von dem unter den Deutschen so gewöhnlichen Menschenhandel; nichts von Freilassung, außer wo das Staatsgesetz und das Herkommen es gebot. Von dem Ertrag ihres Landes sollen sie nur Waizen, Honig und Hengste nicht ohne ihren Herrn gefragt zu haben, verkaufen, damit diesem die erste Gelegenheit des Kaufs zustehe. Tr. 104. — Sie sind der Gesetze theilhaftig, das Stammhaupt muß sich ihrer annehmen. Sie haben kein Recht, Waffen zu tragen, Tr. 106, außer den nothdürftigsten zur Nothwehr gegen Meuchelmord; sie brauchen aber auch keine

Kriegsdienste zu thun, indem es „unbillig ist, daß einer für ein Land fechte, an dem er keinen Theil hat." Daß der Einzelne oder später auch jeder mit seiner ganzen Nachkommenschaft mit Erlaubniß seines Herrn und seines Königs Künstler werden und somit die Freiheit erlangen kann, sahen wir oben. Auf einem ganzen Geschlecht liegt der Fluch der Knechtschaft nie unauflöslich. Die Hauptstelle über Freiwerdung der Sclaven ist Tr. 67. Jede Sclavenfamilie wird in dem neunten Grad der Descendenten (für jeden einzelnen dieser Enkel hat die Sprache eigne Ausdrücke, so wie für die neun nächsten Ascendenten) frei, ohne Ausnahme; der Freigewordene erhält die Rechte jedes Cambriers, und die Nutznießung von fünf acres wird ihm gegeben. Woher erhält er diese? Es ist die Rede davon, daß er sein Land frei erhalte, also das, das ihm sein Herr anfänglich gab? Wer ist dieser? Es braucht nicht ein commoner zu seyn, denn er hat außer diesem seinem nächsten Schützer noch den König zum Herrn, in deren Beider Schutz er steht. Vielleicht also gab es ihm dieser? Es könnte sein; auf diesem Wege wäre es erklärlich, wie in den Zeiten Hywel Dda's die königlichen Vasallen ein so unermeßliches Gebiet, nämlich die Hälfte des ganzen Landes, besitzen konnten. Wir wollen indeß nichts entscheiden; den wahrscheinlicheren Verhalt der Sache berühren wir sogleich weiter unten. — Durch Verbindung der männlichen Glieder einer Sclavenfamilie mit freien Töchtern freier Cambrier kann schon im vierten Grad der Nachkommenschaft die Knechtschaft gelöst werden: „Wenn der Knecht eine Freie heirathet, so erhält er den zweiten Grad in Rang und Würde und seine Kinder den dritten. Heirathet eines von diesen wieder eine Freie, so erhält dies den vierten und sein Sohn den fünften Grad; wenn dieser Enkel des primitive bondman abermals einer Freien sich vermählt, so erhält er den sechsten und sein Sohn den siebenten Grad; wenn auch er in dem betretnen Weg fortfährt, so steht er im achten und sein Sohn im neunten und letzten Grad. Dieser Ururenkel heißt goresgynydd, der Befreier; denn er befreit das Land, erhält volle Freiheit über fünf acres und jedes Privileg eines

freien Cambriers, wird Haupt einer Tribus, das heißt er steht zu seinen Nachkommen und Vorfahren in der Würde eines Königs zu seinem Lande. (Unten werden wir sehen, daß im umgekehrten Fall, wenn ein Freier eine Sclavin heirathet, dasselbe eintritt, was das germanische Gesetz vorschreibt, der Freie macht sich dadurch selbst leibeigen). Sobald dieser Befreier Mannbarkeit erlangt hat, ist er das Haupt der ganzen Familie, sie sind seine Mannen und Freunde, sein Befehl bindet sie. Er ist nicht weiter zu Eid und Pfand verpflichtet, im Gegentheil die Familie steht in seinem Schutz.« Von diesen erhalten jedoch, scheint es, nur der Vater, Großvater, Aeltervater, die Oheime und die Vettern ersten und zweiten Grades die Freiheit mit ihm und die anderen müssen fortdienen bis zum neunten Grad ihrer Nachkommenschaft. Wenn man mit dieser Stelle die obige aus Tr. 133 angeführte zusammenhält, wenn man ferner was oben für und wider die Gemeinschaft der Sclaven weiter gesagt ward, namentlich die Verpflichtung des Stammhaupts zum Schutz der Sclaven gegen Druck der Herrn, ferner den auch schon berührten Umstand vergleicht, daß kein Sclave eine Freie heirathen darf, außer mit Bewilligung der ganzen Tribus, so wird man leicht die größte Wahrscheinlichkeit in der Vermuthung finden, daß die Sclaven unter der Tribus Gemeingut waren, daß der Fremde, der Vagabund, der Verbrecher stets da Sclave ward, wo er gefunden wurde, oder wo er heimisch war; daß er einem Herrn von dem Stammhaupte zugetheilt ward; daß das abgegebene Land theils aus Confiscation von Gütern, theils von unbebautem Land, an dem vielen Stellen zufolge Ueberfluß war, bestritten ward. Ein genaues Bild einer solchen Gütergemeinschaft entwirft Csaplovic's Slavonien p. 105 ff., als noch in Slavonien bestehend. Sollte man dies nicht überzeugend finden, so könnte man auch die Vergleichung des Zustandes der Sclaven in Kreta versuchen, wo eine Gemeinschaft von Staatssclaven, die Mnoia, neben den Privatsclaven, den Aphamioten oder Klaroten bestand, deren ersteren Höck, freilich auch nur nach Conjectur, die Bebauung von Staatsdomänen (τὰ δημόσια bei Aristoteles) als Hauptbeschäf-

tigung anweist, und unsre oben erwähnte Vasallenstadt würde einer vielleicht, neben die δούλων πόλις des Sosikrates gehalten, für keine kleine Bestätigung nehmen. — Schließlich gedenken wir noch der Vasallen des Königs, die an einer Stelle genannt werden, wo ihnen Ankauf von Ländereien gestattet wird gleich den Freien. Außer diesem ist Nichts von ihnen bekannt, und sie scheinen in der Zeit der Moelmudischen Gesetze in Nichts von den Sclaven der Freeholders verschieden. Ganz anders zur Zeit des Hywel Dda, wo ganz auf sie zu passen scheint, was Cäsar von den Rittern der Gallier sagt: **In omni Gallia eorum hominum, qui aliquo sunt numero atque honore, genera sunt duo, alterum Druidum, alterum Equitum.**

Versuchen wir jetzt das Wenige zusammenzustellen, was sich über Gerichtsverfassung auffinden ließ. Außer dem oben abgehandelten höchsten Gerichts- und Appellationshof der Generalversammlung, außer dem Landtag und der Gemeindeversammlung besteht, wie es scheint, noch ein besonderes Gericht, der **court of the hundred or commot**, der gewöhnliche Prozesse zu untersuchen und zu schlichten hatte und der dem deutschen Centgerichte sogar im Namen entspricht. Dieser Gerichtshof hat wie der genannte deutsche nichts mit Criminalfällen zu thun, sondern hauptsächlich nur mit bürgerlichen Prozessen, und wie im fränkischen Gesetz bei wichtigeren Dingen der Graf und das Gaugericht die Entscheidung zu geben haben, so auch hier die höhere Gerichtsstelle des Landtags. Der **court of the hundred** wird, wieder wie die gewöhnlichen **malli** der Germanen an dem Ort gehalten, wo die streitigen Partheien wohnen. **The court of Commot shall be held where there is a complaint and a plea; there the judge shall prepare for it, and support the pleading. Tr. 213.** Es gibt gewisse Streitsachen, die besonders zu seiner Jurisdiction zu gehören scheinen, und die nie privatim beigelegt werden dürfen: Aufnahme oder Ausstoßung einer Person in oder aus einer Tribus, Ansprüche eines Eigenen auf Landbesitz (durch Maternität, d. h. durch die oben erklärte Freiwerdung im vierten Grad durch Verheirathung mit freien Töchtern in vier Generationen), ferner Streitigkeiten über Län-

dereien, die doch schon mehr, falls sie nicht innerhalb eines Stammes sich beschränkten, vor den Landtag gehört haben mögen, u. A. Tr. 211. — Ueber die Zusammensetzung der Gerichtshöfe sagt uns die schon anfangs angezogene interessante Schlußstelle der Gesetze ein Näheres; nur Schade, daß wir sie in eine spätere Zeit legen müssen, in der wir dann die Einrichtungen von Süd-Wales für die ältesten halten. Es lautet dort so: „Nach dem Gebrauch in Powys von uralten Zeiten her bildet sich daselbst der Gerichtshof aus einem mayor, einem Kanzler, einem Assessor (who is a judge of the district), einem Priester, der den Gerichtsschreiber macht, und einem Gerichtsdiener. — In Nordcambrien bilden folgende Beamte den Hof: der lord of the commot,*) es sei denn, daß der König selbst da ist, ein mayor, ein Kanzler, ein Districtsrichter, ein Priester von Clynog, Bangor oder Penmon, und ein Gerichtsdiener. — In Südcambrien, d. h. in Cardigan, Pembroke, Glamorgan und Gwent aber ist kein Districtsrichter, sondern jurors; der Hof bildet sich aus dem König, oder in seiner Abwesenheit aus dem lord of the hundred or commot (centenarius), dem mayor, Kanzler, dem Hof-scholar als Schreiber, und einer Anzahl von Jurors. Jeder Freie kann ein juror werden; die Aeltesten wählen sie in der Tribusversammlung. Die Zahl der jurors mag sein von 7—14, und weiter von 21—50. Einer von ihnen oder auch der Kanzler mag den Gerichtsdiener spielen.“

Ueber die Gerichtspersonen ist wenig beizufügen. Die Richter sind aus den Weisen gewählt (bei den Deutschen wenig-

---

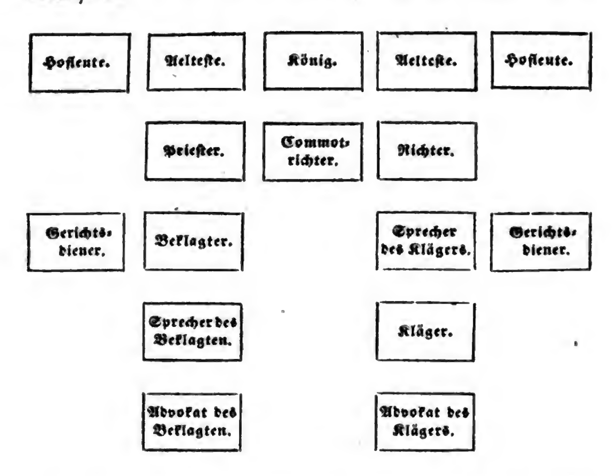
*) Dies ist zufolge p. 188 der Gesetze des Hywel Dda eine Landesabtheilung. Es sind nämlich

4 acres = 1 farm.
4 farms = 1 inheritance.
4 inher. = 1 tenure.
4 tenures = 1 township.
4 townsh. = 1 mannor.
12 mannors und 2 townships = 1 commot.
2 commots = 1 hundred.

stens die höheren vom König); dies sahen wir schon oben. Sie sind im Schutz des Landes, tragen keine Waffen, machen keinen Heereszug mit, Tr. 107. Kein Eigner kann ein Richter sein, kein Unwissender, kein inefficient man. Tr. 214. — Wohlgemeinte Ermahnungen werden ihnen besonders häufig ans Herz gelegt: „Sie sollen unpartheiisch und gleich gegen Alle sprechen, Alle schützen und vertheidigen, gute Verordnungen zur Belehrung und Erinnerung aller Bürger erlassen. Auf drei Dinge sollen sie bauen: auf Kenntniß, natürliches Recht und gewissenhafte Redlichkeit. Tr. 10 oder wie es Tr. 12 heißt: auf Gesetzkenntniß, Kenntniß der Sitten des Landes und Kenntniß der Tendenzen der Zeit und ihrer Bedeutungen!! Zu der oben gemachten Bemerkung, daß die Richter zugleich Höflinge und Minister waren, fügen wir aus Tr. 212 zu, daß außer der Beilegung von Streitigkeiten, außer Bestätigung des Urtheilsspruchs der jurors mit ihrer „legalen Sentenz," besonders auch das Versenden von Gesandten ihr Geschäft ist. Drei Richter werden hauptsächlich unterschieden: der Richter im höchsten Gerichtshof, d. h. der Oberrichter in der Volksversammlung, der stets um den König sein soll und vor dessen Entscheidungsspruch sich alle Könige neigen müssen; der Richter des commot; endlich die jurors oder schlechthin Richter. Tr. 213. —

In den Gesetzen Hywel Dda's ist ein genaues Gemälde eines Gerichtshofs gegeben, der nach jenen Gesetzen (p. 162) regelmäßig zweimal im Jahr geöffnet ward. (Cäs. VI., 13. Hi (Druides) certo anni tempore — considunt in loco consecrato. Huc omnes undique, qui controversias habent, conveniunt eorumque decretis judiciisque parent). Diese regelmäßige Eröffnung geschah vom 9. Januar bis zum 9. Februar; dann vom 9. Mai bis zum 9. August, blieb aber in der Frühlings- und Herbstzeit, der Saat und Erndte wegen, geschlossen. Dies bedingt der Ackerbau; der Germane hielt sein Gaugericht gerade im Frühling und Herbst, ihn kümmerte der Feldbau nichts. Die Versammlung ist auf dem streitigen Feld im Freien, eine Sitte, die auch bei den Deutschen erst die Capitularien Carl's des Großen abstellten; die Sonne und das Wetter muß

im Rücken stehen (considunt in loco consecrato); das folgende gibt eine Vorstellung von den Gliedern und den Sitzen, die sie einnahmen.



Die Prozeßordnung, die das Gesetz Hywel Dda's p. 165 u. ff. sehr genau vorschreibt, ist in den Moelmudischen Verordnungen nur ganz gelegentlich berührt. Wir erwähnen nur aus den späteren Gesetzen, daß sich der Kläger an den Districtsrichter wendet, dieser ihm und dem Beklagten einen Termin festsetzt und zwar auf drei Tage, wenn seine Zeugen in dem Commot sind; sind sie in dem nächsten, auf neun Tage; und wenn im dritten, oder wenn Ebbe und Fluth dazwischen liegt, auf acht (achtzehn?) Nächte. (Cäs. VI, 18. Spatia omnis temporis non numero dierum sed noctium finiunt; eben wie auch die Deutschen. Im salischen Gesetz ist eben diese Rücksicht auf Entfernung genommen bei den Terminen der Vorladung). Wer sich der richterlichen Vorladung nicht stellt oder seiner Entscheidung nicht fügt, verfällt in die Strafe der Confiscation, dieselbe, die dem Mörder eines Landsmannes vorbehalten ist. Tr. 148. — Ist der Beklagte oder

Kläger eine Frau, ein Stummer oder Fremder, so muß er einen Advokaten haben. Tr. 209. — Ferner besagt die 110. Triade: **There are three persons, who cannot be indicted singly and alone upon a complaint: a wife without her husband; a youth under fourteen years of age, without his father; and a bondman without his lord and master.** — Ueber den weiteren Verlauf der Sache, über Zeugen, Bürgen, Geiseln u. s. w. hören wir kaum so viel, daß wir auf ihre Existenz schließen können. Nirgends zeigt sich mehr das geschwätzige Reden über unwesentliche Dinge, als hier, während das Wichtigere ganz verschwiegen bleibt. „Der Gerichtshof muß Klage, Petition und Erwiederung anhören. Wo dies nicht geschieht, kann appellirt werden. Tr. 186. Wenn der Richter und die **jurors** sprechen, hört der Lord; wenn der Kläger oder Defendent spricht, hören die Richter und **jurors**; und Alle, wenn die Zeugen reden. Drei Personen müssen dabei gegenwärtig sein: der Lord, die Gerechtigkeit zu verwalten; eine Sicherheit oder Geisel, um Aufrichtigkeit zu erhalten; und ein Richter, um die Wahrheit zu finden. Tr. 147. Findet sich nun über den vorliegenden Fall eine alte Sitte, oder existirt ein Contract, von Zeugen bestätigt; oder zeigt sich eine unvermeidliche Nothwendigkeit, die schlechterdings dies oder jenes gebot, so ist der Prozeß ohne Weiteres zu Ende, denn diese drei Umstände sind dem Gesetz überlegen. Tr. 157, 160. Die letzte Stelle lautet: **There are three things that strengthen a domestic custom: its gentle tendency; its energy for the benefit of the country and the tribe; and its authority by dignity and claim which does not operate against the law. Where such a custom exists, *it is paramount to the law.*** — Ob die Cambrier Ordalien kannten, ist zweifelhaft; erwähnt wird der Art nichts, eben so wenig findet sich etwas Bestimmtes über Reinigungseide der Beklagten oder Erfüllungseide der Affirmanten. Doch heißt es Tr. 184: Ein Eid auf Eingeweide ist ein eben so strenges Zeugniß, als ein gegenseitiges Geständniß und eine Kette von Umständen, die zur Evidenz führen. Sind nun alle Verhältnisse und Umstände ausgemittelt, so entscheiden die **jurors**, der Oberrichter bestätigt die Sentenz, und findet

keine Appellation statt, so hat der König und der Rächer für die Execution zu sorgen. Eine sehr gewöhnliche Strafe ist dann das Verbannen durch Hornruf und Geschrei; eben dieses Mittel wird auch angewandt, einen Verbrecher aufzugreifen. Es heißt: „Wenn eine böse Handlung, ein geheimer Mord geschieht, wenn eine Stadt in Feuer ist, ein Heer einfällt, wenn eine Flotte der Feinde erscheint, ein Gesandter nicht zurückkehrt, wenn Wölfe, Vagabunden und wilde Hunde zu verfolgen sind; ferner wenn das Volk zur Erndte, zum Kampf oder zur Andacht versammelt werden soll, so wird es durch Hornruf und Geschrei dazu aufgefordert. Jeder muß dann helfen; nur Kinder, Greise, Familienlehrer und alle Privilegirten sind davon frei. Gilt es einem Exilirten, so muß ihn Alles verfolgen bis zu seinem Verschwinden auf dem Meer." Dergleichen Verbannte pflegen auch auf den Pfosten des Königs genannt zu werden; steinerne Säulen an den Heerstraßen, auf denen vor Verbrechern und — Idioten gewarnt ward.

Auch in den wenigen Statuten, die ein neuerer Rechtsgelehrter civilrechtliche nennen würde, treffen wir auf dieselbe Erscheinung, wie fast in allen Theilen: Ueberfluß an Empfehlung schöner Grundsätze, aber Mangel fast an allen positiven Gesetzen. „Der Staat muß Sicherheit des Lebens und der Person gewähren; Sicherheit des Besitzes und Wohnorts; Sicherheit des natürlichen Rechts. Tr. 3. — Drei Dinge stärken einen Staat: Wirkliche persönliche Sicherheit und Sicherheit des Eigenthums; gerechte Strafe im Nothfall; Gnade vereint mit Gerechtigkeit. Entgegen stehen: Grausamkeit statt Strafe; Gnade aus blinder Rücksicht oder Partheilichkeit; falsches Urtheil, wobei kein Fremder oder Bürger natürlichen Schutz erlangen kann." Tr. 5, 6. Wenn oben, wo wir über die Gerichtsverfassung redeten, ein genauerer Blick in den Gang der Prozesse und die sonstige Gerichtsordnung vermißt ward, so sahen wir, was zur Erklärung dieses Mangels vollkommen hinreicht, daß das Gerichtspersonal zugleich Hofstaat, daß also ein Theil des dorthin gehörigen Ceremoniels zugleich Hofceremoniel war. Ueber dieses redet nur eine Zeit, wie die des Hywel Dda, ein Langes und

Breites; es schweigt aber darüber das Gesetz eines freisinnigen Volkes, das nur in Einfachheit und Zutrauen dem König solche Gewalten einräumte, deren allenfallsigen Mißbrauch zu verhüten in den Verfassungsrechten alle Anstalten getroffen waren. In dem Civilrecht erklärt sich der Mangel an Gesetzen noch mehr. Ursprünglich waren vielleicht alle Dinge Gemeingut, wozu also ein Sachenrecht? Die Zeit, die einfach genug war, eine solche Einrichtung zu pflegen, bedurfte nur weniger Gesetze. Was das Personenrecht angeht, so war der Rang und das Recht jedes Einzelnen nach den verschiedenen Ständen genau fixirt; wir können aber hier vermeiden, davon zu reden, da schon oben das Wichtigste darüber beigebracht ist. In Betreff der Familien- und Hausverhältnisse gab es einige Bestimmungen, die jedoch ebenfalls unbedeutend und ganz im Allgemeinen gehalten sein durften, da über solche Dinge, wenn sie bedeutend waren, die ganze versammelte Tribus zu entscheiden hatte; ein Ausweg zur Ersparung positiver Gesetze, der ganz passend war, weil das Familienband dadurch weit strenger geknüpft werden mußte, als durch die vortrefflichsten Gesetze geschehen konnte; ein Ausweg ferner, dessen Anwendung wohl nie etwas im Weg stand, da die Tribus nur eine kleine Gesellschaft und also leicht versammelbar war. Wir werden uns zum Ueberblick des Wenigen, was die Gesetze über das Familienwesen darbieten, nachdem wir nur noch die Lage einiger physisch-unfähigen und anderer Personen betrachtet haben, die einen mitleidigen Schutz ansprechen. Solche Leute haben zum Theil nicht das Recht, Waffen zu tragen, dann ist es verboten, Waffen gegen sie zu heben. Dahin gehört ein unmündiger Jüngling, d. h. unter vierzehn Jahren nach Tr. 114; ein Idiot, der auf den Pfosten des Königs genannt ist. Dies geschieht aus dem Grunde, weil er zu Nichts verpflichtet ist; daher wird Jeder vor ihm und der Gemeinschaft mit ihm gewarnt und Jeder soll ihn kennen. Besonderen Schutz des Staats nimmt ferner in Anspruch ein Unbewaffneter, ein Weib, ein Gesandter, ein besuchender Fremder. Tr. 57. Sodann unterstützt und unterhält der Staat die Weisen. (Tr. of pr. init.) Ferner werden als solche Leute betrachtet die Trun-

kenen, die wie die Unmündigen oder wie die zu einem Verbrechen Gezwungenen dem Staate nicht verantwortlich sind.

Was das Familienband betrifft, so scheint dies noch inniger geflochten, als unter den germanischen Stämmen. Wir würden Unnöthiges wiederholen müssen, wenn wir hier weitläufig sein wollten. Wir verweisen daher auf das Obige. Schon die Einrichtung der Stämme und das familiäre Verhältniß in der Tribus belegt hinlänglich die enge Verbindung, die die Glieder eines Stammes umschloß, was besonders die oben beschriebene Entstehung einer Tribus aus der Maternität oder nach dem Verlauf von neun Generationen durch den Liberator in großes Licht setzt. Im umgekehrten Fall zu dem dort berührten Hergang war es erlaubt, daß ein Freier eine Eigne heirathete; dann wurden seine Kinder auch Sclaven, aber nur bis zur vierten Generation. Bei der Verheirathung wird keine andere Form erwähnt, als der oben gedachten Commutationsgebühr. Uneheliche Kinder waren bis zum neunten Grad der Nachkommenschaft ihres Freirechts beraubt. Das Wort des Vaters war hinlänglich, ein Kind legitim oder illegitim zu erklären. Fehlte der Vater, so konnte es das Stammhaupt mit sieben Aeltesten oder fünfzig Aelteste ohne das Stammhaupt. Sie brauchten nicht eben ihre Aussage zu beschwören; ihr Ehrenwort und Gewissensmeinung war hinreichend; dann pflegte, wenn der Knabe als rechtmäßig durch sie erkannt ward, der Stammfürst des Knaben rechte Hand zu nehmen und sie nach der Reihe in die eines jeden Aeltesten zu legen. Wenn ein Kind ein Jahr und einen Tag von dem Vater war gepflegt und erzogen worden, oder wenn erwiesen werden konnte, daß es im gesetzmäßigen Bett erzeugt war, oder wenn für seine Erziehung an einen Dritten von dem Vater ein Preis bezahlt war, so konnte es der Vater nicht mehr verläugnen. Tr. 118 — 120. — Durch Verkehr eines Fremden mit einer Ehefrau wird der Gemahl legal injuriirt, Tr. 128, und der Andere muß nach den Gesetzen Hywel Dda's eine Buße an den Mann zahlen. Eine wesentliche Verschiedenheit von den deutschen Sitten zeigt die Stellung des weiblichen Geschlechts. Der Cambrier kennt nicht die Würde

der Frauen, wie der Germane, sondern die Art, sie zu behandeln, nähert sich mehr dem asiatischen Gebrauch. Nicht zwar stehen sie in der sclavischen Unterthänigkeit, wie im Orient; sie haben im Gegentheil das eigne Vorrecht, Waffen zu tragen und in der Tribus zu stimmen; auch herrscht Monogamie, aber an die Heiligkeit der Ehe bei den Germanen, an die rigorose Strenge, mit dem diese Unkeuschheit bestrafen, ist kein Gedanke. Bei den Cambriern hängt es ganz von dem Mann und durchaus nichts vom Weib ab, wenn jener die Ehe trennen will; dabei gibt ihm das Gesetz Hywel Dda's (p. 131) noch das unsaubere Recht, daß wenn er bereut und hört, seine Frau stehe im Begriff, sich mit einem Anderen zu vermählen, und er ertappt sie noch mit dem Einen Fuß außerhalb des neuen Ehebetts, sie ihn wieder nehmen muß.*) (Vergl. damit Mos. 5, 24, 3—4.) Er konnte sich schon nach drei Nächten scheiden, mußte dann nur drei Ochsen bezahlen. Das Weib kann sich nur erst nach dreimaliger Ueberzeugung von ihres Mannes Untreue trennen, p. 134. — Eben so war es bei den Juden dem Manne leicht gemacht, und nach Jos. Antiq. 15, 7, 10 hatte das Weib nicht das Recht der Repudiation. Für Nichtvollziehung einer versprochenen Ehe kann man büßen, und ist nicht gehalten, dem Versprechen nachzukommen, p. 142. — So ist das Wehrgeld und die Injurienbuße für ein Weib nur die Hälfte der Wehr ihres Bruders. Wie ganz anders erscheint in allem diesem das deutsche Gesetz! Ob in den älteren Zeiten die Familienverbindung so weit ging, daß, wie später in den Gesetzen Hywel Dda's und bei den Deutschen die ganze Familie die Buße eines Einzelnen aus ihrer Mitte mußte tragen helfen, bleibt dahingestellt, ist aber wahrscheinlich. — Als die drei obersten

*) Ganz das Gegentheil bei den Arabern. Koran Sure 2, 231. „Wenn er sich geschieden hat, so ist sie ihm nicht mehr erlaubt (sie wieder zu heirathen), bis sie einen anderen Mann geheirathet hatte, und wenn dieser sie auch verschmäht, dann begehen sie keine Sünde, wenn sie wieder zusammengehen, wenn sie glauben, daß sie die Gränzen Gottes einhalten.“

Familienhäupter nennt Tr. 131 den Vater, den ältesten Bruder und den Schwiegervater.

Ueber das Sachenrecht sollten wir füglich ganz schweigen. Bei der Schmalheit der Nachrichten und der Ungewißheit der Verhältnisse in Bezug auf Besitzthum und Eigenthum würde nur ein Rechtsgelehrter, und auch er nur sehr dürftiges vermuthen können. Wir erinnern, daß Eichelwald, Wild und Eisen Gemeingut war. Sobald Eicheln gesammelt, ein Wild enthäutet, das Eisen gegraben ist, so wird solches alsbald Privatgut. Tr. 49, 50. — Fester Besitz ist das jedem Freien zugehörige Feld, Haus und Hof. Zu unveräußerlichem, obwohl nicht gemeinsamem Gut gehören „Weib, Kind und Paraphernalien, das heißt Kleider, Waffen und Werkzeuge." Tr. 53. — Contracte finden wir hier und da erwähnt. Sie sind mit Zeugen geschlossen und dann schlechthin rechtsgültig. Testamente werden nicht genannt. Einige Verfügungen über Verlust des Erbes haben wir hier und da kennen gelernt. Die Erbfolge in der Familie scheint wegen des Gemeinbesitzes oder wegen der Erforderniß, daß jeder Freie fünf Morgen Land erhielt, an dem es nie fehlte, nicht gestört worden zu sein, oder das Herkommen machte besondere Gesetze unnöthig. Es finden sich wenigstens nur Erwähnungen von solchen Ausnahmen, wo ein Erbe außer Landes sich befand und später auf das Feldstück Anspruch machte, das man während seiner Abwesenheit, indem man ihn für todt hielt, an den nächsten Erben gegeben hatte. Dann hat sich der Ankömmling mit Zeugen zu legitimiren, und findet man seine Vindication billig und recht, so muß ihm das Land gegeben werden; er hat jedoch eine Entschädigungssumme zu zahlen, wenn der Besitzer ein Käufer war.

Der Mangel an positiven Bestimmungen im Criminalrecht, das Hauptunterscheidungszeichen dieser Gesetze von denen der Deutschen, wie von den Pravdas der Russen, erklärt sich aus der Macht des Königs, unter den Strafarten, die herkömmlich im Gebrauch waren, zu wählen, wo wir jedoch wieder dahingestellt sein lassen, wie weit ihn in der Ausübung dieser Gewalt der Spruch der jurors und des Oberrichters beschränkte. Die

Verschiedenheit läßt sich weiter in den Strafmitteln verfolgen, die hier weit mannichfaltiger sind, als bei den Germanen, die, weil sie ihre Person für unantastbar betrachteten, oder weil es ihnen lieber war, den erlittenen Schaden ersetzt zu halten, als nutzlos dem Beleidiger einen Schaden zur Vergeltung zuzufügen, anfänglich nur Geldstrafen duldeten. Die Todesstrafen, sahen wir oben, des Hängens, Verbrennens oder Enthauptens waren dem König zur Wahl anheimgestellt. Man strafte mit Verlust eines Glieds, mit Verbannung durch Schrei und Horn und Verfolgung durch Männer und Hunde, eine tumultuarische Art, einen in Unfrieden zu erklären. Beschlagnahme irgend einer Freiheit war ein weiteres Strafmittel; Gefangensetzung, Verlust des Gutsbesitzes oder des Privilegs, womit denn Degradirung des Delinquenten mit seinen Kindern bis zur neunten Generation verbunden war. Tr. 21, 60. — Sehr gewöhnlich scheint ein Mittel der Entehrung, the correction by the country, das heißt eine Bekanntmachung des Verbrechens eines Mannes durch Ausruf und Horn in allen Höfen, Heiligthümern, Märkten, Messen und geschlossenen Geschäften. Tr. 22. Dies ist vielleicht das, was Cäsar VI, 13 die Strafe des Interdicts von den Opfern nennt. Quibus ita interdictum est, ii numero impiorum ac sceleratorum habentur; iis omnes decedunt, aditum eorum sermonemque defugiunt, ne quid ex contagione incommodi accipiunt; neque iis petentibus jus redditur, neque honos ullus communicatur. — Die Geldstrafe war vielleicht auch gebräuchlich, wenn die Stellen nicht späteres Ursprungs sind, wo sie erwähnt wird; sie ward später in dem Codex des Hywel des Guten Hauptmittel, und ist dort ganz in der Art behandelt wie im deutschen Gesetz. Geldstrafe stand auf Injurien; man konnte auch Mord damit büßen. Die 84ste Triade sagt: Wer in geheiligter Versammlung Waffen entblößt, wird zur Geldbuße für Mord verurtheilt, nach der Bestimmung des Königs. — Wo die Geldstrafe nicht erlegt werden kann, erfolgt Pfändung oder es wird dem Condemnirten Sclavendienst auferlegt bis er zahlt. Tr. 22. — Die Familie hilft, wenigstens später, die Buße im Nothfall tragen.

In Einzelnes einzugehen, vermeiden wir wie vorher bei dem Civilrecht. Wenige Bemerkungen können wir gleichwohl nicht vorüber lassen, aus denen sich zeigen wird, welch eine eigene Ansicht von der Wichtigkeit dieses oder jenes Verbrechens die Cambrier hatten, und wie namentlich bei ihnen, ganz im Gegensatz zu den Deutschen und Slaven, der Grundsatz, daß die Sicherheit des Besitzes höher stehen müsse als die Sicherheit der Person, das Strafgesetz dictirt zu haben scheint. Wir wollen einige Beispiele zusammenstellen: Wer in ein fremdes Land überzieht, oder gemeinschaftliche Sache mit einem feindlichen Volk macht, oder zu dem Feind überläuft, verliert das Bürgerrecht und kann es nur wieder erlangen, wenn er im ersten Fall mit Stellung von Geiseln und Pfand zurückkehrt; im zweiten, wenn er Alles, was er besitzt, für einen Cambrier oder das ganze Land Preis gibt; im dritten, wenn er brav ficht gegen das feindliche Heer, mit dem er vorher gestritten hatte. Tr. 90, 91. — Auf dem Mord eines Landsmannes stand Confiscation; auf dem Mord des Königs, Stammhauptes oder Familienrepräsentanten Verlust des Erbes und Versetzung in den Sclavenstand. Verlust der Freiheit galt also höher als das Leben; ein Zug, der ganz nordischer Art ist. Auf dem Diebstahl gewisser Wahrzeichen, die zur Beweisführung vor Gericht gebraucht zu werden pflegten, stand der Tod. Diese sind ein **back-fire stone, lime kiln** oder **horse block**, weil auf diese das Familien-Wappen eingegraben war. Auf Hochverrath, Meuchelmord und Straßenraub setzen die **triads of progression** Verbannung; auch scheint die Triade 149, aber 134 dagegen sehr bestimmt: Ein Staatsverräther, ein Mörder aus wirklicher Bosheit und ein überwiesener Dieb von mehr als vier Pence verwirkt das Leben und kann nicht freigekauft werden. Diese rigorose, wahrhaft japanische Strenge stellt die Gesetzgebung neben Drako und Zaleucus, neben die zehn Tafeln u. s. w., und beweist ihr Alter. Die Deutschen erkennen für Diebstahl von bedeutendem Werth wohl den Tod zu, aber nur Sclaven. Das genannte Gesetz wird 138—140 näher bestimmt: Wer einen Hund stiehlt, oder Gartenkraut, oder ein Thier

aus einem Verschluß, wir nur mit Geld bestraft; aber ein eigentlicher (?) Dieb, ein Hehler des Diebstahls, oder wer ein gestohlnes Thier tödtet, verwirkt unerkäuflich sein Leben. Wer aber gestohlen hatte mit Betrug (dies wird vielleicht bewegen, die bekannte spartanische Nachsicht nicht für eine Erfindung zu halten), oder mit Erpressung, oder mit Verhehlung der Folgen, kann sich mit dem dreifachen Werth der Sache loskaufen. Die Erpressung muß wohl von einer Erbeutung eines Gegenstandes im offenen Kampf verstanden werden; dann lassen sich zu diesem kriegerischen Gebrauch auch unter den Germanen Beispiele finden. Eine Mutter, die zur Beschützung ihrer Kinder ein Verbrechen übt, kann nicht mit dem Tode bestraft werden. Tr. 23. Eben so mild verfährt man mit Trunkenen, Unmündigen, mit Ausländern, die eine fremde Sprache reden, mit ganz Dürftigen, mit Taubstummen; und selbst das Weib, das mit ihrem Manne zugleich stahl, kann nicht beklagt werden.

Dies möge denn genügen; einen ungefähren Abdruck des Bildes, das diese alten Urkunden von dem Volk, in dem sie entstanden, entwerfen, kann vielleicht diese Auseinandersetzung geben, obgleich sie auch darauf nicht einmal Anspruch macht und zufrieden ist, wenn sie nur zu weiterer Untersuchung und gründlicher Vergleichung dieser Gesetze anregen konnte. Wir können uns auf die Gesetze des Hywel Dda hier nicht einlassen; sie ermangeln des vielseitigsten Interesses indeß nicht. Ueber ihre Entstehung möge noch aus des Uebersetzers biographical sketch of Howel the good, p. 271, das Folgende hier Platz finden. Hywel Dda ward im Jahr 907 bei dem Tod seines Vaters Cadell Prinz von Südwales; 913 bei dem Tod des Königs Anarod vor Nordwales ward er Lord Paramount von Wales, und als Idwal Voel 940 in einer Schlacht gefallen war, ward er König von ganz Wales und regierte bis 948. In der Geschichte der welschen Fürsten von Caradog von Llancarvon heißt es von seiner Gesetzgebung, 926, sei er nach Rom gegangen, begleitet von mehreren Bischöfen, um die Gesetze kennen zu lernen, die man ihm gepriesen. Bei seiner

Rückkehr beschied er alle Tribuschefs zu sich, die Familienrepräsentanten und Weisen, Laien und Geistlichen; er fand mit ihnen, daß die Gesetze des Dyvnwall Moelmud weit die vorzüglichsten von allen seien; deßhalb brachte man dieselben in bessere Ordnung und legte sie der Collectivconvention vor. Sie wurden angenommen und eingeführt. 930 ging Howel nochmals nach Rom, um sich von der Uebereinstimmung seiner Gesetze mit denen Gottes und des Christenthums zu überzeugen. Nach seiner Zurückkunft legte er seine Gesetze den Hundreds, Commots und der ganzen Nation vor, worauf sie ohne Widerstand in allen Gebieten von ganz Cambrien und in allen Gerichtshöfen eingeführt wurden. Ueber diese Gesetzgebung fällt der Uebersetzer p. 274 folgendes Urtheil: In perusing Howel's laws, the reader will meet with many curious things, which shew the state of society in Wales in the tenth century pretty fully. The English reader will doubtless be ready to conclude that, at the period in question, the Welsh were barbarians, but he should remember that the greatest part of civilized Europe was equally as unpolished in the same century. Indeed I am disposed to think that the Welsh had retrograded instead of improved. The triads of Dyvnwall Moelmud breathe a spirit of liberty and dignity truly honourable, but in Howels code we perceive a falling off of that noble spirit, occasioned no doubt by the introduction of foreign manners and the spreading influence of Gothic barbarity and fanaticism.

Ueber

Schmidt's Geschichte Aragoniens

im Mittelalter.

Leipzig 1828.

1831.

Der nachfolgende Aufsatz würde als Anzeige des bezeichneten Buchs etwas verspätet erscheinen; allein er hat auch nicht die Absicht, die Aufmerksamkeit des Lesers auf das zu lenken, was sich in dem Werke vorfindet, sondern vielmehr auf das, was darin mangelt. Es haben in unseren Tagen verschiedene Parthien der spanischen Geschichte in Deutschland fleißige und tüchtige Bearbeiter gefunden. Gründliche Untersuchungen über ein Land, in dem zuverlässige, in Integrität erhaltene Quellen und bessere Originalstücke, besonders in den frühern Jahrhunderten so selten sind, weil da die Mönche sehr zeitig Gelegenheit fanden, ihre Hände in andere Dinge zu mischen, die ihnen erklecklicher dünkten als die Beschäftigung mit Abschreiben und Verfassen von Büchern, sind gewiß eben darum um so verdienstlicher, und man muß jeden Beitrag zu genauerer Kenntniß dieses Landes mit recht warmem Danke erkennen. Nur wäre einerseits zu wünschen, daß sich die verschiedenen in diesem Fache schreibenden Gelehrten nicht sowohl auf einerlei Wege begleiten, als vielmehr in verschiedenen einzelnen Gegenden umthun wollten, um uns durch desto fleißigere Forschungen desto eher eine desto gründlichere Kenntniß des ganzen Gebiets zu verschaffen. Und auf der andern Seite dürfte man doch eben hier am ersten zu der Anforderung berechtigt sein, bei uns entstehende Werke über die Geschichte dieses Landes von neuen Seiten behandelt zu sehen, Seiten, die weder der kritische, noch der nationale Eifer der spanischen Geschichtschreiber berührte: ich meine vor Allem den inneren Gang der Bildung,

die Entwicklung der Verfassung, und so viele Zweige, die dahin einschlagen, die doch dem Historiker immer die wichtigeren sein werden. Wenn man stets wiederholte Musterung und Sichtung und Beleuchtung der nackten Thatsachen, unter denen man denn gar zu oft die alleräußerlichsten und unbedeutendsten zu den wesentlichsten zu machen versucht wird, zum Endziel aller geschichtlichen Forschung macht, dann leidet die eigentliche Geschichtschreibung offenbaren Schaden. Genauigkeit und Sicherheit bis ins Allerkleinste zu wahren, muß eine wesentliche, aber nicht die einzige — ich zweifle, ob die Haupt-Eigenschaft eines Historikers sein. So straff den Zügel in der Hand, meint Lessing, könne man wohl eine Chronik zusammenklauben, aber gewiß keine Geschichte schreiben. Auch sehe ich in der That den Gewinn nicht ab, der auf einem Wege dieser Art von Deutschen im Gebiete der spanischen Historie zu machen sein sollte. Wie könnten doch so magere, vom Skepticismus bleiche Geschichtswerke von Ausländern neben den wohlgenährten und ehrwürdigen Folianten der Einheimischen im Vortheil stehen! neben einem Zurita und Moret, neben Mariana und Ferreras, neben Zamalloa und Abarca, die jene doch weder durch gleiche Vollständigkeit entbehrlich, noch durch fortlaufende Kritik zuverläßig machen können; die an Gelehrsamkeit und Vertrautheit mit der Sache erreichen zu wollen, bei jedem Fremden eine eitle Anmaßung sein würde, so wie am Ende selbst ihre nationale Art die Dinge anzusehen, über deren Beschränktheit wir freilich gar gerne lachen, dem gründlichen Forscher gerade eine Belehrung bietet, die sehr von Nutzen zum Verständniß von Volksgeist und nationaler Eigenthümlichkeit ist, und die in den Werken aller Ausländer rein verloren geht. Ich vermeide es, die vorliegende Geschichte von Aragonien im Allgemeinen an jene Forderungen zu halten, die, so wesentlich sie sein mögen, doch der Verfasser vielleicht nicht an sich machte (denn was er im siebenten Abschnitte des Buchs über Verfassung, Handel und Kultur zusammenstellte, ist weder vollständig noch genau, noch historisch deducirt); ich nehme das Werk für eine nach kritischer Zuverlässigkeit strebende Musterung der äußeren

Geschichte Aragoniens. Man wird finden, daß trotz der trefflichen Hülfsmittel, die dem Verfasser zu Gebote standen, und die man zum Theil anderswo vergeblich aufsuchen wird, doch keiner der unkritischsten spanischen Historiker dadurch entbehrlich gemacht wird; daß selbst der confuseste Aragonische Patriot den Geist seiner vaterländischen Geschichte besser eröffnet, als der besonnene Deutsche es kann. Zum Beweise hebe ich lieber einige wenige Stellen zu ausgedehnterer Beleuchtung aus, als daß ich eitel hin urtheile ohne Belege.

In dem ersten Abschnitte über die Begebenheiten im nordöstlichen Spanien seit der Eroberung durch die Araber bis auf die Entstehung des Königreichs Aragon schlägt der Verfasser einen Weg ein, den schon Moret und Andre gegangen sind, um über die Frage, ob schon so früh als man gewöhnlich anzunehmen pflegt, in den Pyrenäen ein pyrenäisches oder pamplonisches oder sobrarbisches oder wie sonst genanntes Reich entstanden sei, ins Reine zu kommen. Er meint, wenn es erwiesen sei, daß Franken und Asturier und Mauren jene Gegenden, die man als Wiege der ostspanischen Reiche bezeichnet, in jenen frühern Zeiten besetzt gehalten hätten, so sei auch die Fabelhaftigkeit ihres Ursprungs ausgemacht. Allein ich muß gestehen, daß mir ein Argument der Art schwer in den Kopf will. Welche genaue Nachrichten über die fränkischen, asturischen und maurischen Expeditionen haben wir denn? Warum sollen denn die Schlüsse, die man an die Eroberungen von Karl und Ludwig knüpft, bündiger sein als die, zu denen die Niederlagen desselben Karl und die der Grafen Eblus und Aznar einladen, wenn auch nicht berechtigen? Warum soll der „allgegenwärtige Blick des großen Karl und die persönliche Gegenwart Ludwigs und seiner Sendboten und Grafen“ mehr vermocht haben, als die Gegenwart unruhiger bewaffneter Kriegshaufen in den Bergen? Moret hat schon die ganz einfache Bemerkung gemacht, daß Eroberungen noch keine Herrschaft sind. Läßt sich die Bestellung von fränkischen Grenzgrafen bis nach Huesca und Ribagorza nachweisen, so ist dies in den Thälern von Hacho und Anso, von Aisa und Sobrarbe und Anderen nicht

der Fall: dies allein reicht im Grunde schon hin, allem absoluten Absprechen zu wehren. Und wenn nun mit den Königen von Sobrarbe oder den Grafen von Aragon nichts anders gemeint sein sollte, als fränkische Lehnsherrn, so würde die ganze Beweisführung eben nichtig sein. Und in der That sträuben sich die verständigeren spanischen Geschichtschreiber gegen die Annahme eines solchen Feudalverhältnisses, wie es in Ribagorza augenscheinlich Statt fand, gar nicht. Was Zurita von den Einwohnern von Pamplona meint, sie hätten sich zwischen Franken und Mauren, bald in Gemeinschaft mit diesen, bald mit jenen unabhängig zu halten gesucht, ist so ganz in der Lage der Dinge natürlich, daß ich am Ende gar nicht mehr sehe, wo die Unwahrscheinlichkeit der Existenz solcher kleinen Staaten eigentlich liegt. Nur aber muß man wohl scheiden zwischen der Frage über die Existenz und der über die Geschichte dieser pyrenäischen Reiche; man muß scheiden die knappe und dunkle Ueberlieferung aus alter Zeit von der unter der immensen Gelehrsamkeit und der glühenden patriotischen Ruhmsucht der Aragonier angeschwollenen und ausgeschmückten Erzählung und den ersonnenen Conjecturen; und dies ist der Punkt, den die fremden Geschichtforscher unbegreiflicherweise alle übersehen haben. Wie war es nur möglich, daß eine so einleuchtende Sache so vernachläßigt ward? eine Sache, über die unter allen besseren Spaniern fast nur Eine Stimme herrscht? Freilich so obenhin und flach ausgesprochen mag sie sich nirgends leicht finden, sie liegt aber in der Erzählung Zurita's und Morets, die nur eben noch nicht viele aufmerksame Leser gefunden haben mag. Der einsichtsvolle Garibay erklärt sich gegen die Fabeln, er wagt aber nicht, die ganze Sache bei Seite zu werfen; er begnügt sich wie Livius, das Alte zu bezweifeln, nicht aber erklärt er es für eitle Erdichtung. Dasselbe thut Abarca, welcher versichert, in seinem vierzigjährigen theologischen Studium nicht so viel Dunkel und Unlösbarkeit gefunden zu haben, als in den Urgeschichten von Navarra, doch aber dem Mariana nicht zugibt, sie seien voll fabulas y consejos, sondern nur, daß sie voll confusiones y dudas sind.

Zurita spricht sich im Ganzen auch dahin aus, und er hat ganz vortrefflich gefühlt, welche Bedeutung diese Geschichten für ein freisinniges vaterlandsliebendes Volk haben. Porque a mi, juyzio, sagt er irgendwo, se deve tener por edificio muy falso y de mal fundamento, querer con pesado rodeo de palabras dexar *mayor volumen de cosas,* cuya memoria es ya perdida. Esto es lo que con tanta razon offende a los que aborrecen, que se trate de los hechos pasados con ambicion y como en competencia, discurriendo con artificiosa contextura y offuscando la verdad etc. Man sieht, daß auch er alle die Erzählungen, mit denen man sich trug, nicht wird unterschreiben wollen; die Existenz aber solcher kleiner Staaten zu leugnen, fällt ihm darum noch nicht ein.

Ich will den Fall setzen, der Patriotismus der Aragoner und Navarrer hätte die beglaubigte Reihe ihrer Könige nicht an diese Aristas und Ximenez geknüpft, an diese Herren, die sie in die Thäler und Berge von Aspa, Sobrarbe und Ribagorza setzen, so würden sie ruhmlos neben den Grafen von Ampurias und Peralada, von Berga und Osona stehen und vergessen sein, ohne darum unhistorisch zu sein: war auch ihre Existenz verschwindend klein, existirt mögen sie darum ganz füglich haben. Es ist endlich auch ganz aller Analogie gemäß, daß Bergbewohner, so robust und brav, wie sich die Pyrenäer stets zeigten, dem Joche der Eroberer entgehen; die Geschichte eines jeden Landes liefert die Belege. Weist man nur die fabelhaften Sagen von dem Fortgang des Reichs zurück, die Entstehung einer pyrenäischen Herrschaft durch räuberische Kriegshorden, die sich unter militärischer Disciplin verbanden, wie sich Blancas den ersten Anfang denkt, ist gar nicht unwahrscheinlich, und diese Kriegsleute können sich auch trotz der fränkischen und maurischen Eroberung behauptet haben. Man wird überhaupt bemerken, daß sich die Geschichte von Stämmen, die mit erobernder Hand sich Sitze erkämpfen müssen, weiter hinaufführen läßt, als die Geschichte friedlicher Völker. Anders wirkt die Erinnerung auf eine Nation, die allmählig in langgewohnter Heimath aus sich zur Cultur heranreift, anders auf Kriegs-

haufen, die sich plötzlich Wohnplätze erfochten und mit ihnen eine Cultur sich gewöhnlich aneignen, die von den Besiegten übergeht. Man weiß recht gut die Geschichte von Gothen und Longobarden und Sachsen; man weiß, wann die Magyaren die Karpathen überstiegen; in der Geschichte der Franken ist Licht, während die ihrer zurückgebliebenen, selbst in Verbindung mit ihnen gebliebenen Verwandten noch lange im Dunkel liegt; Heldenruhm pflanzt sich leicht im Gedächtniß kampflustiger Natursöhne fort, stillkeimende Kultur nicht also. Darin liegt auch der Vortheil, in dem die nordwestlichen Reiche in Spanien vor den nordöstlichen stehen, und ich glaube, wenn Einer es ja unternehmen wollte, wie Traggia etwa that, aus den altnavarrischen Geschichten das Historische auszuscheiden, er müßte sich an den Kriegsstand des Landes vorzüglich halten. Dagegen läßt sich freilich wieder einwenden, daß zu frühe die Mönche viel Einfluß auf den Staat und wohl noch mehr auf die Tradition hatten. Wären indeß nur die spanischen Kritiker minder breit; wäre es einem nüchternen Deutschen nur zuzumuthen, die Folianten durchzulesen, die der unermüdete Eifer eines Moret in den investigaciones und gegen den noch gedehnteren Laripa in den congressiones apologeticas (die Schmidt wohl nicht kannte) zusammentrug; hätten nur nicht Alle die unleidliche Eigenschaft, nie Unrecht haben zu wollen, man würde zuverlässig in diesen Streitigkeiten *) viel weiter sein. So viel hat auch Schmidt nachgewiesen, daß in den Mährchen von der Grafschaft Aragon im achten Jahrhundert der Graf Aznar keine imaginirte Person ist, allein daß die ganze Reihe der Aristas und Ximenez auch nicht in die Klasse der Fierabras und Oger Golant zu setzen sind, davon den Beweis zu führen, dürfte, wie die Spanier

*) In Spanien dauern sie bis auf diesen Tag. Die neuesten Autoren, deren Meinungen hierüber mir bekannt sind, sind für den sobrarbischen Staat Llorente in dem Journal général de legislation et de jurispr. Tom. I, p. 36 sqq. „sur la constitution ancienne du royaume d'Aragon," und dagegen Don José Sabau y Blanco in den Vorreden zum zwölften und dreizehnten Band seiner Ausgabe des Mariana. Madrid 1819.

sagen, nicht so schwer sein, als hundert Piken nach Flandern zu bringen. Dies hat auch eigentlich Don Joaquin Traggia schon gethan in seiner Abhandlung **sobre el origen y succesion del reyno pirenaico hasta D. Sancho el mayor** in den **Memorias de la Real Academia de la historia, Tom. IV**, von der es Schade ist, daß sie Schmidt nicht gekannt hat, indem gerade dieser Traggia die Sache weiter gebracht, wenigstens auf eine andere Weise angesehen hat, als die bisherigen spanischen Forscher, und indem gerade er auch in einer so gemäßigten, so concentrirten und präcisen Darstellung seinen Gegenstand behandelt, und dabei so viel Gelehrsamkeit zeigt, daß er recht ehrenvoll aus seinen Compatrioten hervortritt. Ich weiß zwar gar wohl, daß Andre nicht so günstig von dieser Abhandlung haben denken wollen, allein ich möchte mir es überall zur Regel machen, da wo ein Autor, in Zeit oder Raum von uns getrennt, nicht antworten kann, so vorsichtig als möglich zu urtheilen. Ich weiß zwar nicht, ob jenen strengeren Beurtheilern die Kenntniß der Quellen, die Traggia benutzte, vielleicht weniger entging, als mir, der ich in dem bezeichneten Bande der Memoiren der Madrider Akademie für Geschichte, der mir zu Gebot stand, die urkundlichen Belege nur im Register angegeben und im Buche selbst mangelnd fand, allein hier kommt auch wohl Vieles auf Autopsie an, um zu entscheiden, ob jene Codices von St. Isidor de Leon und Santa Maria de Meya wirklich so alt sind, wie Traggia angibt, und wirklich so übereinstimmende Genealogien geben. Sonst aber ist doch Traggia's Ansicht über diese Streitsache und besonders über die Art, wie der Streit von seinen Landsleuten geführt ward, sehr unbefangen; sonst hat doch seine Nachweisung, daß die Aristas und Ximenez gewöhnlich verwechselt und noch gewöhnlicher die Letzteren den Ersteren fälschlich vorgesetzt werden, vielleicht absprechende Gegenrede, aber meines Wissens keine Widerlegung gefunden; sonst hat doch seine Quellenbeurtheilung Schick und Art, trotz der eines Moret; er faßt auch die Untersuchung just von derselben Seite, wie die Deutschen und kommt nur auf ein anderes Resultat, auf ein Resultat, das wenigstens von Ernst und von

Muth zeugt, da es genöthigt ist, dasselbe gegen tüchtige Gegner eben so wie gegen halbe Begünstiger seiner Meinung zu vertreten; und da es leicht und bequem ist, auf gute Autoritäten hin, so wie auf einen klug gewonnenen Anschein von eigenen Forschungen, den ganzen Plunder zu verwerfen. Dieser Traggia ist auch ein Mann von Charakter, von Gewissenhaftigkeit und Wahrheitseifer; und was sein ingenium angeht, so muß ich eine Stelle, die (in einem anderen Werke zwar) aus seiner Feder floß, anführen, die über diese alten Traditionen (nur in Bezug auf Kirchengeschichte) einige treffliche Maximen enthält: **Las tradiciones tendran fuerza de testimonios escritos, si desde su origen han hablado escritores graves del sugeto de la tradicion, sin oponerse sustancialmente. — Serán sin esto *dignas de ocupar la historia* las tradiciones, quando no se puede asignar otro principio a las circunstancias del culto, y fiestas que las acompañan** (man muß nirgends die Beziehung auf Kirchengeschichte vergessen): — **quando ne se oponen en su origen á hechos ciertos, ó testimonios en contra: quando nada contienen de inverosímil, y fabuloso: y quando se puede satisfacer racionalmente á todas las contrarias objeciones.** — Besonders dann: **Las circunstancias inverosímiles que se mezclan á la sustancia de las tradiciones en la boca del vulgo, y en las plumas de escritores ligeros, no perjudican á la verdad de la tradicion.** Traggia unternimmt es denn auch, die Geschichte des Aznar schon als mit der des Iñigo Arista verknüpft, und also diesen als Zeitgenossen jenes zu zeigen. Doch hier will ich mich schon nicht als seinen Mitkämpfer aufstellen; ich füge nur seine Genealogie bei, *) mit Bezeichnung der Reihefolge auf dem Thron, da sie bei Aschbach in seinen Ommajaden nicht ganz genau ist; sonst aber habe ich

---

*) 1. Iñigo Arista, ca. 750.

2. Garcia Iñiguez.

3. Fortuño Garcés, seit ca. 784. 4. Sancho, bis gegen 830.

über seine Erzählung, obwohl sie *ganz anderer Art* ist als alle ähnlichen früheren, kein andres Urtheil als Abarca über eben diese früheren: daß ich es nämlich für unmöglich halte, unter dem Gemische von Fabeln und Geschichten die unendlichen Widersprüche zu heben, und daß ich es auch für ganz wohlgethan achte, die aragonische Geschichte erst mit Ramiro I. zu beginnen. Wir sollten aber den Spaniern ihre Freude an diesen Untersuchungen nicht mißgönnen; wer weiß, wer im Nachtheil stände, wenn sie uns die deutschen Forschungen über deutsche Urgeschichte musterten! Ich wiederhole es: Ich mag nicht über das pyrenäische Reich und die Grafschaft Aragon entscheiden, weil mir die Mittel dazu fehlen; aber ich halte die Existenz eines solchen Reichs und einer solchen Grafschaft nicht für widerlegt, weder von deutschen noch von spanischen Gegnern. Endlich aber hat es mich sehr gewundert, daß man die aragonischen Sagen so ganz kalt bei uns behandelt (Ritter zu Guthrie und Gray, Aschbach, Schmidt u. A.), und auch gar nicht nach innerem Werth und Bedeutung fragt. Es ist sehr gut, daß man bei uns das Unwesen der Deutung der Sagengeschichte bekämpft und Sicherheit sucht; aber auch da ist Maßhalten gut. Es gibt eine Seite der Geschichtschreibung, in der die Sage ein unerläßliches Moment bildet; sie wird ferner dem philo-

---

5. Ximeno, Alarichs Sohn, aus dem Geschlecht des Eudo.

6. Garcia Ximenez. Iñigo Ximenez, oft mit Iñ. Arista verwechselt.

7. Iñigo Garcés bis gegen 880. 9. Fortuño II. 10. Sancho Garcés, seit 905. 11. Ximeno, seit 925.

8. Garcia Iñiguez † 882. 12. Garcia Sanchez.

13. Sancho Abarca bis gegen 994.

14. Garcia Sanchez el tembloso, † 999 oder 1000.

Garcia Garcés † 1005. Sancho el Mayor, seit 1005 allein König.

sophischen Historiker nicht gleichgültig sein; der kritische mag ihr unter Umständen einen Platz verweigern, ganz unbetrachtet liegen lassen muß er sie nicht: nicht da wenigstens, wo sie augenscheinlich nicht in dem müssigen Kopf eines Poeten entstanden ist; nicht da, wo ihr Stoff die ganze wirkliche Geschichte überall durchdringt; nicht da, wo sie das Höchste andeutet, zu dem sich die Volksideen erheben konnten; nicht in Aragon demnach, so wenig wie in Rom.

Da mir das bisher Gesagte unter dem Niederschreiben fast zu einer Apologie des Traggia geworden ist, so mag eine Vergleichung dessen, was Schmidt über die Regierung Ramiro's II. gesagt hat, mit der **Ilustracion del reynado de D. Ramiro II.**, von demselben Manne in dem dritten Theile der genannten Memoiren dazu dienen, an einem kleinen unbedeutenden Theile der aragonischen Geschichte zu zeigen, in welcher Art die Spanier auch in niederer Kritik den Ausländern stets überlegen sein werden, bei dem Vortheil, den ihnen die Benutzung handschriftlicher Quellen bietet. Bei Schmidt heißt es p. 71: „deshalb beschlossen die Aragonier zunächst, Governadores zu wählen zur Vertheidigung des Landes und strenger Ausübung der Gerechtigkeit; dann versammeln sie sich zur Wahl eines neuen Fürsten in Borja, auf der Gränze von Navarra, wo nicht blos die Mitglieder des höhern und niedern Adels, sondern auch — damals zuerst — Abgesandte der Städte und Flecken erschienen. Schon hatten sich hier die Stimmen für einen der angesehensten und mächtigsten Barone entschieden, für Don Pedro von Atares, als zwei andere Barone, Pedro Tizon von Cadreita aus Navarra und der Aragonier Pelegrin von Castellezuelo — seine Wahl verhinderten," u. s. w. Diese Cortes von Borgia und Monzon bestreitet Traggia, wie es scheint mit allem Rechte. Er stimmt überein, daß Alonso I. erst am 7. September 1134 starb, was besonders daraus klar ist, daß Ramiro erst nach dem Tode des Bischofs Pedro Guillen von Roda, der in der großen Schlacht bei Fraga blieb, noch durch seinen Bruder zum Bischof von Roda ernannt wird; aber er erwähnt die Erzählung von einem zweiten Kampfe bei Fraga gar nicht,

sondern gibt die allgemeinere Nachricht von seinem allmähligen Hinsterben kurz nach der Schlacht. Man kennt nun drei Donationen Ramiro's aus dem Monate September dieses Jahres, wovon die Eine unterzeichnet ist: **facta ista carta era 1172 in mense septembris in Castro, quod dicitur Barbastro, regnante me in regno patris mei;** und die andern in ähnlicher Weise. Ich schweige, weil ich mir nicht getraue, dem Traggia in Bestimmung der Todesart Alonso's unbedingt beizupflichten, von einer vierten, die schon am 8. September, also am Tage nach Alonso's Tod mit **Ranimirus rex** unterzeichnet ist, obwohl Traggia zeigt, daß von S. Juan de la Peña bis Terrantona, wo sich damals Ramiro aufhielt, die Nachricht von Alonso's Tode in vierundzwanzig Stunden leicht hätte hinkommen können, wo sie, nach seiner Annahme von Alonso's langsamem Hinsterben den Ramiro durch die mit des Verstorbenen Testamente unzufriedenen Großen für diesen Fall vorbereitet treffen konnte. Lassen wir diese vierte Donation, weil der Titel **rex** dem Ramiro vielleicht auch früher zukommen konnte, so stimmt doch mit den übrigen bestimmteren ganz vortrefflich ein Manuscript in der Kathedrale von Lerida, worin Ramiro einige seiner Lebensumstände erwähnt: **Deo itaque miserante, cui omnia praeterita, praesentia et futura sunt praefinita, in posterum respiciente post medicum temporis intervallum clero et populo advocante et fratre meo rege Aldephonso annuente Barbastrensis seu Rotensis Sedis electus, *brevissimo transacto dierum spatio,* eoque feliciter *per obitum* a praesenti mari sublato, non honoris ambitione vel elationis cupidine, sed sola populi necessitate et ecclesiae tranquillitate — regiae potestatis culmina suscepi fratrique successi.** Wo war nach alle dem Zeit da zu jenen fabelhaften Begebnissen bei Roderich von Toledo,*) von denen die gleichzeitigen Zeugnisse der

*) Zwar nichts von der Wahl des Atares und den Cortes von Borja, aber Aehnliches angedeutet findet sich in der Chronik des Berenguer de Puig Pardines, bei Traggia p. 568. **Car perdut lo rey Alfonso los aragoneses se aiustaren é deliberarén de traure del monestir lo dit**

Chronik Alfonso's VII. nichts wissen? Wer wird nicht das Räsonnement Traggia's p. 478 ganz treffend finden: La crónica de D. Alonso VII. afirma, sin mencionar las cortes de Borja, que los aragoneses eligieron en Jaca á D. Ramiro. — Estos testimonios, como coetáneos, deben ser preferidos á las narraciones posteriores y poco verisímiles. Segun estas debió pasar mucho tiempo antes de eligir rey, y esto era muy antipolitico en las actuales circunstancias. Porque los aragoneses que no pensabon en reunirse à Castilla, y por los odios recientes del pasado reynado debian temer su mando, ni podian juntar las cortes en la frontera de los estados de D. Alonso VII, ni diferir largo tiempo la eleccion de quien tuviera interés en defenderlos. Ganz verwerfen möchte ich indeß mit Traggia diese Versammlung doch nicht; sie läßt sich recht gut mit der unmittelbaren Thronfolge Ramiro's vereinigen; nur ist aus dem Angeführten klar, daß man nicht mit Schmidt die Wahl des Letzteren auf die Verwerfung des Atares darf folgen lassen. Ich erwähne nichts von seinem Lebenslauf vor der Thronbesteigung, obgleich Traggia in Hinsicht auf die p. 72 erwähnten Bischofswahlen nach Burgos und Pamplona glaubt, Ramiro habe sie nicht wirklich angetreten. Ganz anders finde ich bei Traggia die Darstellung der Verhältnisse Ramiro's zu Alfons von Castilien. Es wäre zu weitläufig anzuführen, wie er mühsam den verschiedenen Aufenthalt des neuen Königs nach Urkunden verfolgt von seiner Thronbesteigung bis auf den Vertrag mit Alfonso über Saragossa. Die Zusammenkunft beider Könige in dieser Stadt erwähnt Schmidt nicht; auch Traggia findet die Sache zweifelhaft. Allein da Alfons VII. von dieser Zusammenkunft spricht, da er in einem Instrumente für die Kirche von Saragossa vom Dezember des Jahres 1134 von Ramiro weder als unrechtmäßigem Könige noch als Feind spricht, da Alfons ihm für Saragossa als Lehnsmann huldigte, so scheint

---

D. Remiro, germá tercer, é enviaren al papa per haber lexençia de traure lo dit D. R. del dit monestir. Allein diese Quelle ist, wie man aus dem Nachfolgenden sieht, nicht besser als Roderich.

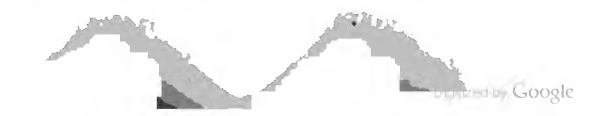
es ihm doch nicht, als ob das Ganze zu verwerfen wäre — Daß, so lange nicht Garcia von Navarra die Unterredung mit Alfons in Pradilla hatte, Ramiro ihn als Vasall ansah, beweist bei Traggia eine ganze Reihe von Urkunden; daß dies auch nicht blos auf einem Anspruche Ramiro's (s. Schmidt p. 73 Note 3) beruht, scheint der Umstand zu beweisen, daß, sobald nach jener Verbindung Garcia den Alfonso **Dominum suum** nennt, in Ramiro's Unterschriften das **regnante Garcia sub manu mea** wegbleibt. — Bei den unvollständigen Nachrichten über die Zusammenkunft in Alagon, ihren Veranlassungen und Folgen scheint Schmidt die allersonderbarste Vermuthung aufgestellt zu haben; p. 73: „Allein bald verließ Alonso seinen Bundgenossen und gab auf einer Zusammenkunft in Alagon gegen Ende des Augusts 1136 Saragossa und alle seine übrigen Eroberungen in Aragonien an Ramiro zurück, indem dieser ihm für diese Länder als Lehnsherrn huldigte" (vergl. Note 1 p. 74). Traggia vermuthet, daß Alfons den Ramiro gegen Garcia habe einnehmen wollen, und ihm deshalb wegen Saragossa gute Worte gegeben habe, bei denen es aber geblieben sei, indem ein Instrument aus den nachherigen Zeiten ihn noch als Herrscher in Saragossa nennt. Wie aber der Tausch des Lehensverhältnisses, den Schmidt aufstellt, den Ramiro gewinnen und bewegen soll, dem Könige von Castilien seine Tochter Pedronila zur Verlobung mit dessen Sohne zu geben, läßt sich schwer absehen. Da Schmidt die Streitigkeiten zwischen Aragon und Navarra nur knapp berührt, so übergehe ich Traggia's Erörterung p. 518 über die Zusammenkunft des Ramiro mit Garcia in Pamplona. Endlich noch eine Bemerkung: Ich billige es sehr, wenn sich ein Historiker der sonst so beliebten Charakterzeichnung der Helden enthält; allein doch muß in der Darstellung der Facten dem Leser die Möglichkeit gegeben sein, sich ein richtiges Urtheil selbst zu bilden. Wie wenige Zeilen aber den ganzen Gesichtspunkt in dieser Hinsicht verrücken können, beweisen Schmidt's Worte p. 72, die etwas von Rod. Tol. VI, 2 gefärbt scheinen: „Sogleich nach seiner Wahl suchte er das Vertrauen seiner neuen Unterthanen zu rechtfertigen und zu beweisen,

daß ihm wie auch manchem anderen Fürstensohne damaliger Zeit, der zum geistlichen Stande bestimmt und im Kloster erzogen war, Krieg und Staatsverwaltung nicht fremd sei; denn er" u. s. w. Wer erwartet nicht nach diesem, einen Helden und Staatsmann in diesem Könige zu finden? Es mag freilich die Anekdote nicht wahr sein, Ramiro habe, als er aus dem Priesterstande auf den Thron stieg, die Zügel des Pferdes nicht halten können, allein wer die Anekdote ersonnen hat, hat diesen rey cogullato viel besser bezeichnet, als Schmidt. Ein Anonymus von Sahagun sagt von ihm: era mozo en edad, mas mas lo era en las obras.

Alles bisher Angeführte kann natürlich nur zum kleinsten Theile gegen das Werk unsers Verfassers einen absoluten Tadel begründen; wie sollte es ihm angerechnet werden, daß die Hülfsmittel hier so sporadisch vertheilt sind, daß dadurch leicht einem Anderen in einem kleinen Theile der Geschichte ein Vortheil zu Gebote steht, den dagegen wieder ein Anderer in zehn andern Fällen zehnfach überwiegen könnte mit anderen Quellen, zu deren Zugang ihm der Zufall das Monopol gab. Ich wollte nur anschaulich zu machen suchen an auffallenden Beispielen, wie natürlich es ist, daß die Spanier trotz allem Mangel an kritischem Sinn, an freiem Ueberblick, an unbefangenem Urtheil durch ihre äußere und innere Lage vor einem Fremden, der sich an ihre Geschichte wagt, begünstigt sind, und das vaterländische Gefühl, das sie an den alten Volkssagen festhalten hieß, zeigt gerade, wie man sie selbst da hören muß, wo sie die θεοὺς ἐγγενεῖς vorzugsweise anbeten und ihnen opfern. So lange uns also nicht größere Schätze von Quellenschriftstellern offen stehen, würde ich es für wohlgethan halten, weniger um den Preis der Kritik mit den Spaniern zu ringen, als um den einer freien, ungetrübten, allgemein historischen Einsicht in die innere Geschichte ihres Landes. Wie unglücklich von dieser Seite die bisher gemachten Versuche sind, hat Masdeu zum Ueberfluß gezeigt; die ganze Anlage der Spanier selbst läßt auch nichts hoffen. Hier ist wirklich ein Verdienst zu erringen, denn hier wirkt die Befangenheit der Eingebornen wirk-

lich nachtheilig. Kein frappanteres Beispiel hiervon gibt es, als wie es die erste Periode der beglaubigten aragonischen Geschichte, wie Schmidt abtheilte (1035 — 1137), darbietet. Es sollte eigentlich eine längst bekannte Sache sein (und sie ist es in Spanien), von welcher altherkömmlichen Bedeutung die Klöster und Mönche von Eires, Leyre, Montaragon und besonders von Peña für die aragonische Geschichte sind. Von dem Kloster des Täufers Johannes von Peña schrieb Briz Martinez einen Folianten von neunhundert Seiten und verknüpfte ganz eng damit die Geschichte von Aragon bis auf die Vereinigung mit der Grafschaft Barcelona. Ein oft verachtetes Buch, allein für die Kulturgeschichte von Aragon eine ganz unentbehrliche Fundgrube! Es ist wahr, die Breite ist abscheulich, die mönchische Beschränktheit unglaublich, die Beziehung, in die er Alles zu seinem Kloster (à su casa) setzt, an vielen Stellen mit den Haaren herbeigezogen: kurz, ich möchte alles Nachtheilige von dem Inhalt des Buchs sagen, aber der Gedanke, der das Buch veranlaßte, ist ganz und völlig wahr: es ist damit wie mit tausend Dingen, die von spanischen Händen bearbeitet wurden; es ist genau damit, um mich an die schon berührten Gegenstände zu halten, wie mit den alten navarrischen Sagen: Verwerfe man ihren Inhalt, ihr Grundstoff ist unverwüstlich. Die ganze Geschichte von Aragon in dem genannten Zeitraum ist ein lebloses Gerippe, wenn sie nicht dem Kloster des St. Juan de la Peña einen Hauptplatz einräumt; es ist der Mittelpunkt, um den sich alles dreht. Ich will zugeben, Briz Martinez hat den Gedanken aufs Extrem getrieben und hat ihn noch dazu von der eigennützigsten Seite gefaßt; aber dann muß man mir auch zugeben, daß in unserem vorliegenden Buche ein anderes Extrem berührt ist, denn in dem ganzen ersten Jahrhundert der aragonischen Geschichte bei Schmidt ist das Kloster von Peña, so viel ich gleich sehe, auch nicht mit einer Sylbe genannt! Und daß ich den Gegensatz so schroff stellen kann, erlaubt mir noch eine Stelle p. 39 bei Schmidt, in der das Kloster genannt sein sollte, und durch einen recht argen Fehler verwechselt ist, einen Fehler, den ich doch in pa-

renthesi berühren muß, weil er zeigt, daß der Verfasser doch auch gar zu leicht über gar einfache Dinge wegschlüpft. Es heißt dort, der König Ramiro I. habe schon im Jahr nach dem Concilium von Jaca seinen Tod gefunden. Das Concilium in Jaca fällt aber, wie Florez III, 288 anzeigt und Aguirre annimmt, nach den bessern Nachrichten 1063, nach anderen 1060. In keinem Fall ist Schmidt's Angabe richtig. Derselbe hat nämlich mit diesem Concil das in St. Juan de la Peña, von dem er nichts erwähnt, verwechselt, denn dies legt man gewöhnlich 1062, indem man mit Blancas das Datum Era MLXII. für irrthümlich statt Anno Chr. gesetzt annimmt. Allein auch dagegen streitet Aguirre (Concil. Tom. VI), den Schmidt auch nicht gekannt hat, ganz mit Recht, weil einmal in diesem Concilium von Peña noch ein Bischof von Aragon genannt wird, da doch zwei Jahre vorher (man sieht aus diesem Argument, daß Aguirre selbst sich nicht gleich bleibt, denn er nimmt hier offenbar das Jahr 1060 für die Versammlung in Jaca, während er zu der Akte dieses Concils selbst ohne weitere Erklärung 1063 setzt) beschlossen war, diesen Titel in den eines Bischofs von Jaca zu ändern. Mögen auch, meint Aguirre, diese Bischöfe noch lange mit dem Namen der aragonischen genannt worden sein, so würde es doch nicht hier in Gegenwart des Königs und zwei Jahre nach der ersten Bestimmung der Aenderung bei einer so feierlichen Gelegenheit geschehen sein. Entscheidender ist, daß ein Abt Paternus II. von St. Juan in der Urkunde des Concils von Peña vorkommt, der schon 1042 Abt zu sein aufhörte. Kann nun freilich auch, wenn dem Era seine wörtliche Bedeutung gelassen wird, das Concil nicht ins Jahr 1024 fallen, wo Ramiro noch nicht regierte, so ist doch die Unzuläßlichkeit von Blancas Annahme auch klar, und man muß eine Verderbtheit der Zahl annehmen, was in diesen Instrumenten so oft der Fall ist. Diese Confusion nun hat Schmidt von Blancas überkommen, der auch beide Concilien vermischt. Das möchte noch hingehen, weil man sich sonst auf Blancas wohl verlassen kann, allein da Schmidt selbst den Aufsatz aus Florez III. de la Missa antiqua de España citirt, so erregt der Fehler



einen Verdacht gegen seine Citate. Denn wenn er diesen Aufsatz wirklich aufgeschlagen und — ich will nicht sagen durchgelesen, sondern nur zu lesen angefangen hätte, so müßte er schon auf der ersten Seite diesen Irrthum des Blancas erörtert gefunden haben: **Ger. de Blancas atribuye a este Synodo lo que de ningun modo es parte suya, sino de otro de S. Juan de la Peña, como se halla en Briz lib. II, 42.**

Wenn ich über Mangel an Aufklärung der inneren Geschichte von Aragon in dem vorliegenden Werke sprach, so muß man mir nicht den letzten Abschnitt desselben entgegenhalten, der sich ausschließlich hiermit zu beschäftigen scheint. Er ist der schwächste Theil des Buchs, und dies wird sich nach wenigen Blicken, die man darauf wirft, herausstellen. Ich muß auch hier bemerken, daß ich allen Umblick rein vermisse. Der Verfasser gebraucht z. B. die **Historia de la economía politica de Aragon, por D. Ignacio de Asso.** Wie er ihn im Einzelnen benutzte, will ich gleich hernach mit ein Paar Beispielen zeigen, hier rede ich nur von dem Eindruck, den das gut gearbeitete, einfache Buch im Ganzen machen muß, und von der Belehrung, die eben diese Gesammtmasse bietet. Ich lernte daraus, daß die Quellen zu diesem Zweige der Geschichte in Aragon höchst spärlich fließen, daß nach der Zusammenstellung Asso's noch eine Unzahl von Fragen unbeantwortet, von Zweifeln ungelöst bleiben. Findet man davon auch nur eine Andeutung bei Schmidt? Ich lernte daraus, daß das eigentliche Aragon an industrieller, commercieller, und fast aller Cultur immer zurück war, denn das läßt sich auch trotz der Armuth an Nachrichten aus Asso herausfinden, wenn man nur das, was seine verborgen liegende Liebe zum heimischen Boden verdeckt, zu enthüllen weiß. Bei Schmidt erhält man durch die Einmischung des Handels und der Gewerbe der thätigsten Spanier, der Valentier und Catalonier, ein ganz falsches Bild. Geht man ins Einzelne, so wird man sich nicht befriedigter finden. Mit welchem Erstaunen wird man p. 449 unter „Finanzwesen" die naiven Worte lesen: „Das Wenige, was darüber hier zu sagen ist, beschränkt sich auf die Aufzählung der königlichen Einkünfte." Wahrhaftig? Man muß bekennen,

es würde um das Finanzwesen eine herrlich leichte Sache sein, wenn es sich mit nichts als mit den Civillisten abzugeben hätte, so viel Tumult auch im Augenblick darüber hier und da herrscht. Wenn Schmidt bekannt hätte, er habe in Bezug auf das Finanzwesen für nichts sonst als für das königliche Einkommen eine Quelle gehabt, so hätte das doch einleuchtender gelautet; nur Schade, es wäre nicht wahr gewesen. Denn in demselben Asso ist, freilich an einer anderen Stelle, wo es Schmidt nicht suchte, ausführlich die Rede von dem Zweige der Einkünfte, der hauptsächlich zu Bestreitung der Staatsausgaben verwendet ward, den Aduanas, gewöhnlicher Generalidades genannt. Sonst finden sich auch in dem Gegebenen mancherlei Versehen. Die Exemtionen von dem peage u. s. w. (p. 451) z. B. hatten schwerlich zu allen Zeiten Statt. Unter Jacob I. ward ausdrücklich festgesetzt, daß das Infanzonat nicht von der lezda befreien könne, wenn der Infanzon Handel treibe wie ein Kaufmann. Dies ist auf demselben fol. 106 der fueros zu lesen, das Schmidt citirt. Nicht alle übrigen privilegirten Aragonier waren ausgenommen; nach Villalba Codex fororum Tom. I. p. 588, sind die Geistlichen zu dem pedagium und der lezda gehalten. Asso sagt p. 413: Es verdad, que muchas ciudades y Villas, los Ecclesiasticos, Nobles y Infanzones gozaban de la esencion de peages: pero esto privilegio estaba limitado à las mercaderias, que circulaban en lo interior de la Provincia. Dies stützt sich auf ein Gesetz Pedro's II. von 1384 fol. 121. Allein ich muß gestehen, daß ich auch dies mit dem Gesetze auf fol. 106 nicht zu vereinigen weiß, das ganz kahl lautet: Infantio — solvat lezdam prout solvunt alii mercatores: nec infantionatus potest eum ab hujusmodi solutione aliquatenus excusare. Man sehe einmal das Gesetz von 1348 an: Cum prelati, barones, mesnadarii, milites, cives et homines aliquarum villarum sint liberi et franchi cum mercibus et rebus suis ab omni praestatione lezde, pedagii etc. — et aliqui officiales nostri — conentur extorquere et levare pedagium — *ab hominibus locorum praedictorum;* Ideo statuimus — quod aliquis officialis — talia pedagia etc. a prae-

dictis privilegiatis intra dominationem nostram de cetero exigere vel levare non presumat. Es ist, glaub' ich, nicht zu zweifeln, daß die prelati, **barones**, mesnadarii und **milites** so gut wie die **cives** und **homines** von dem folgenden **aliquarum villarum** bestimmt werden. — Schmidt übergeht nachher einige regelmäßige Einkünfte des Königs; den **derecho del peso y almudi**; die **derechos de pardinas**, die aus den **rotten boroughs** flossen, die man an benachbarte Orte gegen ein leichtes **treudo** an den König überließ; und mehr andre, die zum Theil nur local waren.

Neben die Art, in der Schmidt p. 452 den Uebergang der ursprünglichen Servicios von Kriegsdiensten zu Geldleistungen angibt, hätte er stellen sollen, was Asso p. 490 beibringt, daß 1357 dem Könige neben Kriegsvolk zugleich die Kosten zu dessen Unterhaltung bewilligt wurden. — Ferner: profierta wird der Servicio nur genannt (im Lexikon wird freilich die Bedeutung vielleicht fehlen); wenn er leihweise bewilligt ist. Weil Schmidt diesen Unterschied übersah, sagt er nachher, dem Könige Ferdinand seien 1412 drei und zwanzig tausend Gulden geschenkt und zehn tausend überdies bewilligt worden. Vielmehr g e l i e h e n wurden sie ihm. — So ist, wie schon angedeutet, in dem folgenden Artikel p. 453 wohl einiges aus Capmany für den Handel von Barcelona, aber nichts über den des eigentlichen Aragon, denn die Paar Worte p. 458 geben doch gar keine Vorstellung. Warum nicht ein Wort auch darüber, da bei Asso so bequem Alles beisammen lag? Warum nicht ein Wort über die Beschränkungen des Handels durch die Mauthen, Zölle, Brücken- und Straßengelder? Auch darüber hat Asso und etwa Dormer in seinen discursos historico-politicos alles, was sich finden läßt, zusammengestellt.

Es war mein Zweck, auf die Seiten hinzuweisen, die ich in unserem Werke vernachlässigt fand; vielleicht läßt sich der Verfasser bestimmen, gelegentlich in einer Umarbeitung auf diese Parthieen Rücksicht zu nehmen; dann können wir auf der Grundlage des jetzigen Buches eine gründlichere Geschichte des so interessanten Landes erwarten. Die guten Seiten des Buchs sprechen

für sich selbst. Es galt mir auch nicht, ausschließlich dieses Werk zu betrachten, sondern überhaupt auf einige Punkte aufmerksam zu machen, die mir mehr oder minder bei allen deutschen Bearbeitern der spanischen Geschichte auffielen. Ohne diese Absicht wäre es unartig gewesen, nach zwei und mehr Jahren Ausstellungen an einem Buche zu machen, dessen Verfasser selbst es in diesem Augenblick gewiß ganz anders behandeln würde. Wie ändert sich der Gesichtskreis in zwei bis drei thätig verbrachten Jugendjahren! Wenn dem Verfasser diese Erfahrung nicht fremd ist, so wird er sich zu gewissen Mängeln seines Buchs gern selbst bekennen, zu solchen namentlich, denen unter gleichen Umständen Keiner, und sei er auch noch so talentvoll, entgangen wäre.

Ueber

Machiavel, son génie et ses erreurs.

Par A. F. Artaud.

Paris 1833.

1834.

Nie sind vielleicht zu Einer Zeit über Einen Gegenstand zwei so verschiedene und doch mit einander so verträgliche Werke geschrieben worden, als dieses Buch über das Leben des Machiavell und die Charakteristik dieses Mannes in den historischen Schriften des unterzeichneten Referenten, die neulich ausgegeben wurden. Hier schreibt ein Franzose und ein Deutscher, der eine ein älterer, der andere ein jüngerer Mann; der eine durch eine Reihe von Werken über italienische Malerei, Antiquitäten, Poesie bekannt und seine Werke selbst gesucht, der andere kaum aus dem Dunkel hervortretend und durch einen im Mißverständniß über sich selbst begonnenen früheren Versuch bei einer Klasse von Gelehrten ein wenig discreditirt; der eine vormals französischer Geschäftsträger in Florenz, Wien und Rom, der andere ein simpler deutscher Privatdocent; den einen macht sein langer Aufenthalt in Italien und ein langes Studium des florentinischen Staatsmannes zu seinem Unternehmen hinlänglich befugt, der andere, der kaum acht Monate in Italien anwesend, seine Zeit zwischen Kunst, Alterthum und mittelaltrige Literatur theilte, schrieb in dieser Zeit, ohne andere als allgemeine Vorstudien gemacht zu haben, nicht allein sein ganzes Gutachten über den Machiavell, sondern auch eine Geschichte der florentinischen Historiographie dazu; der eine ist in einem Hauptfach des Helden seines Werkes erfahren und bewandert, der andere in einem anderen Fache desselben, so

hofft er wenigstens, kein Fremdling. Dies sind Gegenstände in der Persönlichkeit der zwei Autoren; sie mußten große Verschiedenheiten in ihren beiderseitigen Werken hervorbringen. Dazu kommt, daß die beiden Verfasser beinahe ihre Nationalität ausgetauscht — nicht haben, nur zu haben scheinen. Der Franzose schreibt ein Opus von zwei Bänden, der Deutsche faßt sich etwa in den achten Theil dieses Raumes zusammen; jener benutzt sein Buch, um in Noten und Text gelegentlich politische Ansichten und Meinungen, Erörterungen einzelner Punkte aus der neueren Zeit, Räsonnements über Charaktere und Begebenheiten der alten Geschichte niederzulegen, der andere verfolgt seinen Zweck vielleicht mit allzu vieler Strenge und Kürze. Haben uns nicht die Franzosen vorgeworfen, wir verstünden kein Buch zu machen, weil wir mit unserer cruden Gelehrsamkeit den Leser plagten, mit unserer breiten Weitläufigkeit den Leser langweilten, mit unserer Achtlosigkeit im Styl den Leser verletzten, mit all unserer Anstrengung zu keinem Ziel, zu keinem Resultat gelangten? Wohlan, dieser Franzose besitzt eine crude Gelehrsamkeit, wenn er auch den Leser nicht eben damit plagt, der Deutsche plagt vielleicht den Leser, aber gewiß nicht mit cruder Gelehrsamkeit; der Franzose verfährt mit einer breiten Weitläufigkeit, sollte sie auch nicht eben langweilen, der Deutsche aber, falls er langweilt, thut's zuverlässig nicht durch breite Weitläufigkeit; der Franzose hat eigentlich gar keinen Styl, sondern er läßt fast immer den Machiavell selbst reden, der Deutsche behandelt nicht selten den Machiavellischen Text selbst da, wo er übersetzt, mit einiger Freiheit; der Franzose gesteht es bescheiden selbst, daß er mit seiner großen Anstrengung zu keinem Ziele kommen wollen, der Deutsche meint ganz treuherzig, mit seiner ungleich kleineren Anstrengung zum Ziele gekommen zu sein. Herr Artaud ist ein Mann, der seinen Machiavell mit einer scrupulösen Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit gelesen hat; noch mehr, er hat den ganzen Prozeß, der seit dreihundert Jahren vor dem Publicum anhängig ist, durchstudirt; er widmet den Schriften, die pro und contra erschienen sind, mehrere hundert Seiten seines zweiten Bandes, während

der Deutsche diese Angriffe und Vertheidigungen ganz knapp von sich abwies; Herrn Artaud entgeht nicht die kleinste Falte in Machiavell's Herzen, nicht die versteckteste Zeile in seinen Schriften, nicht der kleinste Fehler in seinem Gedächtniß. Macht er einen lateinischen Schnitzer, Herr Artaud corrigirt ihn; braucht er in seinen Briefen ein französisches Wörtchen, so freut es Herrn Artaud und er zweifelt nicht, daß er vortrefflich Französisch gesprochen habe; begeht er einen historischen Irrthum, Herr Artaud spürt ihn auf; citirt er den David falsch, Herr Artaud weist ihn zurecht; spielt ein gewisses Pillenrecept in Machiavell's Leben eine gewisse Rolle, Herr Artaud läßt es von Chemikern und Apothekern machen; die Rede führt Herrn Artaud auf ein Gebetbuch der Königin Anna von Bretagne, er beschreibt es, wie es noch existirt, in seiner Eigenschaft als Präsident der Gesellschaft der französischen Bibliophilen; soll eine Stelle aus Commines citirt werden, so läßt sie Herr Artaud in derselben Eigenschaft in alten Charakteren drucken; jedem kleinen Tractat in Machiavell's Werken weist er nach chronologischer Forschung seine Stelle an; nicht das kleinste Fragment ist in seiner allgemeinen Analyse unberücksichtigt geblieben; keine Unterschrift in Machiavell's Briefen und Berichten ist übersehen, denn der erfahrene Diplomat weiß, daß unter seines Gleichen die zarteste Beobachtung der Regeln der Etiquette herrscht, und daß aus dem Uebergang von einem „unterthänigen Diener“ zu einem bloßen „Diener Machiavell“ auf gestiegenen Rang und Selbstgefühl in dem florentinischen Secretär zu schließen ist. Was hat nun der Deutsche hiergegen zu setzen? Daß er seinen Autor kennt, trotz dem Herrn Artaud, würde er wohl nicht gerne bezweifelt sehen; daß er seines Autors Fehler nicht übersehen hat, gibt er hier und da zu verstehen, lehnt es aber ab, sie zu bekritteln; daß er aber Citate, Unterschriften und jedes Bruchstückchen mit so diplomatischer Genauigkeit erwogen, mit so chronologischer Schärfe an die richtige Stelle gewiesen habe, das darf er nicht behaupten wollen, der von fünf bis sechs Werkchen des Machiavell gar nicht redet, der von den Büchern über den Krieg eher handelt,

als vom Fürsten, oder, wie uns Herr Artaud künftig zu sagen heißt, von dem Büchlein über die Fürstenthümer. Der französische Verfasser gibt eine vollständige Analyse der sämmtlichen Werke Machiavell's; eine minutiöse Erörterung seiner Legationen und Negotiationen, meistentheils mit den treu übersetzten Worten des Autors selbst; sein Grundsatz ist dabei, es gäbe nichts Kleines in dem politischen Leben eines solchen Genies. Daß bei einer so gründlichen Ausführung namentlich dieses letzteren Theils von Machiavell's Werken der Verfasser viele Leser zu ermüden fürchten mußte, war natürlich und wird von ihm selbst geäußert; dagegen bekennt sich auch der Deutsche für diese Methode im Allgemeinen, nur daß er sie nicht so kleinlich wird ausgedehnt wissen wollen. Ihm scheint es, als ob in unserer Welt der Bücher und der Gelehrsamkeit in der Fülle und Masse nicht das Wissen bestehen könne, als ob der Stein der Weisen nicht sowohl durch Aufschichten als durch Ausscheiden zu finden sein müsse. Er hat sich deshalb schwerlich darum bekümmert, wenn hier so viel Gewicht auf mancherlei der kleineren Producte des Florentiners gelegt wird, wenn der Verfasser des französischen Werkes z. B. (I, 202) in den Decennalen die „höchste Poesie“ findet, denn dem Deutschen mißhagt an diesem Ausspruch der Geschmack des heutigen dichtenden und lesenden Publicums, das für Poesie nimmt, was irgend ein junger, unruhiger und leidenschaftlicher Mensch, aufgeregt durch die Frische seiner ungestümen Empfindungen, nicht selten durch Unmuth über seine Verhältnisse, durch gestörte Ideale mit heißem Blute, mit fieberhafter Laune, mit erbitterter Seele in Verse bringt, die ihm die gemachte poetische Sprache einer kaum emporgeblühten Literatur bietet, in Reime, die ihm aus der nämlichen Quelle zufließen, in Gedanken, die allzuoft Reminiscenzen derselben Art scheinen. Diese Heftigkeit, dieser patriotische Eifer, diese glatten Reime, diese scharfsinnigen Antithesen, diese Allegorien, sprichwörtliche Sentenzen und Witzworte reizen auch in Machiavell's Versen, allein der Reiz ist kein poetischer. Dies also und dergleichen ließ den deutschen Verfasser unbesorgt, allein wie mochte ihm wohl zu Muthe werden, als er hier den halben Band des

Werkes eines Diplomaten, eines ehemaligen Geschäftsträgers in Florenz, Wien und Rom über einen Diplomaten, über das Muster aller Geschäftsträger vor sich sah? Gewiß, ohne Besorgniß ging er nicht an das Buch, denn wie leicht konnte er mit seinen unerfahrenen Paar Jahren sich in jener Beurtheilung der Gesandtschaft an Cäsar Borgia die größten Blößen gegeben haben, so altklug er sich auch dabei anzustellen scheint; doch ging er darum nicht minder in dem ernsten Wunsche daran, wirkliche Aufklärung und Belehrung zu finden. Aber hier fand er sich getäuscht; zu seiner Freude vielleicht? nein, vielmehr bis zum Mißmuth, denn durch die Vergleichung dieses Buches belehrt zu werden, wäre ihm unendlich wichtiger gewesen, als sich durch sie etwa ein wenig geschmeichelt zu sehen. Die nationale Eitelkeit scheint Herrn Artaud veranlaßt zu haben, Machiavell's Gesandtschaft am französischen Hof ausführlicher, als alle andere zu verhandeln, und dabei allerhand Punkte genau zu besprechen, die man für unbedeutend halten möchte. Er hebt dort den Geiz der florentinischen Signorie hervor, der den Gesandten immer in Noth und Schulden bringt, allein er scheint wirklich übersehen zu haben, bei all seiner sonstigen Gründlichkeit, daß der Geldmangel von anderen Gesandten nicht so empfunden ward, wie von Machiavell, der aus Grundsatz volle und offene Hände an den Legaten forderte. Hier dagegen, in der Legation an den Herzog Borgia, die weit wichtiger ist und weit lehrreicher, wo wir zuversichtlich in die Schlangenwege des diplomatischen Verkehrs näher eingeführt zu werden hofften, hier zeigt uns Herr Artaud weder das ängstliche, kleine Benehmen der Signoren, noch den schärferen Blick, das gesunde Urtheil, die peinliche Lage des Machiavell; dort rühmte er an dessen Berichten die Unerschrockenheit, den Wahrheitssinn, den Patriotismus, und verwechselt dabei die Zeiten, die damals mehr ertrugen als heute, hier aber übersieht er die Feinheit der Rathschläge, den Tact in seinen Vorwürfen und, als Alles nichts helfen will, die ungestüme Forderung der Abberufung, die nichts anderes bezweckt, als die Signoren zu entschiedeneren Maßregeln anzufeuern, während Hr. Artaud dies ganz anders

und ganz übel zu deuten scheint.*) Man hätte denken sollen, über den Redekampf, über die Verhandlungskunst zwischen dem Herzog und dem Secretär hier mehr zu finden, als die bloßen Andeutungen des deutschen Verfassers, allein man findet selbst die Andeutungen nicht. Wo dieser lauter Schlauheit, List, Vorsicht zwischen Beiden sieht, sieht Herr Artaud Freundschaft; wo der Herzog mit einem gezeigten Vertrauen den Florentiner einzunehmen und cordial zu machen sucht, sieht Herr Artaud Intimität; wo der Herzog den Secretär zu übertölpeln sucht, sieht Herr Artaud gar nichts. Die Unmöglichkeit, in der sich Machiavell findet, das Geheimniß des Herzogs, das Dunkel, in das er sich hüllt, zu durchdringen, wird nicht erwähnt, wohl aber des Breiten über eine Geleitsversicherung für die florentinischen Kaufleute gehandelt, die in der ganzen Geschichte eine ganz unnöthige Episode ist; was der Herzog durch sein auffallendes Alleinstehen, durch die Art, wie er ganz auf sich selbst ruht, auf Machiavell's politische Ansichten wirken konnte; was des Herzogs Plane seien; was für Reden über seine Plane gingen, wird nicht hervorgehoben: und doch ist es nur dies, was die Signoren, was selbst den Machiavell in diesen Unterhandlungen vor den äußersten Vorwürfen schützen kann.

Bei Gelegenheit der Erwähnung des Hofmannes, der dem Secretär einige vertrauliche Mittheilungen macht (p. 105), in Bezug auf die Geschicklichkeit der Leute, mit denen der Herzog umgeben ist (p. 104), stimmen die Verfasser einmal zusammen. Gleich nachher aber wird bei Hrn. Artaud über die Bundesartikel und die Unterhandlungen des Herzogs mit seinen Feinden leicht weggesprungen, und sein Benehmen gegen Florenz bleibt ein Räthsel. Daß der Verfasser des französischen Werks übri-

*) Er scheint dafür zu halten, daß Machiavell etwas von des Herzogs Planen gewußt oder gemerkt hätte, und daß er deshalb, um seine Seele zu retten, so ungeduldig von seiner Seite wegbegehrt hätte. I, 114. Il a peut-être exagéré l'état de détresse où il s'est vu dans cette mission; il a pleuré misère, comme un véritable enfant: il a manifesté le plus opiniâtre empressement *de sortir de cet enfer*. — Le crime appartient tout entier à César Borgia.

gens den Machiavell in dieser Sache theilnahm- und schuldlos sieht, ist natürlich, da keiner anders kann, der die Quellen durchliest; auch daß er ihm kein Verbrechen daraus macht, wenn er sein Mißfallen in dem berüchtigten Dokument unterdrückt, ist erklärlich, da auch er dies Dokument als einen amtlichen Bericht ansieht, in den kein Lob und kein Tadel gehört, und da er weiß, wie wenig man einen Menschen nach seinem Auftreten in einem Amte beurtheilen muß, das ihm „die Regeln der strengsten Convenienz, des Ernstes und der Kälte, und Rücksichten auf unwissende, eitle und periodisch wechselnde Magistrate auferlegt.“

Ich komme zurück, um meine summarischen Aussprüche im Eingang zu erhärten. Der französische Autor sieht sich dem ganzen Europa, das in den Angelegenheiten des Machiavell seit dreihundert Jahren als ein permanentes Assisengericht constituirt ist, um den großen Prozeß über den Mann zu instruiren, gegenüber, und tritt — weder als Ankläger noch als Vertheidiger auf, sondern er scheint bestellt, die Acten zu revidiren, in Ordnung zu redigiren und den Geschwornen zur leichteren Uebersicht vorzulegen. Der Deutsche sitzt in der Jury, resumirt und gibt sein Votum bereits ab, und muß nun gewärtig sein, ob die übrigen Mitglieder mit ihm oder gegen ihn oder gar nicht stimmen, und dem Franzosen beifallen werden, der wieder von vorne zu untersuchen anfangen will. Kenne ich meine Deutschen recht, so werden bei ihnen Stimmen in jedem Sinne fallen, bei dem letzten aber wird es sein Verbleiben haben. Hier steht also Hr. **Artaud** in einem großen Vortheile. Zudem gewinnt er durch die große Gewissenhaftigkeit, mit der er an seine Aufgabe geht, durch die hohen Begriffe, die er davon hat, durch seine wahrhaft deutsche Bescheidenheit jeden Hörer und Leser eben so sehr, als der Deutsche durch sein vorlautes Abstimmen und seine wahrhaft französische? das möchte ihn kränken, aber doch nicht eben deutsche Anmaßung abstoßen könnte. Hr. **Artaud** sagt in seiner Vorrede, er wolle des großen Prozesses sämmtliche Aktenstücke dem Publikum wieder vorlegen, und sie mit den erforderlichen Erläuterungen und Erörterungen

begleiten. Nichts wolle er übergehen, er werde den Dichter, den Politiker, den Moralisten, den belustigenden Erzähler, den Comöden, den Strategen, den Historiker Machiavell vorführen; Alles in diesem Universalgenie hätte er beurtheilen, oder vielmehr vorlegen müssen, um dem Publikum das Urtheil möglich zu machen. „Enfin (introd. p. XI), résolu, malgré quelques résistances, à placer mon nom en tête de cet ouvrage, j'ai senti la nécessité de prouver au public le respect que je porte à ses décisions; je n'ai rien négligé pour exciter son attention, pour mériter sa bienveillance, et pour remplir ma tâche en homme d'honneur, en homme scrupuleux observateur des règles prescrites en tous pays par les habitudes de la société choisie, en homme qui aspirait à être lu par les esprits justes et généreux. Je n'ai rien omis, rien laissé en arrière, ni temps, ni veilles, ni sollicitations, ni prières, ni sacrifices, pour achever convenablement une tâche difficile, que tout le monde ne pouvait pas entreprendre, et à laquelle je me suis dévoué, corps et biens, avec le plus entier abandon.“ Gewiß, dies ist sehr ehrenwerth, und Referent muß bekennen, daß diese Unverdrossenheit, dieser redliche Eifer durch das ganze Buch durchgeht, das uns eigentlich mehr an die Forschungen neuerer englischer Gelehrten erinnerte, als an französische. Wenn nur der wackere Mann seine Aktenstücke, wo er excerpirt, mit mehr Umsicht excerpirt hätte; denn nach dem, was der erwähnte Geschworene im Gedächtniß hat aus dem früheren Lesen der ganzen Akten, kam es ihm vor, als ob viele sehr wichtige Dinge in den Schatten gestellt, viele sehr unwichtige herausgehoben seien; dazu hat der Berichterstatter, der im Großen dem Publikum das Urtheil frei lassen wollte, im Einzelnen allzuviel geurtheilt. Mir dünkt, daß er zu sehr sich an die einzelnen Fälle gehalten hat mit seinen Vertheidigungen, und an das Ganze der Handlungen und der Absichten des Angeklagten zu wenig, oder eigentlich gar nicht; mir dünkt, daß er sich dadurch des größten Vortheils begeben hat, dessen er sich vor einer Jury bedienen konnte, bei der die moralische Ueberzeugung gilt; die abgerissenen Worte des

Machiavell, vereinzelt discutirt, brechen ihm den Hals, ohne alle Rettung; des Mannes Maximen, Leben, Werke im Ganzen setzen ihm die Bürgerkrone auf. Wenn er den Helden seines Buchs im Allgemeinen charakterisirt, was thut er? Er zählt (p. 1) auf, was er nicht Alles war; ein praktischer, ein theoretischer Staatsmann, ein tiefer Commentator des Plato, des Aristoteles, des Titus Livius, des Tacitus, des Sallust, des heiligen Thomas, ein Hersteller der Comödie, ein Novellist, ein erotischer und satyrischer Poet, ein unermüdlicher Vertheidiger der vernünftigen Rechte seines Landes, ein durchdringender und scharfer Beobachter der Sitten des civilisirten Europa seiner Zeit, ein großer Historiker, ein Universalpublizist, ein Stratege. Aber armer Machiavell, wenn nicht ein gemeinsamer Mittelpunkt da ist, auf den sich alle diese disparaten Eigenschaften concentriren lassen, wenn sie nicht alle in derselben Peripherie größere oder kleinere Räume beschrieben, wenn nicht die Enge des Einen durch die Weite des anderen dieser Räume bedingt und entschuldigt würde, welch eine kümmerliche Stelle würde dann der treffliche Mann in vielen dieser Qualitäten einnehmen! Der tiefe Commentator des Plato, des heiligen Thomas! der Novellist, der Poet! Doch dies mag so hingehen. Allein schlimmer ist's, daß Hr. Artaud sich auf die Vertheidigung einzelner politischer Lehrsätze des Machiavell einläßt, indem er sie aus dem Ganzen herausreißt. Wenn er für den florentinischen Sekretär überhaupt sich in günstiger Stimmung zeigt, so bedenke jeder Leser, daß der Mann weit entfernt ist von diplomatischer Nichtachtung moralischer Vorschriften, im Gegentheil hat es mich überrascht, einen so strengen Sittenrichter in ihm zu finden und einen so vortrefflichen Begriff von der modernen politischen Moral von ihm zu bekommen, wie ich ihn in meinem Leben nicht gehabt habe. Man lese nur seinen Abscheu gegen einen Cäsar Borgia,*) seinen Abscheu gegen die Doctrin des

*) I, 116. Ce misérable sans patrie, espèce de brigand sur le trône, et dont on pouvait dire qu'il était sans père, puisqu'il ne pouvait nommer le sien, ne manquait pas d'une sorte de talent,

Machiavell, daß unter gewissen Umständen Wort halten unklug sei. Wenn er aber den Machiavell zu retten meint gegen den Vorwurf einer Vorliebe für den Herzog, indem er aufspürt, daß er ihn mit den Namen eines Verstellers, eines lauernden, lockenden Basilisken belegt, so werden sich wenige seiner Leser beruhigt fühlen; und wenn er mit Vergleichung der heutigen, ihm in so gutem Lichte erscheinenden Sitte*) das einzelne Capitel über den Wortbruch bestreitet, so wird ihm eben so wenig Jemand beipflichten, der dies in seinem richtigen Zusammenhang sieht. Wenn er (I, p. 220) dem Machiavell den schnellen Uebergang zu den Mediceern vorwirft, so hätte er auch da nicht übersehen sollen, welche allgemeine Grundsätze den Florentiner dabei leiten; hier ist ein Punkt, wo die Kenntniß der Sitte jener Zeiten wieder unumgänglich war. Auch p. 311 vertheidigt er in solch einer schwachen Weise wieder den Machiavell gegen die Anklage seiner Neigung zu Borgia; er wünscht nur, daß Machiavell sich offner, deutlicher, b i t t e r e r über

---

d'éloquence et d'habileté en affaires, même il savait punir justement, — mais toutes ces sonsidérations ne servent qu'à l'accuser encore plus de n'avoir pas cherché à fonder une autorité que protegeaient tant de puissances, sur la fidélité à sa foi, et sur ces vertus dont quelques princes de ce temps-la lui donnaient l'exemple.

*) I, 350. Aujourd'hui — il n'est plus permis de mentir. Un diplomate qui suivrait de telles maximes serait le jouet de son pays et des autres nations; l'homme en place, qui passerait pour manquer à sa parole, qui se complairait dans cette politique d'une si petite échelle, comparaîtrait devant un tribunal qui rend aussi ses arrêts: mille journaux proclameraient tous les matins ses nouvelles perfidies. On ne tromperait pas trois fois sans être démasqué. Aujourd'hui les principaux diplomates de l'Europe sont des hommes aussi distingués par la droiture de leur esprit que par leurs talents; et la société ne reçoit-elle pas tous les jours, dans son sein, des ministres, qui souvent ont, le matin même, discuté les affaires de l'Etat? Là, les femmes, les hommes de lettres, les propriétaires d'une fortune indépendante, les bons esprits, mille puissances diverses feraient justice du menteur et de l'impie.

ihn geäußert habe, und doch glaubt er, daß das Bischen moralische Mißfallen, was er in seinen Aeußerungen über ihn findet, das sonstige politische Wohlgefallen aufwiegen könnte. Hier sind wir im Mittelpunkt der Kritik des Hrn. Artaud angekommen. Er wägt hin und her, Wahres gegen Falsches, Gutes gegen Böses in den Schriften des Machiavell, und denkt mit dem Ersteren dem Letzteren ein siegreiches Gegengewicht zu halten. Dies liegt in seinem Verfahren, es liegt auch ziemlich deutlich in einer Stelle auf I, p. 293 ausgedrückt. *) Er legt daher auf Machiavell's humanere Doctrinen eine ganz besondere Bedeutung; seine Bekämpfung der Confiscation ist eine derselben, die ihm sehr schwer in die Wagschale fällt.

Herr Artaud verzeiht dem Machiavell seine Lehre vom Wortbruch wegen der von der Confiscation; er vergibt ihm das Unrecht, das er mit seinen Urtheilen hier und da den Franzosen thut, wegen seiner sonstigen Welt- und Völkerkenntniß; er hält ihm seine Träume über italische Einheit zu Gute, weil sie von Patriotismus zeugen, und weil er nicht einsieht, daß ein Machiavellischer neuer Fürst in dergleichen Bedenklichkeiten, wie Er sie (I, 413) vorbringt, gar leicht Rath schaffen kann; Herr Artaud entschuldigt Machiavell's frühere, im Exil, in der Noth, in größerer Jugend geschriebene Schriften mit seiner späteren, reiferen; die Discurse mit der Kriegskunst, den Castracani mit dem Gutachten an Leo X., mit der Instruction an

---

*) Je ne dis pas, qu'en continuant d'examiner les principautés, nous ne trouvions matière à observations très-sérieuses sur plusieurs préceptes iniques qu'il y aura lieu de combattre, comme le fameux chapitre 18 sur la manière de maintenir sa parole; mais je ne saurais trop déplorer qu'on ait si peu lu cet ouvrage, et que surtout on connaisse si imparfaitement en France cette quantité de pages éloquentes, animées et brûlantes, qui fourmillent dans ce traité. Je finirai l'examen de ce chapitre, en faisant observer, que tous les jugemens portés, ici sur la France, si l'on excepte la petite dureté maligne que le cardinal s'était bien attirée par sa provocation, offrent un caractère d'urbanité et de gravité, qui portent bien plus avant la conviction dans l'esprit même du lecteur françois.

Rafael Girolamo; den Fürsten (II, 170) mit der Geschichte, und er hat nicht gesehen, daß in der Geschichte die Lehre vom neuen Fürsten an verschiedenen Beispielen deutlicher, klarer vorgetragen wird, als in dem Fürsten selbst, der alle Köpfe zu verwirren bestimmt scheint. Er meint mit seiner chronologischen Reihe der Machiavell'schen Schriften die Inconsequenz darin zu erläutern und zu entschuldigen; die Veränderungen in denselben sind successiv; er meint (I, p. 368), Machiavell habe allmählig seine verschiedenen politischen Lehren modificirt, verlassen, wieder ergriffen und unter neuen Gesichtspunkten dargestellt, bis er zuletzt bestimmte Ansichten festgehalten habe. Diese bestimmten Ansichten in seinen Geschichts- und Kriegsbüchern aber, sagt der deutsche Autor, sind die nämlichen, die in den Discursen und im Principe liegen; die größere Reife in ernsteren Werken erkennt er an, die größere Ordnung auch, eine Veränderung der Grundsätze und Doctrin nicht, auch nicht die kleinste. Wenn Herr Artaud gelegentlich bedauert, daß man so viele Aussprüche dem Machiavell, nicht aber dem Tacitus oder Aristoteles verdacht habe, aus denen er die nämlichen entlehnte, so hätte ihn eben dies auf den Weg leiten müssen, auf dem einzig zu einer richtigen Ansicht des Machiavell zu gelangen ist. Bei jenen sah man die guten Principien vorherrschend; das sah man auch in den Discursen, und hat deshalb diese immer gelobt, obgleich sie um kein Haar besser sind, als der Fürst, es sei von Grundsätzen oder Forschung, oder Styl die Rede. Studium der Geschichte überhaupt, um dies recht deutlich zu sagen, dann Studium der italischen und florentinischen Geschichte im Besonderen, dann Studium der Werke des Machiavell und die Erforschung des obersten politischen Grundsatzes des Staatsmannes, und des Einheitspunktes in dem moralischen Charakter des Menschen kann allein zu einem Urtheil über diesen Mann berechtigen. Das Studium der Geschichte besitzt Herr Artaud nicht in dem nöthigen Maße, das Studium der Werke des Machiavell vielleicht in allzu großem; einen politischen Grundsatz hat er nicht gefunden, sondern nur Widerspruch und Schwanken, Wahrheiten und Paradoxen. Wer mit Machiavell über

seine politischen Sätze philosophirend räsonniren und um die Wette diviniren will, dem wendet er verächtlich den Rücken und zeigt ihn auf griechische und römische Geschichte, wo seine Lehren Thaten sind, und Glück und Größe brachten; er will nicht erst ahnen und rathen, was möglich und im Reich des Peisthetäros ausführbar ist, er weiß, was möglich war und ausgeführt worden ist, und täuscht sich nur darin, daß er meint, alles möglich Gewesene müsse immer möglich sein. Wenn man mit dem Machiavell um seine moralischen Sätze zanken will und auf sein blutendes, von des Vaterlands Schicksal gerührtes, menschliches Herz bauend, allerhand sentimentale Milderungen seiner harten Predigten zu erhalten hofft, so wiederholt er kalt sein sed ego censeo — denn er wußte voraus, weil man mit dem neuen Cato das ungerechte Schwert nicht zog gegen den Feind, gegen welchen ein Vertilgungskrieg nothwendig war, darum mußte sein bedrohtes Land der siegenden Kraftlosigkeit und Schwäche, dem Geiz und dem Eigennutz erliegen. So ungefähr würde der deutsche Verfasser urtheilen, der vielleicht mit seinem kleinen Werkchen (si parva magnis componere licet) in eine ähnliche Lage kommen dürfte, wie Machiavell selbst. Weder Machiavelli war seine Wahl als das Ideal eines Menschen oder Schriftstellers oder Staatsmannes, noch das aragonische Volk, dessen Geschichte er in demselben Bande historischer Schriften behandelt, als das Ideal eines Volkes. Aber die Eigenschaft der Kraft und Consequenz, die in dem Manne und in dem Volke herrscht, die war seine Wahl, die schien ihm als Muster der Gegenwart vorgehalten werden zu müssen, die allerhand Tugenden kennt, aber Beharrlichkeit und energische Grundsätze nicht kennt. Dieser Mann und dieses Volk wiesen ihn vielfach auf das römische Alterthum. Auch Rom gehört nicht zu seinen Idealen; er hat daher die griechische σωφροσυνη neben die ῥωμη, vielleicht hier und da nicht ohne Zwang, gestellt. Gegen die Art von Beurtheilung aber, wie sie in Artaud's Werk sich findet, und gegen die Art von Büchern, wie Artaud's Buch eines ist, hat derselbe sein eignes Buch und die Beispiele seines Autors ausdrücklich gerichtet. Er hat die Gegen-

wart im Auge, und die Vergangenheit ist ihm besonders als Lehrerin der Gegenwart wichtig. Er mußte daher urtheilen, nicht blos wieder auf die verflossenen Jahrhunderte das Publicum zurückweisen, wie Artaud thut. Aber herzlich kann er anerkennen, daß sich die beiden besprochenen Bücher auf's Beste vertragen, daß Jedes von beiden so ziemlich Alles gibt, was das Andere nicht gibt, und daß sich doch die allgemeinen Endurtheile, auch in vielen Fällen die einzelnen, hier und da durch ein eignes Zusammentreffen fast bis auf dieselben Worte entsprechen.

Selbstanzeige

der

Geschichte der deutschen National-Literatur.

1835.

Die Sitte, seine eignen Bücher anzuzeigen, ist neuerdings so allgemein geworden, daß ich mich wohl für entschuldigt halten darf, wenn auch ich Gebrauch davon mache. Ich darf es vielleicht um so mehr, als ich ein Werk anzeige, das in seiner ganzen Manier eine Grundregel der historischen Schreibart, nach welcher der Geschichtschreiber vor seinem Gegenstande wegfallen und dieser in voller Objectivität hervortreten soll, vollkommen verleugnet. Der Verfasser erscheint hier auf jeder Seite mit seinem Urtheil, mit seinen Ansichten, hier und da selbst belehrend, sogar vielleicht wo es unnöthig ist, ja auch gradezu mit Person und Namen in dem Buche, und er beharrt wie absichtlich in dieser Weise, die von der streng objectiven Manier der meisten heutigen Geschichtschreiber sehr absticht. Warum sollte es ihm nicht erlaubt sein, auch in einer Selbstanzeige von sich und seinem Buche zu reden? Ich halte es für Unwesen, diese sogenannte objective Manier, die in alle unsere historischen Produktionen einreißt, wenn sie so weit geht, daß man den Menschen in dem Autor nicht erkennt, daß man über lauter Belehrung keine Empfindung, vor lauter Verstand kein Gemüth sieht. Ich weiß von keiner anderen Objectivität, als von der, die in dem Einklang der Natur eines Schriftstellers mit der allgemein menschlichen Natur überhaupt liegt; kein anderes Kriterium für den Werth eines Werkes, als wenn die Menschen nach Ort und Zeit in der Mehrheit mit dessen Resultaten zusammenstimmen. In historischen Werken das Urtheil

den Lesern frei zu lassen, ist allerdings ein Hauptgesetz der historischen Darstellung. Nur muß man dann auch den Lesern der Mehrzahl nach ein Urtheil zutrauen dürfen. In politischen Dingen darf man das; es gibt da in der Regel nur wenige scharf geschiedene Seiten und Gesichtspunkte. In Sachen des Geschmacks ist das weit anders. Standpunkte und Maßstabe sind da unendlich verschieden. Ich muß dem Leser sehr deutlich machen, welcher der meinige ist; dann erkennt er um so leichter den seinigen, beurtheilt mich und meine Ansicht nicht schief und läßt sie eher neben der seinigen gelten. Ich halte es daher noch nicht für möglich, ein Werk der Kunstgeschichte zu schreiben, ohne eine solche unhistorische Manier anzunehmen, so lange nicht autorisirte Grundregeln der Aesthetik allgemein gültig sind. Wie viel diese Manier den Werth eines Werkes schmälert, wie anstößig sie es bei den Lesern macht, die auch in einer streng geschichtlichen Behandlung die Grundlage meiner Urtheile ohne ausführliche Hindeutungen gefunden hätten, weiß ich nur zu wohl und es ist mein Lieblingsgedanke, später ein zweites Werk oder eine zweite Auflage von dem halben Umfange etwa auf dieses vorausgegangene zu gründen, und darin zu versuchen, unter vorausgesetzter Bezugnahme auf jenes jeden ungeschichtlichen Auswuchs zu entfernen.

Daß ich dies in dieser ersten Ausgabe nicht gethan habe, bereue ich in keiner Weise. Ich glaube eben durch die angenommene Behandlungsweise jeden Leser leicht zu überzeugen, daß meine Urtheile über Werth und Bedeutung der Dichtungen unserer Nation die Frucht eines Quellenstudiums und einer nach meinen Kräften ausgebildeten und in sich geschlossenen Einsicht sind, von der ich sogar glaube, daß ich sie in reiferem Alter schwerlich jemals ändern, und sollte ich es doch, daß ich sie gewiß mit keiner bessern vertauschen werde, weil ich das höhere Alter nicht für die angemessenste Periode halte, in Sachen des Geschmacks zu urtheilen, wofür mehr die Zeit geeignet ist, wo sich sinnliche Kraft und Phantasie in dem Menschen noch mit der verständigen Beurtheilung messen. Ich glaube Jedermann dadurch so gegen mich über zu stellen, daß man den untrennbaren

Zusammenhang meiner Ansichten sogleich erkennt und daß man mit mir nicht über Einzelnes wird mäkeln, mich im Einzelnen nicht wird zurechtweisen wollen. Man wird mir darum nicht unbedingt beitreten, aber man wird mich toleriren, wie man jede fertige Individualität tolerirt. Den Charakterlosen versuche ich zu bessern; den Charakterfesten freue ich mich eher in sich zu erkennen und setze nichts aus, wo ich Alles als Ausfluß der innersten Natur ansehen muß, wenn es mir auch noch so wenig zusagt. Ich glaube, ich habe es meiner Unverholenheit zu danken, daß mir so anerkennende Urtheile von so ganz verschiedenen Seiten her geworden sind. Was kann es Verschiedeneres geben, als die Art, wie Jakob Grimm und wie Rosenkranz unsere alte Literatur betrachten? Was wieder Verschiedeneres, als meine Betrachtungsart von der ihrigen? Und doch ehrt mich die auszeichnende Anerkennung Beider, oder sollte eine so selbstverleugnende, so allen gelehrten Eigensinn ablegende Anerkennung vielleicht mehr die Männer selbst ehren?

So lange das ganze Werk nicht erschienen ist, wird man die strenge Consequenz der inneren Structur desselben nicht füglich erkennen können. Und daher mag es kommen, daß Verschiedenes in dem Buche sich willkührlich, launenhaft und gelegentlichen Einfällen ähnlich ausnimmt, was nichts weniger ist als das. Besonders hat der Herausgeber des Freydank einige Ausstellungen daran gemacht, die, wenn sie gegründet wären, das ganze Werk in seinen Grundfesten erschüttern würden. Ich fürchte, daß ich ihn durch einige Rücksichtslosigkeit, die vielleicht eine Unart an mir ist, gereizt und veranlaßt habe, einige Ungerechtigkeit an mir zu üben, und ich wünschte, daß sich das freundlich ausgliche. Es ist gar nicht der Drang, eine Antikritik zu schreiben, der mich auffordert, Einiges auf die Urtheile über mein Buch zu erwiedern, sondern eine aufrichtige Freude, mich offen im Interesse der Wahrheit mit Männern zu unterhalten, die mir vielfach so nützlich sein können. Einzelne Unsicherheiten im Factischen muß ein Werk, wie das meinige, nothwendig an sich tragen; gewiß können mir deren von unseren altdeutschen Philologen mancherlei nachgewiesen werden und ich werde sie

mit großem Danke hinnehmen;*) hier und da hat man mich aber in dieser Hinsicht für zu unvorsichtig gehalten. Der Herausgeber des Freydank nennt meine Behauptung, daß man zu dessen Zeiten angefangen habe, unverschämt zu borgen, ohne Grund. Nachgeahmt, sagt er, habe man zu allen Zeiten. Aber nicht in Zeiten der Selbstständigkeit; wenigstens haben in solchen Zeiten nicht die Häupter einer Kunst oder Wissenschaft nachgeahmt. Wen ahmten denn Veldegk, Werner, Lamprecht, Konrad, Thomasin, Hartmann, Wolfram, Gottfried, Walther nach? Aber wen die Konrad, Rudolf, Albrecht u. A. nachahmten, weiß man gleich. Ich habe in der That unter meinen Ausdrücken borgen, benutzen, ausschreiben nicht mehr gemeint, als entlehnen oder nachahmen, und das hat der Verfasser des Titurel gewiß unverschämt gethan; muß man grade bei lyrischen Dichtern stehen bleiben, um einen solchen Ausspruch zu erhärten? das hat Freydank gewiß unverschämt gethan, wenn er nicht Walther ist, oder hätte es gethan, wenn nicht das Entlehnen von sprichwörtlichen Aussprüchen (nicht Ansprüchen sollte es heißen, denn so gedankenlos schreibe ich nicht und würde es als Recensent keinem Schreiber ungerügt hingehen lassen) ihn entschuldigte. Daß grade Walther auch von Anderen unverschämt benutzt ward, habe ich nicht gesagt; daß Reimar von Zweter ihn zum Muster nahm, darüber kann wohl Niemand streiten, wer Dichtungen im Zusammenhange liest, denn wer außer Beiden hätte so das Auge zugleich auf Alles, auf Kirche und Staat, auf alle Laster und Tugenden gerichtet, von einzelnen Reminiscenzen gar nicht zu reden, wie z. B. S. 148:

Von sinewellen muote ein man
Zuo swem der walget der walget ouch von im hin wider dan u. s. w.

---

*) So die Zurechtweisung Jakob Grimm's über den Jopas im Beowulf. Ich hatte das Gedicht früher gelesen, hatte es aber bei der Ausarbeitung meines Buches nicht zur Hand und wollte mir den Eindruck aus Turner's Analyse zurückrufen. Dieser hat mich zu jenem Irrthume verführt.

auf die ich überhaupt weniger Werth lege. Den Singenberg nennt der Herr Herausgeber selbst als einen Nachahmer (denn ein Schüler ist nicht nothwendig ein Nachahmer); Anderen sind die Nachahmungen des Walther im Walther von Prisach, in Günther von dem Forste, im Teschler aufgefallen; mir selbst im Walther von Metz und Rubin, die ich alle im zweiten Bande noch nenne. Dies sind also genug Beispiele, um meinen Ausspruch zu rechtfertigen. Daß Freydank gleiche Schicksale mit Walther gehabt, habe ich gar nicht gesagt, denn ich glaube immer sehr genau zu wissen, was ich sage; ich sagte nur, man nehme es zur Erklärung hinzu, weil es doch sehr wahrscheinlich ist, daß beide den Kreuzzug gemacht haben; man nehme es hinzu, falls man sich ohne dieses die Aehnlichkeiten zwischen Freydank und Walther nicht erklären kann. Denn immer würde ich lieber zehn Wahrscheinlichkeiten zur Erklärung einer feststehenden Meinung aufbieten, als daß ich diese mit einer Unwahrscheinlichkeit vertauschte. Ich glaube daher, daß diese Annahme einer Identität beider Dichter auf weit geringerer Basis ruhe, als meine Einwürfe; und ein bloßer Hauch von oben sind meine Anführungen nicht. Ich habe die Quellen der deutschen Dichtung gelesen, wenn auch nicht in Excerpte redigirt, und für jeden Ausspruch, der den Charakter von einiger Allgemeinheit trägt, hafte ich mit Belegen, wo er materiell belegbar ist.

Der welsche Gast sei einer von den Lichtpunkten, an denen ich die Geschichte der deutschen Poesie entwickle, sagt der Herausgeber ferner. Der deutschen Poesie? Ich habe mehrmals gesagt, daß ich ihn hauptsächlich nur dazu brauche, um die Ansicht eines Mannes der Zeit von den Ritterpoesien mitzutheilen; und ich habe sehr bestimmt hinzugefügt, daß ich ihn als einen Lichtpunkt für die Geschichte der Philosophie halte, nicht für die Dichtung; und dies allerdings, weil das Buch geistvoll und original ist. Wenn der Herausgeber des Aristoteles Ethik, und was sich im Mittelalter darauf baute, kennt, und er vergleicht diesen welschen Gast damit, so sollte mir es leid sein, wenn er nicht noch mit volleren Händen dem Thomasin zutheilte, was ich that. Es ist wahr, ich ließ mich verleiten, aus

dem Buche Auszüge mitzutheilen, die vielleicht nicht in dieser Ausdehnung in eine Geschichte der Poesie gehören, allein was thut das in einem Buche von so allgemeiner Tendenz, wie das meine. Thomasin ist wenig bekannt; es fragt sich nur, ob das, was ich daraus mittheilte, darin steht, und wenn das ist, so möchte ich wohl wissen, wer das für jene Zeit unbedeutend findet! Woher ein Mann seine Weisheit hat, ob aus dem Buche oder aus dem Volke, wenn es nur Weisheit ist, so ist mir's einerlei; ja ich meine, es gehört viel mehr dazu, auch trotz dem Buchstudiren eine natürliche und gesunde Weisheit festzuhalten, wie die des Thomasin ist; wenigstens sehe ich nicht, daß unseren Buchgelehrten viel dergleichen über ihre Lectüre übrig bleibt. Thomasin ist nicht blos ein verständiger, sondern ein Mann, der in das Verhältniß der Tugenden und ihre Natur tief eingedrungen ist; der, falls keine Quelle ihn verräth, ganz selbstständig gedacht hat, und ein so eigenthümliches inneres Verhältniß zwischen seinem Moralsystem und seiner Zeit und ihren Sitten öffnet, wie Aristoteles für seine Zeit that; er ist nicht nur ein praktischer, sondern er ist ein edler Mann von ideal schöner Denkart; er hat vielleicht, weil ihm das Deutsche schwer fällt, keine frische und belebte Rede, aber er hat eine volle Brust, und wo ihm die überquillt, ist mir sein Stammeln lieber, als das Geplauder von zehn anderen seiner beredten Zeitgenossen. Stubenluft aus einem Gedichte, das des Sokrates schlichte Tugend lehrt!! Dann darf man wohl diese Stubenluft segnen! Genialen Geist in einem Lehrdichter würde ich überhaupt nicht leicht suchen, denn ein Lehrgedicht ist ein Zwitterding, auf das ein Genie überhaupt nicht leicht verfallen kann. Was in einem Lehrdichter genial sein kann, muß seine moralische Gesinnung sein, und die ist's im Thomasin. Genial ist in Thomasin eben die gute Natur und der gesunde Sinn, welche ihn den Grundfehler seiner Zeit treffen und darauf sein ganzes Buch beziehen lassen. Ob ihm das selbst deutlich war, darauf kommt gar nichts an, im Buche aber liegt's; und hier würde ich mich am wenigsten in meinem Urtheil irren lassen. Denn hier bin ich in meinem eigenthümlichen Felde. Einzusehen, wie sich in der

Geschichte die historischen Ideen, ihrer Natur nach an den Ereignissen selbst unverkennbar, nur in unsichtbarer Begleitung der Begebenheiten kundgeben und eigentlich nur errathen, wenn aber dies gelungen ist, als die Seele alles Geschehenden beobachten und in ihrer Entwicklung verfolgen lassen; einzusehen, wie sich ein tüchtiger Mann der Ideen, die in seiner Zeit wirksam sind, bemächtigt, sich den bestehenden anschließt oder neu entstehende zu fördern weiß, dies ist die tiefste Aufgabe der Geschichte, ja ich weiß nicht, ob nicht alles allgemein menschlichen Wissens überhaupt, da an diesen Ideen sich die Weltregierung dem forschenden Geiste des Menschen offenbart. Hier mit Sicherheit zu urtheilen, fordert, daß man die Geschichte zum eigenen Studium gemacht hat, die leider ein Jeder auch ohne Studium nebenbei zu verstehen und behandeln zu können glaubt; es ist gewiß nicht übertrieben, wenn man sagt, daß auf hundert Geschichtschreiber von Profession sogar noch nicht Einer kommt, der davon nur einen Begriff hat. Und daß davon auch überhaupt nur der einen Begriff erlangen kann, der zugleich von oben und von unten sich den Dingen nähert, der das Einzelne kennt, aber es im Großen zu überschlagen weiß, der sich nicht so sehr im Material verliert, daß ihm die Idee nicht immer wichtiger bleibe, als das Material, dies ist wohl von selbst klar. Der geschichtlich Darstellende steht dem geschichtlichen Forscher und Kritiker hier stets gegenüber; jener steht diesem überall auf den Schultern und ist ihm überall verpflichtet; dieser, der den Anderen trägt, kann sich der Natur der Sache nach nicht einen so weiten Gesichtskreis öffnen. Darum muß aber auch Einer dem Anderen die Hand reichen zur friedlichen Vereinigung, der Lahme dem Blinden seine Augen, der Blinde dem Lahmen seine Füße freundlich leihen, denn man kann das hyperbolisch sagen, daß der Forscher wenigstens nicht fernsichtig ist, der künstlerische Darsteller nicht auf eignen Füßen ruht. Es ist nicht damit gesagt, daß die Eigenschaft des Einen die des Anderen jedesmal ausschließt, und ich glaube, es ist mir von Hrn. W. G. Unrecht darin geschehen, daß er mich zu sehr in nebeligen Höhen gesehen und niemals in den Tiefen

vermuthet hat. Dies ist mir an Einer Stelle sehr aufgefallen, wo er mir vorwirft, ich habe Thomasin's milde und erge nicht verstanden, ich hätte es statt Milde und Argheit mit Freigebigkeit und Geiz übersetzen sollen. Gewiß, ich will mich an altdeutscher Sprachkenntniß mit einem so gründlichen Manne dieses Faches nicht messen; ich könnte mich vielleicht hier und da an schwierigen Stellen irren (und habe es wahrscheinlich in Note 255 gethan, wo ich in die dort citirte Stelle etwas gelegt habe, was schwerlich darin liegt), allein wenn Herr G. meine Unerfahrenheit so gar zu arg denkt, so thut er mir doch gewaltig Unrecht. Es ist recht gut, daß mir dabei noch einmal Gelegenheit gegeben wird, zu zeigen, wie fein und scharf dieser Thomasin denkt, und dies aus diesem letzten Kapitel, das ich in meinem Buche nicht erwähnte, und in dem Herr Gr. in breitem Styl nichts als wohlgemeinte Lehren sieht. Ich weiß nicht und habe gerade nicht die Zeit nachzuforschen, ob gerade jeder Deutsche des dreizehnten Jahrhunderts unter Milde das Nämliche inbegriffen hat, was Thomasin; wie Er aber neben der Tugend zugleich den Begriff feststellt, ist, daß ich es wiederhole, so fein als scharf. Vor allem protestire ich, daß ich milde und erge mit Milde und Argheit übersetzt hätte; Argheit ist ja auch wohl kein Wort, was im Gebrauch wäre; ich ließ die Ausdrücke, wie ich so oft that, etwas modernisirt stehen, weil sie sich nicht übersetzen lassen und weil Freigebigkeit das alte milde so wenig ausdrückt, wie das neue Milde. Die Milde, sagt Thomasin, ist die Tugend, recht (κατα τον ὀρθον λογον bei Arist.) zu geben und zu behalten. Das Geben ist auf's Allgemeinste bezogen, nicht blos auf Geld. Es ist die Tugend, die stets etwas mehr gibt, als sie schuldig und nach dem Rechte verbunden ist; sie erscheint daher in ihrer Grundbedeutung als Billigkeit, Nachsicht, Freundlichkeit, ja als Milde; sie erscheint als Gegensatz zum Recht, denn Recht und Milde

hant mit einander vil
ze thun swerz versten wil.

Das Recht nimmt und gibt, die Milde nimmt nicht, sie gibt blos; das Recht gibt Lieb' und Leid, die Milde blos Lieb'; das

Recht hält uns zum Gemeinleben an, bindet uns mit Gesetzen im Staate zusammen, die Milde hält uns zum friedlichen, haßlosen Wohlleben an. Ist das nun Freigebigkeit?

Davon verstet daz ez geschiht
von dem reht zaller vrist,
daz ain man bei dem andern ist;
und von der milte geschehen sol
daz mir sei bei dem andern wol;
swi uns daz reht betwungen hat,
daz ainer den ander bei im lat,
so wer wir doch mit grezzem haz,
wer diu milt nicht, wizzet daz.

Die Milde ist überhaupt das Wohlthuende im menschlichen Verkehre, wie auch bei uns; und nach diesem innersten Begriffe ist sie zunächst Wohlthätigkeit; denn zur Freigebigkeit gehört Reichthum und Besitz, aber zu Thomasins Milde nicht. Ich glaube wenigstens nicht und Aristoteles glaubt es auch nicht, daß man einen Besitzlosen seiner bloßen Gesinnung nach freigebig nennen würde, aber wohlthätig wohl. Und die Milde auch sucht Thomasin in der Gesinnung, nicht in der Gabe. Es kann einer mild sein ohne Gut, wie Einer ein guter Schreiber sein kann, wenn er auch einmal der Dinte entbehrt. Dann aber ist die Milde auch Freigebigkeit, Mittheilsamkeit sollte man lieber sagen. Sie gibt von ihrem Rechte etwas hin, so auch von ihrem Besitze. Die Milde wird ein Geschenk eben so gern annehmen, sich eben so gern verpflichtet sehen, als Andere verpflichten und Anderen schenken, das thut der Freigebige nach Aristoteles nicht. Sollte nun die Milde vielleicht ein ganz vager Begriff sein bei Thomasin, da er so vieles hineinbringt? Im Gegentheil, der geschlossenste, den es geben kann und um den man unsere alte Sprache, wie um so vieles höchlich beneiden muß. Sie ist (dies Alles ist nicht von mir aus dem Buche abstrahirt, sondern es steht in dem Buche) die Bereitwilligkeit zum Geben, und dies Geben kann drei Zwecke haben: es will den Gleichen ehren, dann ist die Gabe am besten öffentlich, dann ist's unsere Freigebigkeit; oder man will dem Armen sein Leben fristen, dann ist die Gabe am besten heimlich; dann ist's unsre

Wohlthätigkeit; oder man will mit der Gabe **Freundschaft gründen und erhalten**, dann ist's unsere Freundlichkeit oder Milde. Aber wir gründen und erhalten Freundschaft, wird man einwenden, ohne Geschenke? Allein das Alterthum nicht, wo Alles sein Symbol wollte, und wo man Ehrengaben und äußere Freundschaftsbezeugungen ohne Scham in Anspruch nahm, ja eine Freundschaft ohne dergleichen für ein Unding genommen haben würde.

Nein gewiß, ein so geringschätziges Buch ist der welsche Gast nicht; ich preise nicht unnöthig gern, und habe meine guten Gründe, wo ich lobe, gewiß noch mehr, als wo ich tadle. Daß das Werk im Mittelalter keine Anerkennung fand, ist wohl eher ein Beweis für seine Vortrefflichkeit als dagegen. Ich erörtere übrigens diese Frage gelegentlich, namentlich auch in Bezug auf den Freydank, im zweiten Bande. Das Beste wird stets nur von Wenigen anerkannt. Wer erkannte denn die deutschen Sagen an? wer den Gottfried als Dichter, wenn wir vom vierzehnten Jahrhundert anfangen zu rechnen? Thomasin griff um zwei Jahrhunderte zu frühe; das ist sehr großartig, obgleich für den Genius, der es thut, in der Gegenwart immer von tragischem Ausgang. Thomasin ist ein Humanist und Reformator im dreizehnten Jahrhundert, der seinen Plato und Aristoteles entweder aus einer ziemlich reinen Quelle kannte, oder ein um noch so bestaunenswertherer Mann ist. Ich glaube nicht, daß seit Boethius für die Geschichte der Moralphilosophie im ganzen Mittelalter eine so seelenvolle Erscheinung ist, als dieser welsche Gast. In der Zeit der Humanisten fand man den welschen Gast wohl auf, und wenn man sich in dieser Zeit vorzugsweise, und in den barbarischen Zeiten des vierzehnten Jahrhunderts gar nicht, um ihn bekümmerte, so ist das wohl mehr ein Lob als ein Tadel für ihn.

Es sind noch andere Punkte von Hrn. G. erwähnt, über die sich weniger streiten läßt. Er will mir nicht gelten lassen, daß die Poesien des Freydank und Thomasin als Anfänge der bürgerlichen Dichtung zu betrachten sind. Aber ob sich wohl Hr. G. denselben Begriff von bürgerlicher Dichtung macht wie ich?

Was ich darunter verstehe, taucht auch in meinem ersten Bande grade wie diese Dichtung selbst in der Zeit, die er umfaßt, nur eben auf. Wenn er den zweiten Band abgewartet hätte, würde er mir nicht widersprochen haben; denn wenn ich in dergleichen Dingen, die den Kern meines Buches berühren, nach solchen Studien solche Fehler gemacht hätte, die man im Vorbeigehen so ausfinden und blosstellen könnte, so wäre mein Werk auch nicht einen Pfifferling werth. So ist's auch mit meinen Bemerkungen über das Sprüchwort. Man hat mir die Ehre angethan, mein Buch ein geistreiches Buch zu nennen. Ich gebe für dies Compliment nicht allein keinen großen Dank, sondern nicht einmal einen kleinen. Denn man versteht unter diesem Geistreichthum gar gewöhnlich nichts, als die Gabe, aus zwei, drei bemerkten Eigenschaften eines Dinges die übrigen zu errathen und zu suppliren, und dann darauf einen Einfall zu gründen. Ein solcher Einfall scheint Hrn. G. auch der meinige über den Unterschied des südlichen und deutschen Sprüchworts zu sein. Ich habe solche Einfälle gar nie; sondern ich habe darin einen recht stockhistorischen Kopf, daß mir ohne die gehörige Summe von Factischem niemals etwas einfällt; obgleich ich mich auf der anderen Seite auch nie mit dem blos Factischen begnüge. Hr. G. hat auch schwerlich recht verstanden, was ich eigentlich meine. Es ist schon Fischarten deutlich aufgefallen, und unbewußt jedem älteren deutschen Sprüchwortssammler, daß es eine Eigenthümlichkeit unseres Sprüchworts ist, daß es keine feste Form hat; das heißt, daß man Einen und denselben Gedanken in hundert Sprüchwörter kleidet. Das *γνωϑι σαυτον* drückte man in Deutschland auf's Mannichfaltigste aus; es gehörte nur ein gewisser scharfer bildlicher Ausdruck dazu, so galt der Spruch als Sprüchwort; er klang so an, man verstand ihn sogleich; und so ist's noch und es ist uns sogar erfreulich, einen solchen alten Satz im neuen Gewande zu sehen. Der Grieche hatte sein *γνωϑι σαυτον*; so hat auch der Italiener Ein stehendes Sprüchwort für Einen Gedanken, außer in gewiß sehr seltenen Ausnahmen und allerdings in provinzieller Verschiedenheit. Der Deutsche darf auch fremde neue Sprüch-

wörter, ebenso wie fremde Phrasen, anwenden, und kann sicher sein, verstanden zu werden; Hr. Gr. versuche es einmal, und übersetze einem Italiener alle unsere Variationen etwa für das Sprüchwort: „der Apfel fällt nicht weit vom Stamme," so kann er ganz sicher sein, daß er so wenig verstanden wird, wie wenn er für irgend eine gewöhnliche Sache eine ungewöhnliche Phrase anwendet. Wer darin lebendige Erfahrung hat, für den gibt's darüber keinen Zwist; was den Gebrauch der Phrase angeht, so ist der Unterschied auch in aller Welt eine bekannte Sache. Meine Unterscheidung des Geistes der griechischen und deutschen Sprüchwörter hat auch noch andre Autoritäten, als mich. Dergleichen Dinge müssen auf den ersten Moment einleuchten, sonst verständigt man sich darüber nie. Wer könnte nun den ganzen Haufen der gegenseitigen Sprüchwörter vergleichen, um zählend und rechnend diesen Unterschied zu belegen. Der Charakter der Nationen ist hier das, was viel näher und leichter zur Einsicht führt, allerdings. Hier würden aber so viel factische Dinge und Verhältnisse zu beherzigen sein, daß dafür hier der Ort nicht sein kann. Das aber wiederhole ich ganz naiv, daß wenn solche Sätze von so allgemeiner Natur, wie mein Einfall über das griechische, jüdische und deutsche Sprüchwort, so leicht durch einen Hauch umzustoßen sind, ich meine Schriftstellerei gleich mit was man mir auflegt, vertauschen will.

Ich fasse die deutsche Dichtungsgeschichte von einer bestimmten Seite auf; man kann sie von hundert andern auffassen, die eben so richtig und in sich bedeutender sein können. Wer mein Buch beurtheilt, muß es von meinem Gesichtspunkt aus beurtheilen, muß von diesem aus Consequenz und Inconsequenz, Wahrheit und Irrthum nachweisen. Er kann den Gesichtspunkt selbst angreifen, und dann hat er die Wahl zwischen zwei sehr verschiedenen Wegen frei: er darf, wie das ein Ungenannter, ohne mich zu nennen, gethan hat, mein Buch ein verderbliches heißen und es weit wegwerfen, und dann wird er unstreitig sich oder mich blamiren; oder er setzt ein Buch in einer anderen, verträglichen oder unverträglichen, daneben, und dann wird eins

das andere, je nachdem, entweder suppliren oder verdrängen. Ich erkenne es recht warm an, daß auch Hr. W. G. im Ganzen das Buch nicht zu verwerfen scheint. Gefreut und ermuthigt hat mich zunächst auch das Urtheil Jakob Grimm's. Wie anders würde der ehrenwerthe Mann, der ja mit seiner ganzen Bildung in eine andere Zeit reicht, als ich, ein Buch dieser Art angelegt haben! Wie gern läßt er sich dennoch auch diese Anlage gefallen! Ist es denn nicht auch viel ersprießlicher für die Wissenschaft, daß sich selbstständige Beurtheiler nebeneinander stellen, als daß immer einer dem andern nachgeht. Hr. J. G. erkennt die vaterländische Tendenz des Buchs an, und nun bespricht er sich mit mir darüber. Ich wollte wohl nachweisen, wie fast jeder einzelne Satz seiner Beurtheilung, wo er tadelnd ist, die innerste Verschiedenheit der beiderseitigen Naturen von Autor und Recensent berührt. Dies führt dann zu doppelten Aufschlüssen über Objecte und Subjecte zugleich, und dies ist die einzig wahre Art sowohl der Disputation als auch der Recension. Daß ich Historiker bin, daß ich nicht allein in meiner Heimath, sondern auch in anderen Ländern mich heimisch fühle, daß ich nicht allein auf das Alterthum, sondern auch auf die Gegenwart gerichtet bin, dies glaub' ich bedingt und entschuldigt, was Hr. J. G. zum Theile ausstellt; sind es Fehler, so liegen sie in der Unpartheilichkeit, die des Geschichtschreibers erste Tugend ist. Es ist keine angenehme Tugend, diese Unpartheilichkeit, so wie es keine angenehme Pflicht ist, Recht zu sprechen. Sie stört so unwohlthätig das Gefühl und den Genuß mit der dürren Wahrheit und dem trocknen Verstande; sie muß leider fast immer mit der einen Hand geben mit der andern nehmen: denn wie viele Werke der Menschen gibt's auch, die man blos loben könnte! Wie gerne hab' ich mich dem Lobe überlassen, wo es anging; denn ich bin von Haus aus gar nicht schwarzsichtig. Und Einen Vorwurf habe ich gewiß nicht verdient, daß ich an der Gegenwart ein grämliches Mißbehagen habe. Ich wollte ja für diese Gegenwart und zu ihrer Ermuthigung schreiben, denn objectiv halte ich die Gegenwart selbst für eine, wenn nicht grämliche, doch schlaffe und matte Zeit, die aber große Kräfte und guten

Willen hat und nur der Selbstermunterung und einiger begünstigender Verhältnisse bedarf. Ich weiß mich Niemanden in der Welt feinder, als dem misanthropischen Geschlecht unsrer Jugend, und kehre Niemanden so gern den Rücken, als dem, der von unsrer Nation und Zeit geringschätzig denkt und sie muthlos aufgibt. Aber freilich muß ich auch hier geben und nehmen. Ist von Poesie die Rede, so hoffe auch ich nicht, daß wir aufgehört haben, Göthe und Schiller zu lieben. Was nach ihnen unter uns gedichtet wurde, darüber hab' ich mein stilles Urtheil für mich und finde für gut, dies nur gelegentlich anzudeuten. Ob jedes Vierteljahrhundert einen großen Dichter zeugen könne? Nein; aber sollen wir die kleinen darum ehren? Daß sich Einsicht und Geschmack seit den Vossischen Gedichten gehoben haben, geb' ich gerne zu. Seit den Schiller'schen Zeiten ist der Geschmack, wenigstens der poetische Geschmack, die Einsicht in den poetischen Werth, ganz unstreitig gesunken. Warum auch grade seit den Vossischen Zeiten? Ich wette, Hr. J. G. denkt Wunder wie hoch ich von Lessings, Klopstocks und Vossens Dichtungen urtheile; ich hoffe ihn aber zu überzeugen, wenn ich bis in diese Zeiten gekommen bin, daß ich auch da zu geben und zu nehmen weiß. Es scheint ihm, als hätte ich mich hier und da zum Wohlgefallen an der deutschen Dichtung erst nach und nach gewinnen lassen, und doch las ich schon vor fünf Jahren über diesen Gegenstand und beherrschte das Gebiet in einem gewissen Grade, ehe ich an das Schreiben noch dachte. Im Allgemeinen hält er mich gewiß für einen begeisterten Hellenisten. Ich theile meine Bewunderung zwischen Griechenland und Deutschland, denn sie sind die Pole, um die sich die Weltgeschichte dreht; ich bin aber nicht blind weder für die Mängel des Alterthums noch aber auch für die der neueren Zeit. Es wird gewiß Vielen sehr einleuchtend scheinen, was Hr. G. von meiner Vorliebe für Alexander sagt, die ich auf das Gedicht des Lambert übertragen habe; und doch, obzwar ich immer — wie doch wohl Jeder mehr oder weniger thut — diesen Mann bewunderte, so hat mir doch erst die tiefsinnige Beschäftigung des ganzen Mittelalters mit ihm den ganzen Aufschluß über seine historische Be-

deutung gegeben, ja sie hat mich für eine größere historische Arbeit über Alexander bestimmt, an die ich wohl sonst nie gedacht hätte; und diese tiefsinnige Auffassung der Sage ist mir weder aus den lateinischen, noch spanischen, noch übrigen deutschen Bearbeitungen deutlich geworden, die ich alle vor Lambert kannte. Auch hier möchte ich sagen, wenn ich in meine Analyse nichts hineingelegt habe, und das hoffe ich nicht, so muß entweder Ich für Großartiges kein Maß haben, oder dies Gedicht hat einen großartigen Zug, so dürftig die Ausführung hier und da ist, wie ich nicht verschweige. Aber die Vergleichung mit dem Inferno wird vielleicht als etwas Hineingelegtes gelten? Ich glaube, Hr. G. hat diese Analogien weiter ausgedehnt, als ich wollte. Es fällt mir nicht ein, Lambert mit Dante, Wolfram mit Aeschylus oder dem Purgatorium oder mit Wieland gar zu vergleichen, sondern bald eine gemeinsame Idee, bald eine ähnliche Art der Verkörperung einer Idee, bald einen Unterschied gegen einander stellend, nicht neben einander stellend nachzuweisen. Die Idee eines Kunstwerkes ist kaum etwas Wesentliches zur Vergleichung der Werke, denn in der Poesie ist die Ausführung die Hauptsache. Nach der Idee, daß Freiheit über Beschränkung, Einsicht über Beschränktheit siege, könnte ich des Herodot's Geschichtswerk mit des Aeschylus Persern, und mit dem Roman des Chariton und mit einer Episode bei Herodot von dem griechischen Arzte bei Darius und mit Xenophon's Anabasis vergleichen, hieß das aber diese disparaten Autoren selbst vergleichen?

Eben weil ich so bestimmt zwischen Form und Materie scheide und die Form in allem Poetischen für die Hauptsache, für das Eigenthümliche der Kunst ansehe, weil sie die Materie mit anderen Disciplinen theilen kann, eben darum urtheile ich auch von den Italienern anders, als Herr G. Was Gesinnung, was moralische, ja auch intellectuelle Tiefe und was Gemüth und Seele betrifft, so hab' ich das bei Gelegenheit des Parzival und der Minnesinger verfochten, was vielleicht noch manchen Widerspruch finden wird, daß dies bei unsern Deutschen überall überlegen ist; ich hab' es selbst bei Gottfried für einzelne Stellen

in Bezug auf die formelle Ausführung verfochten; im Allgemeinen können sich aber in Bezug auf diese die Deutschen nicht mit den Italienern messen. Ueber Dante würde ich mich mit Herrn G. verständigen; über Ariost hat er mich im Widerspruche mit mir selbst sehen wollen, allein gewiß mit Unrecht. Wenn ich sage, Ariosten fehle nichts als die historische Grundlage, und dann wieder nichts als die plastische Sicherheit, um Homer zu sein, so ist das in meiner Ansicht Ein und dasselbe, weil Gedichte von historischer Grundlage von selbst plastisch werden müssen. Wenn ich jetzt ihn, jetzt die Nibelungen dem Homer am nächsten stelle, so gilt das Erstere der künstlerischen Fertigkeit in Bewältigung einer ganzen Welt, das Letztere dem großartigen Inhalt und der plastischen Manier der Dichtung. Ich soll mich überhaupt auf Grillen und Widersprüchen betreten lassen. Was die Grillen angeht, so dürfte ich das gerne einräumen, denn wer hat die nicht! Wenn nur nicht vielleicht grade Dinge damit gemeint sind, die mir die fruchtbarsten Wahrheiten scheinen. Es ist gar kein Paradoxon, wenn man behauptet, daß in Zeiten von so verfeinerter Cultur die Verfechtung von Natur und Wahrheit am leichtesten grillenhaft sich ausnimmt; in der ganzen Geschichte sehen die natürlichen Weisen, wo sie in feiner Gesellschaft auftreten, wie Sonderlinge aus; und es kann Einem traurige Gedanken wecken, daß Machiavelli die ewigen historischen Wahrheiten, die er an's Licht brachte, selbst Grillen nannte, um den Anderen zu willfahren, die es auch thaten. Doch es sei um meine Grillen; daß ich mir aber widerspräche, das widersprech' ich. Ich gebe meine Gedanken vom Mährchen gern als eine Grille preis; aber daß es ein Widerspruch wäre, wenn ich die Sagen des Paul Diaconus empfehle und die Kindermährchen widerrathe? Ich meinte überhaupt nie das Mährchenhafte zu verurtheilen, sondern nur das Kindermährchen, das sich in Ton, in Behandlung und Stoff kindisch herabläßt oder worin gar Kinder die handelnden Figuren sind, und diese Art Mährchen sind uns Nordischen eigenthümlich. Die Mährchen, in welchen, wie in der Odyssee, Wahrheit und Unmöglichkeit, Kindlichkeit und Größe gemischt ist, wie das auch in jeder historischen Sage

der Fall ist, halte ich sogar für sehr zweckmäßig, da sie dem Kinde die Welt der Phantasie, in der es steht, und die der Wirklichkeit, für die es sich bildet, zugleich öffnen. Es mag ein Hauptfehler meines Buches sein, daß ich hier und da nicht vorsichtig genug schreibe. Ich überlege und durchdenke langsam, schreibe aber schnell und fast ohne Feile, weil ich darauf wenig halte; so mag Manches leichtsinnig scheinen, was es durchaus nicht ist; denn man wird mir vielleicht eine einseitige Consequenz mit mehr Recht vorwerfen, als unbedachtes Urtheilen in den Tag hin. So würde mir auch Unrecht geschehen, wenn man mir jedes Wort zu ängstlich wöge; ich könnte selbst z. B. noch andere Stellen angeben, wo das Wort Vaterland im M. A. vorkommt, würde aber doch den Ausspruch, daß das M. A. keinen Begriff oder den Namen dafür nicht habe, stehen lassen; denn was er sagen will, bleibt doch wahr.

Es war mir sehr interessant, zu sehen, wie charakteristisch verschieden man mein Buch in Frankreich aufgenommen hat. Das Interesse der Franzosen für ihre alte Literatur, das jetzt wieder wach geworden ist, lenkt sie auf unsere Arbeiten über die unsere. Es ließ sich denken, daß eine deutsche Literärgeschichte von weniger gelehrter Farbe nicht ganz unbeachtet bleiben würde; auch erkannte Herr Marmier (im Märzhefte der Revue germanique) sogleich die wesentliche Verschiedenheit der meinigen von jeder anderen. Wir dürfen doch die Franzosen um die Leichtigkeit beneiden, mit der sie sich auch so fremder Gegenstände bemächtigen, mit der sie den Punkt treffen, um den es sich handelt. Ich glaube es gerne, daß die Franzosen diese Literärgeschichte von sehr wesentlichen Fehlern entstellt, daß sie sie dunkel und schwergeschrieben finden müssen, da man selbst in Deutschland, und gewiß nicht ohne Grund, über die sorglose Schreibart Klage führt, obwohl unsere Gewöhnung an noch herbere Kost meinem Styl auch wieder umgekehrt Lobsprüche zu Wege gebracht hat. Wie schön hat sich dennoch der französische Beurtheiler in das Werk hineingearbeitet, und wie fein berührt er nicht in folgenden Sätzen (oder sollte mich theilweise die Eitelkeit verführen?) Alles, was die eigenthümlichen guten und schlechten Seiten des Buches

bezeichnet: „Il n'y avait point d'ouvrages, si je ne me trompe, qui eussent pour but, comme le livre de Mr. G., de rechercher le mouvement intime, l'idée secrète dont les oeuvres littéraires n'étaient que l'expression. Aussi ne faudrait-il pas l'appeler Histoire de la poésie, mais Philosophie de l'histoire de la poésie; car c'est bien moins le récit des faits qu'une dissertation critique, philologique, estétique à propos de chacun de ces faits. M. Gervinus ne divise pas son histoire d'après les dates chronologiques, comme on a coutume de faire, mais d'après les divers genres d'ouvrages qui tour à tour ont prédominé, et cette division seule suffirait pour indiquer sa pensée toute spiritualiste. Elle est moins claire et moins précise peut-être, elle suppose aussi chez le lecteur certaines études antérieures; mais une fois qu'on la comprise, elle doit paraître beaucoup plus logique. Car alors ce n'est plus l'idée du temps qui nous arrète, c'est l'idée du développement littéraire. Ce n'est plus le siècle qui nous représente le caractère particulier d'un genre de poésie, ce sont les chants des Minnesaenger, les épopées chevaleresques, les légendes religieuses qui nous représentent tel ou tel siècle. Une des qualités essentielles du livre du M. G., c'est de rélater fidèlement l'origine, le développement, le progrès d'une idée poétique, comment elle naît d'abord obscure et inaperçue, comment elle se répand parmi le peuple et passe de bouche en bouche, et devient chronique ou tradition; comment, enfin, elle tombe entre les mains de l'homme de génie qui la travaille, l'assouplit, lui donne un nouveau lustre et une nouvelle popularité. etc.

Ueber

Dahlmann's Politik.

(Liter. Unterhaltungsblätter 1836.)



Den Schreiber des folgenden Artikels fesselte das Buch, das er hier anzeigt, schon durch den Namen des Verfassers, weil ihn bewährte Schriftsteller, die ihm einmal von Interesse und Nutzen waren, mehr anzuziehen pflegen, als interessante Büchertitel. Es fesselt ihn aber auch persönlich darum, weil er sich zu Zeiten wohl selbst mit dem Entwurfe einer rein wissenschaftlichen Staatslehre trug, die den besten Theil seines Lebens beschäftigen sollte. Er würde für dieses Werk das Gebiet der Geschichte in seinem ganzen Umfange durchwandert und aufgenommen haben; er würde gesucht haben, aus der ungeheuern Summe der Erfahrungen, aus dem Unsteten, Flüchtigen, Wiederkehrenden, Besondern, das Gesetzmäßige und Allgemeine festzuhalten, aus den vollendeten Völkergeschichten die unvollendete Geschichte der Menschheit zu errathen, aus dem Ganzen die Theile, wie aus den Theilen das Ganze, aus den Staaten den Staat zu erklären; er würde sich nicht gescheut haben, die Analogien der Geschichte des dichtenden und denkenden Menschen für die des handelnden zu Hülfe zu nehmen, und selbst den himmlischen Staat der Nationen, den die gläubigen Erdebewohner unbewußt und sicher construiren, zur Erläuterung des weltlichen, über den sie sich in Theorie und Praxis abquälen, zu benutzen. Er würde gesucht haben, das, was sich in der Entwickelung der Völker und Staaten als nothwendig und naturgesetzlich herausstellt, in sein Gemälde allein aufzunehmen, um hauptsächlich damit denen zu opponiren, die im Leben oder in der Wissen-

schaft an dem Staate Alles künsteln und an dem großen Wege der Natur ihre zwerghaften Wegweiser aufstellen, die nicht über den nächsten Grashalm hinwegsehen. Seine Staatslehre würde gleichbedeutend mit einer Geschichte des Staats, seine Geschichte des Staats gleichbedeutend mit einer Philosophie der Geschichte, und sie würde zu einer Philosophie der Menschheit, oder, was einerlei ist, des Menschen, der nöthigste Grundstein geworden sein. Denn die rein wissenschaftliche Politik sollte nichts sein als eine Philosophie des politischen Theils der Geschichte, wie die Aesthetik die Philosophie der Dichtungsgeschichte sein müßte. Allein zu andern Zeiten kam ich von diesen hohen Planen demüthig zurück, weil ich einsah, daß Alles, was man bisher von Wissenschaften oder Theorien mit diesen Titeln geschmückt hatte, kaum die Spur der rechten Forschung, geschweige irgend ein Ziel gefunden hatte; daß also aller Riß und Construction des aufzuführenden Gebäudes fast von der ersten Linie an begonnen werden müsse, und daß am Ende das (geschichtliche) Material lange noch nicht nahe genug gebracht war, um an ein solches Werk nur denken zu können. Die kindischen Versuche, die hier und da gemacht wurden, schreckten desto mehr ab und die Foderungen der Gegenwart riefen auch immer lauter von solcherlei Unternehmungen zurück.

Eine solche wissenschaftliche Politik ist die Dahlmann'sche nicht, sondern sie ist eine praktische. Die Politik ist ihm in seiner Behandlungsart, nach seinem eignen Ausdrucke, Gesundheitslehre; in jener Behandlungsart würde sie der Physiologie entsprechen, oder dem Theile derselben, der neuerdings als Geschichte des Lebens abgetheilt ist. Und daß sie eine solche wissenschaftliche Politik nicht ist, ist für uns so gut und ersprießlich, wie es, scheint mir, natürlich ist, daß sie es gar nicht werden konnte.

Dies halte ich nämlich darum für natürlich, weil sich eine Wissenschaft, die ganz auf Empirie ruhen soll, am besten erst an einem gewissen Schlusse der Erfahrungen bildet, und zwar von möglichst eignen und lebendigen, in zeitlicher oder nationaler Nähe gesammelten Erfahrungen, weil doch jede in Fremde,

Ferne und Alterthum gesuchte mehr oder minder todt für uns ist. Die Schriften des Plato und Aristoteles über den Staat sind unstreitig die erste Grundlage für eine solche philosophische Staatslehre; denn Plato's bester Staat soll nur ein vollkommeneres Abbild des besten Menschen sein (um so vollkommener, je mehr das Große reicher an Kräften ist, als das Kleine), und seine verschiedenen Classen und Stände stellen die verschiedenen Seelenkräfte des Menschen dar. Es würde sein Werk für einen wissenschaftlichen Entwurf der angedeuteten Art von der größten Wichtigkeit geworden sein, wenn er nur die Requisite für eine solche Untersuchung, welche Aristoteles in vorzüglichem Grade besaß, mit den seinigen vereinigt hätte, wenn er nämlich in Beurtheilung der menschlichen Natur so sicher gegriffen hätte, wie dieser Letztere, nicht den ruhenden und philosophirenden Menschen allein in Aussicht genommen, sondern den alle Thätigkeiten zugleich übenden Menschen. Beide Griechen schufen also, absehend von dem unmittelbaren Nutzen und der praktischen Anwendung, Werke von rein wissenschaftlichem Werthe, allein Beide schrieben auch in Zeiten, wo die griechischen Staaten im abnehmenden Lichte standen, ja eigentlich erloschen waren. In dieser ihrer Stellung zu den wirklichen Staaten, die ihre nächste Erfahrung berührte, unterscheiden sich diese griechischen Staatslehrer auf eine höchst charakteristische und merkwürdige Weise von unserm neuesten deutschen Politiker, mit dem wir uns hier unterhalten; sie unterscheiden sich ebenso von dem größten Staatsweisen der mittlern Zeiten, von Machiavelli. Sie haben in ihrem Vaterlande zu ihrer Belehrung die Geschichte untergegangener Völker, Machiavelli in dem seinigen die von untergehenden, Dahlmann im seinen vortretend die Geschichte von aufgehenden oder mindestens noch vorschreitenden Völkern, und nicht leicht hat sich ein Staatslehrer in einer solchen Lage, wie dieser Letztere und überhaupt alle deutschen politischen Schriftsteller, befunden. Jene Griechen haben ihre heimischen Verfassungen und Staaten ruhig resignirend aufgegeben, der Italiener verzweifelt an den seinen, der Deutsche hofft von den deutschen. Plato, am Grabe der helle-

nischen Städte vom ersten Namen, zeugt in der Idee einen jungen, neuen Staat, mit gleichgültiger Unentschiedenheit, ob sich dieser geistige Staat je den Körper finden wird; Aristoteles sammelt Lebens- und Diätsregeln aus der Krankheitsgeschichte der hingestorbenen Staaten und hinterläßt sie den folgenden Geschlechtern; Beide haben auf die fernste Zukunft gleichsam gerathen: Plato in seiner Abtrennung des Menschen vom Bürger und der höhern Stellung des Erstern; Aristoteles in seinen Divinationen vom Königthum zu einer Zeit, wo noch wenige Erfahrungen so bestimmt eben auf die große Umwälzung nach dieser Staatsform hinwiesen. Machiavelli am Sterbelager seiner italienischen Nationalität und Unabhängigkeit braucht verzweifelte Curen, um die ersterbenden Lebensgeister vielleicht noch einmal zu erwecken, er braucht schneidende Instrumente, um die lebensgefährlichen Auswüchse zu entfernen, er hat kein anderes Mittel, als Revolutionen; Dahlmann, an gelähmten Gliedern beschäftigt, für deren Herstellung die Lebenskräfte des Gesammtkörpers Hoffnung genug übrig lassen, empfiehlt allmählige und vorsichtige Behandlung, kann „keine Wagestücke" in seiner Heilmethode gestatten und zweifelt in keiner Weise, das Staatsleben von so augenblicklicher oder theilweiser Hemmung befreien zu können. Die Alten, von dem jungen Tode ihrer Städte ergriffen, nehmen leicht zur höchsten Aussicht in der Aufgabe der Staaten ihre Dauer; Machiavelli, erschüttert von dem schlaffen und erbarmungswürdigen Siechthum seines Nationalkörpers und eines jeden seiner Theile, und am meisten seines schwachen Hauptes, setzt Alles in die Wiedererlangung einer jungen Lebenskraft, einer durchgehenden Gesammt-Macht; für Dahlmann ist das „höchste Darstellbare im Staate der Fortschritt." Dies halte ich für die Seele der verschiedenen — wenn man's so nennen will — Systeme der genannten Staatslehrer, und finde, daß Jeder in seiner Stellung gleich Recht hat und nach seinem Gesichtspunkte ungefähr gleich consequent verfährt.

Wenn nun Dahlmann also auf einen Staatenkörper, der ihm nahe steht und auf dessen Fortleben er hofft, unmittelbar

wirken wollte, so mußte er, wie Machiavelli, und noch mehr wie dieser, vor Allem praktischer Arzt sein und konnte die strenge Wissenschaft nur hinter sich haben und allenfalls zu Hülfe nehmen, wo ihn die lebendige Erfahrung verließ. Wenn er daher auch einsieht, daß alle „Behandlung von Staatssachen im Leben und in der Lehre zur Historie hindrängt," so nimmt er doch sogleich wieder durch sie seinen Durchgang „auf eine Gegenwart, auf seine Gegenwart, seinen Welttheil, sein Volk." Er beschränkt sich auf die Behandlung des Einen Kranken, der ihm wichtig und bedeutend genug ist, um darüber alle andern zu vergessen. Er ist der Erste, der es einsieht, daß ein deutscher Staatslehrer nur eine deutsche Politik schreiben kann; daß mit Allgemeinheiten und Gemeinplätzen, die für alle Fälle passen sollen und in der That für keinen passen, in Sachen des praktischen Lebens nichts geschafft sei; daß, „weil die Menschheit in jedem Zeitalter neue Zustände gebiert, sich kein Staat grundfest darstellen läßt, außer mit den Mitteln und unter den Bedingungen eines bestimmten Zeitalters, außer gebunden an die Verhältnisse einer unmittelbaren Gegenwart;" daß, wo man ja zu seinem Unterrichte für diese gegebenen Zeiten und Umstände die Erfahrungen der Vergangenheit und der Fremde benutzt, man auch in dieser Vergleichung des Alterthums am besten nicht „über das unmittelbare Bedürfniß der Aufgabe hinausgeht und nur anerkannt historische Verhältnisse hervorhebt." Dem guten Aristoteles schien es hirnlos, wenn sich die Spartaner um die Verfassung der Skythen kümmern wollten; allein unsere deutschen Politiker belehren uns aus Peru und Kamtschatka und zeigen Kunstgriffe für Hierarchien und Patriarchien; zu Hause elend berathen, beriethen wir alle Dinge der Welt und unsere Staatslehren voll verklauselter Vagheiten sollten überall gerecht sein, während Niemand bei uns daheim unsere eignen Zustände mit vaterländischem Sinne erwog; man rang „nach theoretischen Siegen auf dem großen Schlachtfelde praktischer Niederlagen."

Ein Mann, der sich so entschieden an Volk und Vaterland mit seiner Lehre schließt, könnte gar kein Systematiker und

Wissenschaftler von so ausschließender Art sein, daß er die praktischen Foderungen an die Wissenschaft ablehnen könnte, und er bewährt durch jene Entschiedenheit seinen bestimmten Beruf zur praktischen Politik. Er würde sich abkehren von der Staatslehre, die nichts mit dem vaterländischen Staate, von der Philologie, die nichts mit der Jugenderziehung, von der Theologie, die nichts mit der Kanzel zu thun haben wollte, sowie er sich gegen „das stolze Ueberheben über den Staat und dessen Bedarf erklärt, das sich auf dem Boden des Wissenschaftlichen zeigt; gegen die Rechtsgelehrsamkeit, welche, sich selbst Zweck, viel zu gut sei für die Rechtsanwendung, gegen die Historie, die viel zu vornehm sei, um bis auf den heutigen Tag zu gehen, auf eine Gegenwart, die für viel zu schlecht gelte, um verstanden zu werden.“ Es ist eine Beschränktheit, einer Wissenschaft im Flusse des Lebens einen Zweck in sich selbst zu geben. Keine Richtung des menschlichen Geistes, nicht Religion, nicht Wissenschaft, nicht Kunst und nicht Staat, sollte sich je von dem Ganzen so abtrennen, denn nur da ist der rechte Mensch wo das Fachwerk getilgt ist und wo alle geistigen Kräfte auf die Gesammtbildung des ganzen Menschen compromittiren, in welcher die Ausbildung der wirkenden Kräfte vor Allem bedeutend ist. So ist's mit dem Leben der Völker, und wo sich in alten gesunden Zeiten je eine Wissenschaft für sich selbst constituirte, geschah's, nachdem das Volksleben erstorben war. Aber sonst war die griechische Poesie, die den Selbstfoderungen der höchsten Kunst entsprach, wie keine andere, stets auf den praktischen Gebrauch bezogen; so ging ihre Philosophie von dem Leben und Menschenverkehre aus und ihrer Weltweisen Leben war ihnen wichtiger, als ihr System. Wo eine Wissenschaft oder eine Kunst unverhohlen von dem Geiste der Zeit aus- und auf das Bedürfniß der Zeit zurückgeht, da ist sie ihrer Wirksamkeit sicher und kann die höchsten Zwecke in sich vollkommener befriedigen, als in der Absonderung und Isolirung. Schiller hatte gewiß von der Poesie und ihrer Unabhängigkeit würdige Vorstellungen, allein je fester er sich sein Kunstideal gestaltete, desto enger schloß er sich an die unabweislichen

Foderungen der nächsten Umgebung an und opferte sogar lieber die Reinheit der griechischen Form, als die Wirkung auf die Menschen der Zeit, sicherer, auf diesem Wege groß und unsterblich zu werden, als auf jenem.

Dahlman ist so weit entfernt von einer solchen Ueberhebung der Wissenschaft über das Leben, daß er mit Machiavelli übereingestimmt haben würde, wenn dieser die Ordner wirklicher Staaten über die Entwerfer von Staaten auf dem Papier, die Staatsmänner über die Staatslehrer setzt; er ist so entfernt von der Ueberschätzung einer einzigen bestimmten Richtung des Menschen, daß er nicht den Staat, „wiewohl nichts auf der Erde der göttlichen Ordnung so nahe steht als die Staatsordnung", über alles Andere setzt, daß er den „seiner höhern Bestimmung getreuen Menschen dem Staate jedes Opfer des Eigenthums und der Person, nur nicht das Opfer seiner höhern Bestimmung selber bringen heißt", daß er also den Bürger nicht jedem andern menschlichen Beruf überordnet; und hierin stimmt er mit Machiavelli nicht überein, gegen den er daher auch eine abhorrescirende Stellung einnimmt: mit Recht, da er ein Praktiker ist und da er, unter so ganz andern Verhältnissen lebend, die praktische Wahrheit der Machiavelli'schen Lehren für d i e s e n Moment und diese jetzigen Verhältnisse bestreiten muß; mit Unrecht, wenn er ein blos historischer oder wissenschaftlicher Beurtheiler wäre, weil, so wie man sich in Machiavell's Zeiten und Lagen versetzt, die vor ihm liegende Geschichte mit unwidersprechlicher Klarheit seine Grundsätze und Wahrheiten, so traurig sie sind, vorschreibt und die nach ihm gekommene Geschichte seine Aussprüche als Wahrheiten, seine Vorschriften als die einzig möglichen anerkennt. Entfernt zwar von dem Schwindel unserer weltbürgerlichen Jugend, die uns nun die Verschmelzung der Nationen zu Universalmonarchien oder Republiken predigt, entfernt von dem lächerlichen Dünkel, unabhängig von einem vaterländischen Boden, der Welt und Menschheit unmittelbar leben zu wollen, ist doch darin Dahlmann ein echter Deutscher, daß er jene Staatsbande der alten Welt in ihrer Straffheit nicht anerkennt, daß er vielmehr über

Alles hoch hält, wenn der Mensch „das Reich, dessen geborener König er ist, die Beherrschung seiner eignen Seele, wohl verwaltet und ein Bild des guten Staates in seiner Familie zeigt, da ein solcher die öffentliche Sitte verbessert, welche die Trägerin aller freiheitlichen Einrichtungen ist und auch unter einer Despotie ein unverletzliches Gebiet der Freiheit bewahrt."

So sehr nun jeder Aufgeklärte diesen Grundsätzen huldigen wird, so sehr wäre es übrigens vielleicht an der Zeit, diese Aufklärung in Bezug auf die politischen Bestrebungen der Zeit unter uns ein wenig zu verleugnen. Denn sollte ich hier die obige Ansicht von ihrer Kehrseite zeigen, so ist es unleugbar, daß sich die verschiedenen Richtungen der Menschen successiv in einer natürlichen Reihenfolge, und stets unter Vorwaltung einer Einzigen entwickeln und daß es zum jeweiligen Gedeihen jeder einzelnen, wie die Menschen einmal sind, das Beste ist, wenn sie eine Zeit lang überschätzt wird. Daß die Reformation, so viel an ihr war, das religiöse Leben über Alles setzte, dies hatte zwar den Nachtheil, daß wir um die großen gemeinschaftlichen Segnungen, die sie in Staat und Leben nicht minder als in der Kirche hervorzurufen versprach, vorerst betrogen wurden, allein für die Festsetzung echt religiösen Sinnes war es doch von ungemeinen Folgen; daß die deutsche Wissenschaft sich selbst über Alles hielt, hat uns zwar um eine fruchtbare Religions- und Erziehungs-, Staats- und Rechtslehre gebracht, allein für die Festsetzung echt wissenschaftlichen Geistes war diese Wendung wohl unvermeidlich; daß die poetische Kunst Göthe's sich über dem Jahrhundert fühlte, hat zwar hervorgebracht, daß sich nachher die romantische Kunst von der Gemeinschaft mit der Wirklichkeit ganz lossagte, allein den echten Kunstsinn haben wir doch dieser Strebsamkeit und Ueberhebung zu danken. Nach den Jahrhunderten unserer religiösen, scientifischen und artistischen Richtungen, über denen wir den Staat ganz vergessend jämmerlich versinken ließen, bleibt uns fast nichts übrig als die politische Richtung; wenigstens führt die natürliche Reihe von jenen immateriellen zu diesen materiellen Interessen, von dem Streben nach dem Wahren, Schönen

und Guten nach dem Rechten und Nützlichen. Daß diese materiellen Interessen an die Tagesordnung gekommen seien, schreit die ganze Masse; daß die politische Richtung, daß „der Staat zu dem Deutschen gekommen sei und durch eine schwere Leidenszeit Genugthuung von ihm genommen habe für die lange Vernachläßigung; und daß diese Richtung nicht wieder untergehen werde", erkennt unter den Häuptern auch Dahlmann an; denn auch ihn beschäftigt mit Nachdenken jene „überraschende Gleichzeitigkeit im Baueifer für veränderte Verfassungen, welche die Regierungen und die Regierten ergriffen hat, da die Kräfte und Formen, welche wie Klammern den Staat des Mittelalters zusammenhielten, gleichzeitig nachlassen." Was würde es nun schaden, wenn der Staatsmann, der uns das deutsche Staatsleben aus Schlaf und Apathie erwecken wollte, uns die Vorzüge des politischen, des thätlichen und practischen Lebens ins Licht setzte, ja als die höchsten priese? wenn er den Staat und die Wirksamkeit im Staate, diese uneigennützige Thätigkeit im Ganzen, über Alles setzte, und dadurch, falls es ihm gelänge uns zu überreden, uns den dunkeln Dünkel über unser sogenanntes geistiges Leben verleidete, unsere Geister ermuthigte nach diesem Berufe zu greifen, und unsere Energien anspornte, für diese Wirksamkeit thätig zu sein? Denn wo könnte auch eine solche stachelnde Ansicht nützlicher sein, wo wäre sie nöthiger als in diesem Zweige für dieses unser Vaterland? So lange nicht die größten Köpfe der Nation es würdig und lockend finden, sich auf diesem Felde zu versuchen, sich ins praktische Staatsleben zu werfen, so lange harren wir vergebens auf ein deutsches Staatsleben. Wo aber wären unsere Staatsmänner, die sich mit den ersten unter unsern Gelehrten oder Dichtern auf Eine Stufe stellen dürften? Und ist es nicht eine gewöhnliche Sitte, daß man die versprechenden Talente unter der Jugend dem Katheder und der Schule bestimmt, die im Staate und für das practische Leben sind, was die Klöster in der Kirche und im religiösen Leben? Und bestimmen sich nicht Die, welche sich unter unserer Jugend als Genies dünken, selbst zu Allem, nur eben niemals zur ruhigen und sichern Thätigkeit

im Staate? Haben nicht unsere großen Dichter einen Vaterlandssinn wie den römischen tief unter aller Detestation gesehen? Und haben nicht unsere großen Historiker mitleidig auf die thätliche Größe eines Alexander neben der gelehrten seines Lehrers geblickt und nur diese eine ewige, jene eine vergangene genannt, da doch auch sie zwar nicht Schwarz auf Weiß der Ewigkeit überliefert, aber in unvergeßlichen Denkmalen und Folgen eines ungeheuern Eingriffs in die Menschheitsgeschichte ewig geblieben ist und bleiben wird, so lange die Welt dauert, und des Aristoteles Schriften immerhin! Unser Verfasser selbst auch kennt diese Seite unserer Zeit sehr genau.

„Die Kluft — sagt er — zwischen Wissen und Können, Kraft des Verstandes und Kraft des Charakters ist ungeheuer groß geworden. Die am meisten von Tapferkeit lesen und lehren, sind sie tapfer? bringen sie wirklich dem Vaterlande Opfer? Ist nicht die Mehrzahl der Wissenden mit ihrem Wissen mehr äußerlich behängt als davon durchdrungen, gehemmt dadurch in ihrer Bewegung, statt daß der Widerschein der edelsten Beschäftigungen sich in jeder That des wahrhaft Wissenden abspiegeln sollte? Wo ist Siechthum mehr zu Hause als bei den Gelehrten? Wo fehlt häufiger jenes kräftige Gleichgewicht der geistigen und körperlichen Thätigkeiten, das den gelungenen Menschen bezeichnet?“

Zwar nicht so gradehin auf dem kalten Wege der Lehre, noch auf dem heißen der jugendlichen Begeisterung sucht Dahlmann Interesse am Staate, Lust am politischen Leben, Freude am Vaterland, Hoffnung auf die bürgerliche Zukunft zu begründen, aber er thut es mit dem warmen und steten Feuer der Besonnenheit und des Gemüths, mit dem er an Familie und Nation hängt, mit dem er die tiefsinnige Trefflichkeit unserer germanischen Stammverfassung uns auseinanderlegt. Das ist in seinem Buche das Schöne, vielleicht nicht für den Gelehrten, aber desto mehr für den Menschen, daß er mit Demonstrationen weniger als mit Consequenz, nicht mit moralischen Sentiments, sondern mit Charakter, früher auf das Herz als auf den Verstand, auf den echten Patriotismus als auf die politische Er-

kenntniß, auf den Staatssinn als für die Staatsweisheit wirkt. Sein ganzes Buch ist nur eine einzige Lobrede auf diese neuere ständische Verfassungsform; es übt eine Kraft, die mit der politischen Gegenwart versöhnt; man fühlt (mehr, als man es unter den vielen Gebrechen im Wirklichen gleich einsieht), wie gegründet der Preis dieser Verfassung ist, welcher Tiefsinn diese neuen Verhältnisse, welche Masse von Erfahrungen in wie vielen Jahrhunderten sie gestaltet haben, wie naturgemäß sie sind, welche Garantien sie in sich für die Dauer und das Wohl der Staaten bieten. Es gilt dem Verfasser nicht, in gleichmäßiger Ausführlichkeit auf jeder Form, jeder Vorschrift, jedem Verhältnisse zu verweilen, um trocken zu belehren, sondern er geht darauf aus, vor Allem Geist und Sinn der gegebenen Verfassung erkennen zu lassen, und was sein Werk mit einzelnen Sätzen und Ansichten, Lehren und Ideen nützen wird, wird nichts sein gegen Das, was es durch Versöhnung und Beruhigung, durch Erweckung von Vertrauen und einer politischen Denkart thut, die sich im Ganzen des Staatswesens mit Zufriedenheit fühlt und auch unter hemmenden Umständen keine Bemühung für verloren hält, die aus Ernst und gutem Willen fließt. Einsichten, Kenntnisse fehlen uns nicht; das weiß der Verfasser sehr gut, der darum manches Problem hat liegen lassen, das um der Vollständigkeit willen ein Anderer breit beredet hätte; aber der Abschluß unserer Kenntnisse, das Vertrauen auf unsere Einsichten, der Muth, sie lebendig wirken zu lassen, die Ueberzeugung fehlt uns fast allgemein; aber diese spricht aus jeder Zeile dieses Mannes, dem man ansieht, daß er seine Weisheit nicht ganz in libris et literis, sondern auch in curia et foro gesammelt hat. Alles ist bei ihm Eine Grundansicht und Eine Gesinnung; er ist nicht ein Eklektiker, wie fast alle unsere Staatslehrer, der vage Principien zusammenstoppelt und an einem Orte billigt, was er nach dem andern hätte tadeln sollen; an seinen Sätzen läßt sich wenig oder nichts mäkeln, man muß seinen Standtpunkt theilen oder verwerfen und mit ihm Alles; er ist ein Staatskünstler, der uniform schafft, kein Staatswissenschaftler, der zerstreut sammelt und

nebeneinanderstellt. Die Mäßigung voll Bestimmtheit der Foderungen scheidet ihn von den politischen Handbüchern mancher liberal Verschrienen; die Entfernung von allem Barocken, Neuerungssüchtigen und Extravaganten von den Träumen unserer jungen Welt; die deutsche Gemüthlichkeit und der Familiensinn von dem „heimathlosen, familienlosen, revolutionären Sinne, der auf Revolutionen wie auf öffentliche Lustbarkeiten Rechnung macht", und sie verbündet ihn der Vaterlandsliebe, „die ihre Wurzeln in den Oertlichkeiten schlägt, welche sich um die Wiege des Menschen versammelten."

Durch diese menschliche und nicht blos wissenschaftliche, gelehrte Totalität, mit der unser Staatslehrer zu wirken strebt, sieht er sich von selbst veranlaßt, unzähligen gelehrten Aufgaben den Rücken zu kehren, und er gewann uns, daß wir es gestehen, auch hiermit nicht am geringsten. Er verschont uns Gott Lob! mit Citaten und Gelehrsamkeit; er vertraut seinem eignen Wissen und seiner Einsicht, und hält sich nicht für verpflichtet, seine Gewissenhaftigkeit zu beeidigen und zu bezeugen, seine gelehrte Waare marktschreierisch zu preisen, daß sie aus dieser und jener vortrefflichen Quelle genommen sei, diesen und jenen vornehmen Käufer gefunden, sondern er verkauft à prix fixe und läßt laufen, wem das nicht recht ist. Die Theoretiker werden kommen und zanken, daß er nichts über Entstehung der Staaten und Colonien geredet, keinen Zweck des Staates deutlich angegeben, nichts von der vollkommenen Verfassung gesagt, daß er von den Urrechten der Menschheit nichts abgehandelt habe. Man wird ihn nach den verschiedenen Urverfassungsformen fragen und sich wundern, daß er die drei so kurz abgefertigt, daß er die Ausartungen mit ihnen verschmolzen habe; man wird streiten, daß er unrichtig die Dreiheit der Staatsgewalten, die Andere geviert haben, auf zwei reducirt. Die Universalpolitiker werden zürnen, daß er die Juden in einem Paragraphen, die Weiber in einer Parenthese abgethan, und daß er die Frage der Weltrepublik nicht berühre. Man wird fragen, wo denn die Ochlokratien und Timokratien geblieben seien? Krug wird seine dynamischen und mathematischen Vertretungs-Systeme,

Pölitz das Kapitel von der Prinzenerziehung, Zachariä vielfache Distinctionen und den einherrschaftlichen Freistaat vermissen; und wenn der Verfasser so fortfährt, fürchtet er's nicht im zweiten Theile mit allen Kameralisten und Staatsrechtslehrern zu verderben?

Ueberhaupt ist der Verfasser kein Mann, der die Meinung theilen könnte, als ließe sich jedes Staatsverhältniß objectiv bestimmen und mit Verstandesgründen belegen; er will nicht Alles machen und verordnen, sondern er überläßt auch etwas der Gelegenheit und den Umständen zu thun; er scheut sich nicht einen guten Bestand als Autorität statt eines guten Grundes zu citiren, und weist z. B. lieber auf den guten Sinn der Engländer in Bezug auf die Frage der Ministeranklagen, als auf die Versuche in Frankreich, die Gegenstände der Anklage festzusetzen. Es gibt daher keinen grellern Gegensatz als Dahlmann, wenn er sein Band der Moralität zwischen Regierung und Volk schlingt, etwa Murhard gegenüber zu sehen, der jeden Mißbrauch der Staatsgewalt und daher jede Empörung des Volks unmöglich machen will durch Staatsordnungen! Es gibt keine bestimmtern Unterscheidungszeichen, als wenn man betrachtet, wie unsre renomirtesten Staatslehrer an unsern heutigen Verfassungen stets das Künstliche bewundern, wo Dahlmann ihr Naturgemäßes hervorhebt, wie sie den Staat stets als ein mechanisches Kunstwerk denken, für dessen Handhabung nichts wünschenswerther sei, als die Kunstgriffe und Kniffe geschickter Staatsmänner zu kennen, die politische Schlauheit etwa eines römischen Hofes zu durchschauen, die Verwaltungsorganisation etwa eines Napoleon, die das Leben nach einer einzigen Form zuschnitt, einzuführen, während Dahlmann den Staat stets als homogen mit dem Volke, als ein lebendiges Ganze, denkt, das seine Bahn instinktmäßig durchläuft, anderswo anders, und dem man nur das Gesetz entnimmt, die Nothwendigkeit ablauscht, das lange Bewährte und Unbewährte absieht. Es gibt keinen bestimmtern Widerspruch, als, über die Frage von der Verschmelzung der Völkerschaften unter östreichischer Herrschaft mittels der deutschen Sprache, Zachariä zu

hören, der Joseph's Versuch hierzu für werth der Wiederholung achtet, und Dahlmann, der diesen Versuch nicht wieder erwartet. Denn überall preist dieser die neuen Verfassungen und das Königthum nur unter der Voraussetzung, daß der Herrscher („Staatskönig") der natürlich angestammte Fürst seines Volkes, eines einheitlichen, stammmäßigen Volkes sei, daß die Erbmonarchie „eine natürliche Wurzel in dem Verhältnisse dieses Fürstenhauses zu diesem Volke habe, weil sie sich keineswegs auf eingetauschte Seelen und geraubte Kronen überträgt;" und er zeigt warnend auf das neue Beispiel Belgiens, wie „sich Naturverhältnisse nicht spotten lassen," und blickt schaudernd mehrfach auf die tragischen Katastrophen des zerfleischten Polens. Das Verhältniß, das er zwischen Regierung und Volk sieht, ist nicht ein streng rechtlich fixirtes, nicht ein einseitiges Zwangsverhältniß, sondern das moralische Band der Ehe, die gegründet ist auf Wahlverwandtschaft, auf Billigkeit und Nachsicht, deren Scheidung undenkbar, zu deren Eintracht kein Mittler nothwendig ist, deren Hausrechte und Pflichten nach den natürlichsten Regeln geordnet und geschieden sind.

Indem der Verfasser, auf den Grund dieser Voraussetzung ursprünglicher Gemeinschaft von Volk und König und der Naturgemäßheit in allen ihren Verhältnissen und Berührungen, das fast idyllische Gemälde unserer Verfassungen, voll gemüthlicher Eindrücke, aufzieht, zeigt er uns eben damit den dunklern Hintergrund, der in unserm Vaterlande die Ausführbarkeit dieser Verfassung beengt und begränzt. Ländermassen liegen gedrängt in und an dem deutschen Staatenbund, welche der Gleichartigkeit der Völker entbehren, welche der Gleichartigkeit der Verfassungen entbehren müssen: „Oestreich, welches keine allgemeine Reichsstände mit gesetzgebender Gewalt haben kann, Preußen, welche diese haben kann, aber nicht hat, und das, wenn man will, constitutionelle Deutschland, dessen Einwohner Verfassungsrechte besitzen." Die einzelnen Glieder, welche kein Dasein außerhalb des Bundes haben, haben keine selbstständige auswärtige Politik; der Bund schreibt ihnen ein Contingent und die dazu nöthigen Steuern vor, „er beschränkt die

ständische Steuerbewilligung in einem der wichtigsten Punkte, das will sagen, er beschränkt die Ausführbarkeit der guten Verfassung." Der Bund, um seiner eignen Existenz willen, bedarf eines Oberaufsichtsrechts zur Erhaltung der innern Sicherheit wie der äußern; dies aber bedroht die Verfassungsrechte der einzelnen Staaten nothwendig, „denn die Erfahrung aller Zeiten hat hinlänglich gelehrt, daß es nichts im Gemeinwesen gibt, was sich nicht unter dem Begriffe der Sicherheitssorge befassen läßt." An dieser gefährlichen Stelle nimmt daher auch Dahlmann einen Ton der Entschiedenheit an, den er sonst nur mehr über die verkehrten Verhältnisse auswärtiger Völker, oder in den Verhältnissen des deutschen Vaterlandes braucht, wo er einen erworbenen und in seinem Werthe anerkannten Besitz zu vertheidigen und in dieser Vertheidigung einen herrschenden Geist im Volke zum Mitkämpfer hat, wie z. B. in der Sache des freien Unterrichts u. dgl.

„Die einzige lebendige Gränze — sagt er — gewährt hier der Inhalt der deutschen Verfassungsurkunden, welcher durch das Gewissen der sie verbürgenden Fürsten gewahrt wird, und dessen Verletzung das Recht gegen jeden Minister, welcher sie aufopfern würde, begründete. Da vermöge des Bundesrechts organische, d. i. bleibende Einrichtungen nicht durch Ueberstimmung, sondern allein durch Einstimmigkeit, das will sagen, auf dem Wege des Vortrags zu Stande kommen können, und keine einzige deutsche Landesverfassung einem Provisorium unterworfen ist, so ist auch in den Bundesordnungen nichts enthalten, was der Gewissenhaftigkeit und dem Pflichtgefühle Gewalt thäte. Hier aber steht auch der unüberschreitbare Gränzwall zwischen Bundesgewalt und Bundesstaat; die in anerkannter Wirksamkeit bestehenden landständischen Verfassungen können nur auf verfassungsmäßigem Wege wieder abgeändert werden. Denn käme es je dahin (errorem hostibus illum!), daß die Stimme derer obsiegte, welche von Bundeswegen verkündigt wünschen, keine Verantwortlichkeit hindere den Minister, seine Zustimmung zu einem Bundesbeschlusse zu geben, welcher mit seiner verbürgten Landesverfassung im Widerspruche steht,

würde die den Feinden des öffentlichen Rechts gefällige, Religion und Vernunft gleichmäßig verwirrende Lehre offen aufgestellt, das Gewissen des Fürsten allein habe über das Dasein der Verfassungsrechte zu entscheiden und der Unterthan müsse sich auf alle Fälle beruhigen, so wäre damit ein Grundsatz aufgestellt, altem und neuem deutschen Rechte gleichmäßig widerstreitend, die wohlthätige Einheit des Staats, welche der Mitregierung der Stände ein Ende gemacht und den zusammenhängenden Staatshaushalt begründet hat, erschiene dann als ein Leiter blos zur Willkürherrschaft, und wer die Geschichte zu deuten weiß, sähe im Geiste das deutsche Volk durch dies gleisnerisch angepriesene Mittel gegen Revolutionen einer Umwälzung, die den Welttheil erschüttern würde, entgegengeführt.«

An verschiedenen Stellen des Werkes ist ferner an die unglücklichen geschichtlichen Erinnerungen Deutschlands gewiesen, welche die innere politische Lage so mißlich machen. Es wäre auch thöricht, sich die Bedenklichkeiten über unsere Gegenwart und Zukunft sparen zu wollen, welche sich desto mehr aufdringen, je mehr man überzeugt davon ist, daß die »Zukunft Europa's an den Bestand und die Macht der erblichen Königreiche geknüpft ist, weil dieses das einzige Band der Gewohnheit ist, welches durch die Dauer immer fester geworden ist in der tiefer dringenden Ueberzeugung.« Denn es ist auch thöricht, sich leugnen zu wollen, daß eben darum die Sache der Bewegung und der Aussicht auf Angriffe auf dieses Königthum so gut steht, weil sehr wenige Throne in Europa auf einer alten Sympathie mit dem Volke ruhen, wenige Dynastien in frischer physischer Blüthe und Kraft stehen. Auch in Deutschland sind viele Unterthanen in den neuen Ereignissen neuen Regenten gegenüber getreten; alte Stammabtheilungen, alte Rechte, alte Gewohnheiten hat man in der neuen Ordnung der Dinge nicht geschont und nicht schonen können, neue Wohlthaten hat man nicht viele an die Stelle gesetzt und die erzeugten oft mit Mißtrauen, mit Rücknahme und mit Zögerung verkümmert. Gewohnheiten, Sitten, jede ältere Grundlage, auf der sich weiter bauen ließe, fehlt; und es gehörten die günstigen und ungünstigen

Stürme in dem ganzen Welttheile dazu, um uns plötzlich für manches Absolute ein unerwartet gedeihendes Neue zu geben, um an die Stelle der despotisch militärischen Verwaltung von Preußen im vorigen Jahrhundert die jetzige, um an die Stelle unserer alten ständischen Verfassung die heutige repräsentative treten zu sehen, eine Wendung, die noch vor zwanzig Jahren bedeutende Staatsmänner für unmöglich gehalten hatten. So schwanken wir im unentschiedenen Werden und Bilden der Verhältnisse zwischen Hoffen und Fürchten, zwischem Gutem und Bösem.

„Deutschlands Reichsverfassung erkrankte hoffnungslos im Zwiespalte, als es an der Zeit war, dem Staatenstaate des Mittelalters zu entwachsen; seine Territorialverfassungen waren schon starr geworden vor dem Untergang des Reichs, welches hierauf eine lange Fremdenherrschaft zu erdulden hatte und nach deren Entfernung kein Reich wieder werden sollte, sondern werden, was es nie zuvor gewesen, ein Bund von souveränen deutschen Staaten, in welchen zum großen Theile Fürsten und Unterthanen sich als Fremde gegenüber standen. Hier mußte, wie auf einer Brandstätte, ein politischer Neubau unternommen werden. Es geschah in der Bundesakte, in den Verfassungsurkunden der einzelnen Bundesstaaten. An diesen ist viel und mit Recht getadelt worden; das erstorbene Naturleben, die noch junge Kunst liegen nur zu klar am Tage; allein die Nothwendigkeit der Sache an sich selber wird allein von denen verkannt und mit den umwälzenden Neigungen der Zeit zusammen geworfen, welche überall in Deutschland unumschränkte Regierungen pflanzen möchten und den Staat halb als Vaterhaus, halb als Kirche übertünchen. Wäre es dieser Ansicht gelungen in dem Grade, wie sie wollte, durchzudringen, so hätten sich an keinem deutschen Damme die Wogen des Jahres 1830 gebrochen."

In dieser Lage des Vaterlandes, in der sich unverträgliche Elemente durchdringen sollen, wo bald das Alte, bald das Neue als das Beste gepriesen wird, jetzt der Stillstand und jetzt ein springender Uebergang statt hat, mußte der Staats-

lehrer wohl natürlich jenen oben angegebenen Mittelpunkt seiner Lehre finden, nach dem er nicht im Quietismus und nicht im Revolutionssinn, nicht in Beruhigung beim Alten und nicht in gewagten Versuchen mit dem Neuen das Heil sucht; er will nicht das Hergebrachte halten, wo es veraltet und jede Grundlage geschwunden ist, nicht die Neuerung furchtsam meiden, wo sie von den Umständen dringend gefodert wird; er mag nicht das Stationäre und nicht das Allzubewegliche, nicht den Ruhestand und nicht den Sprung, sondern das Fortschreiten, und zwar das vorsichtige Fortschreiten, die stetige Entwickelung. Er will die Richtung nach dem Politischen, die unter uns aufgegangen ist, geleitet und gezügelt sehen, damit sie „Bildung gewinne, nicht naturalistisch wuchere," er will sie aber nicht dämpfen und unterdrücken, damit sie nicht einst gewaltsamer ausbreche. Er ruht auf dem Erfahrungssatze aller Geschichte, der die Grundlage jeder echten Staatsweisheit sein muß, daß man ein Volk in seinem Bildungsgange nicht hemme und nicht hetze; er ist auch darin ein echter deutscher Mann, daß er die deutsche Langsamkeit zur That respectirt, weil sie nicht vom Vergessen der Thaten begleitet ist, sondern „von einer Beharrlichkeit, die Gedanken auszuarbeiten," die im Leben verwirklicht werden sollen. Es war ein Jahrhundert, bemerkt er, von Huß zu Luther, aber man hatte nicht vergessen, wofür Jener gestorben war; es sind drei Jahrhunderte von Hutten zu uns, und wieder tauchen hundert Verhältnisse für uns auf, die schon Jenen beschäftigt hatten.

Wer fortschreiten will, muß vor Allem auf Einem Fuße sicher und fest stehen, ehe er den zweiten aufhebt zum Weitergehen. Keine Wahrheit hat Dahlmann lebendiger empfunden; sein ganzes Buch ist daher eine Schutzrede, ja in der geharnischten Kraft, die er hier gebraucht, eine Schutzwaffe für Das, was wir auf unserm constitutionellen Wege in Deutschland erlangt haben. Wir haben oben gesehen, wie er die Unantastbarkeit der Verfassungen, dem Bunde gegenüber, verficht; überall steht er auch sonst gegen Die, welche die östreichischen Einrichtungen auf deutschem Boden allgemein machen wollen, gegen Die,

welche uns neben dem Mangel an Selbstständigkeit und freier Bewegung gegen außen auch noch die innere Entwickelung hemmen und verkümmern wollen, und „Sicherheit und Wohlfahrt der deutschen Staaten mittlern und untern Ranges“ sieht er nur darauf beruhen, daß dieser Partheistimme kein Gehör gegeben werde. Er preist unsere deutschen Stände (und er erwartet die nämliche Anerkennung von der partheilosen Stimme der Zukunft)

„minder um Das, was sie schufen als was sie verhinderten, und darum, daß sie gefährlich unbestimmten Wünschen endlich doch eine fruchtbare Richtung auf die wirkliche Lage des deutschen Lebens abgewannen, daß sie einer kleinen Pflanzschule tüchtiger deutscher Staatsmänner schon das Dasein gaben, daß sie, durch Erfahrung klüger geworden, sich mit der Zeit bequemten einige Gemächer der Freiheit nach Gelegenheit des Orts wohnlich auszubauen.“

Selbst was Vernunft und Selbstgefühl verlangen, die Freiheit der Presse, opfert der vorsichtige Mann vorerst der Sicherheit auf; „wie die deutschen Dinge neu begründet in nicht sorgloser Jugend stehen, muß sich die Foderung des Selbstgefühls der Erhaltung des Guten, welches wir noch besitzen, unterordnen.“ Er sucht in unsern neuen Verfassungen hauptsächlich das Garantirende herauszuheben; von diesem Gesichtspunkte aus setzt er die alten Staaten den neuern entgegen, besonders Rom, in dem sich das Eigne und Beste der alten Staatsweisheit concentrirt, das nicht Spartas stehende Aristokratie, nicht den raschen Wechsel der Dinge in Athen kannte, das bei aller Anlage zur lacedämonischen Verfassung fast alle Nuancen der attischen durchlief, das die Dauer der neuern Staaten, wenn auch nicht ihre volle Mischung der Formen hatte, das ein factisches Gleichgewicht der Gewalten aufwies, aber keine Sicherheit und Gewähr dafür, indem das Gegengewicht von Adel und Volk blos auf Herkommen ruhte, nicht auf Uebereinkunft und Gesetz. Das Alterthum legte der menschlichen Entwickelung und den allgemeinen Menschenrechten nirgend Zwang an, weil es sich unter der sichern Leitung des

Instincts bewegte und bildete; die neuere Zeit trat jener freien Regung der Kräfte vielfach entgegen, und es war eine nothwendige Wendung, daß die vollkommenern und natürlichern neuen Verfassungen und Bürgschaften dafür boten, daß diese willkürlichen und unnatürlichen Hemmungen nicht wiederkehrten. Ueberall nun kämpft das Werk des Verfassers für die Sicherheit jener menschlich freien Entwickelung und für die Sicherheit der Staatseinrichtungen, unter denen wir jene zu erreichen hoffen und die wir uns ohne Gewalt, ohne Anmaßung, langsam, rechtlich erworben, oder wohlverdient empfangen haben. Es gehört ein gewisser politischer Sinn dazu, wenn eine solche Sicherheit werden soll, deßhalb sehen wir den Verfasser durch die Gesammtwirkung seines Buches auf diesen hinarbeiten; es gehört eine gewisse geistige Macht dazu, um diesen Sinn und politisches Interesse rege zu halten, und unter dieser Ueberschrift (der Theilnahme an den Staat) würde ich die Frage der Preßfreiheit lieber abgehandelt haben, wie Spittler that, dessen Namen ich ungern neben den von Gentz und Adam Müller vermißte, da seine fragmentarischen Vorlesungen so charakterisirend für die Zeit ihrer Entstehung sind. Diese geistige Macht in Deutschland zu missen, ist Dahlmann daher unangenehm und unerfreulich. Denn so gefährlich es zwar ist, plötzliche Redefreiheit zu gewähren, wo viel Verkehrtes, wenig Vertrauen und keine Gewöhnung an Freiheit ist, so demüthigend ist's doch, selbst nicht bei strengern Gesetzen, selbst nicht wie jene Alten mit dem Stricke um den Hals reden zu dürfen. Allein man kann sich dessenungeachtet nicht gegen den Satz wehren, daß wir nothwendig diese Freiheit entbehren müssen, so lange nicht eine physische Macht sie schützt. Das ist daher der nächste Schritt, den unser Staatslehrer zu gehen mit vielfacher Umständlichkeit lehrt und dabei ordentlich den Fuß führt, daß Preußen Reichstände einführen soll, damit es freie Presse haben könne; freie Presse einführen soll, damit es Reichstände haben müsse. Es hat die Macht zu dem Einen, die Gelegenheit zu dem Andern, die Auffoderung zu Beidem. Wir harren vergebens auf die Kraftregung im Allgemeinen, auf die Uebung und

Thätigkeit, die uns zu den ersehnten Garantien des öffentlichen Lebens das Wichtigste sind, so lange Beides in Preußen fehlt; vergebens auf eine Gleichmäßigkeit, Harmonie und Befriedigung in diesem öffentlichen Leben, so lange nicht allein die verschiedenen Staaten nach allen Richtungen von einander abweichen, sondern auch der wichtigste Staat unter allen höchst ungleich organisirt, in Gemeinde- und Militairwesen allen übrigen vorausgeht, im Verfassungswesen zurückbleibt, im Unterrichtswesen Miene macht zurückzugehen, in äußerer Politik sich entfremdet. So scheint auch, neben der größern Identificirung des constitutionellen Deutschlands mit seiner Einen Großmacht die größere Separation von der andern mit Recht als wünschenswerth angedeutet, wie auch zu Beidem die Fingerzeige sogar im Factischen der Gegenwart liegen. Deutschland hat jede eigensinnige Richtung von je verschmäht; es hat die Republik wie ein Gewand fallen lassen, es hat die Aristokratie über den Kopf geschoben, es wird auch wohl das absolute Königthum ablegen.

Im Allgemeinen wäre es wohl besser gewesen, wenn der Verfasser etwas heller geschrieben hätte; man ist aus seinen frühern Schriften eine behaglich-klare Darstellung gewohnt, und hier ist er gedrungen, knapp und einigemal fast räthselhaft geworden; gewisse Schlagworte und Schlagsätze sind ihm eigen, die oft voll bildlicher Anschauung und treffender Wahrheit sind, einigemal auch bei Manchem durch Unverständlichkeit unbefriedigte Neugierde erregen werden. Dies geht die Schreibart an; allein selbst in der Ansicht wäre hier und da größere Bestimmtheit und Schärfe zu wünschen gewesen. Ich glaube, das Capitel vom Oberhause wäre ein solches, wo, nach meinem Auge zu urtheilen, die Umrisse etwas derber gezeichnet sein konnten. Das Princip der doppelten Kammer bestreitet kein Vernünftiger, die Schwierigkeit der Frage liegt in der Zusammensetzung des obern Theiles. Der wenig preiswürdigen Zusammensetzung unserer deutschen ersten Kammern, die der Verfasser sehr wohl durchschaut, konnte er freilich kein Muster absehen. Das englische Oberhaus und die dortige Stellung der Geburtsaristokratie über-

haupt scheint er zwar nicht als Muster für Deutschland nehmen zu wollen (denn wie könnte er auch?), allein er scheint doch nicht frei von dem Gedanken an die Herstellung einer ähnlichen politischen Institution in Deutschland. Dies würde ich rein für den Versuch der Wiederbelebung eines hinsterbenden Körpers halten, für den nicht einmal mehr eine Atmosphäre da ist. Aristokratien als dauernde Staatsgewalten, nicht als bloße vorübergehende Phasen der historischen Entwickelung, wie sie zu bestimmten Perioden in allen Nationen erscheinen, haben überall nur an solchen Stellen Bestand gehabt, wo sich verschiedene Volksstämme übereinander lagerten, wie es in Sparta, Rom, Spanien, England der Fall ist, und wo die untern Schichten Stämme bildeten, welche mit einer veralteten oder unentwickelt gebliebenen Bildung diese kastenähnliche Richtung des gesammten Staats hervorriefen. Wo diese untern Schichten überlegene Anlage und Bildung behaupteten wie in Italien, wo eine solche Mischung von ungleichartigen Racen gar nicht Statt hatte wie in Deutschland, da ist die Aristokratie nur eine historische Erscheinung, die vorübergeht; sie repräsentirt nur die ganze Bevölkerung zu Zeiten, wo sie körperlichen und geistigen Vorzügen nach wirklich allein den activen Theil der Nation bildet, und zieht sich zu andern Zeiten in die Unbedeutendheit zurück, in der sie einst die untern Stände hielt, wenn nun diese ihrerseits so in den Vorgrund treten, daß sie ihren Vorzügen nach das Volk allein darstellen. Jeder, der uns den Geburtsadel zu hegen und zu pflegen heißt, hat es gut auf die Geschichte zu pochen. Wir haben fast kein anderes Muster der Entwickelung repräsentativer Verfassung als England; den unbefriedigenden Gang der Dinge in Frankreich ist es ebenso leicht auf die Rechnung des Untergangs der alten Aristokratie zu schieben als auf jedes beliebige Andere, weil auch eine Menge anderer Kräfte in diesem Lande durch Siechthum oder Ueberreizung zu Grunde gingen, in deren gemeinsamem Verderb in der That die Quelle des gemeinsamen Elends liegt. Nordamerika würde nicht einmal ein Gegner gern anführen. Das Beispiel italienischer Staaten, die nicht so ganz zu ihrem Nachtheil inmitten des aristokratischen

Flors von ganz Europa die Aristokratie zur Seite schoben, ist nicht so leicht in gebührenden Anschlag zu bringen; in Deutschland haben wir erst Alles zu erwarten. Nichts aber, scheint mir, begünstigt auf diesem Boden eine selbstständige Bedeutung des Adels als solchen, und ich glaube, wir sollten uns darüber nicht täuschen, wenn wir auch den Verlust dieser materiellen und moralischen Kraft bedauern. Wir müssen das Augenmerk ganz dahin wenden, wo sich ein Ersatz für dieses Abgehende bietet. Wir wollen sehen, wie selbst in England in dem großen Conflicte mit der Industrie sich die Aristokratie weiterhin stellen wird, und ob sich die bewegliche oder unbewegliche Gütermacht den fodernden Bedürfnissen der Zeit besser wird zu accomodiren wissen. Und den Mittelstand, in dem sich jetzt alle Säfte und Kräfte concentriren, erkennt auch sonst Dahlmann überall in seiner ganzen Bedeutung an.

„Die unumschränktere Fürstenherrschaft hat den alten scharfen Gegensatz der Stände beseitigt. Der Kriegsadel war schon von seinen Grundlagen verrückt, als die Reformation der Geistlichkeit eine ganz andere Stellung zum Volk und zur Regierung gab, auch da, wo sie nicht durchdrang; der Drang nach allgemeinem Unterrichte entwickelte sich fast ungestüm; auch er ist kastenartigen Unterschieden fremd, denn das Talent wächst auf dem Boden jedes Standes. Der Bürger kauft das adlige Gut, tritt, wie ihn Glück und Geschick trägt, in den Handwerksstand, den des höheren Gewerbes, wird Geistlicher, tritt in des Fürsten Rath. Nicht anders der Bauer, und auch als Bauer ist er zugleich, nach Art und Gelegenheit des Landes, Handelsmann, Fabrikant, Schiffer; die Stadt ist auf's Land hinausgegangen."

Und andeswo:

„Fast überall im Welttheile bildet ein weitverbreiteter, stets an Gleichartigkeit wachsender Mittelstand den Kern der Bevölkerung; er hat das Wissen der alten Geistlichkeit, das Vermögen des alten Adels zugleich mit seinen Waffen in sich aufgenommen. Ihn hat jede Regierung vornehmlich zu beachten, denn in ihm ruht gegenwärtig der Schwerpunkt des Staates, der ganze Körper folgt seiner Bewegung."

So hat denn auch dieser wirklich regsame Theil der Nationen überall in dem Kammersysteme seine geordnete und lebendige Vertretung ohne Schwierigkeit gefunden; die Natur selbst zeigte den einfachen Weg, während die Kunst das Mittel noch nicht gefunden hat, die gleichberechtigte obere Kammer auch zu einer gleichbedeutenden zu machen. Die zweite Kammer stellt, was sie soll, das Princip des Materiellen, des Praktischen, des Instinctmäßigen, des Unmittelbaren, des Beweglichen völlig dar; die erste hat weder den Gegensatz des Idealen, noch des Theoretischen, noch des Einsichtigen und Erfahrungsmäßigen und nur allenfalls den des Unbeweglichen geltend zu machen gewußt. Allerdings würde ein Adel, dem der unruhige Erwerb, der gemeine Dienst fremd und höhere Staatsbildung Lebenszweck wäre, der wesentlichste Bestandtheil dieser Kammer sein, allein woher sollen wir ihn nehmen, wenn wir nicht etwa, wie gewisse Staatslehrer, mit mehr Posse als Ernst die Emporhebung des Gelehrtenadels oder nach dem Muster wilder *Völker* ein Examen empfehlen wollten, dessen Ueberstehen erst adelig erklärte. So wird man sich, fürchte ich, dabei trösten *müssen*, daß die schwächere Bedeutung der aristokratischen Vertretung etwas so Natürliches und Unvermeidliches ist, wie es einst, wo der Adel Alles galt, die mangelhafte Vertretung der Städte war. Dergleichen traurige Wahrheiten zu verbergen oder nur zurückzuschieben, halte ich für so übel, als ich das Hervorheben des bestehenden Guten für nützlich halte. Vielleicht hat der Verfasser etwas zu viel auf der gemüthlichen Betrachtung verweilt. Wir haben (da es uns an aller politischen Gymnastik fehlt, die auch nicht auf dem bloßen Wege nach Ausbildung der Verwaltung erlangt wird) Kräfte zu wecken vor Allem; dies geschieht durch Behagen weniger als durch Unmuth. Die schlechte Seite von gegebenen Verhältnissen blos darstellen, verzehrt den Muth und die Kraft, ehe man sie braucht; die *gute* blos, so beruhigt man sich vorschnell dabei, ohne sie überhaupt zu brauchen.

Inhalt.

	Seite.
Vorrede	V
Vorrede zu dem dritten Theile der Geschichte der deutschen National-Literatur	XI
Historische Briefe. Veranlaßt durch Heeren und das Archiv von Schlosser und Bercht. 1832.	1
Ueber die historische Größe. (Archiv von Schlosser und Bercht.) 1832.	135
Geschichte der Zechkunst. Entwurf und Probe. 1836. (Lit. Unterh. Blätter.)	161
Ueber deutsches und französisches Unterrichtswesen. (Lit. Unterh. Bl.) 1833.	191
Plan zur Reform der deutschen Universitäten. Ein Ministerialbericht. (Deutsche Jahrbücher. 1835.)	241
Einleitung in die deutschen Jahrbücher. 1835.	313
Ueber Schlosser's universal-historische Uebersicht der Geschichte der alten Welt. (Deutsche Jahrb. 1835.)	333
Ueber Börne's Briefe aus Paris. (Deutsche Jahrb. 1835.) . . .	383
Ueber Schinkel's Entwürfe zu einem Denkmal für Friedrich den Großen. (Deutsche Jahrb. 1835.)	411
Ueber das Mosaikgemälde der Alexanderschlacht in Pompeji. (Heidelb. Jahrb. 1832.)	435
Ueber Wilda's Gildenwesen. (Heidelb. Jahrb. 1835.)	457
Ueber Probert's ancient laws of Cambria. (Heidelb. Jahrb. 1831.)	489
Ueber Schmidt's aragonische Geschichte. (Heidelb. Jahrb. 1831.) .	535
Ueber Artaud's Machiavell. (Heidelb. Jahrb. 1834.)	557
Selbstanzeige der Geschichte der deutschen National-Literatur. (Heidelb. Jahrb. 1836.)	573
Ueber Dahlmann's Politik. (Lit. Unterh. Bl. 1836.)	593

